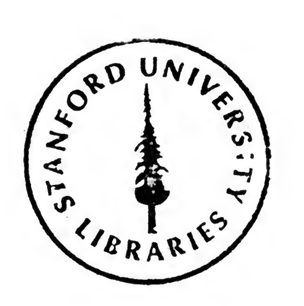




Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1867

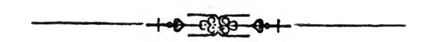
Erster Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

redigirt
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Neunundfünfzigster Band.



München, 1867.
In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Der Anfang vom Ende 1

II. Reisenotizen über Kunst.
Von Dr. A. Reichensperger.
IV. Freiburg in der Schweiz 21

III. Das Leben Friedrichs von Thiersch und die neueste Geschichte Bayerns.
Neue Folge 33

IV. Briefe des alten Soldaten.
II. Ein paar Blicke in die Geschichte des jüngsten Kriegs 52

V. Historische Novitäten.
I. Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe Conrad I., Eberhard I., Con-

Seite

rad II., Adalbert, Conrad III. und Eberhard II. Von Dr. A. von Meiller. Wien 1866 . 63

II. Bibliotheca Eystettensis Dioecesana. Ein Beitrag zur Herstellung von Annalen der Literatur des Bisthums Eichstätt. Von J. G. Suttner Eichstätt. 1866 67

VI. Zur didaktischen Poesie.

Herbstblätter von Franz Graf Pocci. München H. Manz 1867 70

VII. Ein Blick auf Mexiko. 76

VIII. Josephinische Silhouetten.

III. Das Verfahren mit dem eingezogenen Klostergut 81

IX. Zur Arbeiter-Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung" Band 57 Heft 5 der Histor.-polit. Blätter (Forts.) . . 97

X. Geschichte der Conversionen.

II. Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt von Dr. Andreas Räß, Bischof von Straßburg. Freiburg bei Herder. Erster Band. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Zweiter Band. Von 1566 bis 1590 116

XI. Zur Kunstgeschichte.

Holbein und seine Zeit. Von Dr. Alfred Woltmann. Erster Theil mit 31 Holzschnitten und einer Photolithographie. Leipzig 1866 . 123

XII. Die Krisis in Washington und die Zustände überhaupt 132

Seite

XIII. Briefe des alten Soldaten.

III. Militärischer Rückblick auf den jüngsten Krieg 139
IV. Der Krieg auf österreichischer Seite . . 152

XIV. Der Werth der Lebensversicherung.

Beitrag zur socialen Frage 161

XV. Zur Arbeiter-Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung" Band 57 Heft 5 der Histor.-polit. Blätter (Forts.) . 176

XVI. Briefe des alten Soldaten.

V. Die Kritik des „Erfolgs" für Deutschland und Europa 196
VI. Schlußwort 207

XVII. Abraham a Sancta Clara.

Nach Th. von Karajan 212

XVIII. Christus in Wien öffentlich verspieen 233

XIX. Florian Geyer im Bauernkrieg.

Eine historische Betrachtung mit ästhetischen Randglossen 241

XX. Dr. Schrödl über den Kirchenstaat 276

XXI. Zur Geschichte der Kanzelberedsamkeit.

Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten. Von Dr. J. N. Brischar. Erster Band. Die Kanzelredner des 16. Jahrhunderts. Schaffhausen. Hurter 1867. (XVIII und 914 S. 4 fl. 48 kr.) 290

Seite

XXII. Zeitläufe.

Die „Krönung des Gebäudes“ jenseits des Rheins . . . 304

XXIII. War Shakespeare Katholik?

Zweiter Artikel 321

XXIV. Ueber Flugschriften, vorzugsweise im siebenjährigen Kriege 342

XXV. Culturhistorische Skizzen aus Rom.

Neue Folge.

I. Die Aesthetik am päpstlichen Hofe 349

XXVI. Eine pädagogische Realencyklopädie.

Realencyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Principien. Herausgegeben von H. Rolfus und A. Pfister. Mainz 1863—1866. 359

XXVII. Zeitläufe.

Der Ausgleich mit Ungarn und der neu-österreichische Dualismus 366

XXVIII. Memoiren-Literatur.

Fr. v. d. Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Herausgegeben von J. Petzholdt. Dresden 1866. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Celle 1865. 387

XXIX. War Shakespeare Katholik?

Zweiter Artikel (Schluß) 393

XXX. Zur Arbeiter-Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung“ Band 57 Heft 5 der Histor.-polit. Blätter.

Seite

IX. Exemplifikation einer handwerksrechtlichen Gerichtsbarkeit 415
X. Schlußwort 438

XXXI. Zur Kunstgeschichte.

Biblia Pauperum. Nach dem Original in der Lyceumsbibliothek zu Constanz herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Pfarrer Laib und Dekan Dr. Schwarz. Zürich, Wörl 1867 445

XXXII. Eudoria von Gräfin Hahn-Hahn.

Eudoria, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Kirchheim 1866. Zwei Bände 450

XXXIII. Zeitläufe.

Der Bischof von Mainz über unsere gegenwärtige Lage 454

XXXIV. Der modern-liberale Staat und die Kirche.

Aus Baden.

I. Physiognomie des „modernen Staats" . . 470
II. Die Theologie des modernen Staats . . 472
III. Die Politik des modernen Staats . . . 482

XXXV. Das Versicherungswesen 490

XXXVI. Die italienischen Benediktiner-Klöster 498

XXXVII. Historische Novitäten.

Die Wahl des Königs Adolf von Nassau (1292) von Dr. Leonard Ennen. Köln 1866 . 518

XXXVIII. Zeitläufe.

Aphoristische Bemerkungen über die socialen Erdbeben im Staat und der Gesellschaft Englands 522

Seite

XXXIX. Ein neuer Todtentanz.
Die Arbeit des Todes. Ein Todtentanz von Ferdinand Barth. München. Braun und Schneider 1867. 4. 541

XL. Der modern-liberale Staat und die Kirche.
IV. Der Rechtsschutzstaat, die Ueberzeugungs-, Unterrichts- und Religionsfreiheit 545
V. Der paritätische Rechtsschutzstaat . . . 549
VI. Schluß 557

XLI. John Henry Newman.
Aus dem Puseyismus in die Kirche . . . 563

XLII. Die englische Politik und der Fenianismus in Irland 600

XLIII. Zeitläufe.
Der Luxemburger Handel und die Bismark'sche Politik auf dem Prüfstein 616

XLIV. John Henry Newman.
Schluß 633

XLV. Französische Zustände.
Neue Folge 657

XLVI. Allgemeine und confessionelle Statistik in Preußen 679

XLVII. Die Benediktiner-Ordensreform des 13. und 14. Jahrhunderts 691

XLVIII. Zeitläufe.
Betrachtungen über die äußere und innere Lage Bayerns 697

Seite

XLIX. Emilie Linder.
Ein Lebensbild 713

L. Die Wahrheit über die nordamerikanische Union 743

LI. Die Trennungshaft und Dr. Julius Füeßlin . 755

LII. Zeitläufe.
Preußen und Deutschland zur Zeit der Londoner Conferenz 775

LIII. Die Trennungshaft und Dr. Julius Füeßlin.
Schluß 789

LIV. Das Versicherungswesen.
I. Gegenerklärung der Gothaer Lebensversicherungs-Bank 805
II. Weitere Beiträge über das Versicherungswesen. 811

LV. Emilie Linder.
Schluß-Artikel: ihre Conversion 836

LVI. Briefe des alten Soldaten.
I. Die Krisis der jüngsten Tage 869

LVII. Peter Cornelius.
Ein Künstlerlebensbild 877
I. Kindheit und Jugend 881
II. Erster Aufenthalt in Rom 896

LVIII. Erinnerung an Rom.
Ein gesellschaftlicher Vortrag 911

Seite

LIX. Die Pariser Weltausstellung 926

LX. Nachtrag zur preußischen Statistik.
Die gemischten Ehen und deren Kinder . . 938

LXI. Die Zukunft der preußisch-italienischen Allianz . 943

LXII. Zeitläufe.
Betrachtungen über die äußere und innere Lage Bayerns 952

I.

Der Anfang vom Ende.

In dem stehen wir mitteninne, im Anfang vom Ende. Nicht etwa am Anfang vom Ende dieses oder jenes Klein- oder Mittelstaats; über solche Bagatellen sind wir bereits hinaus und Mediatisirungs-Luft athmet jedes Menschenkind in Belgien so gut wie in Bayern. Sondern das Ende an dessen Anfang wir stehen, ist das Ende der gesammten christlich-germanischen Staatenordnung, dem das Ende der christlich-germanischen Gesellschaftsordnung auf dem Fuße, wenn auch in langen und schweren Krämpfen, folgen muß. Mit einem Worte: nicht bloß ein neues Jahr politischer Krisen steht uns bevor, sondern der Eintritt in eine neue Weltperiode die vielleicht schon das Jahr 1867 einschließen wird, jedenfalls wohl das nächste.

„Man wird mich, wenn man will, einen Unglückspropheten nennen; aber was sich in Europa vorbereitet, ist schrecklich; ich werde es vielleicht nicht mehr sehen, aber ich kündige es an.“ So hat jüngst der Bischof von Orleans, einer der geistreichsten Männer Frankreichs und bekanntlich nichts

weniger als Obscurant, in einem Hirtenbrief geäußert, der überhaupt ein entsetzter Aufschrei ist über die handgreiflich hervortretenden Symptome der Anarchie in der ganzen physischen und moralischen Welt. Der frivole Liberalismus schlug ein Hohngelächter auf über eine solche Ideenassociation die das Unheil in der materiellen und in der geistigen Welt sich in Wechselwirkung zu denken wagt*). Aber die Hand auf's Herz, wer ist denn eigentlich im Stande zu läugnen, daß die Aussichten auf die nächste Zukunft dreier Welttheile schrecklich sind und die moralisch-politische Auflösung im alten Europa insbesondere ihren Höhepunkt erstiegen hat, auf dem es kein Aufhalten mehr gibt?

Die großen Weltmächte haben das nicht gewollt: es ist gewiß. Denn selbstverständlich konnten sie nicht aus freien Stücken in eine Lage gerathen wollen, in der sich nun keine mehr zu helfen weiß. Sie alle haben sich die Dinge ganz anders gedacht als dieselben gekommen sind; sie glaubten jeden Augenblick Herr der Bewegung zu bleiben zu der sie seit 1850 den Impuls gegeben. Am zuversichtlichsten pochte der französische Imperator in der Hoffart seines politischen Nationalismus auf die Unfehlbarkeit seines Systems; von dem Augenblicke an wo er allem Recht und allen Verträgen mit Erfolg den ersten Fußtritt versetzt hatte, machte er die Miene als wenn er im Namen der „großen Nation" Himmel und Erde regiere. Aber Gott läßt sich nicht spotten! Die Lüge kann vorübergehend glänzenden Erfolg verleihen, aber zuletzt rächt sie sich um so furchtbarer an ihrem Ur-

*) Dupanloup's Hirtenbrief ist in deutscher Uebersetzung erschienen: „Die Uebel und die Zeichen der Zeit." Passau, Deiters 1866. — Soeben hat der hochwürdigste Verfasser sein Thema auch noch weiter ausgeführt in der neuen Schrift: „L'Athéisme et le péril social." Paris, Douniol 1866.

heber. Das ist das Schicksal des Napoleoniden gewesen und es wird sich für ihn nicht mehr ändern.

Wir fangen mit ihm unsere Betrachtung an. Denn wie in seinem Aufgang so ist er jetzt in seinem Niedergang der Angelpunkt der europäischen Geschicke. Er hat fünfzehn Jahre lang diese Rolle gegenüber Oesterreich gespielt, wie er sich jetzt der preußischen Monarchie gegenüber gestellt sieht. Wasfür Gedanken mag er sich jetzt wohl machen über seine Herrscher-Laufbahn, wenn der Schmerz seines zerrütteten Körpers und die Verwirrung seiner gequälten Seele ihm jetzt am Sylvesterabend rückwärts gerichtete Meditationen erlauben? Den hohlen Schein seiner Allmacht, das muß ihm klar vor der Seele stehen, wird er nicht länger aufrecht erhalten; es handelt sich für ihn abermals um die Wahl: Alles oder Nichts.

Ich sage den hohlen Schein! Denn im Grunde war der Nerv seiner Herrschaft schon im Jahre 1860, im Jahr des Verraths von Castelfidardo und als er sich an dem welthistorischen Eckstein den Fuß geprellt hatte, unheilbar erschüttert. Er hatte da Größeres unternommen als der monarchischen Revolution und was nur der blutrothen zu bewältigen vergönnt ist. Doch schien er lange noch wie der gebietende Geist über den Wassern zu schweben, bis die schillernde Blase im vorigen Sommer plötzlich geplatzt ist, und der Mann jetzt in so kläglicher Blöße vor aller Welt Augen steht, daß selbst sein Todfeind zum Mitleid bewegt werden könnte mit der Jammergestalt des weiland Präsidentschafts-Candidaten vom „europäischen Areopag“.

Man muß sagen was wahr ist: es ist Preußens Verdienst daß die Welt endlich befreit wurde von dieser lähmenden Spukgestalt. Befreit mit Einem Schlage und in dem Moment von vierundzwanzig Stunden von dem furchtsamen Glauben an den Imperator. In der That, wäre in dem

Zeitraum vom 4. auf den 5. Juli seine Frau Kaiser der Franzosen gewesen, wer weiß wie es heute in Europa aussähe. Jedenfalls brauchte Frankreich jetzt nicht seine Armee zu verdoppeln, um das wieder einzubringen was er in jenem Momente versäumt hat, weil er nicht mehr so viel Muth hatte wie ein Weib.

Freilich ist aber das fragliche Verdienst Preußens dadurch wieder verzehrt und aufgewogen worden, daß es nicht nur im Fall der Niederlage selber den Imperator angerufen haben würde, sondern auch seinen Sieg in der verwerflichsten Weise mißbraucht hat. Nicht nämlich um eine ehrliche Einigung im deutsch-nationalen Interesse herbeizuführen, sondern bloß zur „Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht", wie Graf Bismark selbst sich ausgedrückt hat. Dieser wortbrüchigen Vergrößerungssucht haben wir es zu verdanken, daß Preußen selber und das noch übrige Deutschland sich immer noch nicht sicher fühlen können vor den französischen Attentaten, und daß beide, Preußen und wir, jetzt sogar weniger als zuvor unabhängig sind von der Anlehnung an das Ausland, heiße es Rußland oder Italien. Aber dieß ist das Unglück für uns; in der Stellung des Imperators verbessert die Thatsache nichts.

Frankreich muß seine Armee verdoppeln, es muß 1,200,000 Mann gerüsteter und geübter Soldaten aufstellen, es muß mit andern Worten fast sämmtliche wehrfähigen Männer des Landes ausheben — bloß zu dem Zwecke der Vertheidigung und um Frankreich „vor einer fremden Invasion sicher zu stellen." Das allein ist genug um die Lage des Imperators zu charakterisiren, es bedarf weiter nichts. Der Plan wornach das französische Heer verdoppelt werden soll, ist bereits festgestellt und proklamirt; die Nation ist längst vorbereitet auf die enormen Auslagen und Opfer welche ihr von der neuen Heeresverfassung aufgeladen werden müssen, wenn man sich auch die Ziffer noch nicht auszusprechen getraute; und

alles Dieß nur zu — defensiven Zwecken. Wie lange freilich, ob nur Wochen oder Monate, nach Vollendung solcher enormen Rüstungen die in Waffen starrende Welt sich bescheiden und friedlich durch die Lorgnette wird begaffen können, das ist eine andere Frage. Den Franzosen aber wird ausdrücklich gesagt, diese ungeheure militärische Anstrengung des Landes sei durch die heutige Weltlage und allein schon um des Friedens willen geboten. Um so mehr dürften sich die Franzosen natürlich zum Nachdenken angeregt finden, wie denn die Dinge so gekommen und die „große Nation" in eine so unwürdige Lage gerathen sei?

Noch vor fünf Jahren war Frankreich mit einem stehenden Heere von 600,000 Mann die gebietende Macht in Europa; noch vor zwölf Monaten ruhte die Nation bei einer Friedensstärke von 230,000 Mann so sicher wie in Abrahams Schooß trotz der Verwicklung in Mexiko; und jetzt soll es der doppelten Heeresmacht bedürfen um nur das Land gegen eine fremde Invasion zu vertheidigen. Freilich redet die kaiserliche Publicistik sich auf die preußische Armeeorganisation von 1860 hinaus, durch welche an die Stelle der alten ausschließlich auf dem Defensivsystem ruhenden Landwehr in Preußen eine ganz andere Armee, ein zum Angriff jeden Augenblick geeignetes Heer erster Linie gesetzt worden sei. Aber jedes Kind in Frankreich weiß doch, daß die Militär-Reform allein die norddeutsche Großmacht noch nicht zu einem furchtbaren Nachbarn erhoben hätte. Die Militär-Reform hätte ohne das fernere Hinzutreten besonders glücklicher Umstände den Preußen nicht nur nicht zum Siege in Böhmen verholfen, sie hätte nicht einmal zu Hause aufrecht erhalten werden können. König Wilhelm hätte trotz Allem sein eigenes Werk wieder über den Haufen werfen müssen; oder wenn nicht er, so mußte es sein Nachfolger thun.

Wer hat ihm aber jene besonders glücklichen Umstände

zugeschanzt? Niemand anders als Napoleon III. selbst. Preußen hätte den Krieg wohl unterwegs gelassen ohne die italienische Allianz, oder es wäre in den Defileen Böhmens jedenfalls ganz anders empfangen worden. Zu dieser preußisch-italienischen Allianz aber haben die perfiden Hetzereien des französischen Imperators nicht wenig sogar direkt beigetragen. Und wäre dieß auch nicht wahr, so hätte doch unbedingt „Italien“ sich mit Preußen nicht alliiren können, wenn nicht der Herrscher in den Tuilerien zuvor das Reich Viktor Emmanuels und Garibaldi's durch Gewalt, Lüge und Verrath geschaffen und erhalten hätte.

Es ist also klar wie die Sonne, warum und wozu die Franzosen die für ihre socialen Zustände, bei dem schwachen Populationszuwachs und namentlich bei dem schreienden Mangel ländlicher Arbeitskräfte, geradezu erdrückende Last einer verdoppelten Heeres-Aufstellung übernehmen müssen. Warum? Um den Imperator vor den Folgen seiner eigenen revolutionären Thorheiten und Kurzsichtigkeit zu behüten. Es ist offenbar viel weniger der Aufschwung Preußens, als der Ausfall der europäischen Machtrolle Oesterreichs was jetzt alle Länder zu enormen Waffenrüstungen zwingt und den Continent in ein großes Zeug- und Exercierhaus verwandelt. Oesterreich ist der Schlußstein des europäischen Gleichgewichts gewesen, seine unerschütterte Macht hat — durch ihre bloße Existenz als moralischer Faktor — den Gottesfrieden geboten und Frankreich so gut wie jedes andere Volk gegen muthwilligen Angriff gesichert. Wer hat aber an diesem Schlußstein fortwährend gerüttelt und tückisch gebohrt, ohne zu bedenken daß das schützende Gewölbe auch über seinem eigenen Haupte einstürzen müsse?

Die Welt kennt den Verbrecher. Sie wird es wahrlich noch eindringlicher erfahren was es heißt: die Macht Oesterreichs sei nicht mehr zu rechnen. Der französische Im-

perator aber sagt unwillkürlich die Wahrheit, wenn er nur den Zweck der Vertheidigung als Motiv, seiner verdoppelten Heeres-Aufstellung angibt. Denn um einen Angriffskrieg mit Aussicht auf Erfolg zu beginnen gegen die siegestrunkene Macht Preußens und die ausgeruhte Macht Rußlands — die Allianz dieser zwei Staaten liegt ja bereits in der Luft und sie ist so gewiß wie in den Sternen geschrieben — zu einem solchen Angriff sage ich, könnte doch auch die verdoppelte Heeresstärke Frankreichs nicht genügen, es müßte unbedingt die Allianz Oesterreichs hinzutreten, also derselben Macht auf deren Ruin gerade der Imperator seit zehn Jahren mit allen Teufelskünsten hingearbeitet hat.

Was müssen sich die Franzosen nun erst für Gedanken machen, wenn sie diese Politik und ihre Folgen mit den socialen Experimenten vergleichen zu denen der französische Kaiser seit 1856 gleichzeitig den Impuls gegeben hat? Man erinnert sich doch wohl an die Geburtszeit jener Geld- und Börseninstitute welche Europa binnen Kurzem in ein Spielhaus verwandelten, unermeßliche Summen fiktiver Werthe schufen und alle Länder mit einem tiefen Schneefall papierner Vermögen bedeckten. Das Triumphgeschrei des politischen Nationalismus und des ökonomischen Liberalismus war unerhört. Jede Warnung wurde als Blödsinn schwachköpfiger Obscuranten und Ignoranten verlacht. Wir selbst sind von den Wiener Lehrjungen des großen Oekonomisten an der Seine schmachvoll abgekanzelt worden, als wir dem neugeschaffenen Universal-Luftballon papierner Werthe prophezeiten, er werde früher oder später ein Loch bekommen und dann die Welt mit einer socialen Sündfluth heimsuchen. Um das Unglück zu verhüten, mußte wenigstens die Politik nicht anders als mit Tanzschuhen auf dem zarten Teppich der neuen Societäts-Entwicklung wandeln. Anstatt dessen fuhr der Imperator fort als wenn nichts geschehen wäre, mit Reiter-Stiefeln und klirrenden Sporen darauf herumzutrampeln.

Die Wirkung liegt nun vor und wird sich bald aller Welt manifestiren. In Oesterreich spricht man ungenirt vom Staatsbankerott; für Italien, das zu Schanden regierte industrielose Land, sieht Niemand mehr einen andern Ausweg; Rußland verdeckt mühsam die Tödtlichkeit seiner finanziellen Leiden; die immense Schuld Nordamerika's ist solange nicht gesichert ehe sich auch die Südländer zu derselben bekannt haben, und inzwischen drückt sie jedenfalls centnerschwer auf alle europäischen Papiere. Ein allgemeiner Bankbruch droht mit einem Elend wie es die civilisirte Welt noch nicht gesehen hat. Inzwischen macht der Wiener Crédit mobilier kaum mehr 5 Proc., während die Aktien seines Pariser Vorbilds, der glorreichen Schöpfung des Imperators, von der dividendensüchtigen Bourgeoisie vor zehn Jahren um 15 bis 1600 Fr. gekauft, jetzt auf 600 gesunken und selbst hiefür die Zinsen nicht mehr fraglich sind.

Unter so schweren socialen Uebeln leidend und von ungleich schwerern bedroht, soll nun das französische Volk dem Imperator doppelt so viel Soldaten stellen als bisher. Und wozu? Vielleicht um die dreifache Schmach zu rächen über die jeder Franzose in innerster Seele ergrimmt? Ei bewahre! Der Imperator will die dreifache Schmach vorerst ruhig über sich ergehen lassen, doch aber nocheinmal so viel Soldaten haben!

Dem präsidirenden Schneidergesellen in Washington hat er demüthig versprochen wie ein begossener Pudel aus Mexiko davon zu laufen, und er bittet aus Leibeskräften um schön Wetter, weil es ihm beim besten Willen nicht möglich sei, so rasch als die Prahlhansen der Unions-Regierung wollen, die beschimpften Fahnen Frankreichs aus dem Lande Montezuma's zurückzuziehen. Kommt es dem juaristischen Gesindel das sich durch Tausende von nordamerikanischen Zuzüglern verstärkt sieht, am Ende noch bei die retirirenden Franzosen zum Einen Theil zu massacriren und zum andern Theil buch-

stäblich über die Küste zu werfen: so wird es der gewaltige Cäsar an der Seine sich gefallen lassen müssen. Wie ein Verbrecher zieht er sich aus der großen Zukunftsstellung der „lateinischen Race“ in Mexiko zurück, deren vollständig gesicherte Zukunft er noch in seiner Thronrede vom 22. Januar 1866 glänzend ausgemalt hat, mit der lockenden Versicherung daß der Handel zwischen Frankreich und Mexiko bereits von 21 auf 77 Millionen gestiegen sei. Prévoir c'est gouverner: hat eine Thronrede des Mannes im J. 1859 gesagt; soll das wahr seyn, dann ist Napoleon III. fortan regierungsunfähig.

Die zweite Schmach: er zieht mit leeren Händen aus Italien und aus dem Römischen ab. Er überläßt die Weltstellung in Mitte der Halbinsel ohne jede Entschädigung jener Florentiner Regierung, welche soeben in zwei Schlachten zu Land und zur See von den Oesterreichern klägliche Niederlagen erlitten hat. Er gibt den heiligen Stuhl der blauen wie der rothen Revolution Preis. Er hat Tausende von Menschenleben aus seinem Volke, er hat Hunderte von Millionen geopfert, zu welchem Zwecke? Um an diesem vereinigten Italien eventuell für Preußen und Rußland oder England einen nicht zu verachtenden Alliirten — gegen Frankreich zu erschaffen! Auf „Dankbarkeit“ gegen ihn und Frankreich wird sich doch wohl am Tuilerien-Hofe Niemand Rechnung machen, nachdem es ja allenthalben ein öffentliches Geheimniß ist, daß Er eine solche Entwicklung der italienischen Dinge entschieden nicht gewollt hat. Sondern ein dreigetheiltes Italien wollte er: in der katholischen Mitte den unbeschränkten französischen Einfluß und im Süden wo möglich eine napoleonische Dynastie. Und nun nicht einmal eine Entschädigung in Ligurien oder mit der sardischen Insel! Wüßte man sonst gar nichts über die gescheiterten Pläne des Imperators und über das erstaunliche Fiasko seines politischen Nationalismus, so wäre das schon genug um die allmählig ganz Frankreich

beschleichende Empfindung zu rechtfertigen: „Der große Hans, ach wie so klein!"

Aber man wird vielleicht sagen: der heilige Vater sei ja in seinem gegenwärtigen Besitz durch den unter der Garantie Frankreichs stehenden Vertrag vom September 1864 sicher gestellt. Als sichtbares Zeichen dieser Protektion sollte sogar die fromme Kaiserin, die schöne an den alten Abenteurer verkuppelte Spanierin — nach Rom und zu den Füßen des heiligen Vaters wallfahren. Sehr wohl! Aber mehr als eben das, daß er jetzt in tausend Aengsten seine eigene Gemahlin zu einer fadenscheinigen Komödie hergeben wollte, hat uns selbst der niederträchtige Verrath von Castelfidardo nicht entrüstet gegen den Mann, dessen unwürdiges Joch die vom Blödsinn des bürgerköniglichen Liberalismus todtgehetzte französische Nation bis auf Weiteres noch tragen muß. Inzwischen geht die Kaiserin nicht nach Rom, warum? Weil man am napoleonischen Hofe nichteinmal mehr den Muth findet gegen den Willen der Club- und Börsenmächte die traditionelle Politik Frankreichs als Komödie der Welt vorzuspielen.

Ich spreche nicht gern von den italienischen Dingen. Ich habe ein großes Convolut von Collektaneen über Italien seit drei Jahren vor mir liegen; aber es ekelt mich an darnach zu greifen, als müßte ich meine Hand in ein Krötennest hineinstecken. Papst Pius IX. hat eine erhabene Haltung inmitten dieser Welt von Verrath, Lüge und unerhörter Heuchelei bewahrt; unzugänglich allen Rathschlägen diplomatischer Feigheit oder Klugheit harrt er auf seinem Posten an St. Peters Grab aus wie ein Held, und wartet bis seine Feinde ihre eigenen Verträge auch an ihm wieder brechen werden. Dieselben Mächte, welche den von ihnen selbst mit Oesterreich geschlossenen Züricher-Vertrag frech mit Füßen getreten haben, wagten es als Garantie dem heiligen Stuhl

einen unter sich stipulirten Vertrag anzubieten, von dem der italienische Paciscent noch dazu selber zum voraus sagte, daß die „fortschreitende Civilisation“ auch darüber hinweggehen werde. Papst Pius hat zu dem Handel nicht ja und nicht nein gesagt; er läßt es einfach darauf ankommen, um dem Geheimniß der Bosheit wenn es sich vollendet, nicht die leiseste Ausrede übrigzulassen. Die Flotten-Ansammlung vor Civitavecchia beweist jedenfalls, daß auch heute noch der Stuhl des Statthalters Christi nicht ohne gewaltige Erschütterung der Welt könnte weggeblasen werden, und will die Florentiner Regierung, oder kann sie als Sklavin der revolutionären Parteien, heute oder morgen den Vertrag nicht halten: dann wird der Herrscher auf dem Tuilerien-Throne übler daran seyn als der heilige Vater auf der Flucht oder in der Gefangenschaft der garibaldischen Sekte.

Es taucht jetzt wieder wie schon früher das Gerücht auf: man sei zwischen Paris und Florenz einverstanden den jetzigen Papst in Ruhe zu lassen bis an seinen Tod, den man bereits vor vier Jahren nur mehr als die Frage einiger Wochen erklärt hat. Dann aber solle unter dem Schatten der italienischen Bajonette ein neuer Papst gewählt werden, der mit sich reden lassen werde. Es steht dahin wie ein solcher Plan mit dem Charakter des Conclave sich verträgt; aber es steht noch mehr dahin, ob die zwei Interessenten so in's Unsichere hinein zu warten vermögen: Italien das nach der Aussage seiner besten Freunde dicht am Rande einer socialen Umwälzung steht, und der Imperator der um jeden Preis eines Erfolges bedarf und der Befreiung aus seiner schwebenden Pein. Die Erwartung eines neuen Conclave befreit ihn von der Verantwortung nicht nur nicht, sondern die revolutionären Parteien Italiens werden wüthend seyn über den ihnen auferlegten Zwang, und wollte der Mann heute oder morgen seine dritte Schmach gegen Preußen rächen, so könnte es sehr leicht kommen, daß zu der preußisch-russischen Allianz

abermals die italienische hinzuträte, um Frankreich im Rücken zu bedrohen und nicht nur Rom sondern auch Nizza und Savoyen wieder zu holen.

In so unabsehbare Schwierigkeiten hat der gekrönte Politiker der „modernen Civilisation" sich hineingeritten und so rasch ist er um seinen Nimbus gekommen, der vor zwölf Monaten selbst dem verwegenen Minister in Berlin imponirt hat und jetzt gerade von dem Repräsentanten der weiland verachtetsten Großmacht am empfindlichsten sich genarrt sieht.

Graf Bismark hat vor dem Krieg, so gut wie Oesterreich nach der Schlacht von Königsgrätz, für den Fall der Niederlage an die Hereinziehung Frankreichs gedacht und für den Fall gewisse Versprechungen in Bezug auf das Gebiet der „natürlichen Grenzen" gemacht. Als dann Preußen seinen Sieg mit Heißhunger benützte, um die „Hohenzoller'sche Hausmacht" durch Annexionen zu verstärken, und als hierauf der französische Unterhändler die fraglichen Compensationen in Erinnerung brachte, da erhielt er zur Antwort: „nun wir Sieger sind ohne fremde Hülfe, wird nichts gegeben und wir haben auch für diesen Fall nichts versprochen!" Das ist kurzgesagt das Finale der Blamage die dem Imperator von Preußen begegnet ist.

In den Augen der Franzosen verliert wie recht und billig das Fiasko nichts von seinem empörenden Charakter durch die Einrede, daß Preußen ja doch beim Prager Frieden dem französischen Einfluß weiten Spielraum gelassen habe. Die Franzosen wissen so gut wie alle Welt, daß man in Prag nur einen zweiten Züricher Frieden geschlossen hat, daß der projektirte Südbund auf's Haar das deutsche Neapel ist und dessen internationale Existenz auf dem Papier verbleiben wird, bis der norddeutsche Cavour das letzte Blatt der deutschen Artischocke zu verzehren belieben wird. Kurz, die Franzosen sehen ganz richtig voraus, daß es auf dem

bisherigen Wege ihrem Imperator mit den deutschen Dingen gerade so mißlich und widerwärtig ergehen wird wie mit den italienischen; und sie wissen sehr wohl, um wie viel gefährlicher ein einheitliches Deutschland im Vergleich zum einheitlichen Italien ist.

Einer solchen Entwicklung zu wehren um jeden Preis, braucht nun der Imperator die verdoppelte Armee. Aber er darf den Zweck wofür vor sechs Moanten eine rasche Bewegung an den Rhein sicherlich genügt hätte, nicht einmal eingestehen, ehe er auch noch der nöthigen Allianzen versichert ist. Es bleibt daher abzuwarten, wie er es mit diesem Versteckensspiel fertig bringen wird die Franzosen in den spanischen Stiefel des Militärstaats nach preußischem Muster einzuschnüren. Schon haben sich auch wieder Stimmen vernehmen lassen welche die Herstellung der constitutionellen Regierung zur Bedingung machen möchten, weil ja die „freiesten Bürger" auch die besten Soldaten lieferten. Als ob der parlamentarische General Lamarmora bei Custozza glänzend gesiegt, und Graf Bismark mit den liberalen Bourgeois welche ungefähr so viel Friedens-Petitionen unterzeichnet hatten als der König Wilhelm Soldaten auf die Beine brachte, die böhmischen Erfolge gewonnen hätte! Möglich indeß, daß an den Imperator abermals die Versuchung herantritt, durch liberale Concessionen sich aus der Noth herauszuhelfen. Geschähe das, so dürfte sich alle Welt dazu insoferne gratuliren, als man dann baldigst wüßte woran man ist. Der Radikalismus würde dann ohne weitere Umschweife die Herrschaft antreten, die ihm unfehlbar wieder bevorsteht an der Spitze der „großen Nation".

Nebenbei gesagt ist es doch sehr merkwürdig: die liberalen Sekten sind außer sich vor Jubel über das nahe Ende der weltlichen Macht des Papstes womit sie den Untergang der Kirche selbst identificiren; und sie sehen nicht, daß der Sturz

des Liberalismus die unmittelbare Folge davon wäre. Der Imperator ist die einzige Stütze welche der herrschenden Bourgeoisie noch übrig ist; fällt er, dann werden sich die Länder Europa's vertheilen unter die Botmäßigkeit des Radikalismus und des militärischen Cäsarismus. Selbst England, die insulare Heimath der liberalen Propaganda, steht bereits — vielleicht würden wir besser sagen: endlich — vor dieser Alternative; wir werden auf dieses vielsagende Zeichen der Zeit demnächst näher eingehen. In Deutschland aber kommt es schon vor, daß liberale Stimmen in liberalen Organen den Grafen Bismarck lobpreisen, weil er jenes liberale Parteiwesen herabgedrückt habe, mit dem Preußen niemals die großen Erfolge der nationalen Idee erreicht haben würde, sondern wodurch Preußen sammt Deutschland in den Abgrund geführt worden wäre*). Wahr ist's; aber wer hätte eine solche Sprache vor sieben Monaten für möglich gehalten? Lasse man nun erst den Imperator die Kraft verlieren zum Schutze der Bourgeoisie mit Gewalt den Radikalismus niederzuhalten, lasse man nur sein Regiment stürzen: so wird man bald sehen, welche von den großen kirchlich-politischen Parteien des Tages am übelsten daran ist. Gerade die prunkvollste und übermüthigste, die des Liberalismus; während sie sich auf allen Punkten Sieger wähnt, hängt ihr Schicksal an einem Haar und wird sie sich wie zwischen zwei Mühlsteinen befinden, sobald das Gedränge zwischen Radikalismus und Militärdespotismus anhebt.

Es ist ganz falsch, wenn man Napoleon III. so gerne als Gegensatz des Liberalismus auffaßt, weil er dem Unfug der parlamentarischen Regierung Frankreichs sein Ende gemacht hat. Im Gegentheil; er hat sich als das erleuchtete Collektiv-Auge

---

*) Allg. Zeitung vom 18. Dez. Beilage.

der Partei aufgeschwungen und seine Alleinherrschaft an die Stelle des lähmenden Kammerregiments gesetzt, um die Sache der „modernen Ideen", d. h. des politischen Rationalismus desto einheitlicher und energischer zu fördern. Mit dieser seiner Rolle hat es nun bereits ein Ende. So sehr daß selbst die Fraktion seines rothen Vetters, des „declassirten Cäsar", die Griechen in Athen und auf Kreta heftig heruntermacht, daß sie sich der Pforte nicht ruhig unterwerfen wollen, während ja doch Frankreich jetzt seiner eigenen Haut sich wehren müsse und nicht mehr in der Lage sei den Befreier der Nationalitäten und den Weltheiland zu spielen. Soweit ist es gekommen mit Dem der „immer an der Spitze der modernen Ideen marschirt." Während man glaubte daß er den Orient als letzten Trumpf in der Hand habe, zittert und bebt er jetzt vor dem unzeitigen Ausbruch der orientalischen Frage, weil er weiß, daß dann die russisch-preußische Allianz eine fertige Thatsache wäre, der zu begegnen er sich noch keinen Rath weiß. Kurz, der hohe Protektor der modernen Ideen sieht sich jetzt ausschließlich auf das prosaische Studium zurückgeführt, wie er sein unvermeidliches Duell mit dem Uebermuth Preußens glücklich ausfechten möge.

Preußen hätte nichts zu fürchten und es könnte in Wirklichkeit der starke Schild des übrigen Deutschlands seyn gegen den stehenden Imperator wie gegen den fallenden Imperator und den aufsteigenden Radikalismus, wenn es das Glück seiner Waffen in Wahrheit im nationalen Interesse und nicht bloß zur „Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht" benützt hätte. Preußen hat sich territorial sehr bedeutend verstärkt, aber es muß dennoch die Pläne Frankreichs fürchten, es muß sich auf einen neuen und furchtbarern Krieg gefaßt machen und seine Minister haben dessen kein Hehl. Hätte Preußen nach dem Siege sein Wort gehalten und die deutschen Staaten zu einer Bundesreform nach seinen eigenen Grundzügen vom 10. Juni, wenn auch

mit Ausschluß Oesterreichs und ohne die präliminirte Bevorzugung Bayerns, eingeladen, so wäre der Wunsch Befehl gewesen und man hätte jetzt in Berlin kaum einen ernstlichen Feind in Deutschland. Eine deutsche Nationalversammlung würde heute schon tagen, und sie würde das scheelsüchtige Ausland in Respekt zu erhalten wissen. Der Imperator würde es schwerlich gewagt haben die Verdoppelung seines Heeres zu beschließen, und hätte Preußen seine erdrückende Militärlast sogar noch reducirt, die deutschen Gränzen hätten doch nichts zu besorgen gehabt vor Frankreich, schon deßhalb nicht weil es unter solchen Bedingungen leicht gewesen wäre Oesterreich von der französischen Allianz abzuhalten. So hätte der Sieg Preußens immer noch zum verhältnißmäßigen Heile Deutschlands und im nationalen Interesse ausschlagen können. Aber die heißhungrigen Annexionen haben Alles verdorben, und wenn nicht jede Voraussicht täuscht, so dürfte auch Preußen keine Ausnahme unter den großen Mächten der Gegenwart machen, welche ganz anderswohin gekommen sind als wohin sie kommen wollten.

Die Apologeten der preußischen Hausmachts-Politik verwickeln sich in sonderbare Widersprüche. Sie weisen einerseits auf die dringenden politischen Rücksichten, d. i. auf die bedrohliche Stellung Frankreichs und Rußlands hin, wodurch Preußen gezwungen worden sei die Mainlinie nicht zu überschreiten und überhaupt den Frieden von Prag auf die von Frankreich vorgezeichneten Grundzüge zu bauen. Andererseits behaupten dieselben Leute, daß Preußen mit voller Zuversicht auch einem Angriff Frankreichs zu begegnen bereit gewesen, und sich stark genug gefühlt hätte die Kampflinie sofort von Mähren bis in die Rheingegenden zu erstrecken. In Wahrheit ist dieß eine leere Prahlerei. Preußen fürchtete nichts mehr als eine Verlängerung des Kriegs, wie denn für die Natur der preußischen Heeresverfassung jeder sich in die Länge ziehende Krieg an sich höchst gefährlich seyn muß.

Um diese Gefahr zu vermeiden, ließ man zunächst dem französischen Vermittlungsdrang das bereitwilligste Entgegenkommen angedeihen. Hätte der Imperator sich nur bis zu einer drohenden Demonstration ermannt, so würde man ihm ohne Zweifel noch größere Concessionen gemacht haben. Als sich dann aber herausstellte, daß der Mann in perplexer Beschlußunfähigkeit den rechten Moment völlig versäumt habe, da griff man in Berlin eilfertig zum Anneriren, als wollte man sagen die Gelegenheit zum Einsacken dürfte nicht gleich wiederkehren, und den französischen Mahner ließ man mit leeren Händen abziehen.

Aber die Folge dieser Politik macht sich bereits geltend. Man hat das Werk unfertig im Stiche gelassen und mit dem wachsenden Gefühl der Unsicherheit verbindet sich die Gewißheit, daß die blutige Arbeit bald von vorne angefangen werden müsse. Preußen hat sich im vorigen Sommer nach einem fünfzigjährigen Frieden als die best ausgeruhte Macht in Europa zu gewaltigen Schlägen erhoben. Aber etwas Anderes ist es mit einer auf die allgemeine Wehrpflicht gegründeten Armee schon nach einem Verlauf von Monaten wieder loszuschlagen. Dieß und nichts Anderes verlangen alle die, welche sich in Deutschland Freunde Preußens nennen. Denn sie alle fordern ungestüm, daß Preußen die nationale Idee sofort sich erfüllen lasse, was der sichere Krieg mit Frankreich wäre, und wohl nicht mit Frankreich allein. Je länger andererseits die Berliner Regierung sich besinnt, desto mehr wird der Nimbus erblassen, selbst bei ihren Freunden.

Ueberdieß hat inzwischen die annerirende Hausmachts-Politik dem eigenen Staatskörper einen Krankheitsstoff eingeimpft der jetzt schon die giftigen Schwären an die Oberfläche treibt und Uebel aus Uebeln zeugend fortschreiten wird. Wenn man sich in Berlin damit beschwichtigt, daß die Neu-Annerirten sich bald so gut in ihr Schicksal finden und loyale Preußen

werden würden wie seit 1815 die Rheinländer, so dürfte darin eine gefährliche Verkennung der Zeiten und der Umstände liegen. Je stärker sich aber der leidenschaftliche Haß gegen die preußische Botmäßigkeit in Hannover, Hessen, Frankfurt manifestirt und sogar zu Gewaltmaßregeln zwingt, desto mehr wird der Haß gegen Preußen im übrigen Deutschland genährt werden. Deutschland ist eben nicht Italien.

Wollte oder könnte sich Preußen definitiv mit Dem begnügen was es nun halb oder ganz verschlungen hat, dann stünde die Sache trotz Allem nicht so bedenklich. Aber sich fortwährend zur nationalen Idee bekennen, die deutsche Einheit als Pflicht und Rechtstitel anrufen, und eine solche Politik einweihen durch gewaltsame Verschlingung der wichtigsten Länder Norddeutschlands, das war nach meiner festen Ueberzeugung ein unglückseliges Unterfangen. Denn auf diesem Wege Deutschland einigen heißt nichts anderes als es „Preußisch machen" und „Preußisch werden". Nun hätte Deutschland vielleicht wohl ein Reich werden können unter der gebornen Führung Preußens; aber Ein Staat wird es nie werden, ob nun derselbe Preußen, oder Deutschland heißen möge. Ich sehe darin eine so entschiedene Unmöglichkeit nicht nur aus Gründen der internationalen Politik sondern auch aus innern Gründen, daß ich viel eher noch wenigstens vorübergehend an die Möglichkeit einer deutschen Republik glauben würde.

In der Berliner Kammer hat der Minister des Innern neulich unumwunden zugestanden, daß die preußische Politik nach außen allerdings „revolutionär" sei, nur nach innen wolle sie conservativ seyn. Also vollständig schon die doppelte Moral des napoleonischen Systems. In der That hat die annexirende Hausmachts-Politik nicht nur sofort den vollen Beifall der Fortschrittspartei gefunden, sondern die Regierung hat sich durch diese Partei auch schon über ihre

ursprüngliche Absicht hinaustreiben lassen. Wenn auch nicht die volle Personalunion, so sollte doch eine Art eigener Regierung den annexirten Ländern zugestanden werden und das norddeutsche Parlament wenigstens entscheidendes Stimmrecht haben. Erst die Berliner Kammer hat dieses Stimmrecht in ein bloß berathendes verwandelt, damit alle Gewalt im Berliner Parlament concentrirt bleiben müsse. Bald genug wird es dann auch heißen, daß zwei Parlamente nebeneinander, eines für 24, das andere für 29 Millionen, ein Unsinn sei (wogegen sich auch wirklich nichts einwenden läßt) und die Bundes-Deputirten werden dann, bis der ganze Bundesspuk in die offene Einverleibung ausläuft — eine Stellung in der Berliner Kammer bekommen wie dereinst die Siebenbürger im Wiener Reichsrath. Denn nicht Bundesstaat, sondern „Einheitsstaat" ist die Losung der Fortschrittspartei, und ein Organ der Partei hat jüngst ehrlich eingestanden, daß ihr früheres bundesstaatliches Programm eigentlich die Leute nur an der Nase herumgeführt habe, weil man eben nichts Besseres zu sagen gewußt habe*). Deßhalb, weil er zu einer solchen Entwicklung Bahn gebrochen habe, liegen jetzt dieselben Leute adorirend zu den Füßen des Grafen Bismark die zuvor seinen Namen nicht nennen konnten, ohne daß ihnen der Schaum vor den Mund trat.

Auf dem Wege aber den es durch die annexirende Hausmachts-Politik eingeschlagen, wird Preußen unfehlbar auf die bewaffnete Gesammtmacht Frankreichs stoßen. Dieser Zusammenstoß wird das Signal der letzten und größten Katastrophe rein politischer Natur in Europa seyn; und in der Stunde der Krisis wird der Ruf an alle übrigen deutschen Staaten ergehen Preußen beizustehen mit aller ihrer Kraft, beizustehen zur Vertheidigung einer Politik die im

*) Wochenblatt des National-Vereins vom 1. und 15. Nov. 1866.

glücklichsten Fall zur Mediatisirung der eigenen Bundesgenossen und im unglücklichen Fall zum Verkauf derselben an das Ausland führen muß. Eine solche Stellung und Zumuthung ist sie jemals erhört worden in der Welt? Und was sollen wir auf die Zumuthung erwidern, nachdem nun einmal die gesammte Lage Deutschlands ihr entsprechend unerhört geworden ist? Ich meinerseits weiß nach wie vor nur den Einen Rath: wenn unser armes Vaterland nicht die traurigsten Schicksale erleben soll, so muß Preußen den ersten Schritt zum Bessern thun; es muß von der wortbrüchigen „revolutionären" Hausmachts-Politik zurückkehren zu dem ehrlichen Wege vom 10. Juni d. Js., was immer die wetterwendische Perfidie jener Fortschrittspartei oder der byzantinische Servilismus ihrer „conservativen" Schleppträger dazu sagen mag.

Vor einem Jahr um diese Zeit haben wir uns mit Oesterreich und Preußen als den Angelpunkten der europäischen Constellation beschäftigt, und unsere „Neujahrsklage" hat dringend die endliche großherzige Einigung der zwei Mächte über Schleswig-Holstein und zwar zu Gunsten Preußens gefordert. Unsere ganze Geschichte hätte dann eine andere Wendung genommen; der Radikalismus und der Cäsarismus hätten auf Jahre hinein unsere Grenzen von innen und außen respektirt und die schwerste Krisis, die in Paris, wäre inzwischen vorübergegangen.

Jetzt sind Frankreich und Preußen die Angelpunkte der europäischen Constellation; der Cäsarismus hat in Preußen bereits den Thron bestiegen unter dem Namen der Hausmachts-Politik und in Paris steht der Radikalismus in socialer Rüstung an der Schwelle der Tuilerien. Man braucht in Berlin bloß fortzufahren auf dem betretenen Wege, um die Welt zu nöthigen das Studium der Lehnin'schen Weissagung von vorne anzufangen.

II.

Reisenotizen über Kunst.

Von Dr. A. Reichensperger.

IV. Freiburg in der Schweiz *).

Obgleich Bädeker gewiß ein recht praktischer Wegweiser ist, so darf man sich ihm doch, wie ich mehrfach erfahren habe, keineswegs blind anvertrauen, namentlich sobald es sich um ästhetische Dinge oder Fragen handelt. Nach seinem Handbuche zu urtheilen, wäre z. B. das schweizerische Freiburg füglich innerhalb einer Stunde zu absolviren, „so großartig die Stadt sich auch im Aeußeren darstelle". Letzteres ist allerdings in hohem Maße der Fall; bei ihrem Anblick wird man an Luxemburg und Bern erinnert, wo in ähnlicher Weise eine großartige Natur mit großartiger Kunst gewissermaßen verwachsen ist und zugleich schroffe Gegensätze dem Auge stets neue Ueberraschungen darbieten.

Aber auch in seinem Inneren bietet Freiburg, dem Kunstfreunde wenigstens, des Interessanten und Belehrenden

*) Vergl. die drei frühern Artikel, welche Freiburg im Breisgau, Basel, Zürich, Luzern, Thun und Bern behandeln: Bd. 57 Heft 12, Bd. 58 Heft 5 und 7.

nicht wenig. Schon das von Bädeker als „unbedeutend“ qualifizirte Rathhaus verdient näher ins Auge gefaßt zu werden. Es ist ein malerischer, im Beginne des 16. Jahrhunderts an die Stelle des alten Schlosses errichteter Bau, dessen zweiseitige, fast die ganze Länge der Façade einnehmende Freitreppe ihm schon einen imponirenden Charakter gewährt, während es im Uebrigen noch eine tüchtige traditionelle Technik und wenigstens das Bestreben kund gibt, den Beschauer nicht durch schablonenmäßige Einförmigkeit zu ermüden. Ich möchte wohl eine Wette darauf eingehen, daß, wenn es in Berlin zu dem so lange schon in Aussicht stehenden Parlamentshaus-Baue kommen sollte, der zweifelsohne nach der Antike hinschielende Riesenbau, was Schönheit betrifft, sich neben diesem kleinen Freiburger Rathhause nicht sehen lassen könnte, wie viel nackte und halbnackte Götter und Halbgötter der betreffende Geheime Baurath auch vom Olympos her zu Hülfe rufen möchte. Die in Freiburg maßgebenden Persönlichkeiten dürften wohl geneigt seyn, solche Wette anzunehmen, da man sich dort sichtlich bemüht, in die Fußtapfen der Berliner Kunstschule einzutreten, wie dieß u. A. ein antikisirender mächtiger Gas-Kandelaber aus bronzirtem Gußeisen und ein ehernes Standbild darthut, welches in jüngster Zeit dem Pater Girard zu Ehren errichtet worden ist — ein nicht ganz angemessener Lohn, meines Bedünkens, für so viel priesterliche Hingebung! Man erzählt Spukgeschichten von Geistern, die um ihre Frevel abzubüßen, zur Mitternachtszeit in bleiernem Mantel umherziehen müssen; in solcher Art ist hier der treffliche Pater bedacht. Schon allein sein Gewand, von der Dicke des schwersten Rindsleders, macht ihn zu einem jede feinere Motivirung entbehrenden, alles höheren Lebens baaren Klumpen. Natürlich fehlt auch das obligate bronzefarbig angestrichene gußeiserne Gitter, mit vier Laternen an den Ecken, nicht, damit ja das moderne Auge volle Befriedigung findet. Ist es denn

selbst der besten Gesinnung nicht mehr möglich, die afterklassischen Manieren der von ihres Volkes Vergangenheit wie von der christlichen Kunstidee abgefallenen Bildhauer und Maler sich vom Leibe zu halten? Es hat einen gewissen Sinn, wenn diese Klasse von Künstlern im Dienste von Börsen-Größen und platten, keines Aufschwunges fähigen Weltmenschen denselben mit unverdaueten heidnischen Reminiscenzen, Faunen, Bachantinen, Cupido's und was dergleichen mehr ist, aufwarten; wer aber für Christenmenschen zum Preise ihrer Vorkämpfer Kunstwerke hinstellen will, sollte das akademische Schema bei Seite lassen und sich nach Mustern aus der Blüthezeit der christlichen Kunst umsehen. Im Uebrigen ist es sehr erfreulich, hier einmal ausnahmsweise einen ächten Volksfreund öffentlich und bleibend durch ein Denkmal geehrt zu sehen. Diejenigen welche den Gedanken gefaßt und zur That haben werden lassen, verdienen durch solchen Akt sittlichen Muthes soviel Anerkennung, daß der ästhetische Fehlgriff daneben kaum noch ins Gewicht fällt. Denn darauf konnten sie sich im Voraus gefaßt machen, daß die große Mehrzahl der Touristen besten Falles achselzuckend über die „Obscuranten“ lächeln wird, welche in unserer Zeit es sich haben in den Sinn kommen lassen, vor aller Welt einem katholischen Priester ein Ehrendenkmal aufzurichten. Seine demokratische Richtung wird, dem klerikalen Rocke gegenüber, kaum als mildernder Umstand in Betracht kommen.

Auch Bäume können eine monumentale Bedeutung haben. Wie manche alte Linde ist nicht mit der Geschichte des Ortes, in welchem sie steht, oder der Gegend rings umher, sozusagen verwachsen! Die Männer der französischen Revolution haben so etwas der Vorzeit nachgefühlt, als sie ihre Freiheitsbäume allerwärts pflanzten. Freilich wollten diese Bäume in keinem Boden Gedeihen finden; aber auch die althistorischen sind seitdem ins Absterben gerathen; der Geist,

welcher jene gepflanzt hat, ist auch über letztere wie giftiger Mehlthau gekommen. Inmitten des Freiburger Rathhausplatzes fristet noch so ein altehrwürdiger Veteran, auf vier steinerne Pfeiler seine halbverdorrten Aeste stützend, das Leben und hält die Sage von dem Jüngling wach, welcher die Botschaft von der siegreichen Murtener Schlacht, einen Lindenzweig in der Hand haltend, eiligst nach Freiburg gebracht habe und dort, von der Schlacht und dem Laufe erschöpft, hingesunken und gestorben sei. Auf der Stelle, wo er den Geist aufgab, erwuchs dann, der Sage zufolge, unser Lindenbaum aus jenem Zweige. Möchte der alte Baum sich einmal wieder in einem von ihm genommenen Zweige verjüngen können und die der Vaterlandsliebe entsprossene Sage, den sich immer mehr drängenden neuesten Zeitungsnachrichten trotzend, mit ihm fortleben!

Der in Rede stehende Platz wird noch durch eine mit einem Simsons-Standbilde verzierte Fontäne belebt, welche, aus der Renaissance-Zeit stammend, zwar kein Kunstwerk ersten oder auch nur zweiten Ranges ist, aber doch immer so ziemlich Alles in den Schatten stellt, was unsere Zeit, selbst in den bedeutendsten Städten wie z. B. in Köln, woselbst über sämmtliches öffentliche Pumpenwerk das Gußeisen die Alleinherrschaft übt, zu produziren pflegt.

Die in ihrem gothischen Theile gegen das Ende des 13. Jahrhunderts begonnene, dem heiligen Nikolaus geweihte Hauptkirche ist zwar kein Dom ersten Ranges, allein immerhin ein imposantes Werk, welches, wenn auch nicht aus Einem Gusse, doch wie alle solche Werke des Mittelalters, im Gegensatz zu den vorchristlichen oder auf antiker Grundlage beruhenden, eine entschiedene urkräftige Individualität bekundet. Man ist heutzutage katholischer Seits vielleicht zu wenig eingedenk, wie wichtig und ruhmvoll es für die Kirche ist, innerhalb des großen allgemeinen Gesetzes der individuellen Entwickelung möglichst viel Spielraum zu ge-

statten. Im Inneren erscheint der Bau etwas gedrückt und macht durch seine massiven Gliederungen den Eindruck des Schwerfälligen; so ein derber Knochenbau hat indeß doch auch wieder sein Schönes. Besonders angenehm ward ich durch das große Triumphkreuz mit den Standbildern von Maria und Johannes zu beiden Seiten, überrascht, welches von dem sogenannten, das Chor vom Schiffe scheidenden Triumphbogen herabhängt. Ich habe schon einmal in diesen Notizen Gelegenheit gefunden, zu bemerken, wie die falsche Aufklärung, um überall hin freie Aussicht zu bekommen, auch mit diesen so imponirenden und bedeutungsvollen Triumphkreuzen rücksichtslos aufgeräumt hat. In gar vielen Kirchen fand ich solche in einer Crypta, im Thurme oder auch wohl in einer Rumpelkammer wieder, besten Falles an irgend einer mehr oder weniger passenden Stelle als Gegenstand der Verehrung erhalten. Es wäre ein löbliches Werk, den betreffenden Kreuzen ihre ursprüngliche Bestimmung zurückzugeben; bei neuen Kirchen aber sollte stets Bedacht darauf genommen werden, daß dieser Schmuck ihnen nicht fehlt. Die lutherisch gewordenen Kirchen des nördlichen Deutschlands (Lübeck, Razeburg, Königsberg, Nürnberg 2c.) bieten treffliche Muster aus der katholischen Zeit; auch in Belgien (Gent, Löwen 2c.) haben einige dem Zopfthum erfolgreichen Widerstand geleistet. Auf dem üblichen, meist in Farben bildlich verzierten Querbalken, welcher die Statuen der Jungfrau Maria und des heiligen Johannes zu tragen pflegt, mitunter auch wohl zum Tragen von Lichtern an hohen Festtagen eingerichtet ist, befindet sich zu Freiburg die Inschrift: Glorificate et portate Deum in corpore vestro. Eine prachtvolle spätgothische Kanzel sowie ein allem Anscheine nach von derselben Meisterhand gefertigter Taufstein, sehr kunstreiche Chorstühle mit überhängenden Baldachinen und ein großartiger, auf drei Löwen ruhender Kandelaber würden schon für sich allein dem Kunstfreunde eine mäßige Reise

nach Freiburg lohnen und können als Muster empfohlen werden. Dazu kommen noch zwei, wohl gegen Ende des 12. Jahrhunderts angefertigte, aus der Cisterzienser-Abtei Autrive hierhin gebrachte Medaillon-Farbenfenster, an welchen man so recht lernen kann, was wahrer Glasmalerei-Styl ist. Allein leider wollen nur so Wenige dieß lernen. Das beweist schon die moderne Ergänzung der in Rede stehenden Fenster in ihren obersten Compartimenten, mehr aber noch das in neuester Zeit zwischen die beiden alten Fenster gesetzte neue. Unter einem schwerfälligen, überladenen Baldachine sieht man da dramatisch arrangirte Figuren; ein dunkelbraun, ja man darf wohl sagen schmutzig bemalter Vordergrund mit grellen Durchblicken schroff contrastirend, endlich zu unterst ein grün und weiß geschachter, perspektivisch sich verjüngender Fußboden, mit Einem Worte, von oben bis unten falsche Effekthascherei, wie es so unsere akademischen Maler lieben, welche selbstverständlich Alles besser wissen, als die alten Meister, die ja von „Akt-Zeichnen", Anatomie und Perspektive keine Ahnung gehabt haben. So schlimm war es mit diesen Meistern nun doch gerade nicht bestellt, obgleich ihnen manches von den Hülfswissenschaften gefehlt hat, welche die große Mehrzahl unserer heutigen Künstler nicht zur Hauptwissenschaft kommen lassen, zur vollen Erkenntniß des jedesmaligen Zweckes nämlich, zur Beherrschung der gerade diesem Zwecke dienenden Mittel und vor Allem zu gesunden Ideen, die in der Tiefe der Menschenbrust wurzelnd, nach dem Unvergänglichen, Ewigen aufstreben.

Auch in früherer Zeit schon hat man sich an dem Chore versündigt; so durch einen an der Epistelseite über dem Chorgestühle vorspringenden Orgelbau im frostigsten Renaissance-Styl und mehr noch durch einen Röccoco-Hochaltar mit einer theatralisch posenden Madonna auf dem Tabernakel. Ein schön geschmiedetes gothisches Eisengitterwerk schließt den

Chor ab. Im Schiffe macht sich noch ein modernes Grabdenkmal mit einer weißen Marmorbüste und der Inschrift: „A Moser ses concitoyens“ bemerklich. Es war hier offenbar auf eine Verschmelzung der Antike mit der Gothik abgesehen; allein diesen beiden Herren kann man nun einmal nicht zugleich dienen, zumal an einem und demselben Werke. Der Lakonismus der Inschrift mag zu der antikisirenden Marmorbüste passen; beide passen aber gewiß nicht zur Kirche und eben so wenig zu der, überdieß auch nichts weniger als kunstgerecht gebildeten gothischen Zuthat. Tausendmal lieber ächter Zopf, wie er in den Seitenkapellen sich hier breit macht, als mißverstandene, mit disparaten Elementen versetzte Gothik!

Ich habe oben bemerkt, daß die St. Nikolaskirche nicht aus Einem Guße sei. Meines Erachtens ward das gothische Schiff, ähnlich wie im Straßburger Münster, an einen romanischen Chor angebaut, welcher letztere dann später gleichfalls in den gothischen Styl übertragen und mit dem reichen, auf Console sich stützenden Netzgewölbe überspannt ward, dessen Schlußsteine, mit den vorspringenden Figuren darauf, schon ein gewisses Ueberwuchern des dekorativen Elementes über das struktive zu erkennen geben. Auswärts springt, ähnlich wie in Bern und an vielen französischen Kirchen, vor das Hauptportal eine Vorhalle (Porche) vor; die auf dem Tympanum des Portals befindlichen Skulpturen, deren Derbheit übrigens ans Rohe grenzt, stellen das jüngste Gericht dar, welches durchweg auf der Westseite der Kirche entweder an dem Hauptportal oder durch Glasmalerei in dem großen Fenster abgebildet ward. Den Abschluß gedachter Vorhalle bildet wieder ein grundhäßliches modernes Gitter aus bronzirtem Gußeisen, obgleich, wie oben gesagt, das Innere der Kirche ein treffliches geschmiedetes Muster darbot. Der Thurm ist ein mächtiger Pfeilerbau, der leider ins Stocken gerieth, als der Helm noch fehlte; ganz unmotivirte neuere



Fialen, welche oben an den vier Ecken aufsteigen, wären besser weggeblieben. Wie viele mittelalterliche Kirchen theilen nicht das Schicksal des Freiburger Domes in Betreff ihrer Thürme! Daraus wird denn vielfach der Schluß gezogen, die Gothik habe sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts „ausgelebt“ oder „überlebt“ gehabt. Es ist das nichts als eine zur landläufigen Phrase gewordene hohle Metapher. Nicht an der Gothik, sondern an den damaligen, die Freiheit ihres Willens mißbrauchenden Menschen ganz allein lag die Schuld, daß unsere edle germanische Kunstweise ins Stocken gerieth oder ausartete. Erstere waren eben von den rechten Principien abgefallen, und bedarf es nur einer Rückkehr zu diesen Principien und der alten Opferwilligkeit, um, wie es bereits in Regensburg und so manchen anderen Orten der Fall ist, die sitzen gebliebenen Thürme wieder fröhlich bis zu den Kreuzblumen hin aufwachsen zu machen. An der Gothik, die ihrem Grundwesen nach weiter nichts ist als der dem Gemüthe wie dem Verstande am meisten entsprechende Baustyl, wird es dermalen so wenig wie jemals fehlen; allein so ganz von selbst wächst sie freilich nicht aus der Erde. Ich an meinem Theile verzweifle nicht daran, daß selbst in dem reformirten Bern (geschweige denn in den katholischen Metropolen) noch einmal der so prächtig angelegte Thurm in aufsteigender Bewegung die ihm noch fehlenden Schichten sich anzugliedern vermöchte.!

Das Aeußere der Kirche hat dadurch sehr verloren, daß in späterer Zeit die Strebepfeiler in das Innere der Kirche gezogen worden sind, um dort Kapellchen zu bilden, worin sich die vorerwähnten Zopfaltäre befinden. Der Chor ist von großer Einfachheit; seine Krönung kam wahrscheinlich abhanden, als man ihn mit der nunmehrigen unpassenden Verdachung ausstattete. Unweit des Chores befindet sich ein hübscher Brunnen, welcher den Platz in wohlthuender Weise belebt.

Die im Dome befindliche weltberühmte Orgel steht nicht

bloß dem Gottesdienste, sondern Jedem zu Befehl, der eine bestimmte Taxe erlegt, und sind dazu feste Stunden anberaumt, während welcher das Instrument sich denn auch in ganz profanen Tonstücken ergeht. Auch der Berner Dom fungirt in solcher Art periodisch als „Tonhalle". Zweifelsohne ist das gut gemeint und wird auch wohl der Erlös zu löblichen Zwecken bestimmt seyn; allein in Betreff des Freiburger Domes macht sich doch der Umstand geltend, daß eine katholische Kirche unausgesetzt ein Haus des Gebetes seyn soll, wie dieß ja auch die vor dem Allerheiligsten brennende „ewige Lampe" versinnbildet. Das gläubige Volk hat überdieß ein Recht darauf, in seiner Kirche auch außerhalb des offiziellen Gottesdienstes seine Andacht zu verrichten; dieses Recht sollte ihm möglichst unverkürzt bleiben; wo dieß der Fall ist, wird man auch fast immer Betende in der Kirche antreffen. Der an manchen Orten eingerissene Mißbrauch, die Kirchen nach dem Gottesdienste zu schließen und sie nur gegen ein Trinkgeld an den Küster zu öffnen, kann daher — nebenbei bemerkt — nicht oft und eindringlich genug gerügt werden. Alle Gründe, welche man zur Beschönigung desselben anzuführen pflegt, erweisen sich, beim Lichte besehen, als Scheingründe; ein Jeder kann sich hiervon sofort in denjenigen Ländern überzeugen, welche der alten guten Sitte treu geblieben sind.

Außer den monumentalen Bauten, wozu auch die prachtvollen alten Befestigungswerke gehören, welche Freiburg umziehen oder überragen, sowie der sehr bemerkenswerthe St. Johannes-Brunnen bei der frühern Malteser-Kapelle unten im Thal, weist die Stadt auch noch gar manche charakteristische Privatgebäude auf, welche mit denen anderer Städte verglichen, wieder so recht zeigen, wie reich an Motiven und von welcher unendlichen Bildungsfähigkeit der gothische Styl ist, eine Wahrheit die ebenwohl so lange unausgesetzt hervorgehoben werden muß, als man von der andern Seite her

sich bemüht dem Publikum einzureden, jener Styl sei der Gegenwart entfrembet und unseren heutigen Bedürfnissen nicht gewachsen. Unser deutsches Publikum läßt sich durch diese Behauptung erfahrungsmäßig noch immer imponiren; in England würde sie nur Gelächter zuwege bringen.

Zu den hervorragenden Bauwerken Freiburgs gehören auch noch die von den Jesuiten früher besessenen, allein nur in Anbetracht ihrer Lage und Massenhaftigkeit, nicht vom ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, wenn gleich im Inneren Einzelnes aus der Renaissance=Periode der Beachtung wohl werth erscheint. Selbst der sogenannte Jesuiten=Styl tritt hier nicht in prägnanter Weise hervor. Ich kann es dahin gestellt seyn lassen, in wie weit letzteres zu beklagen ist. In künstlerischer Beziehung gehört der Jesuitismus keiner Partei an, vielmehr scheint sein Bestreben von vorne herein dahin gegangen zu seyn, es allen Parteien recht zu machen. Die Jesuitenbauten, diesseits der Alpen wenigstens, sind durchweg ein Amalgam von Gothisch, Roccoco und Antike, mit entschiedener Hinneigung zu prunkhaftem Effekt. Merkwürdiger Weise haben sie dadurch den Dank keiner Partei geerndtet. Selbst Macaulay in seiner glänzenden Verherrlichung des Ordens, die er freilich mit meisterhafter Sophistik in ein Pasquill auslaufen zu lassen verstand*), hat der

---

*) History of England. Tauchnitz edition vol. II. p. 287 sq. „But with the admirable energy, disinterestedness and selfdevotion, which were characteristic to the Society, great vices were mingled. It was alleged, and not without foundation, that no means, which could promote the interest of his religion seemed to him unlawful, and that by the interest of his religion he too often meant the interest of his Society" (p. 290). Also wieder das alte abgetriebene Steckenpferd: „der Zweck heiligt die Mittel", ein Axiom welches immer nur gegen, niemals durch die

ästhetischen Verdienste desselben nicht gedacht. Sollte darin nicht eine Aufforderung für die Jesuiten liegen, mit der ihnen eigenen energischen Entschiedenheit auch in künstlerischer Hinsicht dem Eklekticismus abzusagen und ihren Thomas von Aquin oder Albertus Magnus, diese gewaltigen „inwendigen Dombaumeister“ — um mich eines von W. Menzel unserem großen Görres beigelegten Epitheton's zu bedienen — sich als Leitsterne auszuersehen? Einzelne Mitglieder des Ordens, unter welchen besonders die Patres Martin und Cahier sich auszeichnen, sind bereits auf diesem Wege vorangegangen; allein in seiner Gesammtheit scheint er zu festen ästhetischen Principien sich noch nicht bekennen zu wollen, sondern von den Kunstgebilden eben nur zu verlangen, daß sie in irgend einer Weise andächtige Empfindungen wecken helfen*).

Auf die Dauer läßt sich aber, auf dem Gebiete der Architektur wenigstens, ohne ein festes Bildungsgesetz nicht auskommen; das subjektive Belieben greift immer mehr um sich, bis endlich Alles in reine Willkür ausartet und auch die Künstler nicht mehr darnach fragen, was wahrhaft schön ist,

---

Jesuiten vernutzt worden ist. Macaulay liebt es sonst so sehr, durch Citate sich als Quellenforscher zu kennzeichnen, warum mag er wohl für die vorstehende Behauptung auch nicht einen Schatten von Beleg aus den Statuten oder den Schriften der Jesuiten beigebracht haben? Zweifelsohne nur um deswillen, weil die landläufige Lüge seinen Zwecken diente.

*) Es sei gestattet, als Beispiel aus meiner näheren Umgebung die auf dem Kreuzberge bei Bonn neuerdings errichteten Stationen anzuführen, in deren Gehäusen die verschiedenartigsten Stylelemente durcheinander gähren, während die bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Heilandes Thonbäckereien (!) sind, welche an keinerlei Styl erinnern. Das Schlimmste ist, daß gerade solches Durcheinander auf den großen Haufen eine besondere Anziehungskraft übt.

sondern prinzipienlos nur dem vorherrschenden Geschmacke oder dem Geschmacke Derjenigen, welche sie gerade im Auge haben, ein Genüge zu thun suchen.

Die Gedanken eines Jeden, der nach Freiburg kommt, werden unwillkürlich bei den Jesuiten verweilen, Empfindungen der entgegengesetztesten Art dort erwachen. Hier ist nicht der Ort, diese Empfindungen und deren Berechtigung gegen einander abzuwägen. Es würde auch nichts fruchten, wenigstens den Verfolgern des Ordens gegenüber. Sollten denselben etwa auch die „moralischen" oder die „staatsrechtlichen Gründe" ausgehen, so bleibt ihnen ja doch immer noch übrig, im Namen der Freiheit durch physische Gewalt der unbequemen Concurrenz auf dem Gebiete des Geistes ein Ende zu machen. Dafür legt denn auch der Freiburger Jesuitenbau beredtes Zeugniß ab, und insoferne wenigstens ist er ein bemerkenswerthes Denkmal.

III.

Das Leben Friedrichs von Thiersch und die neueste Geschichte Bayerns.

Neue Folge.

Vor etwas über einem Jahr haben diese Blätter den ersten Band des oben erwähnten Werkes, die Lebensbeschreibung und den Briefwechsel Friedrichs von Thiersch herausgegeben von seinem ältesten Sohne, als eine wichtige Quelle der neuesten Geschichte Bayerns eingehender besprochen. Der jetzt vorliegende zweite Band *) bietet weitaus nicht ein so ausgedehntes Interesse für Bayern. Ein unverhältnißmäßig großer Theil der Correspondenzen betrifft vielmehr die Geschichte Griechenlands seit 1830. Thiersch hielt sich wie bekannt bald darauf längere Zeit persönlich in dem Lande der alten Hellenen auf und widmete demselben sieben Jahre lang eine fast ausschließliche Thätigkeit, die für Bayern nur mehr den antiquarischen Werth trübseliger Erinnerungen hat, welcher aber der wichtigste Inhalt des vorliegenden Buches geweiht ist.

*) Friedrich Thiersch's Leben herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Zweiter Band. 1830 — 1860. Leipzig und Heidelberg 1866.

Auf uns hat diese griechische Correspondenz den Eindruck gemacht, als wenn sie für das politische Talent und den Takt ihres Urhebers kein besonders glänzendes Zeugniß ablege. Thiersch hat sich über die innern Zustände und den Charakter des Griechenthums von Anfang an schwer getäuscht; und als die Thatsachen ihn des Irrthums hätten überführen können, da war er weit entfernt die Täuschung einzusehen und sein klassisches Steckenpferd fahren zu lassen. Vielmehr mußte nun alles Andere eher die Schuld tragen und nichts vermochte gegen den unverwüstlichen Gedanken des Mannes aufzukommen, daß die Dinge in Griechenland ganz anders gegangen wären, wenn man ihm gefolgt und wenn man ihn in der griechischen Politik hätte Herr seyn lassen.

„Thiersch hatte", wie sein geistvoller Sohn und pietätsvoller Biograph bemerkt, „schon in seinen Jünglingsjahren gefühlt, daß er nicht ausschließlich zum Gelehrten bestimmt sei und seine Thatenlust verließ ihn auch im Alter nicht." Diese Thatenlust hatte in ihm namentlich den Wunsch erregt als provisorischer Regent wenigstens mit an der Spitze Griechenlands zu stehen. Er sah es als eine maßlose Kränkung an, daß sein Name unter den Mitgliedern der bayerischen Regentschaft nicht vorkam; „Jedermann der die Lage kenne", schreibt er an seine Frau, „findet es unbegreiflich und räthselhaft, daß ich nach den Erfahrungen eines Jahres und welches Jahres! gehe, während sie (die Regentschaft) kommt." So reiste er im Innersten verletzt und gegen seine vermeintlichen Verdächtiger bei König Ludwig verbittert, aus Griechenland nach München zurück um wieder simpler Professor zu seyn, wie er es seit dem Tode Max' I. gewesen war.

Wenn wir uns nicht irren, so hat nichts mehr als eben die abstoßende Eitelkeit und Selbstüberschätzung des Mannes ihn bei König Ludwig in üblen Geruch gebracht. In der That sind auch die vorliegenden Briefe wieder eine stete Selbstbespiegelung und Selbstberäucherung ihres Verfassers. Als er 1840 der Erzherzogin Sophie in Wien aufwartete,

traf er sie inmitten der kleinen Prinzen und ihrer Lehrer; er stellte sofort ein kleines Tentamen an und ließ sich dann auf einen ausführlichen Vortrag ein, „wie ein Herr dieses Standes müsse erzogen und für seine künftige Bestimmung vorbereitet werden." „Die Excellenzen und Cavaliere", schreibt er an seine Frau, „traten dabei gegen den Erzschulmeister in das gehörige Verhältniß zurück." Der Erzschulmeister hätte sich aber unbedenklich auch für fähig erachtet das Commando einer großen Armee in der Schlacht zu führen. Seine erste Reise nach Griechenland hatte er von München aus als Gast im Gefolge des russischen Generals Graf Ostermann-Tolstoi unternommen, welcher achtzehn Jahre vorher die berühmte Schlacht bei Kulm gegen die Franzosen gewonnen und dabei einen Arm verloren hatte. Auch Fallmerayer und Andere waren bei der Partie, aus der aber Hr. Thiersch zu Triest plötzlich ausschied. Der Sohn berührt den Vorgang mit folgenden Worten: „Das Bündniß mit diesem alten Moskowiten konnte nicht bestehen; Thiersch war nicht der Mann der an dem bei russischen Großen mitunter bemerklichen Gemisch von Luxus, religiösem Anstrich und Mangel an sittlicher Bildung Geschmack finden konnte." In Wirklichkeit verhielt sich die Sache etwas anders. Hr. Thiersch konnte dem Kitzel nicht widerstehen vor dem alten General mit seinen militärischen Kenntnissen zu glänzen und so dem russischen Helden zu imponiren; er unterwarf daher die Schlacht bei Kulm einer ausführlichen Kritik, um zu beweisen daß die Taktik der Russen incorrekt und verfehlt gewesen sei. In dieser Nergelei fuhr er selbstgefällig fort, bis endlich der alte General die Geduld verlor und mit dem donnernden Ausruf: „aber ich habe doch die Schlacht gewonnen", sich die fernere Gesellschaft des „Erzschulmeisters" verbat.

Der Herausgeber bemerkt, nur „durch große Sparsamkeit in der Auswahl von Briefen aus den beiden letzten Jahrzehnten" sei es ihm gelungen das Werk auf zwei Bände zu

beschränken. Wir bedauern diese Sparsamkeit aufrichtig. Gerade von da an, wo Herr Thiersch mit so schwer getäuschten Hoffnungen auf eine große griechische Rolle verzichten mußte, um in München wieder als einfacher Professor zu leben, noch dazu in der wärmsten Reaktionszeit der dreißiger Jahre welche der natürliche Rückschlag der französischen Juli-Revolution gewesen war und den importirten Liberalismus tief im Curs gedrückt hatte — gerade von da an mußten die vertraulichen Correspondenzen des Hrn. Thiersch von hohem zeitgeschichtlichen Interesse seyn. Thiersch wurde damals „unermüdlicher" Mitarbeiter der Allg. Zeitung, wie der Herausgeber sich ausdrückt, indem er selbst bemerkt daß freilich die damalige Censur vielfach hinderlich gewesen sei. Aber was die damalige Censur nicht durchließ, das wird noch deutlicher in den hinterlassenen Papieren stehen. Man durfte sich also auf ein reiches Material gefaßt machen; aber man sieht sich ziemlich enttäuscht. Die Correspondenzen fließen immer spärlicher, sie kommen sozusagen sprungweise zu Tage mit klaffenden Lücken, bis man schließlich fast nur mehr Familienbriefe und vorsichtig stylisirte Schreiben an fürstliche Personen des preußischen und bayerischen Hofes abgedruckt findet. Man meint mitunter einen Hofmarschall vor sich zu haben, und nicht den gelehrten Agitator aus München in der Allg. Zeitung.

Das eigentlich bayerische Interesse der Briefe beginnt überhaupt erst wieder mit dem J. 1837 und mit S. 479 des vorliegenden Bandes. Dort fängt ein neuer Abschnitt an mit der Ueberschrift: „Die Zeiten des Ministeriums Abel. Ende 1837 bis Anfang 1847." Aber auch von da an geben die mitgetheilten Papiere kein zusammenhängendes Bild. Der Herausgeber selbst muß mit langen Einleitungen zu jedem einzelnen Capitel nachhelfen, so daß wir mehr die Geschichts-Betrachtung des jüngern Thiersch als Denkwürdigkeiten des ältern vor uns haben. Während wir aus den Briefen des letztern nur einige Andeutungen über die intime Werkstätte

der gelehrten Opposition entnehmen, gesteht der erstere selber, daß er für seine Charakteristik der Abel'schen Verwaltung das Werk eines streng-katholischen Verfassers als Leitfaden benützt habe, nämlich das wenig beachtete Buch: „Kirche und Staat unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern" (Schaffhausen 1849)*).

Nun beweist die Existenz dieses Werkes an und für sich, daß man auch von streng katholischem Standpunkte aus über die Abel'sche Periode sehr verschiedener Meinung seyn kann. Im Ganzen urtheilt der Herausgeber des Thierschischen Lebens selbst mit einer gewissen Mäßigung. Er verwirft principiell das Streben kirchliche Institutionen durch königliche Macht zu befestigen und dem anspruchsvollen Liberalismus eine Verfassungstheorie entgegenzusetzen, wie sie in Preußen jetzt officiell und siegreich ist. Aber er läugnet doch dem Minister, obwohl er ihm irrthümlich Maßregeln imputirt wie die mit den „Meßgeldern von Altötting", persönlich nicht die ehrliche Ueberzeugung ab. Noch habe, sagt er, das Princip gegolten mit dem König Ludwig seine Regierung begonnen: daß der Katholik ächter Katholik und der Lutheraner Lutheraner im alten und geschichtlichen Sinne seyn sollte. „Die Förderung eines gediegenen theologischen Studiums in

*) Herr Thiersch jun. macht dazu folgende Bemerkung: „In dem Verfasser, Herrn Dr. Strodl, erkennt man einen katholischen Theologen und Philosophen von der gediegensten Bildung, einen Mann der nicht vergebens Schelling, Baader und Görres gehört hat." Mit Recht hat hierauf ein bayerisches Provinzialblatt gefragt: in welcher Stellung der Kirche oder des Staats in Bayern Herr Dr. Strodl wohl zu suchen seyn möge? Die Antwort lautete: es sei dem Herrn Dr. Strodl nach mehr als zwanzig Jahren rastlosen Strebens nicht gelungen irgendeine Stellung in Kirche oder Staat zu erlangen. Nichteinmal das Stift von St. Cajetan in München, das doch eigens zur Förderung wissenschaftlicher Strebnisse unter den Geistlichen gegründet ist, habe sich bis jetzt dem Herrn Dr. Strodl geöffnet. Warum? Darum!

Erlangen dauerte fort und das Oberconsistorium in München genoß in seinem Kampfe gegen die Aufklärer in der Pfalz den Beistand des Cultusministeriums." Herr von Abel habe edler gehandelt als ein gewisser Minister in Hessen-Darmstadt, der zu der Annahme Veranlassung gegeben, daß er den Rationalismus in Gießen absichtlich hege und pflege, um die Auflösung des Protestantismus und dadurch den künftigen Sieg des Katholicismus zu fördern.

Zuletzt scheint der Herausgeber nicht ohne Absicht das Wort anzuführen, mit dem Herr von Abel aus dem Ministerium schied: „man wird sehen was für ein Geschmeiß nach mir kommen wird." Und die Abdankung König Ludwigs I. begleitet er mit dem ihn selber ehrenden Zeugniß: „Da erwachten im Herzen des Volkes nocheinmal die Erinnerungen an alle seine großen Eigenschaften, an manchen edeln Entschluß, manche unvergängliche Leistung. Die Festigkeit des Willens, selbst wenn sie mit Irrthum des Verstandes verbunden ist, hinterläßt Achtung." Von dem Gegentheil gibt die neueste Geschichte Bayerns nur allzu laut Zeugniß.

In Bezug auf den gedachten Irrthum des Verstandes muß man indeß, scheint uns, genauer unterscheiden als der Herr Editor thut. Wenn die Abel'sche Regierungsperiode von dem Gedanken beseelt war, daß eine die Existenz aller Throne bedrohende revolutionäre Bewegung über ganz Europa hin im Eilmarsch begriffen sei, so wird darin heutzutage Niemand mehr einen Irrthum sehen können. Wenn ferner der König entschlossen war in seinem Lande mit aller Macht jener Bewegung zu wehren, so wird an dieser Politik jeder Ehrenmann mehr Gefallen finden als an den feigen Buhlereien mit welchen man sich nachher die Gnade der Revolution zu erkaufen suchte. Wenn die Regierung drittens das sicherste Mittel der legitimen Erhaltung in der Pflege und dem Wachsthum des positiv-christlichen Elements und der kirchlichen Autorität erblickte, so wird kein aufrichtiger Christ dem widersprechen können. Aber die Reaktion war eine Reaktion

von oben, die kein anderes Werkzeug kannte und zuließ als die Bureaukratie: das war der große Irrthum. Denn der Weg der Bureaukratie ist noch nie ein wahrhaft christlicher gewesen. Ohne daß man es klar erkannte, war ferner das Uebel bereits viel stärker geworden als das Heilmittel unter einer ephemeren Regierung werden konnte. Das war der Hauptfehler, der aber dem muthigen Ankämpfen nichts an seiner Ehre nimmt.

Ein Hauptvorwurf des Herausgebers gegen Herrn von Abel lautet: „Er haßte, wie sein Gesinnungsgenosse Jarcke, nicht allein den Liberalismus sondern auch den Protestantismus." Ich will das nicht läugnen, aber ich frage warum? Aus dem einfachen Grunde weil er überall dem Protestantismus im engsten Bunde mit dem Liberalismus begegnete. Selbst strenggläubige Protestanten bekämpften im katholischen Lande dieselben Tendenzen, welche sie im nächsten besten protestantischen Lande selber bis auf's Messer verfochten hätten und zum Theil wirklich verfochten haben. Ein schlagendes Beispiel dafür ist Julius Stahl. Als Professor in Erlangen gehörte Stahl damals der bayerischen Kammer an und stand hier mit an der Spitze der Opposition. Hr. Thiersch jun. erzählt: als Stahl nachher in Preußen seine in's Große gehende Wirksamkeit für das monarchische Princip und zur Bekämpfung des Liberalismus entfaltete, da habe König Ludwig zu spät erkannt was er an Stahl verloren, und er habe geklagt daß man ihn getäuscht habe über den Mann. Der Hr. Editor hätte diese Anekdote jedenfalls nicht erzählen sollen; denn in ihr liegt eine eklatante Verkennung der confessionellen Psychologie! In Preußen allerdings ist Stahl photographisch genau der protestantische Abel geworden, aber er wäre in Bayern nie das geworden was er im „evangelischen Staate" Preußen geworden ist; denn er hätte einer vorherrschend katholischen Regierung nie die Macht gegönnt, welche er für eine protestantische Regierung als göttliches Recht gegen den Liberalismus vertheidigte. So war es

und so ist es; darüber sollte man sich doch nicht mehr täuschen.

Diese ganze Opposition nun schloß sich in der Abel'schen Periode enge an den Kronprinzen, nachherigen König Max II. an, und das verknüpfende Band zwischen ihm und jener bildete vor Allem das malcontente Gelehrtenthum der „Berufenen", insbesondere Friedrich Thiersch. Er vor allen hatte sich unter der Regierung Max Josephs I., an der Spitze der Berufenen der ersten Neuen Aera, in die fixe Idee hineingelebt, daß von Rechtswegen in Bayern Alles und Jedes nach seinem Kopfe gehen müsse. Die Briefe im ersten Band des vorliegenden Werkes haben den Leser gerade deßhalb in so neugieriger Spannung verlassen, wie denn nun der anspruchsvolle Philologe in der Arcisstraße es aufnehmen werde, daß König Ludwig I. sich erlaubte nach seinem eigenen und nicht nach dem Thiersch'schen Kopfe regieren zu wollen. Denn herrschen wollten die Herren, und wer sie am Herrschen hinderte der bedrückte sie.

Im Allgemeinen war die Thatsache längst bekannt, daß die heftigsten Gegner des regierenden Königs den intimsten Kreis um den Nachfolger gebildet hatten. Auch aus den vorliegenden Briefen fühlt sich heraus, wie eifrig und erfolgreich man beflissen war den Sohn gegen den Vater zu bearbeiten und in die Pläne der Opposition zu verwickeln, damit der Sohn und Nachfolger auf dem Throne zum zweitenmale jene Aera von 1805 über Bayern heraufführe, wo eine heimische Regierung Ausländer in Schaaren herbeirief nicht etwa als Professoren wie andere Professoren, sondern um ihr eigenes Land und Volk der geistigen Herrschaft dieser importirten Fremdlinge zu unterwerfen. Im Allgemeinen wie gesagt, kannte man dieses Getriebe längst und auch das vorliegende Buch läßt Manches errathen. Bündige Auskunft aber gibt es nicht. Der Herausgeber deutet wohl auf wichtige Papiere die er aber sofort wieder im Schreibtisch ver-

schließt; was er wirklich mittheilt wird nur mit größter Vorsicht gegeben und mit der Goldwage zugemessen.

Ende August 1838 — so wird hier erzählt — „finden wir die geistige Verbindung mit dem Kronprinzen Maximilian schon angeknüpft", und „in diesem Verkehre fand Thiersch einen Genuß für die Gegenwart und Grund zu den schönsten Hoffnungen." Seine erste Aufwartung bei dem Kronprinzen dauerte dritthalb Stunden und im August 1839 weilte er zum erstenmal als Gast in Hohenschwangau. Thiersch hat von dem reizenden Alpenschloß manchen idyllischen Bericht an seine Frau geschickt und diese Idyllen sind gedruckt, sonst aber nichts. „Im dritten Stock über der Wohnung des Kronprinzen", schreibt er, „wurde mir mein Zimmer angewiesen, das sich in einen Erker mit drei Fenstern fortsetzt, der durch den südwestlichen Eckthurm gebildet wird und die Aussicht nach dem See, den Bergen und der Ebene sehr schön eröffnet . . . Gegen halb neun Uhr kam die Gesellschaft zurück und der Prinz kam auf mein Zimmer, um zu sehen wie ich eingerichtet sei, mich in seinem Eigenthum willkommen zu heißen und zu fragen ob etwas und was abginge."

Der Beschreibung nach zu urtheilen, dürfte es sich nebenbei gesagt hier um dasselbe Zimmer handeln, welches in den jüngsten Jahren Richard Wagner als Gast auf Hohenschwangau bewohnte. Sonderbar! gerade die welche unter dem verstorbenen König in dessen Gunst unbeschränkte Macht besaßen, verzehren sich jetzt im erbittertsten Ingrimm gegen den neuen Günstling, als ob die Klimax von Thiersch zu Wagner eine politische Ungewöhnlichkeit wäre, und als ob das radikale Genie weniger Recht hätte als das liberale Genie durch einen königlichen Freund aus der Ferne berufen und als vertrauter Gast beherbergt zu werden. Nichts ist charakteristischer für die Fremdherrschaft unter der vorigen Regierung, als daß ihre Mitglieder auch jetzt nachdem der Träger der persönlichen Gunst nicht mehr ist, sich geradezu

ein Monopol und Privilegium auf die königliche Bevorzugung anmaßen und so ganz auf die alte Wahrheit vergessen: hodie mihi, cras tibi.

Im Juni 1840 glänzte Thiersch abermals in Hohenschwangau. „Ich hatte es mir eben in meinem Zimmer bequem gemacht und saß in dem Jankerl am Schreibtisch, als der Prinz zu Besuch bei mir eintrat. Ich hatte kaum Zeit den Ueberrock anzuziehen. Er blieb in lebhaftem und bedeutsamem Gespräch lange und es war am Ende ganz dunkel geworden, als er aufbrach zum Soupiren." Die Briefe enthalten über den Inhalt dieser Gespräche nichts, sie berichten nur, daß auf den Spaziergängen am See Pindar und Thucydides gelesen wurden. Wie große Macht aber dieser philologische Unterricht auf den Prinzen gewann, das beweist ein Brief den er von der griechischen Reise (Athen den 14. Febr. 1841) an Thiersch nach München schrieb:

„Was sagen Sie von unsers Schelling Berufung nach Berlin; ist es nicht zum verzweifeln? Ich zittere für jeden ausgezeichneten Mann, den wir noch besitzen. Aber das hoffe ich zu Gott, Sie werden uns doch nicht den Kummer machen, uns auch noch am Ende verlassen zu wollen; das sage ich Ihnen, dann bleibt mir nichts Anderes übrig als auch mein Bündelchen zu schnüren und in der Fremde mein Heil zu suchen. Das, hoffe ich, sind nur Mitternachts-Gedanken, und nie werden Sie's über's Herz bringen können Ihren treuen Sie verehrenden Schüler zu verlassen und geistig verkümmern zu lassen, es wäre zu grausam — nein, das möge nie geschehen — jedenfalls versprechen Sie mir, und das mit umgehendem Dampfboot, daß, wenn je ein solcher Ruf an Sie ergehen sollte, Sie nichts beschließen, bevor wir darüber Rücksprache gehalten — bis solches geschehen, habe ich keinen ruhigen Augenblick."

Hr. Thiersch verfehlte nicht das verlangte Versprechen mit umgehendem Dampfboot nach Athen zu senden. Er hatte, nicht zu seinem Schaden, solche königlichen Worte schon ein-

mal vernommen. Damals nämlich als er 1819 einen vortheilhaften „Ruf" angemeldet hatte und König Max Joseph I. zu ihm sprach: „Wetter, Herr! warum haben Sie mir das nicht längst gesagt? Hätten Sie mir nur gepfiffen!" Oder wie derselbe König über Jakobs von Gotha sich zu Herrn Thiersch äußerte: „Ich habe um ihn ordentlich geflennt" *).

Ueber den eigentlichen Inhalt der vielstündigen Gespräche mit dem Kronprinzen geben wie gesagt die vorliegenden Briefe des Herrn Thiersch keine Auskunft. Der Herausgeber aber erzählt aus den geheim gehaltenen Papieren Folgendes. Diese Gespräche hätten sich auch um politische Gegenstände und praktische Aufgaben der Gegenwart bewegt und den Inhalt solcher Unterredungen habe Thiersch für den Kronprinzen als „politische Aphorismen" aufgezeichnet. Er unterrichtete den Prinzen in den „Pflichten des Herrschers". Der Berichterstatter fährt fort: „Ohne Zweifel sind auch die Mängel der Abel'schen Verwaltung Gegenstand der Erörterung gewesen. In einem Manuscript aus jener Zeit (das Herr Thiersch jun. uns leider nichteinmal auszugsweise mittheilt) wird mit großer Umsicht entwickelt, wie ein aus verschiedenen Confessionen gemischtes Reich **) zu behandeln sei, damit der Kirchenfriede erhalten und die nationale Einheit befestigt werde. Die Lösung dieser Aufgabe wird als möglich nachgewiesen; die damals vorwaltende Ansicht daß jene Mischung ein Unglück sei, und die Idee daß ein Beherrscher Bayerns sich den Kurfürsten Maximilian I. zum Vorbilde wählen müsse, wird widerlegt."

Es war ein besonderes Anliegen des Kronprinzen, der augenscheinlich mit jedem Tage mehr in das Gehäuse des

---

*) Vergl. unsern Bericht über den ersten Band des vorliegenden Werkes. Histor.-polit. Blätter Bd. 56 S. 881 ff.

**) Bayern nämlich, auch Oesterreich; Preußen hingegen als „evangelischer Staat" ist wohl ausgenommen, trotz seiner sieben Millionen Katholiken.

gelehrten Mandarinenthums eingesponnen wurde, „einen Ueberblick über den gesammten Stand der Wissenschaften zu gewinnen.“ Später wurde hiefür das Westentaschen-Format beliebt; Hr. Thiersch aber arbeitete noch breite Manuscripte aus und entwarf Wallersteinische Tabellen. Als der Kronprinz ferner das Bedürfniß fühlte „die große Frage über den Geist der Zeit, seine berechtigten und unberechtigten Anforderungen“ zu studiren, so wurde diese Frage drei hervorragenden Männern vorgelegt, nämlich Wolfgang Menzel (der damals noch ein ganz Anderer war als jetzt), Dahlmann und Schlosser. Thiersch führte die Correspondenz und reichte die Manuscripte ein. Daraus erwuchs dann das große „politische Handbuch für den Gebrauch eines Fürsten“, welches nach der Angabe des Herausgebers aus mehr als zwanzig Manuscriptbänden besteht. Dönniges, von dem sich hier herausstellt daß auch er als eine Creatur unter den Thierschischen Flügeln eingeschwärzt wurde (S. 545, 546), hatte die Direktion des „Handbuchs“ übernommen. Von der Pfordten (zweimal)*), Harleß, Hermann, Rotenhan ꝛc. lieferten die Bände; nur Einen Katholiken bemerken wir unter den Verfassern, Herrn von Reindl der „die katholische Kirche in Bayern“ für den Gebrauch eines Fürsten zu bearbeiten hatte.

Nun wäre es gerade sehr erwünscht gewesen über die confessionelle Regierungsweisheit die Hr. Thiersch dem armen an Seele und Leib kranken Kronprinzen beigebracht hat, nähere Auskunft zu erhalten. Der Unterricht hat angeschlagen, das ist gewiß. Aber das Buch gibt keine wesentliche Aufklärung. Vielleicht hat der jüngere Thiersch sich der genaueren Daten selber geschämt. Er rühmt es der Abel'schen Verwaltung nach, daß sie „den Katholiken als ächten Katholiken und den Lutheraner als Lutheraner im alten und geschicht-

*) Dieser Staatsmann hatte überhaupt nicht erst seit seiner Berufung aus Sachsen, wie man gewöhnlich meint, sondern viel früher nähere Beziehungen zum verstorbenen König.

lichen Sinne haben wollte." Davon war nun jedenfalls in der Maxischen Periode das gerade Gegentheil der Fall; Jedermann sollte zwar nach dem Wunsche des Königs religiös seyn, aber nicht anders als nach allerhöchstem Ermessen. Ja, hätte er noch ein paar Jahre erlebt, so hätten wir sogar eine Klosterstiftung nach Maxischen Ordensregeln erlebt.

Einen Fingerzeig über diese Dinge scheint eine Reminiscenz aus dem berühmten Kniebeugungsstreit zu geben. Wie bekannt ist damals Stiftspropst von Döllinger nicht so fast für das Ministerium Abel — dessen hervorragendste Stütze er übrigens in der Kammer war — als vielmehr für die Lieblingsidee des Königs öffentlich in die Schranken getreten. Thiersch erhob sich gegen den gelehrten Theologen mit drei Sendschreiben; am Schluß derselben erwartet er, daß die Aufrichtigen beider Confessionen immer mehr das Gute der andern Confession würden unbefangen würdigen lernen, so könnten beide Parteien einander heilsam werden und aus dem großen Gegensatz, der ja schon in den Charakteren des Petrus und Paulus keime, zu einem größern Ganzen sich vermitteln, also in der Haushaltung Gottes unentbehrlich seyn, „um im Allgemeinen und zumal in unserm deutschen Vaterlande das Reich seines Sohnes zu mehren" ꝛc. So äußerte sich damals Hr. Thiersch mit mehreren Worten.

Daß nun diese Anschauung in der That auf die Regierung Max' II. übergegangen war — woraus von selbst erhellt, daß der König die Kirche als göttliche Institution haßte und hassen mußte — entnehmen wir aus einer Quelle, wo man ein solches Zeugniß mit Lob begleitet allerdings nicht suchen sollte. Nämlich aus der akademischen Gedächtnißrede welche eben der ehemalige Opponent des Herrn Thiersch in der Kniebeugungs-Frage, Stiftspropst von Döllinger, am 30. März 1864 auf Max II. gehalten hat. Daß der Katholik aufhöre ächter Katholik und der Lutheraner Lutheraner im alten geschichtlichen Sinne zu seyn, wird hier als der „tiefere Gedanke" des Königs umständlich erläutert. „Es müsse", äußerte Max II. in einer

langen Unterredung mit Hrn. von Döllinger, „auf beiden Seiten erst ein gewisser Reinigungsproceß eingeleitet werden*), und die Erkenntniß sich Bahn brechen, daß jede der beiden Genossenschaften, wenn auch in ungleichem Maße, von der andern Güter zu empfangen, jede mit Hülfe der andern von Gebrechen und Einseitigkeiten sich zu befreien, Lücken in ihrem religiösen und kirchlichen Leben auszufüllen, Wunden zu heilen habe; auch dürfe keiner das Aufgeben eines wirklichen, durch Leben und Geschichte erprobten Gutes zugemuthet werden.“ Hier nun, erzählt Hr. von Döllinger weiter, hielt der König gerade Bayern für berufen „zu einer thätig eingreifenden Rolle“. Insbesondere erschien ihm das Gebiet der geschichtlichen Wissenschaft (resp. die „Historische Commission“ in München) wie eine geweihte Stätte, „auf welcher die sonst religiös Getrennten sich zusammenfinden, einträchtig miteinander forschen und wirken könnten, wo alle, von dem gleichen Wissensdurste getrieben aus derselben heiligen Quelle der Wahrheit trinkend, zu einer Gemeinschaft zusammenwüchsen; und aus dieser Gemeinschaft, aus diesem wissenschaftlichen Bruderbunde werde einst, so hoffte er, wenn unter dem Einflusse linderer Lüfte die confessionelle Eisrinde aufthauen und zerfließen werde, eine noch höhere, das ganze Gebiet geschichtlicher und also auch religiöser Wahrheit umfassende Einheit und eine Versöhnung hervorgehen, wie der Patriot und der Christ sie wünsche und erflehe.“

Jetzt, ein halbes Jahr nach Königsgrätz, lesen sich diese Projekte eines kleinen deutschen Königs freilich fast tragikomisch. Damals aber als der katholische Theologe die Worte aus königlichem Munde vernahm, that er sogar dem großen charaktervollen Leibnitz das Unrecht an ihn mit solchen Anschauungen in Parallele zu ziehen. Er dachte nicht entfernt,

*) Die beiden Kirchenkörper, sagt der stenographische Bericht der Allg. Zeitung vom 7. April 1864, müßten „von den ihnen anklebenden Schlacken gereinigt werden.“

was auch uns erst jetzt ganz klar ist, daß der ganze Erguß königlicher Ironie nichts weiter gewesen als das Echo seines alten Gegners aus dem Kniebeugungs-Streit und eine Reminiscenz aus den Thiersch'schen Beiträgen zum „Politischen Handbuch für den Gebrauch eines Fürsten". Wie aber Herr Thiersch, sehr im Gegensatz zu dem verschwommenen Wesen der sogenannten „treuen Katholiken" die um diese Zeit in's Kraut zu schießen anfingen, die Sache eigentlich doch ganz nüchtern und praktisch ansah, beweist folgende Thatsache.

Hr. Thiersch gab dem König den Rath: um überhaupt eine neue Stütze für seinen Thron zu gewinnen und um insbesondere die bayerische Mission einer allgemeinen confessionellen Nivellirung zu befördern, möge er den Freimaurer-Orden in Bayern officiell einführen und sich selber zum Großmeister der bayerischen Logen machen. Als Freimaurer-Großmeister, behauptete Thiersch, würde sich der König ein sehr wesentliches Machtelement beifügen. Von diesem Vorgange steht freilich nichts in dem vorliegenden Buche. Aber Staatsrath von Pfistermeister wird sich wohl noch erinnern, wie er Auftrag erhielt über den Thiersch'schen Vorschlag Gutachten einzuholen und wie er zu diesem Zwecke namentlich an — Herrn von Abel abgesendet wurde. Der einst gewaltige Minister war damals bereits vom Schlage gerührt und körperlich sehr elend; er gab dem Vertreter des Kabinets den mündlichen Bescheid: wenn Se. Majestät Freimaurer-Großmeister in Bayern werden wolle, so würde er als solcher der Untergebene des Prinz-Regenten von Preußen seyn, denn Prinz Wilhelm sei bereits Großmeister aller deutschen Logen. Mit dieser Antwort war nun die empfindlichste Seite des Königs getroffen, der nichts mehr verabscheute als die Rolle eines „preußischen Präfekten", und so blieb das Thiersch'sche Projekt vorerst auf sich beruhen.

Doch wir sind hiemit der Entwicklung der Dinge in Bayern weit vorausgeeilt. Der Herausgeber verbreitet sich sehr ausführlich über die stürmischen Jahre 1847 und 1848,

um die Haltung seines Vaters unter dem Interregnum der Gräfin Landsfeld und zur Zeit der Märzrevolution darzustellen und zu rechtfertigen. Er betont die entschiedene Stellung die der alte Thiersch zu dem Unwesen der spanischen Tänzerin eingenommen habe; über die bekannte Absetzung der neun hervorragendsten katholischen Professoren und Docenten an der Universität macht er die Bemerkung: „es ist ein Räthsel wie es kam, daß Görres und Thiersch verschont blieben.“ Was nun Görres betrifft, so war allerdings auch seine Absetzung von den Männern der Morgenröthe beantragt, aber König Ludwig wies sie mit den Worten ab: „Laßt mir den alten Löwen in Ruhe!“ Als alter Löwe wurde hingegen Thiersch nicht angesehen und verschont. Der Herausgeber selber erzählt, daß es einer der letzten Regierungsakte König Ludwigs gewesen sei seinen Vater zum Präsidenten der Akademie zu ernennen. „Er beschied ihn zur Audienz und sagte ihm unter Anderm dankend: Sie haben die Freunde der Gräfin beschützt.“

Mit ähnlicher Gewandtheit wußte Thiersch in der Bewegung von 1848 die richtige Mitte zu treffen. Original war er dabei nicht, aber eine farbenreiche Copie von allen andern Bourgeoisie-Politikern. Während er die glorreiche Erhebung vom klassischen Kothurn herab pries und der „heiligen Schaar“ der bewaffneten Studentenwelt als Rektor magnificus hoch zu Roß voranritt, suchte er sich doch den Rückzug immer vorsichtig offenzuhalten. Zu seinem Glück wurde er auch nicht, wie in der Stadt Schweinfurt beabsichtigt war, in's Parlament gewählt, um in Frankfurt für den preußischen Erbkaiser zu stimmen. Aber Etwas blieb ihm nach oben hin doch hängen. Der Herausgeber erzählt: er sei von einem aristokratischen Officier beim König verdächtigt worden, als hätte er sich mit den Wiener Demokraten eingelassen und diese Verdächtigung sei nicht ohne Eindruck geblieben. Thiersch fand es für gut sich mündlich und schriftlich zu verantworten (wovon aber das Buch keine

weitere Mittheilung macht) und „es ist Thatsache, daß er den neuen König in der ersten Zeit nur sehr selten sah.“

Erst seit 1852, bemerkt der Herausgeber, stand Thiersch dem Könige wieder sehr nahe, und um diese Zeit begann auch die zweite massenhaftere Invasion der gelehrten Fremdherrschaft in Bayern. Nicht so wie unter König Ludwig Görres und Phillips, Arndts, Möhler und Lasaulx berufen werden waren, als Professoren wie andere Professoren, kamen jetzt die Berufenen; sondern als Alterego's der Majestät saßen sie in's Regiment. Das Cultusministerium war ihnen wieder unterthan wie s. Z. der Gräfin Landsfeld, und selbst das Ministerium des Innern war soweit heruntergekommen unter ihren Einfluß, daß unerhörter Weise ein Fremder an die Spitze des bayerischen Centralarchivs gestellt werden konnte. Die allerhöchste Person war bald wesentlich mit Fremden umgeben, und so ist es nicht zu verwundern, daß ihnen überall nur die ergebensten Bücklinge begegneten. Bereits im Januar 1856 äußerte Thiersch seine Siegesgewißheit. Er zählt eine Reihe „junger bayerischer Talente“ auf, bei denen „weder Nativismus noch Confession in's Gewicht fällt“, die alle den älteren Neuberufenen wohl verbunden seien. „So können wir es ruhig geschehen lassen, daß die dem Neuen, der großartigen Absicht des Königs widerstrebenden Kräfte, meist alte und veraltete, ihrem Schicksal unbehelligt entgegengehen.“

Schon drei Jahre vorher war der Maximiliansorden entstanden; die „Symposien“, in München mit dem weniger platonischen Ausdruck „Tabakscollegium“ bezeichnet, machten seit geraumer Zeit Aufsehen, und seit 1856 verarbeitete die „wissenschaftliche Commission“ einen großen Aktenband voll Papier und bewilligte in Einem Jahre 96,000 fl. aus der Kabinetskasse. Ueberall saßen Thiersch und Liebig vorne dran. Wir entnehmen den vorliegenden Mittheilungen nur die Notiz, daß Theologen dem Maximiliansorden nicht angehören sollten; „Thiersch veranlaßte den König eine Aus-

nahme von dieser Regel zu machen, und Herrn Stiftspropst von Döllinger wegen seiner großen Leistungen als Historiker aufzunehmen." Ferner die Angabe, daß das Symposion seit 1858 nur noch selten stattfand, „nachdem der erste Bürgermeister von München dem König vorgestellt hatte, es gebe dem bürgerlichen Publikum Aergerniß: man fürchte, der König werde noch Protestant."

Was die politische Absicht des Königs bei allen diesen großartigen Unternehmungen war, deren Unbeliebtheit im eigenen Lande er wohl kannte: das konnte den leitenden Fremden selber am wenigsten verborgen seyn. Es war die Idee des dritten Deutschlands unter bayerischer Führung, die durch das Mittel des wissenschaftlichen Mäcenatenthums den deutschen Geistern plausibel gemacht werden sollte. Bayern sollte durch die Plejade seiner Gelehrten zunächst geistig zur dritten deutschen Großmacht erhoben werden. Auch der Herausgeber thut des königlichen Grundgedankens Erwähnung: daß die dritte Staatengruppe mit Bayern an der Spitze neben Preußen und Oesterreich als gleichberechtigt stehen und der Vorsitz im Direktorium zwischen diesen drei Mächten wechseln sollte. Der Herausgeber bemerkt dazu: „Thiersch verkannte nicht, wie sehr das Wesen der deutschen Nation einer ausschließlich preußischen Centralgewalt widerstrebt, aber auf der andern Seite hielt er jene Dreiherrschaft für unausführbar."

Die Hauptfrage wäre aber nun: hat Thiersch dem König das gesagt in seinen „langen und bedeutsamen Unterredungen?" Leider gibt hierüber das vorliegende Buch nicht die mindeste Auskunft. Aber noch mehr! Thiersch hielt die Trias nicht nur für unmöglich, sondern für undeutsch und verderblich; er war im Herzen durch und durch preußisch-gesinnt und Anhänger der preußischen Hegemonie. So hat er am 8. März 1848 an die Königin von Preußen geschrieben, um ihren hochsinnigen Gemahl zu ermuntern: er brauche auf dem von ihm früher betretenen Wege nur einige Schritte

vorwärts zu gehen, so stehe er an der Spitze der Bewegung, um endlich die deutsche Einheit zu gründen und Deutschland zu dem Range zu erheben, „der ihm gebührt und den es nur unter dem Panier von Hohenzollern erreichen kann." Noch am 5. Januar 1850 schreibt er an seinen Bruder, den Sächsischen Forstmeister, und macht dem König von Sachsen bittere Vorwürfe wegen seines Rücktritts von der preußischen Union. Ob denn Sachsen nicht mehr Sachsen sei? fragt er und fügt hinzu: „Ich sehe auch für Euch kein Heil als an dem Ziele, zu dem man nun einmal nicht anders als über Erfurt gelangen kann." Oder über Königsgrätz!

Mehr als diese paar Aeußerungen hat der Herr Editor uns nicht vergönnt. Aber sie sind in Anbetracht der Umstände stark genug, um abermals die Frage nahe zu legen: hat Hr. Thiersch das dem König gesagt? Oder haben er und seine Genossen ihm ihre wahre Herzensmeinung verheimlicht, doch aber das Geld und die Ehren gierig eingestrichen welche, wie sie wohl wußten, vom König nur zu einem ihrer wahren Herzensmeinung ganz entgegengesetzten Zweck gegeben wurden? Haben sie offen gehandelt, oder haben sie für Geld und Ehren der Idee der dritten deutschen Großmacht geschmeichelt, während sie im Herzen diese Politik verlachten oder bemitleideten? Ich fürchte, es war so. Denn das Schicksal des Herrn von Sybel scheint zu bezeugen, daß Se. Majestät im Punkte der preußischen Hegemonie keinen Spaß verstand, und daß die Gunst des königlichen Mäcens rasch aus und Amen gewesen wäre, wenn die Herren ihre wirklichen politischen Herzenswünsche nicht klüglich zu verstecken gewußt hätten.

Der Herr Editor bemerkt in der Vorrede: „König Max erlag den Schmerzen welche der Uebergang in eine andere Zeit ihm bereitete." Ohne Metapher gesprochen erlag der König seiner Krankheit inmitten der Illusionen, welche seine politische Anschauung von Anfang charakterisirten. Aber es war ein gütiges Geschick das ihn hinwegnahm, ehe er die wahren Gesinnungen seiner allmächtigen Freunde und Schmeichler wohl

oder übel erkennen mußte. Dann vielleicht wäre er aus Schmerz gestorben über den Anblick des schreienden Gegentheils zu dem seine theuersten Bestrebungen ausgeschlagen sind. Die traurige Politik und Kriegführung vom letzten Sommer, auf welche das ächte bayerische Volk mit grollendem Unmuth zurückblickt, war die natürliche Folge seiner politischen Illusionen; das gefährliche Mittel aber dessen er sich zur Näherung und Förderung seines politischen Zieles bediente, ist die natürliche Ursache jener charakterlosen Indifferenz geworden, womit die gebildete Welt den kommenden Dingen jetzt entgegensieht. Wir sind unter seiner Regierung systematisch gelehrt und gewöhnt worden uns ohne Murren zurücksetzen und von Fremden beherrschen zu lassen; nur daß die jetzt anrückende Fremdherrschaft die preußische Monarchie selber ist, und nicht mehr ihre Vorläufer.

IV.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

II. Ein paar Blicke in die Geschichte des jüngsten Kriegs.

Genf 6. Oktober 1866.

Hab' ich einmal angefangen mit Dir zu plaudern, so komm ich' so schnell nicht zu Ende. Nun sitz ich denn wieder schreibend in meiner Zelle und zwar am hellen Tage, denn das Wetter ist unfreundlich und eine weiße Dunstmasse liegt so frostig auf dem See, daß es mich gar nicht gelüstet meine gewöhnlichen Gänge zu gehen.

Ueber das alte Frankfurt hab ich mein Herz ausgeschüttet, jetzt muß ich von anderen Dingen sprechen und da widme mir eine ordentliche Gabe Deiner kurzen Geduld.

Im Monat Mai, sagst Du, hätt ich gar so schlecht prophezeit und in mancher Beziehung hast Du wohl recht, denn gar Vieles ist anders gekommen als ich es erwartet. Hätt' es dem lieben Herrgott gefallen, mich auf die Höhe eines Heidelberger-Professors zu stellen, so würd ich einfach Dir sagen: „meine Schlüsse sind wie immer untrüglich gewesen, daß sie dießmal nicht eingetroffen, ist nicht meine Schuld; warum sind die Ereignisse nicht meiner, sondern ihrer eigenen schlechten Logik gefolgt?" Dem armen alten Soldaten aber mußt Du schon einige Nachsicht schenken, denn eigentlich hat er sich keiner Prophezeiung vermessen; er hat nur **Urtheile** und Anschauungen ausgesprochen deren manche er auch heute noch festhält. Laß uns die Sache ein bischen beleuchten!

Allerdings hab' ich vor einem halben Jahre Dir ausgesprochen: Preußen könne einen langen Krieg nicht aushalten, ein solcher würde alle seine Verhältnisse zerrütten und somit unsägliches Elend hervorrufen; die ungeheure Aufregung würde die Ausübung der Autorität fast unmöglich machen und Land und Regierung in eine furchtbare Lage werfen. Das Alles behaupt' ich noch, denn es bezeichnet was nothwendig folgen muß, wenn man alle Hilfsmittel des Landes für den Krieg und fast nur für den Krieg verwendet, wenn das ganze Staatswesen gewissermaßen nur die Bildung und Erhaltung des Heeres bezweckt, und wenn für den eingetretenen Krieg alle Kräfte unnatürlich gespannt werden.

Achtzehn Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten war eigentlich die Sache entschieden, der ganze österreichisch-preußische Krieg hat nur wenig mehr als zwei Monate gewährt, während dieser Zeit hat das ganze preußische Heer auf feindlichem Boden gestanden und von „Requisitionen"

gelebt. Sag' an, mein Freund, wie wäre es geworden, wenn die Oesterreicher mit kräftiger Offensive den Krieg in preußische Lande verlegt hätten; wie wär es geworden wenn die Preußen unglücklich in Böhmen gefochten, wenn sie die Schlacht bei Königgrätz verloren hätten? Ich gehe noch weiter, ich frage: was wäre geschehen, wenn nach dem 3. Juli die Oesterreicher den Krieg hätten fortsetzen können, wenn die Preußen immer weiter von der Grundlinie ihrer Operationen sich hätten entfernen müssen? In den besetzten Ländern hätten in Verzweiflung sich die Massen erhoben, die Preußen hätten eine besondere Armee nöthig gehabt um ihre Verbindungen zu sichern, der Staatsschatz hätte sich erschöpft, die Requisitionen und die Contributionen hätten nicht mehr das ungeheure Bedürfniß gedeckt; das Operationsheer wäre mit jedem Tag schwächer geworden, eine verlorene Schlacht, würde sie auch tief in Ungarn geschlagen, wäre die Vernichtung der Armee und diese wäre vielleicht die Auflösung im Innern gewesen.

Jetzt freilich steht die Sache viel anders. Die Einverleibung sehr bedeutender, theilweise sehr guter Länder hat mit Vermehrung der inneren Hilfsquellen die Wehrkraft verstärkt und der norddeutsche Bund vereiniget das mittlere und das nördliche Deutschland in einem geschlossenen Gebiet — Preußen ist eine wirkliche Großmacht geworden.

Die Streitkräfte der Oesterreicher hab' ich überschätzt, weil ich den Angaben die man in die Welt geworfen, geglaubt; die Streitkräfte der Preußen hab' ich unterschätzt, weil ich die Zahlen, wie gut unterrichtete Blätter sie aufgestellt, für arge Uebertreibung gehalten habe und ich hatte gute Gründe für Beides. Waren diese Angaben richtig, so stellten die Oesterreicher zwei, die Preußen fast vier Hunderttheile der Bevölkerung unter die Waffen. Diese Stärke der ersteren wäre allerdings eine sehr große Anstrengung gewesen, aber noch immer nicht eine solche welche die Verhältnisse eines großen und gut geordneten Staatswesens zerrüttet, und sie war von dem furchtbaren Ernst der Lage geboten, denn sie hätte nur das nu-

merische Gleichgewicht mit der gesammten Streitkraft der Feinde hergestellt. Die angegebene Größe des preußischen Aufgebotes ist vernünftigerweise nur denkbar, wenn die Noth der Selbsterhaltung von vorne herein alle Verhältnisse stört.

Die österreichischen Staatsmänner haben vielleicht wohl erkannt, daß das Reich der Habsburger bedroht war wie niemals zuvor; sie haben vielleicht wohl eingesehen, daß nicht nur die Stellung des Reiches, sondern daß selbst sein Bestehen in Frage gestellt war; aber sie haben das preußische Militär-System nicht gehörig gewürdiget. Sie haben den Umfang der Rüstungen nicht gekannt, sie haben die Macht des Feindes unterschätzt; erst als sie besser unterrichtet gewesen, haben sie eine kräftige Offensive des Feindes vorausgesehen und haben das Marchfeld verschanzt. Allerdings war die Regierung in sehr schwieriger Lage. Die österreichische Heeres-Verfassung ist nicht wie die preußische die Organisation der gesammten Wehrkraft des Volkes, durch welche jeder waffenfähige Mann in seine bestimmte Abtheilung eingereiht ist. Um die Armee über einen gewissen, nicht allzugroßen Stand zu vermehren mußte man neue Rahmen für neue Abtheilungen schaffen. Oesterreich mußte improvisiren, was in Preußen zum regelmäßigen Bestand gehört. Die Verhältnisse in Ungarn, in Siebenbürgen 2c. waren nicht geordnet und außerordentliche Aushebungen wären wohl schwer zu vollziehen gewesen in diesen und in anderen Ländern, welche man glaubte nicht ohne Besatzung lassen zu dürfen. Waren aber auch Rahmen gebildet und waren die Männer vorhanden um sie zu füllen, so war wieder Alles gehindert durch die traurige Lage der Finanzen. Die Papiere waren entsetzlich gesunken; erst kurz vorher war das französisch-österreichische Anlehen realisirt; die Obligationen dieses Anlehens waren noch nicht in den Händen der Gläubiger, ein neues war nicht zu Stande zu bringen, eine Reduktion der Zinsen der alten Schuld hätte die Papiere noch mehr entwerthet und dieser theilweise Bankerott hätte den Be-

stand von Oesterreich vielleicht mehr als die feindlichen Waffen gefährdet. Woher das Geld für außerordentliche Rüstungen nehmen?

Ich verkenne nicht das ungeheure Gewicht dieser Zustände und doch mein' ich jetzt noch, mit den rechten Maßnahmen hätte die österreichische Regierung nicht nur ihre eigenen Völker entflammen, sondern die weit verbreitete Abneigung gegen Preußen sich nutzbar machen können. Hatte man auch in übergroßer Vertrauensseligkeit seit sieben Jahren eigentlich gar nichts gethan um die wirksamen Kräfte des Reiches zu stärken, so konnte man noch immer sehr viel vollbringen in den letzten drei Monaten in welchen wenigstens die Regierung den Ausbruch eines Krieges mit Bestimmtheit hat voraussehen müssen. Hat man nach der Niederlage in sehr kurzer Zeit baare sechs und dreißig Millionen Gulden aufgetrieben, um die Preußen aus dem Land zu bringen, so hätte man sie wohl auch beischaffen können, um diese Preußen gar nicht hereinzulassen. Hätte man vollends einen kleinen Theil von dem Werth des Schadens, welchen die Feinde angerichtet, als patriotisches Opfer von der Gesammtheit der Staatsbürger zu erheben gewußt, so wäre Geld genug da gewesen. Hätte man zu rechter Zeit vernünftige Zugeständnisse gemacht, so hätte man die unthätigen Besatzungen auf sehr kleine Bestände vermindern, man hätte alle die tausend Bedürfnisse beschaffen, alle Vorbereitungen treffen und das schlagfertige Heer auf eine Stärke bringen können welche jener der Preußen mit allen ihren Verbündeten, wenn nicht überlegen, doch gleich gewesen wäre.

Gestehe, mein Freund! daß ich nicht gerade sehr thöricht war, als ich glaubte die Oesterreicher könnten ihre Streitmacht auf 2 Prozent der Bevölkerung, d. h. auf 700,000 Mann bringen.

Patriotische und einflußreiche Männer, Palazky und Rieger, haben vor dem Einmarsch der Preußen dem Kaiser die Organisirung eines böhmischen Landsturmes angeboten,

aber die Regierung ist darauf nicht eingegangen. In ihrem Selbstvertrauen auf das Heer und vielleicht auch im Mangel des Vertrauens auf die Bevölkerung hat sie das Aufgebot der Massen mißachtet oder gefürchtet, nicht bedenkend, daß die ungeheure Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen einen jeden Krieg zum Volkskriege macht. Der alte Soldat weiß so gut wie irgend einer, daß man in Schlachten und Treffen nicht viel zu machen vermag mit solch schnell aufgebotener Volkswehr, aber er weiß auch, daß man sie gar vortheilhaft zu nothwendigen und sehr nützlichen Geschäften verwendet, dadurch den eigenen Heeresabtheilungen viele Streiter in den Reihen erhält und den feindlichen noch mehr entzieht. Somit verstärkt sie das eigene und schwächt das feindliche Heer; jenem gibt sie mit dem Gefühl der Sicherheit eine größere Freiheit seiner Handlungen, diesem zerstört sie dieses Gefühl, sie thut ihm Abbruch und hindert es in seinen Bewegungen. Im Allgemeinen wird das Land dessen Bewohner thätigen Antheil an dem Kriege genommen, allerdings mehr leiden müssen, als jenes in welchem „Ruhe die erste Bürgerpflicht" war. Aber in Böhmen hätten die Preußen nicht viel ärger hausen können, wenn auch ein Landsturm die Zufuhren weggenommen, die Eisenbahnen zerstört, und Entsendungen aufgehoben oder vernichtet und die Märsche unsicher gemacht hätten. Viele Soldaten verachten die Mitwirkung des Volkes; aber mein Freund, vortreffliche Soldaten sind gar häufig auch eigensinnige Pedanten; es geht ihnen nicht besser als den Diplomaten.

Die Preußen haben die Lage der Dinge verstanden und darum waren sie sich der Größe ihrer Aufgabe bewußt. Die Preußen haben wohl eingesehen, daß ein längerer Krieg ihre inneren Verhältnisse zerrütten und ihre Hilfsquellen erschöpfen müßte; sie haben eingesehen, daß ein solcher, auch wenn ihre Waffen glücklich wären, sehr eigenthümliche unvorgesehene Zustände hervorrufen und ihre politischen Combinationen mindestens sehr zweifelhaft machen würde. Das Ver=

liner-Kabinet hat freilich wohl die Schwäche der Oesterreicher gekannt und die Lässigkeit und den Mangel an richtiger Beurtheilung in Wien; aber das Berliner-Kabinet konnte nicht wissen, ob nicht eben der Krieg andere Männer an die Spitze der Regierung bringen und eine energische Thatkraft hervorrufen werde. Jeder Tag konnte die österreichischen Streitkräfte mehren und jeder Tag mußte die preußischen mindern. Die Preußen wußten, daß sie die Entscheidung schnell herbeiführen mußten und daß nur in raschen übermächtigen Stößen die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sie liege. Die Preußen haben nach dieser Einsicht gehandelt; sie haben aufgeboten was aufzubieten gewesen und sie haben sich eine bedeutende Ueberlegenheit geschaffen. Allerdings lag solche in ihrer Militär-Organisation und es fehlten nicht die Geldmittel. Es lagen 150 Millionen Gulden in dem Staatsschatz und die Ordnung ihrer Finanzen und der verhältnißmäßig kleine Betrag ihrer Schuld sicherte ihnen einen großen Credit. Der Krieg mit Oesterreich war seit lange her vorgesehen und vorbereitet, und darum haben die Preußen geleistet was geradezu unglaublich schien.

Die preußische Militär-Organisation hab' ich sehr wohl gekannt, ich habe auf den Grund derselben die Stärke der preußischen Heeresmacht sehr gut berechnen können, aber daß sie im Stande wäre diese Heeresmacht leibhaftig aufzustellen — das, mein Freund, hab' ich nicht geglaubt. Darin lag denn freilich ein großer Irrthum; aber die österreichischen Staatsmänner hätten es besser wissen sollen.

Wie stark waren nun aber die Streitkräfte der kriegführenden Mächte? Rechnest Du nach den Formationen der betreffenden Heere, so müßte Oesterreich etwa 1½, Preußen ziemlich 3 und Italien wieder gegen 1½ Procent der Bevölkerung unter die Waffen gestellt haben. Nun weiß aber Jedermann daß, bei den besten Anstalten, die wirkliche Stärke immer weit unter der Zahl bleibt welche sich aus solcher Berechnung ergibt, und daß auch von den wirklichen Streitkräften immer

ein großer Theil nicht im Felde verwendet werden kann. Die wahre und wirkliche Stärke einer Feldarmee zu bestimmen ist selbst dem Dienst-Bureau des Generalstabes nicht leicht und mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit muß sich auch Derjenige begnügen, welcher viel bessere Nachweisungen benützen kann als ich hier am Leman-See sie besitze. Doch laß uns jetzt einige Wahrscheinlichkeiten aufsuchen. Sind meine Schätzungen auch nicht genau, so werden sie doch das gegenseitige Verhältniß nicht ganz unrichtig bezeichnen.

In Oesterreich waren die Regimenter bei weitem nicht vollzählig, die fünften Bataillone waren nicht gebildet, die Corps der Freiwilligen und die Mannschaften der Tyroler-Landesvertheidigung stellten eine vergleichungsweise sehr kleine Zahl und die vielen nöthigen und unnöthigen Besatzungen, Depots und dergl. erforderten mehr als ein Viertheil der ganzen Bewaffnung. Die Schwerfälligkeit der österreichischen Heeres-Organisation und die noch größere Schwerfälligkeit der gesammten Heeres-Verwaltung verursachten einen großen Aufwand an Zeit und an Geld, verzögerten die dringenden Geschäfte und machten eine sehr rasche Mobilisirung fast unmöglich. In Preußen konnte Alles viel schneller zu Stande gebracht werden, die Wehrverfassung brachte die Leute rasch herbei und die Organisation des Wehrwesens beförderte die schnelle Aufstellung des schlagfertigen Heeres. Aber auch in Preußen waren nicht alle Truppenkörper, besonders der Landwehr, in der vorgeschriebenen Kriegsstärke, jedoch war der Abgang keineswegs so groß wie in dem österreichischen Heere und die Besatzungen, auf das schlechthin Nothwendige vermindert, wurden großentheils von dem zweiten Aufgebot der Landwehr gestellt. Italien hatte die Mobilgarde noch nicht gebildet und die Freicorps sowie das Gesindel des Garibaldi sind nur zu rechnen, insofern sie einen Theil des österreichischen Heeres in Anspruch nahmen. Die deutschen Bundesstaaten endlich hatten, mit Ausnahme von Sachsen, nicht einmal ihre Contingente vollzählig.

So finde ich nun auf Seite Oesterreichs und des Bundes 446,600 Mann mit 1208 Geschützen, auf Seite Preußens und Italiens 610,000 Mann mit 1230 Geschützen im Feld einander gegenüber gestellt, und die erstern mußten demnach gegen eine Uebermacht kämpfen, welche ein Drittheil ihrer eigenen Stärke betrug.

Oesterreich mußte seine Hauptmacht gegen Preußen stellen. Italien gegenüber konnte es mit geringeren Streitkräften auskommen, denn will man auch die entschiedene Ueberlegenheit nicht in Betracht ziehen, so ist es doch gewiß, daß Oesterreich, in Italien auf einen Vertheidigungskrieg angewiesen, solchen in seinem Festungsviereck mit unzweifelhaftem Erfolg gegen einen sehr überlegenen Feind zu führen vermochte.

Eine Schätzung nach Wahrscheinlichkeiten gibt die Stärke der verschiedenen Operationsheere in runden Zahlen wie folgt:

1) In Böhmen und Sachsen.

Oesterreich. Nordarmee mit den Sachsen	223,000 Mann	mit 780 Geschützen
Preußische Armee	320,000 „	„ 730 „

Der Unterschied stellt sich zu Gunsten der Preußen mit 97,000 Mann, dagegen waren die Oesterreicher um 50 Geschütze überlegen. Die Anwendung der alten Regel, daß ein Geschütz gleich zu rechnen sei 100 Mann Fußvolk, würde diesen Unterschied auf 92,000 Mann verringern. Es würden also immer zwei Oesterreicher oder Sachsen gegen drei Preußen gestanden haben.

2) Am Main.

Bundes-Armee	90,000 Mann	mit 200 Geschützen
Preußische Main-Armee	60,000 „	„ 80 „

Es ist dieß wohl der höchste Stand der preußischen Main-Armee; denn für die Besatzung von Kurhessen und Hannover muß man doch mindestens 10,000 Mann mit 20 Geschützen annehmen. Gegen zwei Preußen stunden daher drei Mann der Bundestruppen.

3) In Italien.

Oesterreichische Süd-Armee	120,000	Mann	mit	200	Geschützen
Italienische Armee	220,000	„	„	400	„

Also nahebei zwei Italiener gegen einen Oesterreicher. Wenn einmal die wahren und wahrhaftigen Nachweisungen erscheinen, so mögen alle diese Wahrscheinlichkeitszahlen wohl ziemlich unrichtig erscheinen; für jetzt aber bringen sie doch eine gewisse Klarheit in die Betrachtung der Ereignisse *).

---

*) Eine etwas kritische Zusammenstellung der verschiedenen mir zugekommenen Notizen ergibt als wahrscheinliche Schätzung der respektiven Streitkräfte die folgenden Zahlen:

a) Auf Seite Oesterreichs und des Bundes.

1) Oesterreich	330,000	Mann	mit	950	Geschützen
2) Bayern	40,000	„	„	70	„
3) Königreich Sachsen	20,000	„	„	45	„
4) Hannover	15,000	„	„	25	„
5) Württemberg	15,000	„	„	48	„
6) Baden	11,000	„	„	30	„
7) Großherzogthum Hessen	9,900	„	„	24	„
8) Kurhessen	300	„	„	—	„
9) Nassau	5,440	„	„	16	„
	446,640	Mann	mit	1208	Geschützen.

Dazu ist zu bemerken, daß bei den österreichischen Geschützen auch die Gebirgs-Kanonen und die Raketen-Batterien mit eingerechnet und daß die Ziffern von Nr. 5 bis 9 den wirklichen Ständen entnommen sind.

b) Auf Seite Preußens und seiner Verbündeten.

1) Preußen	370,000	Mann	mit	800	Geschützen
2) Norddeutsche Staaten	20,000	„	„	30	„
3) Italien	220,000	„	„	400	„
	610,000	Mann	mit	1230	Geschützen.

Für die Eintheilung in die besonderen Armeen muß man die Hannoveraner außer Rechnung lassen und 7500 Oesterreicher mit 16 Geschützen der Bundesarmee zuschreiben, und so geben sich die folgenden Zahlen:

Die Menschen sind heutzutage in allen Dingen an ungeheure Zahlen gewöhnt und die ich angeführt, mögen auch Dir verhältnißmäßig klein vorkommen. Aber tröste Dich, denn in Deutschland und Italien haben doch mehr als eine Million Soldaten gegeneinander gestanden und mit jenen welche den Feldarmeen nicht zugetheilt waren, sind noch viel mehr unter den Waffen gewesen.

Somit für heute genug. Ich kann meine Betrachtungen jetzt weiter führen, ohne allzu trocken zu werden.

Wie immer

Dein N. N.

---

1) österreichische Nordarmee die Sachsen mit eingerechnet	222,500	Mann	mit	779	Geschützen
2) österreichische Südarmee die Tyroler Schützen nicht eingerechnet	120,000	"	"	200	"
3) deutsche Bundesarmee	89,140	"	"	204	"
	431,640	Mann	mit	1183	Geschützen.

Auf der anderen Seite:

1) Preußen in Böhmen und Sachsen	320,000	Mann	mit	730	Geschützen
2) preußische Mainarmee mit den Truppen in Hessen und in Hannover	70,000	"	"	100	"
3) italienische Armee	220,000	"	"	400	"
	610,000	Mann	mit	1230	Geschützen.

Diese Schätzungen waren längst gemacht und geschrieben, als ich Rüstow's Schrift: „Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien. Zürich bei Friedrich Schultheß" zu Hand bekam. Meine Zahlen sind eigentlich nicht weit von den seinigen verschieden, doch scheinen diese besonders für die österreichischen Streitkräfte zu groß.

V.

Historische Novitäten.

I. Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe Conrad I., Eberhard I., Conrad II., Adalbert, Conrad III. und Eberhard II. Gesammelt und erläutert von Dr. Andreas von Meiller. Veröffentlicht mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien Karl Gerolds Sohn 1866.

Wenn man das Mittelalter nicht mit Unrecht als die Zeit des tausendjährigen Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum bezeichnet hat, so leuchtet ein, daß sich die Geschichte des einen nur durch die des andern ergänzen läßt oder vielmehr daß die eine gar nicht von der andern getrennt behandelt werden kann. Der Episcopat und der gesammte Klerus waren ebenso wohl wie die weltlichen Fürsten und der Adel die Kräfte, durch welche das Rad der Weltgeschichte in Bewegung gesetzt wurde, die Bischöfe Deutschlands und andere geistliche Würdenträger übten in der mannigfachsten Weise entscheidenden Einfluß auf die politische Weltlage aus und es gibt kaum ein bedeutsames Blatt in der Geschichte des Mittelalters, auf welchem nicht die Namen und Thaten von Dienern der Kirche verzeichnet ständen. Natürlich, denn sie waren ja die vorzüglichsten Beförderer der Bildung, die vornehmsten Träger der Cultur; als Fürsten des Reiches

halfen sie entweder aus eigener Machtvollkommenheit die Schicksale desselben entscheiden oder sie lenkten oft genug als Diplomaten die Politik der Kaiser und Könige.

Es kann demnach kein Zweifel darüber bestehen, daß eine gründliche Reichsgeschichte des Mittelalters auch ein gutes Stück Kirchengeschichte in sich aufnehmen muß, daß insbesondere die Thätigkeit und das Wirken des Episcopats als ein Hauptfaktor der historischen Entwickelung des Mittelalters niemals übersehen werden darf, wenn es gilt große Erscheinungen richtig aufzufassen und gehörig zu würdigen. Ja wir tragen kein Bedenken, die aus einer tiefen historischen Erkenntniß geschöpfte Ueberzeugung, daß die ältere deutsche Geschichte wohl nur nach Diöcesen bearbeitet werden kann, als einen der wichtigsten Stützpunkte für die Erforschung der Geschichte des Mittelalters zu bezeichnen. Unter der außerordentlich großen Anzahl von eifrigen Forschern, die fast jedes Atom auflesen das einmal in dem gewaltigen Bau für die Kunde der Vorzeit ein Plätzchen finden könnte, haben sich verhältnißmäßig nur wenige mit der so wichtigen Bisthumsgeschichte speciell befaßt und erst in der neuesten Zeit hat man angefangen mit dem Rüstzeug der auf verwandten Gebieten gewonnenen Erfahrungen auch dasjenige Feld auf rationelle Weise zu bearbeiten, auf welchem für die Profan- wie für die Kirchengeschichte gleich schöne Früchte reifen werden, eben das der Bisthumsgeschichte; man hat dabei besonders das urkundliche Material in's Auge gefaßt und somit die Ausführung des Programms begonnen, das von dem wohlerfahrenen Forscher Jos. Chmel schon in den vierziger Jahren im Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen aufgestellt ward.

So mühsam die Arbeit ist, die auf die Geschichte der deutschen Bisthümer bezüglichen Urkunden aus dem Chaos der reichen älteren, zum größten Theil der Specialgeschichte angehörigen Literatur auszuscheiden und die zahlreichen noch verborgenen Urkunden aus dem Dunkel hervorzuziehen, so ist

doch ebenso unerläßlich wie das Brechen der Steine für einen Dom. Denn Urkunden sind unter der Hand eines geschickten Arbeiters der kostbarste Stoff für die Erkenntniß der Vergangenheit in der mannigfachen Gestaltung des Lebens der Gesellschaften und der Individuen; sie treten als lebende Zeugen aus Perioden auf, deren Anschauungen nach beinahe allen Richtungen von den heutigen grundverschieden sind und reden die deutliche Sprache der Thatsachen, nicht des Raisonnements.

Aus der rechten Würdigung dieses Bedürfnisses ist nun die höchst schätzenswerthe fleißige Arbeit von Meiller hervorgegangen. Zur Genesis derselben bemerkt der Verfasser, daß schon im J. 1845 Chmel in den Blättern für Literatur und Kunst, in einem Aufsatz „Was thut der österreichischen Geschichte Noth?" den gründlichen Nachweis geliefert habe, daß die vorhabsburgische Geschichte Oesterreichs noch allzu wenig cultivirt worden sei. Mit größerem Nachdruck habe derselbe für seine patriotischen Wünsche dann in den Jahren 1848 und 1849 seine Stimme erhoben, indem er in den ersten Bänden des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen und der Fontes rerum austriacarum die Arbeiten aufgezählt habe, welche nach seiner Meinung sofort in Angriff zu nehmen wären. Unter diesen befanden sich die Sammlung der Urkunden von 1) den Landesfürsten, 2) dem Erzbischof von Salzburg, 3) dem Bischof von Passau, 4) von den vorzüglichsten Adelsgeschlechtern bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Herr von Meiller übernahm die Bearbeitung der Regesten von den unter 1 und 4 aufgeführten Urkunden und hat sich eines Theiles seiner Aufgabe schon durch die vor einigen Jahren erschienenen Regesten der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg entledigt.

Es war zuerst die Absicht des Verfassers, seine gegenwärtige Arbeit mit den Anfängen des Bisthums Salzburg zu beginnen, allein es erhoben sich gegen dieselbe für die ältesten Zeiten so viele und große Schwierigkeiten, daß er von seinem ur-

sprünglichen Plane vorerst abgehen zu sollen glaubte und so beginnt er denn mit dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Für diesen Entschluß fehlte es nicht an guten äußeren und inneren Gründen, denn erst mit dieser Zeit gewinnt die Geschichte des Salzburger Erzbisthums einen festen Boden und treten die Urkunden in größerer Zahl auf. Die ersten noch erhaltenen Original-Urkunden des Salzburger Archivs gehören gerade dem Erzbischof Konrad I. an. Er war es der das so sehr zerrüttete, durch den Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum an den Rand des Verderbens gebrachte Erzbisthum durch Herstellung der Disciplin rettete und somit für seine Nachfolger den Weg einer gedeihlichen Wirksamkeit bahnte. In der That haben die fünf ihm zunächst folgenden Kirchenfürsten diesen Weg betreten und haben sich durch ihre politische, landesherrliche und kirchliche Thätigkeit, von welcher unser Werk tausendfaches Zeugniß gibt, ein ehrenvolles Andenken gesichert.

Es ist hier nicht der Ort, die Anlage des Buches, die zur Bewältigung des Stoffs befolgte Methode näher zu beleuchten, doch dürfen wir nicht unterlassen hervorzuheben, daß das Werk in beiweitem den meisten Beziehungen den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft gerecht wird, und ohne Bedenken können wir es sowohl dem innern Werth nach als auch bezüglich der Technik zu den vorzüglichsten historischen Quellenpublikationen der neuesten Zeit rechnen. Die größte Anerkennung verdient die in den Noten mit umfassender Gelehrsamkeit geübte Kritik und dann der auf die trefflichen Register verwendete Fleiß.

Da das besprochene Werk mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien herausgegeben wurde, so dürfen wir auch ihren Antheil an dem Ruhme desselben nicht übersehen und möchten nur wünschen, daß sie in der Folge öfters Gelegenheit haben möchte, wissenschaftlichen Leistungen von gleichem Werth, wie ihn das besprochene Buch hat, durch ihre Mittel an das Licht fördern zu helfen.

II. **Bibliotheca Eystettensis Dioecesana. Ein Beitrag zur Herstellung von Annalen der Literatur des Bisthums Eichstätt. Von Joseph Georg Suttner (Programm des bischöfl. Lyceums zu Eichstätt) 1866.**

„Ueberhaupt kann die ältere Geschichte wohl nur nach Bisthümern bearbeitet werden“: behauptet (im fünften Band der Sitzungsberichte der Wiener Akademie) Chmel, der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiet der mittelalterlichen Geschichte. Man kann dieses wahre beherzigenswerthe Wort nicht oft genug wiederholen, und es wäre zu wünschen, daß man es in denjenigen Kreisen, für welche es wohl zunächst gesprochen war, daß der österreichische Klerus das Wort vor Allem beherzigte und einmal emsiger jenes Feld bebaute, auf dem noch so Vieles zu thun ist, die Erforschung der Diöcesangeschichte des Mittelalters in Oesterreich.

Etwas besser ist es in Bayern gerade in dieser speciellen Beziehung, wenn gleich ausgesprochen werden muß, daß im Allgemeinen auch hier die wissenschaftlichen Leistungen auf dem geschichtlichen Boden noch zurückstehen hinter denen des westfälischen, rheinländischen und schwäbischen Klerus. Nach zwei Seiten hin verdient daher die vorliegende Arbeit von Suttner die vollste Anerkennung, einmal weil sie durch das Thema an sich die Aufgabe ins Auge faßt, welche ein Meister der Geschichtswissenschaft als ein Postulat gründlicher Geschichtserkenntniß hinstellt; zum andern weil sie aus einem Boden aufkeimte der solche Gewächse seither nur selten hervorbrachte. Möge uns die Zukunft eine reiche Flora von der Pflanzengattung bringen, von welcher uns hier eine schöne Species geboten ward.

Bei weitem den größten Dienst wird unsere Schrift der Geschichtsforschung der Diöcese Eichstätt leisten, da sie aufs beste über die betreffende Literatur orientirt. Wie wichtig ein solches literarisches Hilfsmittel ist, das hat man zu allen Zeiten erkannt, weßhalb auch von Zeit zu Zeit immer wieder für die Ge-

schichte allgemeine literärische Wegweiser erschienen sind. Ist ja doch die Zahl derselben noch neuerdings durch die außerordentlich verdienstvolle Bibliotheca medii aevi von Potthast vermehrt werden. Es begreift sich daher recht wohl, daß der Plan zu dem vorliegenden Werke nicht mehr neu ist, und daß dessen Ausführung, wie Herr Suttner in der Vorrede mittheilt, mehrfach in Angriff genommen wurde. Doch waren es immer nur Produkte eines engeren Gesichtskreises, die geboten wurden, oder es gingen die Resultate des aufgewendeten Sammlerfleißes verloren, wie dieß namentlich von Pickl's Monumenta literaria bekannt ist, welche wohl in Folge der Säkularisation ihren Untergang gefunden.

Wir geben dem Herrn Verfasser ganzen Beifall, wenn er sagt, daß seine Uebersicht über die Literatur der Diöcese Eichstätt selbst ein Stück Diöcesangeschichte sei. „Denn an den Titeln der Bücher verräth sich die Zeit, die Blüthe wie der Verfall der Studien, das Eindringen und Vorschreiten neuer Richtungen, das allmähliche Verklingen der älteren. Eine kleine Schrift deckt manchmal Beziehungen der Diöcese mit allgemeinen äußeren Bewegungen auf, die dem Blicke des Forschers sonst entgangen wären." Hier drängt sich mit unwiderstehlicher Macht die Frage auf: was für ein Urtheil wird die Nachwelt auf die Titel der Bücher basiren, die in den letzten 40 bis 50 Jahren in manchen deutschen Diöcesen erschienen sind? Gar zu günstig wird das Urtheil gewiß nicht ausfallen.

Die Vollständigkeit, welche besonders auch in Rücksicht der kleinsten Schriften erstrebt wurde, scheint uns in lokalgeschichtlicher wie in culturhistorischer Beziehung durchaus gerechtfertigt, da selbst eine ihrem inneren Wesen nach unbedeutende literärische Erscheinung durch zufällige Nebenumstände Interesse gewinnen kann. Ihren universellen Werth müssen aber Arbeiten wie die vorliegende erst dann erhalten, wenn sie sich gleichsam als Ring in die große Kette einer die Kirchengeschichte von ganz Deutschland umfassenden Bi-

bliographie einreihen. Die Ausführung eines so gewaltigen Werkes dürfen wir von dem Manne erwarten, der schon jetzt die Schwierigkeiten der Herstellung des „Status dioecesium in Germaniae terris“ überwunden hat. Herr Schulte, der berühmte Canonist, will die Geschichtswerke aller deutschen Diöcesen zusammenstellen und sein Name bürgt für das Gelingen dieses Werkes, aber um wie viel würde seine Arbeit erleichtert, wenn alle Diöcesen so schöne Vorarbeiten böten, wie dieß jetzt in Eichstätt der Fall ist! Wird sich wohl in jeder Diöcese ein Mann finden der sich das Werk des Herrn Suttner zu Herzen nimmt? Man wird nicht zufrieden seyn dürfen, bis jede, auch die kleinste Diöcese ihre literarischen Annalen hat. Findet sich nun aber nicht überall ein solcher Mann, und das glauben wir bei unserer Bekanntschaft mit den Personalverhältnissen in vielen namentlich süddeutschen Diöcesen annehmen zu müssen, so lohnte es sich wohl der Mühe, daß die Herrn Oberen sich einen Mann suchten, der zur Lösung der in Rede stehenden Aufgabe geeignet wäre.

Um nun auch ein Wort über die sachliche Behandlung des in unserer Schrift zu bewältigenden Stoffes zu sagen, müssen wir die Sorgfalt anerkennen, mit welcher der Verfasser die neuere und neueste Literatur bewältigte; ja er begnügte sich nicht, die bereits erschienenen Werke anzuführen, er weist z. B. an einer Stelle auch darauf hin, daß Ficker in der Fortsetzung der Böhmer'schen Fontes rerum germanicarum eine neue Ausgabe des Henricus de Rebdorf bringen werde. Die kurzen Kritiken, welche über einzelne Werke gegeben werden, sind treffend und gewähren jedenfalls gute Richtpunkte für das Urtheil. Von besonderem literarhistorischen Interesse ist das ansehnliche Verzeichniß von Eichstätter Theaterprogrammen, zu denen die Schulkomödien ein großes Contingent stellten. Unter den letzteren sind die bedeutendsten jedenfalls die der Jesuiten.

Rücksichtlich der Vollständigkeit der Schrift wiederholen

wir, was der Verfasser selbst sagt: „Als Beitrag zur Herstellung von Annalen der Diöcesanliteratur macht diese Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ich kann sie mit Seneca's Worten einführen: Multum restat adhuc operis; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi. Indem ich gab, was mir in den hiesigen Bibliotheken und Archiven selbst oder in Sammelwerken zugänglich war, sollte zunächst eine Grundlage geboten werden, auf welcher sich fortarbeiten und welche alle Freunde der Sache sehen läßt, was hierorts noch nicht bekannt und also zu Nachträgen geeignet ist, um welche ich bitte und für welche ich jederzeit dankbar seyn werde."

Möge diese Bitte nicht die große Reihe von unerfüllten frommen Wünschen vermehren, die zu Gunsten der katholischen Wissenschaft schon so oft ausgesprochen wurden.

VI.

Zur didaktischen Poesie.

Herbstblätter von Franz Graf Pocci. München H. Manz 1867.

Poetische Meditationen, ein christliches Laienbrevier: so etwa kann man in Kürze den Gehalt und die Tendenz der Dichtungen bezeichnen, welche Graf Pocci hier unter dem schlichten, zu wenig sagenden Titel von Herbstblättern der lesenden und denkenden Welt vorlegt. Nicht eine bunte Anthologie lyrischer Ergüsse, wie sie die üblichen Sammlungen von Gedichten unter ähnlich klingenden Titeln enthalten, hat man unter diesem metrischen Gewinde von „Herbstblättern" zu suchen, sondern Betrachtungen eines poetischen Gemüthes über die höchsten Fragen und Forderungen des Lebens.

Man könnte einigermaßen verwundert seyn, dem Münchener Humoristen auf solchen Wegen, den einsamsten des Parnasses, zu begegnen. Der joviale Verfasser des „Lustigen Komödienbüchleins“ mit seinen unzähligen ergötzlichen Kasperlstreichen, der launige Schöpfer witzvoller Carikaturen, der Erfinder des köstlichen weltberühmten Staatshämorrhoidarius und so mancher andern Originalfigur schlägt in diesen Herbstblättern einen so ernsten Ton an, daß die Frage sich ungesucht auf die Lippen legt, wie derselbe Mann zu diesem Ton gekommen. Und doch liegt die Sache keineswegs so unvermittelt. Neben dem humoristischen Zug in den Produktionen des Verfassers lief von jeher auch ein melancholischer mit, der Hang für eine schwermüthig brütende Weltbetrachtung, ja er ist vielleicht der vorwiegende in seinem Wesen, wie denn diese Gegensätze in tiefer angelegten Naturen nicht selten sich vereinigt finden. Diese andere Seite kehrte Pocci heraus in der Lapidarmoral seiner mannigfaltigen Todtentanzbilder, derselbe Ton klingt aus den Grundtiefen seiner beiden Volks-Dramen „Gevatter Tod“ und „Karfunkel“ wieder an. Der angeborne Sinn für das Gnomische, für die Spruchpoesie, wie er aus seinem „Bauern-ABC“, aus den verschiedenen Reim- und Spruchbüchlein sich kundgibt, ist nur eine andere Ausdrucksform des gleichen contemplativen Charakterzugs. Und eine verwandte beschauliche Geistesrichtung war es wohl auch, die ihn vor Jahren schon zur Uebertragung von Jouberts „Gedanken, Versuchen und Maximen“ veranlaßte. In den Herbstblättern nun haben wir das Reifste dieser ernsten Geistesrichtung, den Ertrag langen beschaulichen Sinnens, den Auszug einer reichen Lebenserfahrung, in einer dem Gegenstand entsprechenden poetischen Form und, nebenbei gesagt, auch in einer eleganten typographischen Ausstattung vor uns.

Die durchgehende elegische Grundstimmung der Sammlung, wie sie der Titel andeutet, wird im ersten Gedicht ausgeführt als eine Art Vorspruch: „Dein Frühlingsahnen und dein Sommerhoffen hat dir der Herbst geraubt“ ꝛc., und das

Ergebniß der Betrachtung: „Ermanne dich, lern' Irdischem entsagen!" Mit dieser entschlossenen Resignation erhebt sich denn des Dichters Geist nach höheren Zielen, und indem er Umschau hält über den Wandel der Zeit, den Wechsel und die Täuschungen des Lebens, lenkt er den Blick nach jenen ewigen Gesetzen, die über allem Wandel stehen. Er nimmt gar oftmals einen kühnen Flug und streift in seinen Spekulationen an die höchsten Probleme: über Geistesfreiheit und des Wissens Grenze, über Bestimmung und Zufall, über Trinität und Schöpfung, über Gottes Unermeßlichkeit und menschliche Nichtigkeit ergehen sich seine dichterischen Excurse. Schöne würdige Worte spricht er über das Gebet, ein Thema dem wir wiederholt im Buch unter immer neuen ansprechenden Wendungen begegnen (Kindesgebet, Beten thut noth, Gebet ist Alles). Mit religiöser Wärme durchgeführt ist auch der Gedanke vom „besten Freund":

„Er legte dich in deiner Mutter Schooß,
Er wiegte dich, hielt dich am Gängelbande,
Der treue Führer war er deiner Jugend;
Und nun im Lebensherbst, stets mehr verlassen,
Wenn selber ein entlaubter Baum du bist,
Jetzt erst magst du den Freund so recht erkennen,
Hast du den gold'nen Faden nicht zerrissen,
Der dich dem Himmel wunderbar verband" ꝛc.

Mit diesen Betrachtungen religiöser Natur mischen sich in ungezwungener Abwechslung andere von vorwiegend moralischer Tendenz. Wie ein getreuer Eckart steht der Dichter vor dem Eingang des Venusberges und warnt die Vorüberziehenden; oder er gibt ihnen ethische Anrufe, beherzigenswerthe Gedenksprüche mit auf den Weg; oder endlich ruft er ihnen mit einem plastischen Todtentanzbild ein ernstes Memento zu. Auch in anderer Weise wird das lehrhafte Element mitunter angenehm unterbrochen durch ein kleines Natur- oder Seelengemälde; auf Mahnung und Betrachtung folgt passend wieder das poetische Stimmungsbild. Solcher

Art sind Gedichte wie die „Kapelle“ (S. 143), „Allüberall Musik“ (S. 101); gar rührend klagen die Herbstblätter von der unbegrenzten Hingabe der Mutterliebe (S. 65) und ein ebenso wehmüthig angehauchtes, warm empfundenes Bild ist jenes von der verödeten Mühle im Waldthal (S. 169). Da und dort rieselt dann wieder ein milder Spott erfrischend mit. Der Dichter ironisirt glücklich die menschliche Selbstvergötterung, hält dem Gotteslängner mehrfach den Spiegel seiner geistigen Armseligkeit vor, und vergleicht den Menschenwitz, der in philosophischen Systemen auffliegt, nicht übel mit Papierdrachen, „der Kinder Spielzeug auf gemähter Wiese.“ Gegen die heidnische verkündet er die christliche Moral in „Harr aus“ (S. 197) und den christlichen Heilsglauben im „besten Weg“ (S. 209). Ueberhaupt hat Pocci in diesen Herbstblättern sein eigenes kirchliches wie politisches Glaubensbekenntniß mit männlicher Entschiedenheit niedergelegt; man lese zum Belege seine Gedichte über „Monarchie“ (S. 103), „Kirche“ (S. 125) und „Toleranz“ (S. 113).

Reich ist das Büchlein an praktischen Sentenzen und Lebensregeln, die kurz und körnig zusammengefaßt sind und ihren Gehalt meistentheils schon in der Ueberschrift kennzeichnen wie: Geschmeidig aber fest (S. 43), Sei duldsam (S. 69), Sei genügsam (S. 157), Verdamme nicht (S. 181). Eine humane Milde ist in diesen Sprüchen praktischer Lebensweisheit niedergelegt. Der Kern der Lehre, die sie predigen, ist Duldung, Liebe und Barmherzigkeit. Daß nur die Arbeitstreue das Menschenherz zufrieden erhalte, klingt ebenfalls mehrfach aus denselben hervor. In einem andern Spruch warnt der Dichter vor dem Zersplittern der Kraft und vor dem Zuvielwollen; wenig aber das Wenige recht! lautet sein Rath, der mit dem Satze schließt:

„Und hast du Ein's nur auf der Welt gelassen,
Für das ein einz'ger Mensch dir bleibend dankt,
So fürchte nicht, daß du umsonst gelebt.“

Seinem eigenen Stande hält Graf Pocci mit dem

rechten Freimuth das Noblesse oblige entgegen im Sinne des alten deutschen Spruchs: Adel stammt von Tugend. Und den Dichtern gibt er ein Wort vom ächten Dichterberuf zu bedenken, von dem nur zu wünschen wäre, daß es alle in Wahrheit so beherzigten; so aufgefaßt wäre die Sangesgabe allezeit eine segensvolle Gottesgnade.

Ueberblickt man die Sammlung, so wird es augenfällig, daß unserem Dichter in der Anlage L. Schefers Laienbrevier vorschwebte. Aber die Aehnlichkeit ist nur eine äußerliche. Statt eines trostlos pantheistischen haben wir hier ein herzhaft christliches Laienbrevier bekommen. Das Versmaß ist wie dort der reimlose fünffüßige Jambus. Diese Form läßt eine gewisse Ungezwungenheit des Vortrags zu, welche dem didaktischen Zwecke, dem beschaulichen Sinnen ganz wohl ansteht. Die naheliegende Schwierigkeit besteht nur darin, die Linie zwischen der Sprache der Prosa und der Poesie immer richtig im Auge zu halten und nicht der Versuchung des Sichgehenlassens nachzugeben. Es würde gegen die Wahrheit seyn, wollten wir sagen, daß diese Linie niemals überschritten worden wäre. Rhythmus und Satzbau sind stellenweise sorglos ungefüge, unmelodiös, und dadurch ist in dem einen oder andern Stück ein Anflug von Prosa hängen geblieben. Doch mögen das nur die Ausnahmen der guten Regel seyn, die vielleicht eben deßhalb eher in das Ohr fallen, weil der Klang des Reimes fehlt, der sonst so Vieles verdeckt. Im Uebrigen hat der Dichter seine Aufgabe klar erkannt und allen Geist aufgeboten, die der Lehrdichtung so leicht anhaftende Trockenheit zu vermeiden. Die bündige Kürze der treffenden Wahrheiten, der freie Ton und gehobene Accent, die sinnigen Wendungen und bewegenden Bilder erfüllen die Poesien mit einem frischen Lebenshauch, der seine Wirkung auf die Leser nicht verfehlen wird. Es rauscht ein weihevoller Ernst durch diesen Herbstwald, ein demüthiges Confiteor und ein mannhaftes Credo.

Wird ein Brevier solcher Art dem Geschmack der Zeit

zusagen? Gewiß wird es Vielen ein willkommenes Angebinde seyn und in einsamen Stunden zum freundlich vertrauten Begleiter werden. Die große dem Sinnencult huldigende Gemeinde wird freilich einen Poeten solchen Schlags nur schwer goutiren und seine Moral als einen unbequemen Mahner, so gut es angeht, von sich ablehnen. Sirenenklänge, nicht Mentorrufe liebt diese Gesellschaft zu vernehmen. Und doch, wenn je eine Zeit dazu angethan war Illusionen zu zerstören, aus genußseliger Gedankenlosigkeit aufzurütteln und zu ernster Sammlung und Selbsteinkehr zu stimmen, so ist es diese eherne Gegenwart, die, wohin man blickt, das Bestehende über den Haufen wirft und nur über Ruinen und unabsehbaren Jammer zu neuen ruhigen Bildungen führen kann. In solcher Zeit mag es am Platze seyn das Wort des Römer-Dichters aus der Cäsarenzeit aufzufrischen:

„Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem . . . . .
Omnes eodem cogimur, omnium
Versatur urna.

Nun, diese Lebensweisheit predigt auch unser Münchner Poet, aber mit einem bessern Troste und mit dem Fingerzeig auf ein erhabneres Ziel.



VII.

Ein Blick auf Mexico.

Seit der Errichtung des Kaiserreiches Mejico hat unsere liberale Presse nie nachgelassen ihre Sympathien für den sogenannten Unabhängigkeitskampf der Mexikaner kundzugeben, und jetzt kann sie ihren Jubel kaum zurückhalten über die Wiederherstellung der Anarchie und der ewigen Revolutionen in einem Lande, dem auf kurze Zeit die Hoffnung erblühte, endlich einmal unter der Regierung eines wohlmeinenden und ehrlichen Fürsten Ruhe, Sicherheit und Prosperität kennen zu lernen.

Vom New-York Herald, der das Unglück der Kaiserin Charlotte „eine gerechte Strafe für ihr gegen die Freiheit Mejico's begangenes Attentat" nannte, ist man nichts als Gemeinheiten zu hören gewohnt; allein auch die Augsburger Allg. Zeitung entblödete sich nicht, in der Uebersicht ihrer Wochenausgabe vom 15. November zu sagen: „Ueber dem Ocean wo soeben ein Abenteuer, das, gelingend die Menschheit geschändet (!) und die ganze Zukunft des jenseitigen Continents gefährdet, vergiftet haben würde, auf jämmerliche Weise zu Ende geht." Wenn doch unsere deutschen Zeitungs-Schreiber nichts über Dinge schreiben wollten, die sie nicht verstehen! Gehe doch der Verfasser jenes Unsinnes auf ein paar Jahre in das Innere von Mejico, besuche er darauf, um Vergleichungen anzustellen, auf längere Zeit einige andere spanische Republiken und auch die verschiedenen Theile der Vereinigten Staaten, und gewiß wird er nach

seiner Rückkehr keine solchen Phrasen mehr loslassen, wenn er — ein ehrlicher Mann ist.

„Die Menschheit schänden" werden die Santana, Juarez, Ortega, Alvarez, Diaz und wie die übrigen Banditenchefs alle heißen, sobald die Franzosen aus dem Lande sind; sie werden dann wieder rauben und morden wie zuvor. Oder werden etwa die so humanen Yankees sie daran hindern, welche diese Wirthschaft bisher immer begünstigt hatten? Jetzt nehmen die Amerikaner einstweilen Chihuahua, Sonora und Nieder-Californien, weil diese wenig bevölkerten Länder ihnen mehr conveniren; die übrigen Staaten lassen sie erst durch die Revolutionen mehr entvölkern, ehe sie auch diese verschlucken. Glaube man ja nicht, daß die jetzigen Bewohner jener bald zu annectirenden Staaten einem glücklicheren Loose als sie früher hatten, entgegengehen. Kurz nach der Annexion von Neu-Mejico und Californien habe ich selbst dort an Ort und Stelle gesehen, wie die Mexikaner behandelt wurden, wie gänzlich rechtlos sie waren. Jeder rohe Yankee konnte den armen Mexikaner wie einen Hund niederschießen, ohne je zur Rechenschaft gezogen zu werden — er hatte ja nur einen „Greaser" aus der Welt geschafft! Und sage man mir nicht, daß solche Bestialitäten hauptsächlich von Südländern verübt wurden, im Gegentheile der ächte nördliche Yankee that sich hierin immer am meisten hervor. Bei ihm ist die Verachtung aller Nichtweißen noch viel stärker als bei dem Südländer, wenn auch unsere liberale Presse uns noch immer versichert, der letzte Krieg sei hauptsächlich nur zur Befreiung der Neger geführt worden und die Butler, Brownlow und Stevens seien edle Vertheidiger der Menschenrechte.

Ebenso schlimm wie den ärmeren Mexikanern ging es auch dem reicheren, gebildeteren Theile derselben. Geriebene puritanische „Downeasters" schwindelten sie aus ihrem Eigenthum durch falsche Besitztitel und falsche Prozesse, die der mit allen Advokatenkniffen wohl vertraute Yankee immer gewann, so daß schon nach ein paar Jahren die meisten mexi-

kanischen Besitzer an den Bettelstab gebracht waren oder sich zum Auswandern genöthigt sahen. Gerade so wird es jetzt wieder gehen.

Gewiß wird die Nemesis auch das Yankeethum erreichen, das durch die Annexion vieler südlichen Länder selbst der Union das Grab gräbt. Eine weit klügere Politik wäre es für die Amerikaner, wenn sie ihre Augen mehr auf Canada richteten und die Freundschaft seiner Bewohner, welche jetzt die entschiedenen Feinde der Yankees sind, zu erwerben trachteten. Die Acquisition dieses stammverwandten Landes wäre ein wirklicher Machtzuwachs für die Vereinigten Staaten, namentlich für den Norden. Allein das Holz und Korn von Canada reizen nicht ihre Habsucht, wohl aber das Gold, Silber und die reichen tropischen Produkte von Mejico.

In nicht ferner Zeit wird eine bedeutende Einwanderung aus dem Norden in die Südstaaten und die neu annectirten Länder stattfinden; doch weiß Jeder der den Süden kennt, wie bald der aus dem Norden eingewanderte Yankee die Sitten und Anschauungsweise der Südländer annimmt, und mehr noch seine Kinder die meist zu den exaltirtesten Vertheidigern des Südens gehören. So wird am Ende nicht die Union, sondern gerade die Südstaaten einen Machtzuwachs durch die Annexion der mexikanischen Länder erhalten, deren Interessen gerade so wie die des Südens und Californiens gänzlich denen des Nordostens entgegengesetzt sind, für dessen puritanische Bürger sie ohnedem keine Sympathien besitzen. Der jetzige hohe amerikanische Tarif — den der Congreß nächstens um 100 Procent erhöhen will — wäre der Ruin aller jener Länder und bald nach der Annexion muß die Spaltung zwischen Süden und Norden unvermeidlich werden.

Zur Zeit als Kaiser Napoleon den Plan einer geordneten Monarchie in Mejico bildete, war die Ausführung dieses Projektes gar nicht so unmöglich wie sie jetzt erscheint, und gewährte die einzige Aussicht auf Ordnung und ehrliche Regierung einem Lande, welches während 50 Jahren die

Heimath der heillosesten Verwirrung gewesen war. Umsonst hatten die Mexikaner fast jede Regierungsform, vom despotischen Absolutismus bis zur wildesten Demokratie versucht. Kaiser, Diktatoren, Präsidenten, wie sie aufeinander folgten, brachten dem unglücklichen Lande keine Ruhe, eine Revolution folgte der anderen und die Anarchie ward zur bleibenden Institution. Da brach in den Vereinigten Staaten, welche bisher alle diese Revolutionen im Geheimen begünstigt hatten, jener blutige Krieg aus, dessen Ausgang nicht vorauszusehen war und Napoleon glaubte den günstigen Moment zur Errichtung einer Monarchie in Mejico gekommen, deren Aussichten damals gar nicht ungünstig waren.

Als es in Mejico bekannt ward, Maximilian von Habsburg würde die Kaiserkrone des Landes annehmen, so erklärte sich gleich die mächtige conservative Partei zu seinen Gunsten. Diese war der ewigen Revolution müde und wünschte seit langer Zeit eine geordnete starke Regierung, ja irgend eine Form von Monarchie wäre ihr recht gewesen, wie ich es selbst oft in Mejico aussprechen hörte. Fast alle soliden Elemente des Staates, Besitzer, Kaufleute und die meisten Leute welche auf ehrliche Weise ihr Fortkommen suchten, gehörten zu dieser Partei. Wenn sich ihr auch ein verkommener Klerus der seine heilige Mission fast ganz vergessen und dem es wenig mehr um die Religion, viel aber um die Wahrung seiner weltlichen Interessen zu thun ist, angeschlossen, und wenn auch mehrmals schlechte Männer, wie Santana und Miramon, sich zu ihren Führern aufgeworfen hatten, so war sie doch immer unendlich achtbarer als die sogenannte liberale Partei, jenes Conglomerat von raubsüchtigen Soldaten, Spielern und feilen Advokaten, kurz von Leuten die nur durch Intriguen, Verrath und die ewigen Revolutionen fortwuchern konnten.

Kaiser Maximilian, der die mexikanischen Verhältnisse nicht kannte, suchte im Anfange die liberale Partei an sich zu ziehen, mußte dieß aber, als er sich nur von Verräthern

umgeben sah, bald wieder aufgeben und zu seinen natürlichen Verbündeten, den Conservativen zurückkehren. Allein hätte er auch diesen Fehler nicht begangen, sondern schnell Ordnung und Ruhe im Lande hergestellt, hätte dieses unter seiner Regierung einen fabelhaften Aufschwung genommen und sein ganzes Volk ihn selbst vergöttert, so hätte ihm doch alles dieses nichts geholfen — im Gegentheile, es wäre für die Yankees ein Grund mehr gewesen ihn zu stürzen; denn was diese wollen, ist die Fortdauer der Anarchie in Mejico.

Seit der Unterjochung der Südstaaten, denen Napoleon als er seinen Plan faßte, zuviel Kraft zugetraut hatte, ward die Lage Maximilians immer hoffnungsloser. Wären Juarez, Ortega und Santana (ohne Unterstützung der Nordamerikaner) seine einzigen Feinde gewesen, so würde er wahrscheinlich seinen Thron auch ohne die Hülfe der Franzosen behauptet haben; denn Maximilian hat sich in Mejico sehr beliebt gemacht und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft erweckt. Aber der Macht der Amerikaner kann er nicht widerstehen und er handelt gegen sein eigenes Interesse, wenn er noch länger in Mejico zu bleiben sucht. Er kann sich nicht so lange halten, bis der große Kampf in der Union der allerdings lange Jahre nicht mehr ausbleiben kann, ausgebrochen ist; dann könnte er, wenn ihn die Mexikaner rufen, immer wieder zurückkehren. Maximilian hat bisher seine Abreise aufgeschoben, weil er fürchtet, daß nachher Scenen von Raub und Blutvergießen eintreten werden, wie sie Mejico noch nicht gesehen, daß dann das Leben und Eigenthum keines seiner Anhänger mehr sicher seyn wird und daß alle etwaigen Verträge mit Juarez oder Ortega sie nicht schützen würden, denn ein Ehrenwort kennen solche Leute nicht. Endlose Confiskationen werden folgen, Hinrichtungen und brutale Morde in jeder Stadt und jeder Hacienda, und die Augsburger Allg. Zeitung wird dann wohl vergnügt ausrufen: die „Menschheitschänder", die Feinde des Fortschrittes und der Aufklärung haben ihre gerechte Strafe erhalten.

VIII.

Josephinische Silhouetten.

III. Das Verfahren mit dem eingezogenen Klostergut.

Um das Volk für die Einziehung der Klostergüter zu gewinnen, wurden die eigenthümlichsten Lehren über das Eigenthum verbreitet. Schon 1781 erschien eine Broschüre*) in welcher es unter Anderm heißt: „Was erhaltet das menschliche Leben? Die Nahrung! Wem muß ich also zugehören? Demjenigen nicht wahr, der meine Nahrung in seinen Händen hat. Wer hat die Nahrung unserer Geistlichkeit in Händen? Unsere Staaten! Wem gehören unsere Staaten? Dem Kaiser! Wen haben also unsere Geistlichen in diesem Falle zum Monarch? Joseph den Zweiten! Siehe wie kurz, wie einfach, wie deutlich Natur und Wahrheit ist.“ Mit dieser prächtigen Logik gäbe es keine Verlegenheit mehr für einen Finanz-Minister, sie könnte als ein sehr einfach construirter Haupt-Schlüssel für die Kassen sämmtlicher Bankiers dienen, und Rinaldo Rinaldini wie Schinderhannes könnten den festesten Galgen damit über den Haufen blasen.

*) Der Mann ohne Vorurtheil in der neuen Regierung. Zweiter Auftritt. Wien, Hartl 1781.

Im weitern Verlaufe sagt dieser große Logiker in Finanz-Operationen: „Jesus Christus und alle seine Apostel hatten nicht so viele sichere Einkünfte, als bei uns ein Dorf-Pfarrer nach ziehet und ziehen wird. Glaubet ihr, daß die Religion zu Grunde gehet, wenn die Schätze der Monarchie nicht in den Händen der Geistlichen liegen? Wenn euch Feinde anfallen, euer Hab und Gut rauben, eure Weiber, Töchter schänden, was schützt euch, Kanonen, Musketen oder Rosenkränze? Wer ergreift die Waffen für euch, der Papst oder der Monarch?" Wie aber nun, wenn eine Majorität von bewaffneten Räubern herankommt, ein Fall der schon oft genug sich ereignet hat; was hilft dann eine vorausgegang'ne Plünderung? Um das Militär zu erhalten, müssen die Klöster geplündert werden!

Ein Anderer*) führt ebenfalls den Beweis, daß der Monarch das Recht habe Kirchengüter einzuziehen wie folgt: „Uebrigens ist zwischen Kirchengütern und den Gütern anderer ehrlichen Leute in sich betrachtet gar kein Unterschied, und alles Vermögen was die Kirchen und die Geistlichen dermalen besitzen, kommt von sogenannten Weltmenschen und Layen her. Durch die Verwechslung des Besitzers haben diese Güter wahrhaft keine wesentliche Veränderung erlitten. Denn wer wird wohl mit Vernunft behaupten können, daß ein Acker oder eine Summe Geldes die zu einer Kirche geschenkt worden, deßwegen ein göttlicher Acker, ein göttliches Geld heiße. Es ist dieß ein noch aus den dunkeln Zeiten entlehnter Kunstgriff, wenn man vorgeben will daß die Güter nicht den Geistlichen sondern Gott, dem St. Peter oder Paul oder sonst einem Himmelseinwohner gegeben worden seien. Wer sieht nicht ein daß durch solche Zweideutigkeit sehr leicht die

---

*) Beweise daß Joseph II. ein Protestant ist. 1785. — Das Thema wird im Sinne der Aufklärung und mit Lobsprüchen auf den Kaiser durchgeführt.

Hälfte von Europa für göttlich könnte erklärt werden. Wider diese Auslegungskunst wird aber von dem österreichischen Monarchen sowie von allen andern gekrönten Häuptern in bester Form Rechtens protestirt, um so mehr da die theils von ihren Vorfahren theils von ihren Unterthanen den Kirchen geschenkten Güter ein wahres Almosen sind, und jeder Landesherr die Pflicht auf sich hat darüber zu wachen, daß die Absicht warum solches eigentlich gegeben worden, erfüllt und kein unheiliger Gebrauch davon gemacht wird, ja auch alsdann wenn ein guter Gebrauch davon gemacht würde, so wäre nichts in der Welt was hindern könnte, noch einen bessern davon zu machen."

Diese merkwürdigen Gründe geben am Ende jeder Hand das Recht in jede Tasche zu greifen, um das Geld aus derselben herauszunehmen, und es besser zu verwenden als der unglückliche Besitzer desselben. Ueber derlei Theorien vom Rechte des Eigenthums läßt sich nicht weiter streiten.

Kaiser Joseph zeigte gleich Anfangs seiner Regierung noch eine Achtung vor den Stiftbriefen und wollte die Klöster ihrer Bestimmung nicht entfremden. Zum Beweise hiefür möge der erste Entscheid in Kirchenangelegenheiten dienen, welchen Joseph nach dem Tode seiner Mutter der Kaiserin erließ. „Resolution über einen Vorschlag zu Uebersetzung dreier in Schwäbisch-Oesterreich befindlichen adeligen Frauen-Klöster in weltliche Stifter. 4. Dez. 1780: Um das Eigentliche dieser Stiftungen einzusehen ist der vorderösterreichischen Regierung aufzutragen daß sie den Ursprung und die ersten Stiftbriefe dieser drei Klöster aus dortiger Registratur und Archiven erheben oder wenn solche dort nicht ausfindig gemacht werden sollten, solche in Originali oder Copia vidimata von den besagten drei Klöstern selbst abfordern und letztere anhero einschicken solle. Joseph."

Schon am 2. Januar 1781 ist die Anschauung über Stiftbriefe eine andere geworden laut „Vortrag: Die Ausfertigung des Diploms für Ihre königliche Hoheit die Erz-

herzogin Elisabeth als Aebtissin des Innsbrucker Fräulein-Stifts. R. Das Diploma kann angetragener Massen ausgefertigt werden, jedoch kommet in selbem Nichts von Nomination der Stiftsfräulein. Ich will diese Meiner Frau Schwester nur in so lang verleihen, als ich keine Abänderung für nöthig finden werde, und sie nach denen festgesetzten Regeln, Proben und Statuten-mäßig zu Werk gehen wird. Joseph."

Der erste Gewaltakt gegen die Klöster war im Geheimen vorbereitet aus angeblicher Sorge: es könnte sonst nicht die Einheimsung sämmtlicher Pretiosen gelingen. Die Geheimnisse wurden aber wie es oft vorzukommen pflegt lange vorher von den Spatzen auf den Dächern gepfiffen, ehe sie offiziell in die Oeffentlichkeit gelangen sollten. Der Vortrag aus dem Resolutionsbuche lautet: „Die bei Gelegenheit der vorgenommenen Untersuchung über die Mauerbacher-Beschwerden befohlene Aufhebung einiger Klöster 31. Dezember 1781. R.: Ich habe den Inhalt des Rescripts, so wie er in der Nebenanlage gefaßt ist, zu begnehmigen befunden. An das gallizische Gubernium wird jedoch die gleiche Anwendung ebenfalls erlassen und demselben bis zur wirklichen Exekution des Befehls, die so viel möglich an Einem Tag zu veranstalten ist, die genaueste Beobachtung des Geheimniß um so mehr einzubinden seyn, als widrigens die Ausschleppung mancher Prätiosen und Gelds in das benachbarte Republikanische zu besorgen seyn würde." Es folgen andere Verordnungen, wie das Geld der Klöster von der Regierung in Empfang zu nehmen sei 2c. Interessant ist der Schluß der langen Resolution, er lautet: „Der Kanzlei will bei dieser Gelegenheit noch eingebunden haben, das unterstehende Personale in allen und besonders derlei wichtigen Angelegenheiten an die genaueste Beobachtung des Geheimnisses anzuweisen, maßen von dieser Anordnung den nämlichen Tag als von mir nur die Resolution ergangen ist, bereits durch die ganze Stadt ausgeplaudert ware. Joseph."

Der Kaiser hatte oft mit großem Mißbehagen die Er-

fahrung machen müssen, daß die Bureaukratie ein höchst unverläßlicher Apparat sei, und daß er weder auf die Verschwiegenheit noch auf die sonstige Ehrlichkeit desselben im Gebahren mit dem Klostergut bauen konnte. Im 13. Band von Geislers Charakter und Leben Joseph II. finden wir folgende hieher bezügliche Stelle: „Eine gewisse Jüdin Dobruska in Brünn legte in der Mitte des Monats Dezember 1788 dem Monarchen einen Plan vor, nach welchem eine auswärtige Gesellschaft (von Juden) die sämmtlichen Güter der aufgehobenen Klöster und milden Stiftungen in allen Erblanden um den schönen Kaufschilling (schön allerdings für die Compagnie) von 20 Millionen Gulden käuflich an sich bringen wollte. Es wurden deßhalb auch wirklich verschiedene Zusammentretungen bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei gehalten."

Diese Andeutung veranlaßte den Verfasser in dem Wust der Verordnungen und Begebenheiten welche die Resolutionsbücher enthalten nachzusuchen, und es fanden sich da folgende Stellen, welche mindestens den Ankauf sämmtlicher Pretiosen und Juwelen aus dem eingezogenen Klostergut von Seite obiger Judengesellschaft vollkommen bestätigen. Nach einem Vortrag vom 14. Februar 1788 über die Veräußerung sämmtlicher Pretiosen der Klöster an die Familien Dobruska und Schönfeld erfolgt eine lange Resolution: die Pretiosen sind um Verschleppungen und Veruntreuungen (von Seite der Aufhebungscommissäre) vorzubeugen, obigen Familien zu verkaufen, welche selbe außer Land schaffen können, „jedoch (heißt es in der kaiserlichen Resolution) sind immer alle heilige Gefäße so zu verunstalten, nämlich entzwei zu brechen oder zu biegen um allen Mißbrauch zu vermeiden, ohne jedoch alle Steine einzelnweis herauszubrechen." Es läßt sich denken mit welcher Gewissenhaftigkeit diese jüdische Gesellschaft mit dem Hammer über die Kelche und Monstranzen hergefallen seyn wird!

Ein paar Monate später erschien folgender „Vortrag:

Womit sich über einige Anstände die sich bei dem mit der Jüdin Dobruschka und ihrem Sohn Schönfeld wegen Uebernahme der Kirchenprätiosen zu schließenden Contrakt begeben zu äußern die allerhöchste Entscheidung erbeten wird. 31. Mai 1788. R. 1) Da die Contrahenten die abnehmenden Effekten Zug für Zug in baarem gleich zu bezahlen haben, so kann auch ohne mindesten Bedenken der Contrakt auf die Nachkommenschaft der Erben und Hauptcontrahenten extendirt werden, da er ohnedieß bald sein Ende erreicht, weil die Klosteraufhebungen sich nicht so leicht mehr ergeben werden. 2) Sind auch die Effekten der Bruderschaften dem Contrakt einzuverleiben; die Prätiosen sind nach Wien zu bringen und hat es von jener Verordnung vermöge welcher den Bischöfen und Prälaten gestattet war kostbare Ornate oder Kirchen-Paramente kauf- oder tauschweise an sich zu bringen, jetzt gänzlich abzukommen."

Es läßt sich denken daß die Familie Dobruschka die gewichtigsten Gründe herbeigebracht haben wird, um die Räthe des Kaisers in dieser Angelegenheit zu Gunsten dieser edlen Familie zu stimmen; denn es kann als sicher angenommen werden, daß die Compagnie beim Kaufcontrakt in Bausch und Bogen bei der Abschätzung und Auslieferung der Pretiosen mit einer großen Pflichttreue auf den eigenen Vortheil bedacht gewesen ist. Nun erscheint am 14. November 1789 in einem Vortrag von Seite der geistlichen Hofcommission eine Wehklage an den Kaiser: daß die Juwelen und Prätiosen von der Jüdin Dobruschka und Comp. jederzeit mit großer Gewissenhaftigkeit in Empfang genommen wurden, daß aber die Jüdin und ihr Anhang die Zahlungstermine nicht einhalte.

Daß bedeutende Brocken schon im Siebe der Kloster-Aufhebungscommission hängen geblieben sind, darüber klagt der Kaiser wiederholt. Hören wir nur Ein Faktum aus den Aufhebungsakten des Königsklosters in Wien*). Der Kaiser

*) Im Archiv des Cultusministeriums zu Wien. Fascikel: Königskloster.

sagt in einem Handbillet: „Lieber Graf Kollowrat! Es ist mir angezeigt worden, daß alle in dem königl. Kloster hier vorgefundenen Kirchenschätze, jenes ausgenommen was dermalen bei den Augustinern ist, um 36,000 fl. geschätzt worden seien, wo doch nach Ausweis der nebengehenden vier Auszügel Eine Monstranz allein 50,000 fl. werth ist. Sie werden sich demnach über diese Angabe genau erkundigen und mir nachhero den Befund davon vorlegen. Joseph. 26. Juni 1782."

Der Kaiser bekommt auf seine Anfrage die ihm selbst sehr gewunden erscheinende Antwort: es sei keine eigentliche Schätzung vorgenommen worden; er antwortet darauf: „Es ist mir gewiß bewußt, daß bereits eine Art von Schätzung vorbeigegangen, wie solche nun ausgefallen und was inzwischen geschehen ist? ein solches ist mir ehestens anzuzeigen." Eine Antwort auf diese Anfrage des Kaisers war in den Akten nicht vorzufinden, daß er aber Recht gehabt hat, geht aus der im Fascikel vorhandenen Quittung des Goldarbeiters Holbein aus Wien vom 14. April 1737 hervor. Dieser Holbein bestätigt „daß er den hochwürdigen gnädigen Frauen eine ganß goldene mit Brillianten, Robinen und Schmaragden karmesirte Monstranz in dem Werth von 50,000 fl. gemacht habe."

Wohin die Meßstiftungen der aufgehobenen Klöster verschwanden, das kann jetzt nicht mehr eruirt werden. Als Beispiel diene folgender Fall. Der Verfasser suchte als Stiftungs-Superintendent der Wiener-Universität nach, wo die Capitalien einer Stromanz'schen Meßstiftung hingekommen seien, weil dieser Stromanz in seinem Testament verordnet: es sollen die von seiner Stipendienstiftung betheiligten Studenten alljährlich bei seinem Jahrestage in der Kirche des Königsklosters anwesend seyn. Es ist jede Spur über diese Meßstiftung verschwunden. — So fand der Verfasser zufällig bei Nardellini (Decreta authentica Congr. Sac. Rit. Romae 1856 im vol. II. p. 474. n. 4331. 21. Jan. 1766)

daß täglich in derselben Kirche des Königsklosters sechs Messen von und für die Königin Stifterin gestiftet waren. Auch von dieser Stiftung ist keine Spur mehr zu finden!

Wenn nun in Einem Kloster zehn Schritte von der Hofburg Werthgegenstände von 50,000 fl. in der Zeit der Aufhebung verschwanden, wenn Meßstiftungen aus derselben Kirche bis auf die Spur im Sande verronnen sind, wie mag es erst in den weite Tagreisen von der Residenz entfernten Provinzen zugegangen seyn!

Auch im geistlichen Resolutionsbuch erscheint ein Vortrag aus welchem erhellt, wie dienstbeflissen die Unterhändler gleich im Anfang der Klosteraufhebung gewesen sind. Da heißt es im 1545. Vortrag vom 5. Oktober 1782. „Ueber den Vorschlag des Jud Eskeles wegen Veräußerung der Prätiosen der aufgehobenen Klöster. R. Ist zwar nach dem Einrathen der Commission alsogleich mit der Schätzung der Jubellen fürzugehen, in Ansehung des von dem Eskeles wegen deren Veräußerung gemachten Vorschlages aber sich lediglich an meine hierwegen bereits unter 19. Mai der Kammer ertheilte Resolution zu halten."

Wie in den verschiedensten Formen gestohlen wurde, ergibt sich aus dem Resolutionsprotokoll vom 27. Sept. 1784, wo ein Beamter entsetzt, ein anderer zu 50 Dukaten Strafe wegen Bestechung bei Verkauf der Kirchenprätiosen verurtheilt wird. Der Denunciant Schwarz bekommt hingegen 50 Dukaten als Belohnung.

Aus dem ganzen Königskloster wollte der Kaiser ein großes Einkehrwirthshaus (Nationalhotel) für Fremde machen. Der Gedanke beschäftigte ihn so sehr, daß er darüber mehrere Seiten diktirte. Interessant ist das Handbillet über diesen Gegenstand an Baron Kreßl (29. August 1782). Der Kaiser wünscht daß einmal mit den Gebäuden der in Wien aufgehobenen Klöster eine Verfügung getroffen werde, d. h. daß man sie verkaufe. Unter anderm kommt darin folgender Plan vor: „Das königliche Kloster in der Nähe der Burg soll in

einen großen Gasthof für große ansehnliche Gäste wohl eingerichtet gewidmet werden. Dessen angenehme Lage, dessen Nähe von Hof, von beiden Theatern, von der Redoute, von den größten öffentlichen Häusern, nämlich Kaunitz, Colleredo und Hatzfeld, nebst diesem der Abgang eines solchen Hotel garni in Wien, wie in andern Hauptstädten zu finden, da der einzige weiße Ochs nächst der Hauptmaut von dieser Gattung zu finden ist, scheint dieses nothwendig zu machen." Es folgen nun noch vier Seiten ähnlicher Vorschläge über Klostergebäude von Seite des Kaisers; so will er z. B. das Camaldulenserkloster auf dem „Kaltenberg" für Wahnsinnige, ekelhafte und unheilbare Kranke hergerichtet wissen. Merkwürdiger Weise geschah mit keinem Gebäude nach des Kaisers Willen — seine Pläne erwiesen sich alle theils unausführbar theils unpraktisch. Die Kanzlei mußte dem Kaiser zu seinen Plänen Aufklärungen geben. Die Kanzlei rieth ein: das Königskloster solle an einen Unternehmer um 30,000 fl. verkauft werden. Der Kaiser resolvirte: „Dieses kann ohne Anstand als ein Versuch verlanget werden. Joseph."

In den Akten finden sich noch zwei große Baupläne für das Hotel mit Frontansichten. Eine trägt ober dem Thor die für ein Wirthshaus sehr pompöse Inschrift: Domicilium Nationum. Es fand sich aber kein unternehmender Wirth zur Ausführung dieses Planes. Jetzt steht an der Stelle des Königsklosters der Pallast des Marchese Palavicini, dann das lutherische und das calvinische Bethaus.

Das Einkommen mancher Klöster bestand in dem Ertrag der Weinernte; der Keller war somit die Kasse. Bedurfte man Geld, so wurde von dem aufbewahrten Wein verkauft. Der Wein wurde aber aus zwei Gründen aufbewahrt. Einmal brauchen die Oesterreicher-Weine mehrere Jahre bis sie trinkbar werden, und das Land wird auch öfter von nacheinander folgenden Mißjahren heimgesucht. Daraus erklärt sich wie in manchem Klosterkeller eine Quantität von Wein aufbewahrt wurde, die weit über den Bedarf des Tisches hin-

ausging. Bei der Aufhebung wurden nun auch die Weine verkauft. Bei diesem Verkaufe ging es nicht sauberer zu als beim Verschachern der Pretiosen. Nur Ein Beispiel wieder aus der Nähe von Wien. Ueber die vorzunehmende Licitation der Mauerbacher- und Kahlenberger-Weine (Mauerbach war eine Karthause, Kahlenberg ein Camaldulenser-Eremiten-Kloster) beklagt sich der Kaiser auf den Vortrag Nr. 1694 vom 30. Oktober 1782 in seiner Resolution wie folgt: „Ich muß frei gestehen, daß ich keine Ursache sehe, warum diese Weine, wenn es nicht casus pro amico ist, nicht einzelnweis verkauft werden sollen" u. s. w. „Es scheint daß der Herr Hofrath Neffzern in seiner häuslichen Wirthschaft jene der geistlichen Commission zu leiten nicht gelernt hat."

Der Kaiser beschuldigt hier seinen Hofrath und Referenten sehr satirisch einer liederlichen Wirthschaft im Hauswesen und spricht darauf gestützt den Verdacht aus: als ob der Wein aus Freundschaft an einen Dritten zu billig verkauft würde. Der Herr Referent wußte aber seinen Plan so plausibel darzustellen, daß der Kaiser am 9. November 1782 doch gestattete daß dieser ganze Wein auf einmal dem Kaufmanne Reich könne verkauft werden. Nach einem Billet vom 10. Dezember 1782 machte ein Kaufmann Würz einen höhern Anbot, wurde aber auf ein neues wieder für Reich stimmendes Referat abgewiesen. Nach einem Vortrag vom 26. März 1783 befiehlt aber der Kaiser: es seie die Erklärung des Handelsmanns Reich, ob er auch die vom Kaufmann Würz gebotenen 40,000 fl. bezahlen wolle, abzuwarten. Nun bittet Reich im Vertrauen auf seine guten Freunde, es mögen ihm 10,000 fl. nachgelassen werden. Am 9. April 1783 erscheint die kaiserl. Resolution: „Der Nachlaß von 10,000 fl. findet nicht statt, da seitdem schon 60,000 fl. geboten wurden. Dem Reich ist aber der Wein um 40,000 fl. sammt den Fässern zu überlassen. Joseph."

Somit war der Religionsfond trotz der Controlle des Kaisers durch die Manöver der Referenten um mindestens

20,000 fl. gekommen. Wir haben nur diesen Einen Fall hervorgehoben der unter den Augen des Kaisers zu Wien spielte; in den Provinzen handelten die Referenten und Schätzmeister noch viel großmüthiger, weil ihnen bei ihrem humanen und aufgeklärten Wirken dort weniger auf die Finger gesehen und geklopft werden konnte.

Selbst das kaiserl. Resolutionsbuch ist genöthigt wiederholte Unterschleife bei Veräußerung der Klostergüter zu rügen. Nach dem Vortrag vom 27. Oktober 1789 des geistlichen Resolutions-Protokolls wird der Kreiscommissär Jugekowsky von Grünhof wegen Unterschlagung von Kirchenparamenten des Klosterstiftes Saar kassirt. Der Denunciant wird in diesem Falle gerügt, weil er neben dem Wahren auch Falsches denuncirte.

Am 20. Hornung 1787 wird durch Resolution bestimmt, daß das Einkommen eines aufgehobenen für Klarissen gestifteten Klosters auf Unterstützung für adelige Fräulein, je eine jährlich mit 300 fl., verwendet werden solle. Die Regierung hatte sich eben den Grundsatz angeeignet, sie sei die rechtmäßige Eigenthümerin aller Stiftungen, und erklärte daher jeden Abt oder Geistlichen der bei der allgemeinen Sündfluth wo Tausende in den Säcken der Commissäre, bestechenden Kaufleute und Schacherjuden versanken, auch für sich von dem seinem Orden bestimmten Gute etwas retten wollte — für einen Dieb. Eigenthümer und Dieb mußten nach dem System: Eigenthum ist Diebstahl, die Rollen wechseln. Wenn nun mitunter Ordensleute ihrer trostlosen Zukunft eingedenk, gegenüber dieser sehr zwingenden und gezwungenen Moral sich eine gegentheilige Ansicht bildeten, so kann man darin socialer Weise, abgesehen von casuistischen Bestimmungen, nur einen natürlichen Gegenschlag auf die Vergewaltigung ersehen.

Hören wir beispielsweise über dieses Thema einige Vorträge und Resolutionen. „Vortrag. Bezugs des Carmeliten auf der Laimgrube (eine Wiener-Vorstadt) welcher einen Geistlichen seines Ordens denuncirte, daß dieser die Fashion

nicht genau angegeben, und daß im Kloster Novizen aufgenommen werden, vom 2. Juni 1783": „Wegen des Denuncianten des P. Cajetan beangenehmige ich das Einrathen der Kanzlei und ist auf selben, wenn er zur Seelsorge geeignet, zur Unterbringung dabei der vorzügliche Bedacht zu nehmen. Joseph."

Nachdem mit den Denuncianten so huldvoll verfahren wurde und die Denuncirten einer Strafe verfielen, waren die schlechten Leidenschaften der Gewinnsucht und der Rachsucht zu offenen und anonymen Denunciationen aufgeweckt. Diese und jene mehrten sich auch. Die aus Rache gemachten anonymen Anzeigen erwiesen sich fast immer als falsch, so daß die Anträge der Hofcommission größtentheils dahin lauteten, daß „die gemachte Anzeige auf sich zu beruhen" hätte und der Kaiser dann dazu schrieb: „ich begnehmige das Einrathen der Commission." Diese Denunciationen über die geringfügigsten Uebertretungen der Gesetze in publico - ecclesiasticis gaben aber doch noch bis zu den letzten Regierungs-Jahren des Kaisers Gelegenheit zu langen Untersuchungen. So findet sich noch am 22. Januar 1788 im geistlichen Protokoll folgender Vortrag an den Kaiser: „Daß der von dem Hofkriegsrath anhergegebene aus einer allerhöchst bezeichneten Anzeige gezohene Gegenstand, daß im Dorf Herzmaniz in Böhmen noch eine Art Skapulir-Bruderschaft bestehen sollte, bei der Untersuchung sich nicht bestätigt habe. R. Diese Anzeige dient zu Nachricht."

Den Klöstern wurden weltlicher Seits Commendatär-Aebte*) aufgedrungen. Der Commendatär-Abt führte die Oekonomie des Hauses, mußte in der Regel ein Weltpriester seyn der sich dazu hergab, das betreffende Stift mußte ihn bezahlen, und er führte das Superfluum von seiner Verwaltung an den Religionsfond ab. Daß ein solches Verfahren

*) Die Commendatär-Aebte, freilich in ganz anderm Sinne, finden sich zuerst unter Leo IV. Siehe weitläufig hierüber: Tamburini: De jure Abbatum. I. Vol. p. 24. Disp. IV.

ein Ordenshaus in allen Richtungen geradewegs zu Grunde richten mußte, versteht sich wohl von selbst. Hören wir nur ein paar Verfügungen bezüglich solcher Commendatär-Aebte: „Vortrag. Daß Maximilian Mayala Profeß des Cisterzienser-Stiftes Heiligenkreuz als Abbé Commendataire mit jährlichen 1000 fl. Gehalt daselbst anzustellen wäre. 26. Jänner 1788. R. Unter den angezeigten besondern Umständen will ich den angerühmten Heiligenkreuzer Stiftsprofessen Max Mayala zum Commendatär-Abt benennen. Joseph." Am 4. Juli 1788 wird für das Chorherrnstift Neustift zu Tyrol der Stiftsdechant Unterpretinger als Abbé Commendataire vorgeschlagen. Der Kaiser verwirft den Vorschlag: „es müsse ein Weltpriester aus Tyrol oder auch aus einer andern Provinz seyn, ein in Wirthschaftssachen kundiges Subjekt."

War es manchem Kloster noch gegönnt fortzuvegetiren, so wurde ohne weiters über die Räume des Klosters verfügt und die Anzahl des Ordensmitglieder beschränkt. Z. B. erfolgt auf den Vortrag vom 6. März 1782 der Kärntnischen Landeshauptschaft die Resolution: „das Kloster der Benedittiner auf zehn zu reduciren, die leeren Räume zur Unterbringung von Kranken und Kostkindern zu verwenden; die Dominikanerinen nächst St. Andrä aufzuheben, die Alten zu pensioniren, die Jüngeren nach Klagenfurt zu den Elisabethinerinen zu übersetzen und aus ihrem Vermögen eine Trivialschule in St. Andrä zu errichten. Joseph."

Bisweilen dünkte es dem Kaiser anfangs selbst Unrecht, daß eine Stiftung total dem Willen des Stifters entfremdet werde, dann traf er eigenthümliche Auskunftsmaßregeln, wie z. B. auf den Vortrag vom 20. Nov. 1783 über die Trinitarier und ihre Fonds zur Loskaufung von Christensklaven; — da bestimmt der Kaiser, „es solle die Staatskanzlei nur Oesterreichische Unterthanen aus der Sklaverei loskaufen." Ein armenischer Kaufmann der einen Theil des Trinitarierfonds seinem stiftungsmäßigen Zwecke zuführte — wurde gestraft. „Vortrag. Die von dem Armenischen Kaufmann Raphael

Jakubowitsch aus der Extrinitarier Redemptionskassa nach Konstantinopel überschickten 1000 Dukaten betreffend 8. Juni 1783. R. Die beiden Kaufleute sind mit einer Strafe von 50 Dukaten jeder zu belegen, insoferne sie sich aber hiedurch beschwert zu seyn glaubten, so stehet es ihnen frei im Wege Rechtens ihre dießfälligen vermeintlichen Behelfe weiters anzubringen. Joseph."

Die Privilegiumsurkunden wurden als Stoff und Grund zu Anmaßungen den Klöstern weggenommen und in die Landesarchive gebracht. So z. B. „1337. Vortrag vom 29. August 1782" fragt an „was mit den nach Wien geschickten Exemptionsbullen der Mährischen Klöster zu geschehen habe? R. Alle Originalien, auch autorisirte Abschriften von den habenden Exemptionsbullen und andern Instrumenten sollen abgefordert und selbe zur Wissenschaft und Vorbeugung für künftige Anmaßungen in die Länderarchive reponirt und aufbewahrt werden. Joseph."

Die geistliche Kanzlei trug auch bei Alienirung der Stiftungen die Aufklärungsfahne mit klingendem Spiele voran. „Vortrag: Ueber die wegen Fortsetzung der bei den aufgehobenen Klöstern vorhandenen Stiftungen zu bestimmenden Grundsätze 29. August 1782. Referent Abbt von Braunau. R. Ich beangenehme die von der Kanzlei vorgeschlagenen Grundsätze und werden alle Messen, Aemter, wie sie Nahmen haben, auf das Land zur bessern Subsistenz deren unter der Congrua stehenden Pfarrern und neu zu errichtenden Kaplaneien zu vertheilen seyn."

Dieses Verfahren verlockte andere aufgeklärte Volksfreunde noch weiter zu gehen; so ein Vortrag der auch dem Kaiser zu weit ging. „Vortrag. Daß der von dem Pfleger von Niederwallter Joseph Bequerel gemachte Vorschlag aus den Meßstipendien einen Fundum für verunglückte Gemeinden zu entrichten, lediglich auf sich beruhen dürfe 17. Jänner 1788. R. Von diesem Vorschlag ist kein Gebrauch zu machen. Joseph."

Wenn noch lebende Wohlthäter von Klöstern das was

sie geschenkt, jetzt während der Aufhebungszeit zurückhaben wollten, weil sie es dem Kloster und nicht der Regierung zum Geschenke gemacht, so wurde ihnen nur geringe Rücksicht durch Prozentauszahlung während ihres Lebens gewährt, das Capital blieb verfallen. So im geistlichen Commissionsprotokoll vom 9. Dezember 1787: „Die von einer sichern Reswudewska angesuchte Rückstellung eines dem in Lemberg aufgehobenen Carmelitenkloster von ihr verschriebenen Capitals per 7060 fl. betreffend. R. Hat dieses Capital allerdings bei dem Religionsfond zu verbleiben, da jedoch solches die Eigenschaft eines à fond perdu gelegten Geldes an sich hat, so ist der Reswudewska ein Interesse von 8 Prozent, oder wenn sie schon etwas betagt ist, von 10 Prozent anzutragen und ihr solches auch, wenn sie sich damit begnügt, jährlich so lange sie lebt richtig abzuführen, im widrigen Falle aber der Weg Rechtens offen zu lassen. Joseph."

Manche Klöster wurden nicht förmlich aufgehoben, aber doch auf ihr Aussterben durch allerhand Mittel hingearbeitet. Z. B. „Vortrag. Die Bedeckungserfordernuß für das neue Pfarreinrichtungsgeschäft in Steiermark 18. Jänner 1786. R. Das Stift Admond kann eingerathener Maßen beibehalten werden, nur muß die Zahl der Geistlichen dieses Stiftes so viel es nur möglich immer vermindert werden, damit sich ein so größerer Ueberschuß ergebe, und dieser Ueberschuß wird sodann in die Religionskassa einzuziehen seyn, wovon die Kanzlei die geistliche Commission zu verständigen hat. Uebrigens werden Mönchsklöster beizubehalten angetragen, weil sie wohlfeiler als Stifter auszuhalten sind. Joseph."

Schon am 20. September 1782 bezeichnete der Kaiser seine Herren Klosteraufhebungs-Commissäre als Räuber in folgendem Handbillet: „Lieber Baron Kresel! Da mir bekannt ist, daß mit denen Waldungen der aufgehobenen Karthausern und anderen Nonnenklöster übel gebahrt wird, und es damit ziemlich räuberisch zugeht, so werden Sie darüber genaue Einsicht nehmen" u. s. w.

Auf Bittgesuche eines Klosterobern um den Fortbestand seines Klosters wurde, selbst wenn das Gesuch vom Kaiser signirt worden d. h. Hoffnung gegeben war daß darauf besondere Rücksicht genommen werde, doch in der darauffolgenden Erledigung gar keine Rücksicht genommen. Wie z. B.: „Vortrag. Das allerhöchst bezeichnete Gesuch des Dominikaner Provinzialen um Beilassung des Klosters zu Krems 5. Nov. 1783. R. Es hat lediglich bei Meiner ertheilten Resolution sein Bewenden. Joseph."

Die sehr große gothische Klosterkirche zu Krems besteht noch heutigen Tages als städtische Kornhalle; das Presbyterium dient als Stadttheater; auf der Bühne sind noch Vergoldungen und Malereien vom Hochaltar zu sehen, und unter der Bühne — laut einem Regestenbuch des Kremser-Convents (jetzt im Archiv des Wiener-Convents) — sind noch Grafen und Ritter begraben.

Die Selbstbestimmung und Freiheit der Personen beim nothgedrungenen Wechsel eines Ordens wurde nicht berücksichtigt. Hier ein Beispiel wie Ordenspersonen nach Art Kriegsgefangener ausgewechselt werden sollten. „Vortrag. Wegen der Anstände die sich bei Aufhebung des Klosters der Clarissinen in Troppau ergeben. 24. Jänner 1782. R. Dieses Kloster ist nach dem Einrathen der Kanzlei beizubehalten, jedoch keineswegs zu Erziehung der Jugend, sondern zu einem Krankenhaus zu verwenden. Sollte der König von Preußen etwa wegen dieser Aenderung die jenseitigen Güter (in Preußen) einzuziehen Anlaß nehmen, so würde zu erklären seyn, daß man auch die Nonnen demselben zur Versorgung hinüberschicken würde. Joseph."

Es mögen diese angeführten Beispiele genügen um das Verfahren mit dem Klostergut anschaulich zu machen. Die Liberalen von damals haben unter den glänzenden Worten Freiheit und Aufklärung gerade dasselbe verstanden, was die heutigen Liberalen darunter verstehen.

IX.

Zur Arbeiter-Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung" Band 57 Heft 5 der Histor.-polit. Blätter*).

V.

Eine verständige Rechtskunde, meinen wir, kann Erhebliches nicht dagegen einzuwenden haben, wenn wir behaupten, daß der gesammte Complex positiver Rechtsnormen, welche die moderne Gesellschaft für vernunftnothwendig anerkennt, auf die leitenden Gedanken sich zurückführt, die wir schon in den wenigen einfachen Sätzen des Dekalogs dahin präcisirt finden: „Du sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht falsches Zeugniß reden." Einer gleichen Zustimmung halten wir uns versichert, wenn wir behaupten, daß die in jenen vier einfachen Sätzen enthaltenen leitenden Grundgedanken, als Ausgangspunkte angenommen, vollkommen genügend sind,

*) Vergl. Bd. 58, Heft 11 und 12. Im ersten Artikel, 11. Heft des vorigen Bandes, bittet der Verfasser einen Schreibfehler zu berichtigen. S. 802 Anmerk. sub f) ist nämlich die „Berliner Revue vom Oktober 1863", nicht „vom Oktober 1865" gemeint Auch muß es S. 811 Z. 2 v. u. anstatt „Begriff des Satzes" heißen: „Begriff des Rechtes."

um aus ihnen die ganze Complication der positiven Rechtsnormen welche die moderne Gesellschaft zu ihrem Bestande fordert, folgerecht abzuleiten.

Wenn nun diese Aufstellung richtig ist, und wir behaupten sie sei richtig, so geschieht damit in unsern Augen wenigstens dem Werthe der modernen Gesellschaft keinerlei Abbruch. Dagegen scheint uns Angesichts dessen die Forderung unsererseits nur um so mehr gerechtfertigt, daß die moderne Gesellschaft, wenn wir ihr vorhalten, wie die ganze Complication von Rechtsnormen deren positiv=gesetzliche Anerkennung wir im Interesse der besitzlosen Arbeit verlangen, schließlich ebenfalls auf einige einfache in wenigen Sätzen auszusprechende Grundgedanken sich zurückführt, um dieses Vorhaltes willen unserm Verlangen gegenüber sich nicht vorurtheilsvoll abschließt und von vorneherein der unbefangenen Prüfung die Zulassung versagt.

Die moderne Gesellschaft im Vergleich zu früheren Stadien der socialen Entwicklung, bietet wirklichen und wahren Fortschrittes die Fülle dar. Dieß wird bereitwillig und aufrichtig von uns anerkannt. Aber man wird uns auch zugeben müssen, daß alles was nur immer, sei es innerlich oder sei es äußerlich, als Fortschritt sich möge geltend machen, daß alle politische und religiöse Freiheit, alle Bildung und Wunder der Erfindung wie Eisenbahnen, Maschinen, Dampfkraft, Elektromagnetismus, Arbeitstheilung, genug die Gesammtsumme alles dessen was überhaupt als Fortschritt bezeichnet werden kann, das Eine einfache und thatsächliche Verhältniß nicht verändert habe oder zu verändern je im Stande seyn werde, aus welchem die ganze Complication von Rechtsnormen sich ableitet, für die als „Handwerks= oder Arbeiter=Recht" wir in der modernen Gesellschaft positive Geltung fordern. Dieses in allem Wechsel der socialen Entwicklung für alle Zeiten unverrückbar feste Verhältniß ist: daß der Körper des Universums, auf welchem ihre industrielle Entwicklung durchzuführen die Menschheit sich angewiesen sieht, unsere Erde,

innerhalb vierundzwanzig Stunden immer nur einmal sich um ihre Achse dreht; mit anderen Worten, daß der Tag immer nur vierundzwanzig Stunden hat.

Eine unbefangene, wissenschaftlich-ernste Prüfung der für immer unabänderlichen Consequenzen, welche nur allein aus diesem für alle Zeiten feststehenden Verhältnisse sich für den besitzlos arbeitenden Menschen, also für das Concretum ergeben dem die herrschende national-ökonomische Schule die Abstraktion „menschliche Arbeitskraft" unterschob, ist schon hinreichend zum Beweise, daß die Basis eine absolut falsche sei auf welche eben jene Schule die Arbeiter in der modernen Gesellschaft stellt, indem sie dieselben als „menschliche Arbeitskraft" begrifflich für gleichartig nimmt mit den Begriffen „Capital" und „Waare", mithin als vernunftgemäß nach denselben national-ökonomischen Grundsätzen zu behandeln wie diese.

Die herrschende national-ökonomische Schule sagt: die dem Arbeiter innewohnende Arbeitskraft ist sein Capital, der Arbeitslohn ist die Rente dieses Capitals; ebenso ist dieselbe Arbeitskraft die Waare, mit welcher ihr Inhaber, der Arbeiter Handel treibt, und aus diesem Gesichtspunkte ist der Arbeitslohn der Kaufpreis den er, der Handeltreibende, für seine Waare bedingt.

Menschliche Arbeitskraft aber ist ein Inhalt dessen Verwerthung in concreto wir an stets unabänderliche Vorbedingungen von Raum und Zeit gebunden finden, woran wirkliches Capital und wirkliche Waare überhaupt nicht oder doch nicht in gleicher Weise gebunden sind. Von den vierundzwanzig Stunden die der Tag ein für allemal nur hergibt, sind regelmäßig nur zwölf, höchstens vierzehn Stunden solche, daß man von ihnen sagen kann, während derselben sei die „Arbeitskraft" in dem Arbeiter überhaupt als „Tauschwerth" vorhanden. Denn zehn oder doch mindestens acht Stunden täglich sind nothwendig, um durch Essen und Trinken, Schlafen, Ausruhen und was sonst zum menschlichen Leben

gehört, die geschwundene Arbeitskraft wieder herzustellen. Arbeitskraft ist ihrer Natur nach für den Arbeiter weder Capital noch Waare. Das verzinslich angelegte Capital kann der Eigenthümer, wenn die Nachfrage ihm zusagende Zinse nicht bietet, liquide machen, er kann einstweilen das Capital selbst angreifen; das in Waare angelegte Capital, wenn die Nachfrage einen zu gering erscheinenden, die Herstellungskosten nicht äquivalirenden Kaufpreis zu bieten scheint, kann der Eigenthümer liegen lassen. Die Arbeitskraft dagegen ist ein Werth dessen gestrigen Inhalt der Arbeiter heute nicht mehr besitzt, dessen morgender Inhalt heute noch nicht vorhanden ist und dessen heutiger Inhalt heute hergegeben werden muß, damit sie für den morgenden Tag ihr Daseyn habe. Ansammlung wie des wirklichen Capitals, Anhäufung wie der wirklichen Waare, Vervielfältigung des Umsatzes innerhalb der gegebenen Zeit eines Tages wie bei beiden: dieß Alles ist dem Arbeiter hinsichtlich seiner Arbeitskraft, dieses seines angeblichen Capitals oder dieser seiner angeblichen Waare ebenso unmöglich, wie es unmöglich ist die Erde innerhalb der gegebenen Zeit eines Tages mehr als einmal um ihre Achse sich drehen zu machen. Täglich nur einmal vermag der Arbeiter seine Arbeitskraft, in der Eigenschaft eines Tauschwerthes, für das Aequivalent eines Tagelohnes umzusetzen und die moderne Gesellschaft, obschon sie der Fortschritt der Wissenschaft in den Stand setzte für den Handel die Möglichkeit der Vervielfältigung des Umsatzes von Capital und Waare, innerhalb der gegebenen vierundzwanzig Stunden des Tages, zu verhundertfachen und zu vertausendfachen, ist gleichwohl noch nicht zu dem Fortschritt im Stande gewesen und wird nie zu dem Fortschritt im Stande seyn dem Arbeiter einen derartigen Tag zu erfinden, der es ihm möglich machen würde seine Arbeitskraft innerhalb eines und desselben Tages mehr als nur ein einzigesmal ihren Umsatz nehmen zu lassen. Die Arbeitskraft des Arbeiters in allem Fortschritt und in aller Bewegung ist und bleibt unveränderlich an feststehende Vor-

bedingungen gebunden, gleichwie die Erde an ihre nur einmalige tägliche Umdrehung um ihre Achse, so die Arbeitskraft des Arbeiters an den nur einmal des Tages möglichen Umsatz als Aequivalent eines Tagelohns. So lange aber die moderne Gesellschaft sich außer Stande sieht einen Fortschritt zu thun, durch welchen sie den Arbeiter aus dieser natürlichen Gebundenheit zu erlösen und ihm dagegen für den Umsatz seiner Arbeitskraft die natürliche Ungebundenheit von Capital und Waare zu geben, so lange kann auch die moderne Gesellschaft nicht berechtigt seyn die Forderung von sich abzuweisen, daß sie den Umsatz der Arbeitskraft des Arbeiters vernunftgemäß nach anderen Grundsätzen zu beurtheilen habe als den Umsatz von Capital und Waare. Die moderne Gesellschaft, so lange sie nicht für den Arbeiter einen Tag erfindet der es ihm möglich macht, seine dem Werthe eines zum Lebensunterhalte nothwendigen Tagelohnes entsprechende tägliche Arbeitskraft innerhalb derselben vierundzwanzig Stunden anstatt um ein einzigesmal ebenso viele Male umzusetzen, wie in derselben Zeit Capital umgesetzt werden kann oder Waare; und solange die moderne Gesellschaft nicht dem Arbeiter eine Erfindung liefert vermöge deren er seiner Arbeitskraft die Eigenschaft von Capital und Waare einzuflößen vermag, wonach er seine Arbeitskraft sich in seinem Besitze kann anhäufen lassen gleich Capital, oder wonach er sie bei sich hinlegen und sie aufspeichern kann gleich Waare — solange kann auch die moderne Gesellschaft nicht läugnen, daß es unnatürlich ist und vernunftwidrig die Werthsbestimmung der „menschlichen Arbeitskraft", gleich als sei sie Capital oder Waare, ausschließlich und absolut auf das Verhältniß von Angebot und Nachfrage zu verweisen.

Eben jener Codex welchem wir vorhin das Verdienst vindicirten, schon das Zeitalter der Pharaonen mit den Grundgedanken bekannt gemacht zu haben, die wir bei der modernen Gesellschaft als die zu ihrem Bestehen wesentlich nothwendige Basis wiederfinden, eben jener Codex gibt uns auch bereits

in der Form einer den damaligen Verhältnissen angepaßten Rechtsregel den leitenden Gedanken an der dem Begriffe „Handwerks- und Arbeiter-Recht“ naturgemäß zum Grunde liegt. In jenem Codex, 5. Buch Mosis Cap. 24 V. 14, heißt es: „Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorbehalten, sondern selbst ihm seinen Lohn des Tages geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe, denn er ist dürftig und erhält seine Seele damit!“ Der Tauschwerth „menschliche Arbeitskraft“ in der Abstraktion, wie die herrschende national-ökonomische Schule sie hinstellt, hat eine Seele nicht zu erhalten, sie ist unbeseelt, und dem entsprechend zieht die Schule ihre praktischen Consequenzen für eben jene „menschliche Arbeitskraft“. Das Concretum aber, wie die Wahrheit des Lebens die „menschliche Arbeitskraft“ hinstellt, hat außer der Materie deren Inhalt sie ist, auch als eigenen Inhalt noch eine Seele, die sie, um nicht zu vergehen, in sich erhalten muß, und weil dem so ist, so sind um der Nichtachtung dieses faktischen Verhältnisses willen, die praktischen Consequenzen des herrschenden National-Oekonomismus in Betreff dieser „menschlichen Arbeitskraft“ theoretisch falsch und faktisch unzutreffend.

Lassen wir jedoch die Theorie auf sich beruhen und sehen wir uns die Lösung der socialen Frage einmal in der Praxis darauf an, wie sie innerhalb der modernen Gesellschaft sich uns vor die Augen stellt.

VI.

Die „Aphorismen“, indem sie im Uebrigen den Bestrebungen zur Rehabilitirung des Begriffes „Handwerksrecht“ ihre Anerkennung der Wohlgemeintheit in vollem Maße zu erkennen geben, meinen, das nothwendige Mißlingen solcher Versuche sei dennoch vorauszusehen, denn es sei „eben schlechthin nicht mehr möglich ein allgemeines Handwerksrecht zu erdenken, das zugleich realisirbar und zulänglich wäre, der

mit Naturgewalt fortschreitenden Entwicklung der Großindustrie einen Damm entgegenzusetzen. Ist aber dieß unthunlich, so muß es dem gewünschten Handwerksrecht über kurz oder lang an seinem Gegenstande fehlen."

Betrachten wir nun der vorstehenden Auffassung gegenüber die Lösung der socialen Frage im Wege des anerkannten Handwerksrechtes einmal in derjenigen Praxis, wie sie in Hamburg, also innerhalb der modernen Gesellschaft, sich uns vor die Augen stellt.

Das Gewerbe der Seefahrt war in Hamburg von Alters her das was man gegenwärtig ein „freies Gewerbe" zu benennen pflegt und ist dieß geblieben bis vor nunmehr vierzig Jahren. Wer hinreichend Capital oder Credit besaß und die Neigung das Handwerk oder Gewerbe der Seefahrt selbstständig zu betreiben, oder durch Andere für seine Rechnung es betreiben zu lassen, war hierin bis zum Jahre 1826 ebenso frei und unbehindert, wie er es gegenwärtig seyn würde wenn er etwa eine Maschinenfabrik errichten wollte oder eine Dampfspinnerei. Wer seiner eigenen „menschlichen Arbeitskraft" oder derjenigen Anderer die Fähigkeit zutraute auf dem Ocean sich zurecht zu finden, der durfte den Versuch machen oder ihn machen lassen, ganz wie es ihm gut dünkte ohne zuvor irgend wie Rede stehen zu müssen darüber, ob oder wie er das Gewerbe erlernt habe und dergleichen. Absolut frei von irgend welcher gesetzlichen Einmischung war ferner das Verhältniß der Concurrenz zwischen dem Capital und der „menschlichen Arbeitskraft" hinsichtlich der Frage, in wie weit der Lohn der Arbeit so beschaffen seyn müsse, daß der Arbeiter sich davon satt essen könne. Vollends endlich lag eine so monströse Versündigung gegen das System des herrschenden National-Oekonomismus gänzlich außer Frage, wie es die Etablirung einer dem Capital einerseits und der Gesammtheit der Arbeiter des Gewerbes andererseits durch gesetzlichen Zwang auferlegten Unterwerfung unter eine direkte Besteuerung im Interesse der Arbeiter wäre. Kurz gesagt:

der Betrieb des Gewerbes der Seefahrt entsprach bis zum Jahre 1826 in Hamburg in jeder Beziehung den Anforderungen des Systemes der modernen „Gewerbefreiheit“, mit der alleinigen Ausnahme daß, schon von ältester Zeit her, für aus dem Arbeitsverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern — hier „Schiffer und Schiffsvolk“ — entspringende Fälle dem Gewerbe in erster Instanz seine eigene Gerichtsbarkeit zuständig war. Das Gericht bestand in einem aus vier Mitgliedern gebildeten Richter-Collegium deren Qualifikation darin lag und noch liegt — denn diese Gerichtsbarkeit, auf welche wir weiterhin zurückkommen werden, ist auch heute noch ein integrirender Theil der hamburgischen Rechtspflege — daß sie das Gewerbe der Seefahrt als Schiffsführer müssen betrieben haben. Die obere Instanz dieser Gerichtsbarkeit bildete früher ein rechtsgelehrtes Mitglied des Senates, gegenwärtig bildet das Obergericht dieselbe. Die Entscheidungen in erster Instanz waren bis zum Jahre 1849 in Betreff ihrer Motivirung angewiesen auf die ungeschriebenen Rechte und Gewohnheiten des Gewerbes, auf den Inhalt des abgeschlossenen Dienstvertrages und auf die Gründe der Billigkeit und des mit specieller Sachkunde ausgerüsteten gemeinen Menschenverstandes der Richter. Das Arbeiterrecht für das Gewerbe der Seefahrt erhielt seine Codificirung und gesetzliche Feststellung erst im Jahre 1849. Auch zur Beschaffung der den Gewerbsgenossen der Seefahrt nothwendigen theoretischen Fachbildung hatte der Staat bis in die neuere Zeit hinein in keinerlei Beziehung gestanden. Erst im Jahre 1814 wurde die Aufrechterhaltung einer bis dahin auf Privatmittel angewiesenen Navigationsschule vom Staate übernommen.

Gegenwärtig nun stellt sich dieß Gewerbe in Hamburg aus seiner früheren „Gewerbefreiheit“ in eine Organisation hinübergeleitet dar die, wenn man überhaupt nach der Theorie fragt und nach Principien, als eine strenge Durchführung derjenigen Theorien und derjenigen Principien sich ausweist,

deren Wahrheit wir unsererseits, dem Systeme der herrschenden national-ökonomischen Schule gegenüber, vertheidigen und deren Anerkennung oder vielmehr Wiederanerkennung und sachgemäß modificirte Anwendung auf die in Betracht kommenden anderweitigen Zweige des Erwerbslebens wir fordern, obgleich nicht einmal mit gleicher Strenge der Durchführung. Gibt man dagegen auf Theorie und Principien nichts, sondern sieht nur auf das Praktische, so stellt sich hier eine Organisation dar, welche den Problemen um die in der socialen Frage hauptsächlich gestritten wird, praktisch ihre befriedigende Lösung gibt und welche nur das Auffallende an sich hat, einerseits daß sie erst in neuester Zeit in's Leben gerufen ward, von 1826 bis 1854, und andererseits daß sie von Gesetzgebern in's Leben gerufen ward die während eben dieser Periode, ausdrücklich um der Theorie sogenannter „Gewerbefreiheit" willen, in den übrigen Kreisen des Erwerbslebens jeder gleichartigen Organisation das Recht der Existenz absprachen und deßhalb sie bis auf den Grund glaubten vernichten zu müssen, auch leider bis auf den Grund vernichtet haben.

Also bis zum Jahre 1814 stand der Staat zu den das Gewerbe der Seefahrt Betreibenden zu Hamburg in keiner besonderen Beziehung als derjenigen, daß er der den Gewerbsgenossen eigenthümlichen Gerichtsbarkeit die Execution verlieh. 1814 übernahm der Staat die Unterhaltung der Navigationsschule. 1826 führte der Staat für das Gewerbe der Seefahrer Prüfungszwang ein und gesetzliche Lehrzeit. Im Jahre 1849 wurde eben diesem Gewerbe vom Staate gegeben was in den übrigen Kreisen des gewerblichen Betriebes, bei den Schiffbauern, den Zimmerleuten, den Maurern, den Schmieden, kurz bei den hauptsächlichsten Zweigen des Gewerbes seit Jahrhunderten schon gegeben war, nämlich unter der Benennung „Hamburgische Seemanns-Ordnung" ein codificirtes, ganz vortreffliches Berufs- oder Arbeiter-Recht nach Maßgabe der besonderen Verhältnisse des Ge-

werbes. Im Jahre 1854 fand eine Revision dieser Codificirung statt und im Jahre 1866 abermals eine solche welche derselben ihre jetzt geltende Feststellung gab. Im Jahre 1854 erhielt zugleich das Statut der „Hamburgischen Seemanns-Pensionskasse“ seine gesetzliche Bestätigung, auf Grundlage des Principes der Zwangsbeitragspflicht von der Gesammtheit der das Gewerbe ausübenden Arbeiter einerseits, so wie des in dem Gewerbe sich repräsentirenden Capitals, nämlich der Schiffseigenthümer oder Rhedereien andererseits. Im Jahre 1863 endlich ward das „Seemannshaus“, mit anderen Worten eine für die momentan außer Arbeit sich befindenden Arbeiter des Gewerbes bestimmte Herberge, nebst einem damit in Verbindung stehenden Hospital für die kranken Gewerbsgenossen dem Gebrauche übergeben. Wer am Hamburger Hafen entlang geht, erblickt auf der Anhöhe dem Landungsplatze der Dampfschiffe gegenüber ein geschmackvolles Gebäude von großartiger Ausdehnung. Dieß Gebäude ist die eben erwähnte „Herberge“ mit dem Hospital daneben. Die Gebäude stehen auf einem vom Staate dem Gewerbe geschenkten, wegen seiner schönen Lage und großen Ausdehnung sehr werthvollen Platze. Die Unterhaltung dieser beiden Anstalten geschieht vermittelst einer vom Staate den Schiffseigenthümern, also dem Capital zwangsweise auferlegten direkten Steuer. Diese Steuer betrug während der Jahre 1857/62 die Summe von 116,570 Mark Banco. Die in solcher Weise den Arbeitern des Gewerbes durch Staatszwang geschaffene Herberge enthält eine Kirche, einen Lesesaal, Bibliothek, zwei Billards, Badezimmer und einen großen Garten mit Kegelbahn. Alles so vortrefflich, so wohlwollend, so zweckmäßig und vernünftig ausgedacht und eingerichtet wie nur möglich, dabei aber, wir wiederholen es, alles strikte nach den Principien der Handwerkszunft durch Staatszwang und — durch Behörden die gleichzeitig in einer Fülle von officiellen Aktenstücken die Principien der Zunft und des Staatszwanges für das Erwerbsleben, unter Berufung auf die

entgegenstehende Theorie des herrschenden national-ökonomischen Systems, für absolut verwerflich erklären, auch demgemäß in jedem der übrigen Handwerke die entsprechenden Organisationen gänzlich vernichtet haben.

Man würde fehlgreifen, wenn man diese merkwürdige Erscheinung etwa darauf zurückführen wollte, als seien hier die betreffenden Gesetzgeber für die Arbeiter am Lande von weniger wohlwollenden Gesinnungen beseelt als für die Arbeiter zur See. Sicherlich ist dieß nicht der Fall. Aber die herrschende national-ökonomische Doktrin, wie sie gegenwärtig von den Lehrstühlen der Universitäten in das Leben hineinwandert und dieses letztere beherrscht, lautet nun einmal kategorisch: die „Zunftverfassung" der „Handwerke" muß von Grund aus zerstört werden. Also zerstört man bis auf den Grund, wo man irgend etwas was officiell den Namen „Handwerk" trägt, in dem Besitz irgend welcher Organisation antrifft, die officiell den Namen „Zunftverfassung" trägt. Das Gewerbe der Seefahrt jedoch, obgleich der Sache nach unzweifelhaft ein Handwerk, und die Arbeiter zur See, obgleich unzweifelhaft Arbeiter wie alle übrigen Arbeiter im Handwerke, tragen officiell nicht die Benennung „Handwerk" und „Handwerker"; und da auch, zum Glück für die Arbeiter zur See, die Gesetzgeber darüber nicht zur Klarheit gekommen sind, daß, falls sie die Organisation die sie für die Arbeiter zur See in's Leben riefen, mit einer der zu Grunde liegenden Theorie entsprechenden technischen Benennung belegen wollten, dieß nur die Benennung „Zunftverfassung" seyn könnte, im eigentlichsten Sinne dieses Wortes, so gab man, in diesem Falle um Theorie weiter sich nicht bekümmernd sondern praktischen Gesichtspunkten folgend, dem Handwerke der Seefahrt die vollkommene Analogie derselben Organisation die man, um der Theorie der herrschenden national-ökonomischen Schule willen, gleichzeitig bei dem am Lande betriebenen Handwerke zerstörte.

Dieser Vorgang steht übrigens hinsichtlich der dabei in

Frage kommenden Principien nicht vereinzelt da. Die Ausarbeitung und der nunmehr vorliegende und gesetzlich für ganz Deutschland in Kraft erklärte Inhalt des „Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches“ bietet die völlig entsprechende Erscheinung dar. Dieses von Fachjuristen ausgearbeitete Handelsgesetzbuch enthält in seinem das „Seerecht“ behandelnden Theile eine lange Reihe von Paragraphen (§§. 528 bis 556), deren Inhalt rein dem Begriffe eines specifischen Handwerks- oder Arbeiterrechtes angehört, nicht dem Begriffe specifischen Handelsrechtes. Das Handelsrecht ist das Recht zwischen Kaufmann und Kaufmann, und im Seerecht ist der handelsrechtliche Theil desselben das Recht zwischen Verfrachter und Befrachter, Bodmerei-Geber und -Nehmer u. s. w. Der Arbeiter zur See ist aber weder Kaufmann, noch Be- noch Verfrachter u. s. w., sondern er ist eben nur Arbeiter und nur wer den Begriff specifischen Handwerks- oder Arbeiterrechtes überhaupt anerkennt, vermag die Bestimmungen jener §§. theoretisch zu rechtfertigen. Erkennt aber die Jurisprudenz unserer Gegenwart den Begriff specifischen Handwerks- oder Arbeiterrechtes an? Sie thut es nicht; dennoch introducirt sie ein ganzes System rein handwerksrechtlicher Normen welche, beiläufig gesagt, dem Handel die „menschliche Arbeitskraft“ zur See nicht unerheblich vertheuern, in einen Codex des „Handelsrechts“. Dabei ist sie, die Jurisprudenz der Gegenwart, nicht entfernt sich dessen bewußt geworden, daß wenn der neben dem speciellen Begriffe „Handwerksrecht“ in dem Collektivbegriffe „Seerecht“ mitenthaltene specielle Begriff „Handelsrecht“ in Wahrheit, d. h. aus der Natur der Sache befugt wäre, die Beziehungen zwischen den Arbeitern des Seetransportes und ihren Arbeitgebern als in ihm selbst enthalten für sich in Anspruch zu nehmen und demgemäß jene Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern einem Codex des „Handelsrechtes“ einzuverleiben, alsdann ebendasselbe zutreffen würde hinsichtlich der Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern

des Landtransportes, sowie zwischen Arbeitern und Arbeitgebern der Industrie und des Handels überhaupt. Man muß also den Codex des Handelsrechtes, da derselbe das Verhältniß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern nur da berührt wo der Transport zur See in Frage kommt, hinsichtlich desselben Verhältnisses zwischen Arbeitern und Arbeitgebern in allen übrigen Beziehungen aber schweigt, für mangelhaft erklären, oder man muß zugeben daß dem Codex des Handelsrechtes, unter dem Titel „Seerecht", ein Complex von Rechtsregeln einverleibt wurde der nicht dorthin gehört.

Es ist damit übrigens dem deutschen Handelsgesetzbuche nur eben so ergangen wie seinerzeit dem Code de Commerce, dem ebenfalls in seinen §§. 250—272 unter dem Titel des Seerechtes eine lange Reihe rein handwerksrechtlicher Normen zugetheilt wurden. Auch der französischen Jurisprudenz war, zur Zeit der Abfassung des Code de Commerce, die Kenntniß des Begriffes „Handwerksrecht" — droit de *métier* — bereits abhanden gekommen, aus derselben Ursache die diesen Begriff seitdem allgemein aus der Jurisprudenz verdrängt hat.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zurück zu der Betrachtung der dem Gewerbe der Seefahrt in Hamburg, wie gesagt in allerneuester Zeit, gegebenen handwerksrechtlichen Organisation. Es darf in Gemäßheit derselben jetzt Niemand das Gewerbe selbstständig betreiben, der nicht laut Regulativ von 1854 nachweisen kann, daß er dasselbe sechs Jahre lang praktisch erlernt habe, daß er in allen Handgriffen desselben geübt und in allen gesetzlich erforderlich erklärten theoretischen Kenntnissen und deren praktischer Anwendung wohl bewandert sei. Dem Capitalisten welcher sich entschließt sein Capital durch Vermittlung des Gewerbes der Seefahrt zu verwerthen, ist dieß nur unter der Bedingung gestattet, daß er zu solchem Zwecke zwischen das Capital und die durch dasselbe beschäftigte „menschliche Arbeitskraft" eine geprüfte,

vom Staate für einen Mann vom Fache anerkannte Persönlichkeit stelle, welcher ausschließlich den Arbeitern des Gewerbes gegenüber die rechtliche Befugniß zusteht, mit ihnen den Arbeitsvertrag abzuschließen und in der Arbeit sie zu befehligen. Mit anderen Worten das Schiffsvolk darf nur von einem examinirten Seefahrer, dem Capitain, angenommen und befehligt werden; seinen „Werkmeister“, d. i. seinen Capitain kann der Capitalist, der Rheder absetzen, nicht aber unmittelbar seine Arbeiter; dieß kann nur der Werkmeister, der Capitain. Der Capitalist als solcher existirt für die im Dienste seines Capitals thätigen Arbeiter zur See rechtlich nur noch in dem Sinne, daß er ihnen für alle die Leistungen verhaftet ist die dem Capital gesetzlich und zufolge speciellen Arbeitsvertrages obliegend sind, welchen Arbeitsvertrag aber nicht der Capitalist abschließen darf, sondern nur der dem Gewerbe berufsmäßig angehörige Werkführer und auch dieser, der Capitain, nur in Uebereinstimmung mit dem codificirten Berufsrecht des Gewerbes.

Auf solcher den Arbeitern eine vollständige Emancipation der Arbeit von der Knechtschaft und Willkür des Capitals ertheilenden Basis stellt sich dann zunächst der Kern der socialen Frage, der Lohn der Arbeit, in einer wesentlichen Beziehung dahin heraus, daß jede Einwirkung des „Naturgesetzes von Angebot und Nachfrage“ gänzlich ausgeschlossen bleibt, indem diejenige Quote des Arbeitslohnes, welche die Bestimmung hat in dem Arbeiter Leib und Seele zusammenzuhalten, durch gesetzliche Vorschrift in natura gegeben werden muß. Wir schalten diesen Theil des Berufsrechtes der Arbeiter zur See hier ein, dem Urtheil jedes Arbeiters am Lande es anheimgebend, ob er etwas dagegen einzuwenden haben würde, falls ihm ein Gleiches entweder in natura oder nach jeweiligem Preise der nachbenannten Lebensmittel zu Geld reducirt, vom Staate gesetzlich als der feststehende Theil des Arbeitslohnes gewährleistet würde. Natürlich außerdem noch, wie bei den Arbeitern zur See, die von vorneherein in Geld zu leistende

und dem „Naturgesetz" von Angebot und Nachfrage zu überlassende fernere Quote des Arbeitslohnes.

Die betreffenden Bestimmungen aber lauten Art. 18 der hamburgischen „Seemanns-Ordnung" wie folgt:

„Die tägliche Ration für eine Person soll seyn: 1 Pfund gesalzenes Rindfleisch, oder ¾ Pfund Schweinefleisch, oder ½ Pfund geräucherter Speck, oder ¾ Pfund Fisch, doch dürfen Fische nur zweimal die Woche gegeben werden, und ein Gallon Wasser. Ist die Mannschaft über zehn Personen stark, so erhält sie zusammen noch eine Extraration; ferner Gemüse, getrocknete Erbsen, Bohnen, Grütze, Graupen und Mehl bis zur Sättigung; von letzterem mindestens zweimal die Woche à ¾ Pfund per Kopf. Auch erhält jeder Mann wöchentlich 7 Pfund hartes Waizenbrod und, so lange der nach Dauer der Reise einzunehmende Vorrath reicht — bei weiten Reisen auf mindestens sechs Monate — wöchentlich 1 Pfund Butter. An die Stelle der Butter kann auch Schmalz oder Baumöl treten (von letzterem für die Woche ½ Bouteille) oder, wenn beides fehlt, täglich ½ Pfund Fleisch oder ¼ Pfund Speck mehr. Ein Jeder der Mannschaft erhält ferner wöchentlich 2 Loth Thee, 10 Loth Kaffee, 14 Loth Zucker und ¼ Flasche Essig. Außerdem ist für die Mannschaft Bier mitzunehmen bis ¼ Oxhoft per Mann; wird kein Bier mehr gegeben, so erhält Jeder statt 10 Loth 14 Loth Kaffee wöchentlich. In Häfen wo frisches Fleisch oder frische Fische zu erhalten sind, soll davon wöchentlich wenigstens zweimal gegeben werden."

„Hat eine Verkürzung an Lebensmitteln stattgefunden und es wird bewiesen, daß nach Verhältniß der Reise zu wenig von den nothwendigsten Artikeln als Brod, Wasser, Hülsenfrüchten, Fleisch oder Speck, an Bord gewesen, so soll der Capitain gehalten seyn, für Rechnung des Schiffes" (d. h. abermals für Rechnung des Capitals) „Jedem der Mannschaft 4 Schillinge Courant für jeden Tag, an welchem diese Verkürzung stattgefunden hat, nachträglich zu vergüten und selbst eine Strafe von 25 bis 50 Thaler zu bezahlen."

Wir stellen, wie gesagt, allen bei der Arbeiterfrage sich

betheiligt fühlenden Arbeitern anheim selbst darüber ihr Urtheil abzugeben, ob sie mit einer gesetzlichen Feststellung derjenigen Quote des Arbeitslohnes welche zu ihrer persönlichen Ernährung erforderlich, nach Maßgabe des Vorstehenden zufrieden seyn würden oder nicht. Unsererseits sind wir der Meinung, daß eine dem Capital durch den Staat zwangsweise auferlegte Verpflichtung, dem Arbeiter allgemein, außer dem der freien Concurrenz zu überlassenden, in baarem Gelde zu vereinbarenden Theile des Lohnes, vorweg an Lebensmitteln eine Valuta täglich zu liefern gleich der vorstehenden, die Gesammtheit der industriellen Arbeiter am Lande von der schwersten der Sorgen, die für sie in der Arbeiterfrage enthalten liegt, für immer befreien würde. Diejenigen freilich, die nach einem Arcanum suchen welches in der socialen Frage eine Lösung zu Tage fördere, vermittelst deren dem Arbeiter Arbeitslohn verschafft wird, wenn überhaupt keine Arbeit für ihn da ist, würden auch mit einem Arbeiter-Recht nach Analogie des Obigen noch nicht zufrieden gestellt seyn. Aber socialen Forderungen solcher Art Befriedigung zu schaffen ist, unseres Erachtens, absolut unmöglich, das Streben danach Chimäre. Für den Fall, daß überhaupt keine Arbeit da wäre, verbürgt der hamburgische Staat auch den Arbeitern zur See von Allem nichts, weder Fleisch noch Fisch, nicht einmal Wasser und Brod; sie müssen dann selbst sehen, wie sie durchkommen. Das geht nun einmal nicht anders; der Staat kann wohl seine Pflicht thun, indem er das Capital zwingt, dem Arbeiter zu leisten was der Natur der Sache nach Recht ist und in der Billigkeit. Allmächtig aber ist der Staat nicht und zaubern kann der Staat ebenfalls nicht.

Gleichwie die Lohnfrage stellt das vom Staate für die Arbeiter zur See anerkannte Berufsrecht auch in jeder anderen wesentlichen Beziehung die Rechte und Pflichten des Arbeiters fest und in keiner Hinsicht ist hier dem Capital willkürliches Schalten und Umspringen mit dem Arbeiter oder der „menschlichen Arbeitskraft" gestattet. Dieser im

Inneren des Gewerbes zur Durchbildung gebrachten Rechts-Ordnung und der damit verbundenen Gerichtsbarkeit fügen sich, wie wir gesehen haben, durch Staatshülfe, respektive Staatszwang in's Leben getretene Institute an, die dem Arbeiter theils schon während seiner Arbeitsjahre zu Gute kommen, theils nach Zurücklegung einer bestimmten Reihe von Arbeitsjahren ihm behüflich sind für den Rest seines Lebens von der für das Capital, für den Handel und für die Industrie geleisteten Arbeit auszuruhen. Und dieß Alles mit Ausnahme der eigenen Jurisdiktion des Gewerbes die, wie erwähnt, schon vorher bestand, ist erst während der letzt verflossenen dreißig Jahre vor unseren sehenden Augen in's Leben getreten, ohne doch in dem Gewerbe der Seefahrt die Großindustrie „zurückzudrängen" und ohne deren fortschreitender Entwicklung „einen Damm entgegenzustellen." Im Gegentheil hat während eben dieses Zeitraumes in dem Betriebe des Gewerbes der Seefahrt die Großindustrie mit Hülfe des Dampfes und der Maschine zu einer Höhe sich entwickelt, die im Vergleich zu früheren Perioden enorm ist. Vor fünfzig Jahren repräsentirte ein zwanzig Köpfe starkes Arbeitspersonal ein Seeschiff der allergrößesten Art, und gegenwärtig fahren hier Schiffe mit einem Arbeitspersonal von hundertundzwanzig bis hundertunddreißig Köpfen.

Legt man nun an diese durch Staatszwang gegebene handwerksrechtliche Organisation der Neuzeit und an die damit verbundenen durch Staatszwang in's Werk gestellten Institute den Maßstab an, wie ihn das System der herrschenden nationalökonomischen Schule an die Hand gibt, so bleibt von dem Ganzen auch nicht Eines was zu dem Systeme nicht in Widerspruch stände. Alles erscheint im Gegentheil gänzlich und von Grund aus verwerflich, ist gröblichste Versündigung an dem System der sogenannten „Gewerbefreiheit". Weder kann geläugnet werden, daß hier der Staat dem Capital die „menschliche Arbeitskraft" durch einen umfassenden Complex von Rechtsregeln und zwangsweise auferlegten Besteuerungen

um ein nicht Unerhebliches vertheuert, noch kann behauptet werden, daß wenn man die in dem Gewerbe der Seefahrt thätige „menschliche Arbeitskraft" ganz ebenso behandeln würde, wie die herrschende national-ökonomische Schule um des Naturgesetzes von Angebot und Nachfrage willen dieß für „menschliche Arbeitskraft" allgemein fordert, dieses Gewerbe nicht vom Capital ebenso schwunghaft sollte betrieben werden können wie jedes andere dem Capital zu unbeschränkter Willkür überlassene Gewerbe. Alle in dieser Beziehung zu erfindenden Einwände, als da sind Bewirkung größerer Sicherheit für den Transport der Waare, Verminderung des Risico der Gefahr und was dergleichen mehr, erweisen sich nach Maßgabe des Grundprincipes der herrschenden national-ökonomischen Schule völlig unzutreffend. Für jedes der hier in Betracht zu stellenden Risicos gibt es Assecuranz-Einrichtungen; größeres Risico deckt sich durch höhere Prämie und wer das Risico seiner Unternehmungen nicht durch Andere gegen Prämienzahlung versichern läßt, der ist sein eigener Versicherer, verdient also die Prämie selbst. Der Staat, das Princip der herrschenden Schule adoptirend, hat sich in die freie Bewegung von Industrie, Handel und Capital in keiner Weise einzumischen. Nur die Selbsthülfe ist hier nach diesem Principe berechtigt.

Legt man andererseits an diese thatsächlich dem Gewerbe der Seefahrer vom Staate gegebene Organisation und die damit verbundenen „Zwangs-Institute" den Maßstab der Theorie und der Principien des Handwerksrechts, so ergibt sich hier eine so strenge Durchführung derselben, daß man in der Anschauung des Ganzen sich erstaunt fragt: kann denn dieß Alles wirklich wahr seyn? Und wenn dieß Alles wirklich wahr ist, stellt sich dann nicht schließlich das ganze Streiten gegen die Forderung der Rehabilitirung specifischen Handwerksrechtes vor unsern sehenden Augen und für unsere Hände greifbar als lediglich auf theoretischer Verblendung beruhend heraus?

Es ist aber gewiß und wahrhaftig Alles thatsächlich so, wie wir es hier dargestellt haben. Und wäre es nur etwa gezwungene Lehrzeit und Prüfungszwang um die es sich dabei handelte, so wollten wir noch nicht so viel Wesens davon machen, denn dieß sind doch am Ende nur weniger wesentliche Momente. Aber nein, wir haben hier: gesetzliche Codificirung der rechtlichen Normen für jede wesentliche Beziehung zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, gesetzliche Regulirung des Arbeitslohnes dahin, daß der Arbeiter wenn er überhaupt arbeitet, dafür **mindestens** satt gemacht werden muß, und viel mehr noch als dieses, wir haben hier eine Unterwerfung des Capitals unter eine Abhängigkeit von dem Berufsrechte des Arbeiters, wir erblicken hier eine Ausdehnung des Staatszwanges und der Staatshülfe im allgemeinen Interesse der Arbeiter, und dieß Alles in lebendiger, so zweckentsprechender Wirksamkeit aus dem leitenden Grundgedanken des Handwerksrechtes heraus und dabei zugleich so ganz eine Schöpfung der Neuzeit und unserer modernen Gesellschaft, daß man in unbefangener Betrachtung des Ganzen wie des Einzelnen die sämmtlichen gegen ein allgemeines „Handwerks“- oder „Arbeiterrecht“ gerichteten Einwürfe in sich selbst zerfließen sieht wie den Nebel vor der Sonne.

Es liegen aber in der Sache noch einige bis jetzt nicht erörterte Momente die, wie wir meinen, zur Erklärung der Erscheinung beitragen, daß die Staatskunst unserer Zeit in ihrer Anerkennung des „Handwerksrechtes“ da, wo sie es mit den Arbeitern des Seetransportes zu thun hat, nicht sieht daß sie hier unbewußt das principiell anerkennt und thatsächlich in's Werk setzt, was sie hinsichtlich der Arbeiter am Lande bewußterweise principiell negirt und darum thatsächlich zerstört, wo sie es findet. Diese Momente sind nicht ohne Bedeutung für die Vermittlung des Verständnisses der Sache selbst und wir werden sie deßhalb im folgenden Abschnitte näher in's Auge fassen.

X.

Geschichte der Conversionen.

II. Die Convertiten seit der Reformation nach ihrem Leben und aus ihren Schriften dargestellt von Dr. Andreas Räß, Bischof von Straßburg. Freiburg bei Herder. Erster Band. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Zweiter Band. Von 1565 bis 1590 *).

Der hochwürdigste Verfasser spendet sein großes Werk als ersten umfassenden Versuch auf einem bis dahin noch ungebauten Felde. In der That hatten die Anfänge einer gründlichen Bearbeitung der merkwürdigsten Conversionen, welche Döllinger in seinem leider nicht fortgesetzten Quellenwerke über die „Reformation" gemacht, sozusagen nur den Appetit gereizt endlich einmal eine vollständige Convertiten-Geschichte zu genießen. Oft und dringend ist dieser Wunsch geäußert worden. Aber ihm genügen hieß eine riesenhafte Arbeit unternehmen, und die katholische Welt darf der Vorsehung ernstlich Dank sagen, daß Dr. Räß die Mußestunden seines vielbeschäftigten Lebens schon vor fünfzig Jahren der gewaltigen Aufgabe gewidmet und ein halbes Jahrhundert lang seine Forschungen unermüdlich fortgesetzt hat. Denn ich weiß nicht, ob in unsern ungeduldigen und schnellverlebten Tagen ein solcher Entschluß noch einmal möglich gewesen wäre.

---

*) Soeben ist auch der dritte Band erschienen, über den wir später berichten werden.

Nicht nur die deutschen Convertiten beschreibt das vorliegende Werk sondern auch die französischen, englischen, polnischen, italienischen, schwedischen rc.; kurz, es erstreckt sich überall hin wo die alte Mutterkirche unglückliche Kinder verloren und wiedergewonnen hat. Da nun zugleich Hr. Dr. Rosenthal in Breslau in seinem schönen Werke die Conversionen seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts in derselben Ausdehnung behandelt, also da anfängt wo der Hr. Bischof von Straßburg aufhören wird: so ergänzen sich die beiden Werke auf's erfreulichste und sie werden zusammen eine Art Weltausstellung aller Derjenigen bilden welche den Geist, den Muth und die Gnade von Gott gehabt haben aus den Verführungen der Zeitlichkeit in das Vaterhaus zurückzukehren.

Herr Rosenthal führt nach chronologischer Ordnung alle ihm bekannt gewordenen Conversionen auf, ob er nun über einzelne Namen viel oder wenig zu sagen wisse. Auch der Herr Bischof hält sich an das chronologische System; aber er nimmt zunächst nur diejenigen Namen vor, welche ihre Bekehrungsgründe irgendwie schriftlich dargelegt haben. „Alle anderen namhaften Convertiten, deren Zahl fast unendlich ist, werden wir in eine große Ehrenlegion zusammenschaaren und sie später in einem besonderen Bande entweder chronologisch oder alphabetisch aufführen.“

Zu strenge hält sich indeß der Verfasser nicht an diese Methode, wornach in den vorliegenden Bänden nur eigentliche Convertiten-Bilder gegeben werden sollten. So bringt der II. Band einen eigenen Artikel über die Bekehrung der Herrschaft Ober- und Niederhauseck in Oberösterreich, obwohl von den Hauseckern keinerlei Aeußerung über die Motive ihres Rücktrittes vorhanden sind, wofür denn auf vollen vierzig Seiten die erste Predigt des zur Gegenreformation entsendeten Jesuiten P. Georg Scherer abgedruckt wird. Denn diese „Zwölf Ursachen“, meint der hochwürdigste Verfasser, seien eigentlich aus der Seele der Neubekehrten geschrieben,

indem sie eben die Gründe ihrer Bekehrung waren und sonach den betreffenden Personen sowohl als der Zeit und der Lokalität angemessen seyn mußten. Ebenso wird der Frau Davy du Perron geb. de Languerville eigens und neben ihrem Sohne, dem berühmten Erzbischof und Cardinal du Perron, ein Abschnitt gewidmet, mit vollständigem Abdruck des Briefes in dem der Cardinal seine Mutter zur Bekehrung aufgefordert hatte.

In den beiden Beziehungen dieser Beispiele, nämlich sowohl was die Früchte der Gegenreformation in Deutschland als was die Hugenottischen Wirren in Frankreich betrifft, tritt aber sofort eine andere mißliche Seite der chronologischen Methode, welche das vorliegende Werk einhält, besonders fühlbar zu Tage. Es fehlt nämlich den einzelnen Bildern nothwendig der lebendige zeitgenössische Hintergrund und sie erscheinen mitunter wie ausgeschnittene Soldaten. Wir wissen die Gründe, welche die edle Bescheidenheit des Verfassers im Vorwort zum zweiten Bande aufführt um seine Methode zu rechtfertigen, sehr wohl zu würdigen. Wir glauben auch selbst, daß die sogenannte wissenschaftliche Methode, d. h. die Zusammenstellung der Conversionen in gewissen Gruppen nach Maßgabe der individuellen Aneignung der Wahrheit, ohne manigfache Künstelei und naturwidriges Auseinanderzerren nicht durchzuführen gewesen wäre. Das wirkliche Leben macht eben nicht Kopfbogen und Rubriken. Aber es verläuft in den historischen Kategorien der einzelnen Nationen, und fast unwillkürlich drängt sich beim Durchlesen des vorliegenden Werkes der Wunsch auf die einzelnen Convertiten gruppenweise jedesmal in dem Rahmen der Geschichte ihrer Nation auftreten zu sehen.

Eine solche Austheilung nach den Hauptländern der Reformation würde, glaube ich, dem Leser ruhigern Genuß bieten, als wenn z. B. die abenteuerliche Geschichte des französischen Maltesers Durand von Villegagnon zwischen den Fuldischen Paceus (Fried) und Herzog Albrecht von Preußen

hineinfällt; Florimond von Rämond, Parlamentsrath von Bordeaux, zwischen Herzog Albrecht und den Memminger Jakob Rabus zu stehen kommt; Cardinal du Perron und die interessante Geschichte des Religionsgesprächs von Fontainebleau zwischen den greisen Mansfelder Sebastian Flasch und Cardinal Khlesl in Wien, für den Dr. Räß mit Recht Lanzen bricht gegen seinen stiefväterlichen Biographen Hammer-Purgstall; endlich der beweibte polnische Priester Stanislaus Orzechowski zwischen dem hessischen Juristen Johann Pistorius und dem schwäbischen Grafen Ulrich von Helfenstein erscheint.

Allerdings hätte auch die historische Methode welche wir meinen, ihre Mißlichkeiten nach sich gezogen. Aus der Geschichte der Convertiten wäre eine kirchliche Geschichte der Hauptländer der Reformation aus dem Gesichtspunkte der betreffenden Conversionen geworden. Und das wollte eben der hochwürdigste Verfasser nicht; das oder Aehnliches könne, sagt er in der Vorrede zum II. Bande, nachdem durch Beischaffung des gesammten Materials die Hauptarbeit von ihm geschehen, ein Anderer thun. Sein Hauptinteresse bei der ganzen Arbeit ist überhaupt nicht das zeitgeschichtliche sondern das dogmatisch-polemische, oder besser gesagt das dogmatisch-apologetische. „Wir sehen", bemerkt er in der ersten Vorrede, „die theologische Controverse hier gleichsam in der geschichtlichen Entwicklung eines Menschengeistes warm und lebendig an uns vorübergehen. Gerade weil die confessionelle Polemik sich hier im Innern einer Seele verläuft, weil es Ein und dasselbe Herz ist, welches zuerst dem Irrthume sich zugewendet und dann für die Wahrheit zu streiten beginnt, verlieren die Gegensätze, welche in der literarischen Polemik oft mit zu viel Bitterkeit und nicht ohne Streitsucht geltend gemacht werden, viel von ihrer abstoßenden Seite. Weil es ein erlebter und nicht bloß ein geschriebener oder gesprochener Streit ist, zieht er uns um so mehr an."

In dieser dogmatisch-apologetischen Tendenz des hoch-

würdigsten Verfassers wurzelt denn auch eine weitere Eigenthümlichkeit seiner Methode, die uns offengestanden auf den ersten Blick fast unangenehm überrascht hat. Er läßt nämlich bei jedem Convertiten der über seine Motive Gedrucktes hinterlassen hat, größere oder kleinere Auszüge und wo möglich eine ganze Arbeit meistens in wörtlichem Abdruck folgen. So erscheint hier die „Apologie“ Billikan's auf 37 enggedruckten Großoktav-Seiten deutsch, desgleichen die von Crotus; die ganze Apologie Theobald Thamers und von Martin Eisengrein eine Predigt von dem Umfang einer namhaften Broschüre; von Paceus die Vorrede seiner Ausgabe des heiligen Ignatius und von Rabus bogenlange Uebersetzungen und Abdrücke; die Conversionsschrift Kaspar Franks ist auf 62, die von Fabianus Quadrantinus auf mehr als 40, die der französisch-calvinischen Prediger Launoy und Pennetier im Auszug auf mehr als 50 Seiten wiedergegeben; ferner Cardinal Khlesl's Gegenreformations-Gutachten; von den „22 Beweggründen“ Kaspar Ulenbergs die erst 1833 wieder aufgelegt wurden, starke Auszüge u. s. w.

Durch diese Methode gewinnt zunächst das Werk einen sehr bedeutenden Umfang und dürfte auch sonst, im Gegensatze zu der Arbeit Rosenthals, für ein größeres und das nichttheologische Publikum überhaupt ungenießbar werden. Die vorliegenden zwei starken Bände reichen nur bis 1590 und wenn ich nicht irre, so ist das Ganze auf zwölf Bände berechnet. Auf den ersten Anblick scheint noch ein weiterer Uebelstand hinzuzutreten. Indem die näheren Motive nicht in das Lebensbild des einzelnen Convertiten aufgenommen und verarbeitet, sondern eigens abgedruckt werden, muß das Bild selbst nothwendig an Wärme und Fülle verlieren. Nicht selten bieten die Lebensumstände nur ein paar trockene oder unsichere Daten, worauf dann der Abdruck folgt. Am mißlichsten scheint die Methode da, wo die Motive in verschiedenen Schriften zerstreut sind, ohne aus denselben zusammengesucht und in die Darstellung der Persönlichkeit ver-

woben zu werden. So hat Döllinger es gemacht und auf diese Manier z. B. eine viel anziehendere Schilderung von Georg Witzel zu Stande gebracht als sie hier vorliegt, wo einfach Witzel's „Apologie" auf 29 Seiten in Neudeutsch gegeben wird, nachdem die Lebensumstände des Mannes abgehandelt sind.

Wir mußten uns indeß von vornherein sagen, daß diese Methode des hochwürd. Herrn Verfassers nicht etwa aus Bequemlichkeit vorgezogen worden sei. Denn er hat sich mit den oft sehr schwierigen Uebersetzungen in's Deutsche, mit der Modernisirung der altfränkischen und oft fast unverständlichen Ausdrucksweise der deutschen Originalschriften unendliche Mühe gegeben, auch den Text überall wo es nöthig war, mit Noten und Erläuterungen begleitet. So ist denn allerdings für diejenigen welche die Erscheinung und das Dogma der Reformation von allen Seiten und in allen möglichen Wendungen beleuchtet sehen wollen, hier ein großes Arsenal von Materialien angesammelt, die vollständig den Dienst des Originals thun und sonst nicht nur zerstreut, sondern auch meistens sehr schwer zu bekommen sind.

Zu einem Werke wie das vorliegende gehört vor Allem eine ungemein reiche und eingehende Literatur-Kenntniß; und der hochwürdigste Verfasser hat sich keine Mühe verdrießen lassen, um jede ihm bewußte Lücke auszufüllen. Schon die ersten Artikel über Crotus Rubeanus, Glareanus, Botzheim bringen manches Neue und verrathen daß seit Döllinger's Vorarbeiten zwanzig Jahre verflossen sind. Wenn dem Hrn. Verfasser dennoch mitunter eine Quelle entgeht, oder er selber beklagt daß ihm diese oder jene Schrift nicht zugänglich gewesen sei, wie z. B. II S. 498 die Schmähschriften des Nikodemus Frischlin gegen Jakob Rabus, so liegt die Schuld eben daran, daß dem Herrn Bischof nicht eine der ersten deutschen Bibliotheken wie die zu München oder Stuttgart zu Handen ist. Indem er sich in Einem Falle allzu vertrauensvoll, wie wir glauben, auf einen Autor verlassen hat

welcher den großen deutschen Bibliotheken noch ferner steht, auf Augustin Theiner nämlich, ist er in eine Verlegenheit gekommen die wir sehr bedauern.

Er gibt nämlich die Geschichte der Conversion des Königs Johann III. von Schweden und des angeblichen Rücktritts des Herzogs Albrecht von Preußen nach den bekannten Schriften Theiners. Theiner hat nach den Papieren gearbeitet die ihm in Rom vorlagen, bezüglich Johanns von Schweden namentlich nach den Berichten des berühmten Jesuiten Possevin, und die Darstellung unseres Verfassers der überdieß auch schwedische Quellen verglichen*), dürfte hierin keinem Anstand unterliegen. Anders verhält es sich mit Albrecht von Preußen. Theiner hat seine Geschichte der angeblichen Conversion des Herzogs hauptsächlich auf geheime Papiere gestützt die von Paul Scalichius, einem Agenten Albrechts, herstammten und darauf hin erzählt auch der hochwürdigste Verfasser die Rückkehr des Herzogs zur katholischen Kirche als eine unbestreitbar festgestellte Thatsache. Die betreffende Abhandlung war im I. Bande bereits veröffentlicht, als ihm das Sendschreiben an P. Aug. Theiner von Johannes Voigt bekannt wurde, worin der gelehrte Königsberger die Papiere Scalichs sämmtlich für unterschoben und gefälscht erklärt hatte. In der That spricht der Charakter dieses schwindelhaften Abenteurers, der sich fälschlich sogar der Abkunft von dem alten Veroneser Geschlecht der Herzoge della Scala („von der Leiter") rühmte, wenig zu seinen Gunsten. Es sind von ihm selber Schriften vorhanden und das Material zu einer interessanten Monographie über den Mann ließe sich, wenn auch mühsam, wohl zusammenfinden. Läge aber einmal eine solche Biographie vor, so würde der Herr Bischof wahrscheinlich ohne Bedenken dem Gedanken Folge

---

*) Irren wir nicht, so hat auch Ludwig Clarus in seinem „Schweden sonst und jetzt" eine sehr anziehende Erzählung über Johann III. geliefert.

geben, von welchem ihn nur die rohe und zornmüthige Gehässigkeit des Voigt'schen Sendschreibens wieder abgebracht hat, nämlich „den Artikel „„Albrecht““ in einer 2. Auflage zu unterdrücken und wegzulassen“.

Indem wir schließlich noch einmal unsere aufrichtige Freude ausdrücken, daß das katholische Deutschland nun in dem gesicherten Besitz eines Hauptwerkes wie das vorliegende ist, eines Werkes das immerhin zu den bedeutendsten Leistungen unserer katholischen Wissenschaft zählen wird, können wir nicht umhin dem hochwürdigsten Verfasser der seine kostbaren Augenblicke natürlich nicht auf Corrigiren von Druckbogen verwenden kann, die Beihülfe besserer Correktoren zu wünschen. Zwei Druckfehler in drei Zeilen wie in der Note II. S. 298 ist für ein so schönes Buch zu viel.

XI.

Zur Kunstgeschichte.

Holbein und seine Zeit. Von Dr. Alfred Woltmann. Erster Theil. Mit 31 Holzschnitten und einer Photolithographie Leipzig 1866.

Wir haben hier eine ausgezeichnete Arbeit aus dem Gebiete der deutschen Kunstgeschichte vor uns. Wohl besitzen wir schon ein älteres höchst geistreiches Buch über unsern schwäbischen Malerfürsten von Ulrich Hegner. Es ist aber schon im J. 1827 geschrieben und seit jener Zeit haben die Kunststudien und archivalischen Forschungen einen solchen

Aufschwung genommen, daß alles Frühere als veraltet und überholt erscheint. Darum war es ein dankenswerthes Unternehmen, das Bild dieses köstlichen altdeutschen Malers mit allen Mitteln der Neuzeit wiederum herzustellen und uns vor Augen zu halten. Hr. Woltmann hat schon in seiner Promotionsschrift, die seltsamer Weise in Breslau noch in lateinischem Gewande erscheinen muß, die Hauptfrage über Geburtsort und Geburtsjahr unsers Hans Holbein sich zum Thema gewählt. Aber in den folgenden Jahren hat er bienenhaften Fleiß, rastlose Anstrengung und große Opfer darangesetzt, um die vollständige authentische Biographie des Meisters herzustellen. Er hat Reisen nach allen Orten hin unternommen wo Reliquien holbeinischer Kunst sich finden, er hat briefliche Verbindungen auf allen Seiten angeknüpft wo archivalische Aufschlüsse zu erhalten waren, und so hat er uns jetzt nach drei Jahren den ersten Band eines Werkes geliefert, das mit Ausnahme der religiösen Partien zu den gelungensten und lehrreichsten der modernen Kunstforschung gezählt werden muß.

In fünfzehn Abschnitten gibt der vorliegende Band die Geschichte der Familie Holbein und speciell des jungen Hans Holbein bis zu seiner ersten Reise nach England, also etwa von 1460 bis 1528. Er schildert zuerst Land und Leute, Luft und Culturzustände in Italien und Deutschland, dann besonders in der alten Reichsstadt Augsburg, dem deutschen Pompeji, um das Aufblühen und das Charakteristische einer solchen Wunderblume zu erklären wie der junge Hans Holbein gewesen. Mit dieser culturhistorischen Einleitung sind wir nun am wenigsten zufrieden, obwohl das Ganze mit Talent und frischen Farben zusammengestellt ist. Aber es zeigt sich hier zu vorwiegend der Geist der bloß verneint. Da lesen wir immer wieder, die Kirche verneine die Natur (S. 8) wie die Gothik; unter der Herrschaft der Hierarchie könnte die individuelle Freiheit und könnten die individuellen Regungen des Geistes nicht sich entfalten, wie unter der

Herrschaft des eisernen Gesetzes der Gothik die Darstellung der wahren Körperschönheit durch die Plastik und Malerei eine Unmöglichkeit war u. s. f. Das sind durchaus Phrasen welche durch die Wirklichkeit widerlegt sind. Die Kirche verleugnet und zerstört die Natur nicht, wie schon Börne dem spottenden Heine gegenüber so trefflich nachgewiesen hat, sie verklärt, reinigt, erhebt die Natur in der Pflege der Keuschheit, im Gebrauche der Naturdinge zu den heiligenden Sakramenten, in der Lehre von der Auferstehung der Leiber, im Dogma von der Menschwerdung Gottes der Menschennatur angenommen hat. Ebenso verneint die Gothik die Natur nicht; nein, sie entkleidet die Natur, die Masse, bloß der rohen Schwere, Plumpheit und Sinnlosigkeit, sie erhebt dieselbe, den amorphen Stein, in das Reich der Kristalle, ja der höheren organischen Produkte. Auch das ist keine Zerstörung, sondern Verklärung. Und daß auch in der Periode der Gothik schöne entsprechende Darstellungen der Natur-Dinge und des Menschenleibes entstanden sind, wird Niemand leugnen der die Gebilde der pisanischen Schule, des Fra Angelico da Fiesole, der Kölner und Brabanter Maler gesehen hat. Nur war wie überall eine Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen auch auf dem Kunstgebiete. Renaissance und Reformation gehören aber nicht zu den Faktoren welche hier als heilbringend und epochemachend zu betrachten wären. Sobald der kalte Hauch des Humanismus über Deutschland hinwehte und als die Reformation ihre ersten Blüthen entfaltete, war es bald mit der Kunst für lange geschehen!

Doch wir wollen von diesen culturhistorischen Expektorationen des Hrn. Woltmann absehen und dafür die positiven Resultate seiner Forschung in Bezug auf die Familie Holbein in das Auge fassen.

Die Familie Holbein war seit langem in Augsburg eingebürgert. Ein Großvater Holbeins, den man bisher in der Kunstgeschichte mitgeschleppt, scheint nicht Künstler ge-

wesen zu seyn. Dagegen wird Hans Holbein der Vater um 1460 geboren und als Schüler des Martin Schongauer zu bezeichnen seyn. Von ihm stammen die Kaisheimer Bilder der Münchener Pinakothek, die Gemälde aus dem Katharinen-Kloster in Augsburg und die Bilder der vier neuen Pfeiler-Altäre im Dome zu Augsburg, welche das Jugendleben Mariä nach den Apokryphen zeigen. Dazu bemerke ich, daß Hr. Woltmann das eine Bild nicht erklären kann, wo Joachim und Anna sich unter der Tempelpforte begegnen (S. 76). Es stellt aber gerade dieses die Empfängniß Mariä vor, welche nach den Apokryphen durch einen Kuß der Eltern am goldenen Thore geschehen. Ob daher bei dem apokryphischen Inhalte diese Bilder noch heutigen Tages sich zu Altartafeln eignen, könnte in Frage gestellt werden.

Der alte Holbein ging im J. 1499 auf Reisen, sich Arbeit zu suchen, kam nach Ulm und Frankfurt, wo er überall Schöpfungen hinterließ und kehrte im J. 1502 nach Augsburg zurück, wo sich wieder Bestellungen (Kaisheim) fanden. Nun tritt der Vater, der noch bis 1524 lebte, in den Hintergrund und der Sohn Hans Holbein, der Junge, nimmt Alles Interesse in Anspruch.

Aus einer neugewonnenen Inschrift auf einer Altartafel zu Augsburg erhellt, daß Holbein im J. 1512 im siebenzehnten Jahre stand, daß er also 1495 geboren war. Das ist ein wichtiges Resultat der Forschungen Woltmanns, gleichwie der Engländer Black das Todesjahr 1543 erst kürzlich festgestellt hat. Hans Holbein's Leben erhält also jetzt einen andern Rahmen, er hat nur ein Alter von 48 Jahren erreicht.

Seine ersten Zeichnungen, die sich erhalten haben, stammen aus seinem vierzehnten Jahre, die ersten Gemälde, St. Katharina's Enthauptung und St. Anna, aus seinem siebenzehnten Lebensjahr. Diese Bilder besitzt die Augsburger Gallerie. Aber schon auf diesen ersten Bildern zeigt sich eine Neuheit, Freiheit und Größe der Auffassung, eine technische

Tüchtigkeit und frühe Entwicklung des Genie's, daß wir nicht genug darüber staunen können. Die Berliner Sammlung von Handzeichnungen enthält die Porträts der beiden jungen Holbein, des Hans und seines ältern Bruders Ambros, wohl vom erstern gezeichnet. Man sieht da schon an dem frischen, geistsprühenden Auge, was einst aus diesem Knaben werden wird. Hr. Woltmann führt uns nun alle Schöpfungen Holbeins aus der Zeit in chronologischer Ordnung und mit gesunder Kritik der Reihe nach vor, besonders das Augsburger Skizzenbuch mit den Porträts der bedeutendsten Männer von Augsburg, den Sebastiansaltar und das Madonnenbild zu Ragaz. Am Sebastiansaltare, dessen Flügel die Pinakothek in München besitzt, hatte Holbein seiner Vaterstadt Augsburg gezeigt was er in ihr gelernt, er hat sein Meisterstück geliefert und geht jetzt frank und frei in alle Welt aus.

Im Sommer 1516 zog er nach Basel, das ihm nun seine zweite Heimath und Stätte seines Ruhmes geworden. Hr. Woltmann gibt auch hier wieder zuerst ein culturgeschichtliches Bild von Basel, zunächst nach der berühmten Schilderung des Aeneas Sylvius. Es war noch eine altkatholische Stadt mit der päpstlichen Universität, mit vielen Klöstern, reich, lebenslustig, mächtig und glänzend, die Menschen in kostbaren Gewändern und bunten Häusern, schön, reichbegabt und freiheitliebend. Das erste was Holbein hier fertigte, war der Aushängeschild für einen Schullehrer, der noch im Museum zu Basel erhalten ist. Es zeigt den Schullehrer, wie er den Buben das ABC lehrt, indem er zur Nachhülfe die Ruthe in der Hand führt, während die Mädchen zu gleicher Zeit von der Frau Lehrerin unterrichtet werden; ein köstliches Genrebild, die einfachste Lösung der Schulfrage. Das war ein armseliger Anfang der künstlerischen Wirksamkeit des größten deutschen Malers der Zeit in Basel!

Aber es folgten bald größere Aufgaben, so die herrlichen Porträts des Bürgermeisters Jakob Meyer und seiner

Gemahlin, einer gebornen Zschekapürlin. Dann scheint sich Hans Holbein auch in andern Städten der Schweiz umgesehen zu haben. Er malte vieles in Luzern, so die Wandgemälde im Hause Hertenstein (Triumphzug Cäsars nach Mantegna und andre altrömische Sujets), den Jungbrunnen und Heiligenbilder von ungemeiner Kraft des Ausdrucks. Ferner steht jetzt fest, daß Holbein auch nach Oberitalien, nach Mailand und der Lombardei einen Ausflug gemacht hat. Denn die Zeugnisse seiner italienischen Studien sind noch erhalten, so besonders ein Abendmahlsbild in Basel, welches die Bekanntschaft mit dem unsterblichen Bilde Leonardo's voraussetzt.

Am 3. Juli 1520 wurde unser Holbein erst als Bürger in Basel aufgenommen und nun beginnen seine eigentlichen Meisterjahre. Er schuf das herrliche Bild der Vermählung der heil. Katharina mit dem Christkinde (nicht als Gesundbrunnen zu taufen!), wobei die andern sechs Jungfrauen als Kränzeljungfern aufzufassen sind, ohne Zweifel ein Hochzeitgeschenk, jetzt in Lissabon, in den Denkmälern der deutschen Kunst von Dr. Förster ohne Verständniß wiedergegeben.

Ferner malte Holbein damals die beiden Altarflügel, die jetzt im Freiburger Dom sich finden; dann die große Passionstafel in Basel; ferner die Porträts der Freunde Bonifaz Amorbach, Froben und Erasmus, dazu sein eigenes Porträt; weiterhin die berühmten Wandbilder am und im Rathhause zu Basel (David, Zaleukos, Christus, Curius Dentatus, Rehabeam, Samuel, Saul, Sapor, Gerechtigkeit, Weisheit, Charondas) welche die Vorbilder und Tugenden der Rathsherren und Richter zeigten; dann die Orgelthüren für den Baseler Dom und endlich das berühmteste aller Holbein'schen Werke, die Madonna des Bürgermeisters Jakob Meyer, welches Bild in zwei Exemplaren, in Darmstadt und Dresden, vorhanden ist und in Dresden selbst mit der nahen Sixtinischen Madonna Raffaels zu wetteifern vermag. Hr. Woltmann hat diesem unvergleichlichen Bilde, dem köstlichen Spiegel altkatholischen

Glaubens und Lebens in der Familie, die umfassendsten Studien zugewandt. Er gibt dem Darmstädter Exemplar den Vorzug der Priorität, nennt es mit gutem Recht ein Votiv- oder Todtenbild, das der ehrwürdige Bürgermeister der bald auch ob seiner katholischen Gesinnung aus Basel vertrieben wurde, zum Andenken an seine ganze Familie in eine Marien-Kirche gestiftet hat, und erklärt sich mit Entschiedenheit gegen die Tieck'sche mündliche Deutung, welche den Knaben in den Armen der Madonna und den zur Seite der Mutter unten für das kranke Kind des Bürgermeisters selbst gehalten hat. Man erzählt nämlich, Tieck habe sich geäußert, die Eltern hätten das kranke Kind zur Gottesmutter verlobt, es ihr in die Arme gleichsam gelegt, dann sei es gesund geworden und zum Danke der Rettung habe der Vater das Bild von Holbein malen und unten das gesunde Kind lebensfroh anbringen lassen. So geistreich die Erklärung klingt, so ist sie doch schwerlich zu halten, schon weil das Kind der Madonna auf dem Darmstädter Original keine Spur von Krankheit zeigt. Hr. Woltmann bemerkt: der Knabe in den Armen der Gottesmutter sei das segnende Christkind ohne Zweifel, aber Holbein war eben Realist und nahm daher ein Menschenkind in aller Naturtreue und in etwas verkünstelter Stellung als Modell. Daher die ganze Legende.

Aber nicht bloß Gemälde schuf Holbein in jenem Zeitraume von 1521 bis 1528 (zu den genannten rechnen wir noch das Porträt seiner Frau, einer älteren Wittwe die ihm einen Sohn zubrachte und zwei Kinder ihm geboren hatte, und das Bild der schönen Offenburgerin), sondern auch eine Menge von Handzeichnungen, Skizzen und Studien. Unter diesen nehmen seine Passionsbilder und besonders die Zeichnungen zu des Erasmus Lob der Narrheit die erste Stelle ein. Bekannt ist, daß Erasmus im Jahre 1514 ein Gedicht edirte in welchem er nachweisen wollte, daß die Welt voll Narren und Alles voll der Thorheit sei. Er geißelt hier mit bitterer Satire, oft mit wahrer Frivolität alles ihm Ver-

kehrtscheinende in Staat und Kirche; alle Stände, besonders die Geistlichen, die Frommen und die Mönche werden hier kläglich mitgenommen, wie es sich von dem klassischen Humanisten, dem Feinde der Scholastik und der bisherigen kirchlichen Wissenschaft erwarten läßt. Doch müssen wir hiebei den Hrn. Woltmann der Parteilichkeit zeihen, da er wohl Alles erwähnt was Erasmus über die Verkommenheit der katholischen Geistlichkeit dichtet und erzählt (S. 278), dagegen verschweigt, daß derselbe mit gleicher Bitterkeit über die Diener des neuen Evangeliums am Schlusse der Satire sich ergeht. Das Porträt des Erasmus nach Holbein, das uns Hr. Woltmann (S. 273) mittheilt, zeigt uns den feinen Kritiker und Skeptiker in trefflicher Charakteristik. Schon diese spitzen feinfühlenden Finger, diese abhängende Nase und der auf den Text eines Buches gerichtete durchdringende Blick schildern uns den Mann in seiner innersten Eigenthümlichkeit.

Zu dieser Lucianischen Dichtung des Erasmus die eine ungeheure Verbreitung gefunden hat (sie erlebte bald 28 Auflagen, was bezeichnend für die Zeit ist), hat nun Holbein seine geistreiche Federzeichnungen gemacht in ein Exemplar das ihm zugekommen war. Er schildert die vermeintliche Thorheit der Menschen, z. B. ein katholisches Weib das beim hellen Tageslicht eine Kerze vor der Gottesmutter anzündet, einen König (es ist das Porträt des Kaisers Max I.) der sich glücklich fühlt und das elende Loos eines Fürsten nicht einsieht, einen Greis der sich geckenhaft kleidet um noch jung zu erscheinen u. s. f. Erasmus der sich später dieses Exemplar seines „Lobes der Narrheit“ selbst erwarb, hatte großes Vergnügen an diesen Zeichnungen. Er selbst kam ja auch vor im Buche als Gelehrter der im engen Stübchen studirend sitzt und so seine schönsten Tage verliert. Dafür rächte er sich am Maler. Holbein hatte nämlich auch einen liederlichen Gesellen gezeichnet, der mit Weibern und Wein sein Geld vergeudet und sich so als Thoren erweist. Zu diesem Bilde schrieb Erasmus den Namen: Holbein! Das war eine Neckerei unter Freunden

im Geiste der damaligen Zeit. Wenn man daraus geschlossen hat auf Holbein's Wandel, als wäre er wirklich ein wüster leichtsinniger Mensch gewesen, so ist der Schluß ganz irrig. Davon haben wir keine gleichzeitige Nachricht.

Nun aber war bereits die Zeit gekommen, wo die Reformation auch in Basel Wurzel faßte und rasch große Umwälzungen hervorrief. Der Trieb nach Freiheit, nach Unabhängigkeit vom Bischofe, von der Kirche und ihren Geboten hatte der neuen Bewegung schnell die Mehrheit der Bürger gewonnen. Was die Folgen dieses Umsturzes für die Kunst gewesen, sagt die Ueberschrift des Kapitels bei Woltmann: „Stockung aller Kunstthätigkeit!“ Freilich will der Verfasser im Texte diese Thatsache dann wieder verhehlen, er behauptet, die Reformation sei nicht störend für die Kunstthätigkeit gewesen, nur in der Zeit des Umsturzes selbst könne keine Kunst gedeihen und ebensowenig wenn die Religion einmal in Confession umgeschlagen (S. 312)! Wann hat denn dann die wirkliche Reformation mit ihren süßen Früchten geblüht? Von 1517 bis 1525 waren wohl die Jahre des Umsturzes, und 1530 war die neue Religion schon wieder in die Fesseln der Augsburger Confession geschlagen! Kurze Religionsblüthezeit!

Wir lassen diesen tendenziösen Phrasen gegenüber nur die nackten Thatsachen sprechen. Hans Holbein mußte alsbald nach dem Ausbruch der Reformationsbewegung seine herrlichen Wandbilder am Rathhause aufgeben und wieder Hausschilde wie die letzten Anstreicher malen, er, der Fürst der deutschen Maler jenes Jahrhunderts, in der Zeit wo Raffael am Hofe der Päpste mit Reichthum, Ehren und fürstlichen Auszeichnungen überschüttet wurde! Noch eine Thatsache: die Maler von Basel insgesammt wenden sich an den Magistrat der Stadt und bitten daß man ihnen, um Brod für Weib und Kind zu verdienen, doch die Larven für die Maskenzüge allein malen lasse und sie nicht durch andere Unzünftige auch noch um diesen Erwerb bringe! So

weit war es in kurzer Zeit mit der Kunst in Basel gekommen!

Diese Verdienstlosigkeit war es auch, die unsern Holbein gezwungen hat auszuwandern. Auf den Rath des Erasmus unternahm er eine Reise durch Holland nach England, um dort Arbeit zu suchen, im J. 1528. Vom Leben und Wirken Holbein's in England wird der zweite Band des verdienstlichen Werkes handeln, dem wir mit Interesse entgegensehen.

XII.

Die Krisis in Washington und die Zustände überhaupt.

Nicht einmal ein Drittheil der Stimmen beider Häuser hat Präsident Johnson im Congresse zu seinen Gunsten und im nächsten, bereits gewählten Congresse besitzt er noch weniger. Ueberhaupt ist seine Lage sehr kritisch. Die radikale Mehrheit des Congresses bedroht ihn mit Absetzung, die schlimmsten Gesetze wird dieselbe trotz des Veto des Präsidenten beschließen und will dieser den Frieden im Lande erhalten, so wird er sich einer rachsüchtigen Politik und Parteityrannei zu unterwerfen haben. Und doch hat der Präsident eine große Majorität der ganzen Nation auf seiner Seite. Selbst im Norden war bei den letzten Wahlen die Anzahl der ihm günstigen Stimmen nicht viel geringer als die der feindseligen. Das allgemeine Stimmrecht und die numerisch gleich eingetheilten Wahldistrikte haben ihre nothwendige Wirkung geäußert — eine gänzliche Ausschließung der kleinen, und sehr unzureichende Vertretung der großen Minoritäten. Bei den Wahlen

im Norden standen die Stimmen der Conservativen zu denen der Radikalen wie 9 zu 11. Im neuen Congresse stehen sie wie 9 zu 26. Demgemäß repräsentirt der Congreß nicht einmal den Norden allein und der Süden ist von aller Repräsentation ganz ausgeschlossen.

Wenn auch die Handlungen des Präsidenten in radikalen Volksversammlungen und durch die Presse derselben Partei als hochverrätherisch bezeichnet werden, so können ihn die Radikalen doch nicht wegen Hochverraths in Anklagezustand versetzen; denn im amerikanischen Gesetze ist die Definition des Hochverrathes ganz genau gegeben und nicht einmal in Frankreich oder Rußland könnte ein Gesetz so gedehnt und ausgelegt werden, daß darnach Johnson's Handlungen als hochverrätherisch verdammt werden könnten. Er theilt mit verschiedenen seiner Vorgänger, namentlich mit General Jackson das Verbrechen, eine eigene Politik zu verfolgen und mit der Majorität des Congresses im Widerspruche zu stehen.

Nach der amerikanischen Constitution sind die drei Staatsgewalten — die legislative, executive und richterliche — ganz unabhängig voneinander. Schon die Thatsache daß der Präsident nur auf vier Jahre gewählt wird, deutet darauf hin daß er eine bedeutende und unabhängige Gewalt auszuüben hat. Ferner zeigt die Art seiner Wahl durch das ganze Volk und nicht durch den Congreß, daß er nicht der Diener des letzteren seyn soll. Der Congreß kann ihn nur absetzen in den äußersten und vom Gesetze genau bestimmten Fällen von schlechter Aufführung oder Hochverrath. Seine Macht ist größer als die eines rein constitutionellen Monarchen und mit der Zustimmung des Senates fast absolut. Er wählt selbst seine Minister, die nur ihm allein verantwortlich und eigentlich nicht mehr als seine Privatsekretäre sind. Sie werden nicht wie in England aus den Mitgliedern des Congresses gewählt und können in demselben gar nicht sitzen; ebensowenig haben sie dem Congresse auf etwaige Fragen oder Anklagen zu antworten, noch brauchen sie ihm gegen-

über ihre Politik zu vertheidigen. Sie können daher ebenso wenig wie ihr Gebieter, der Präsident, ihrer Politik wegen vom Congresse zur Rechenschaft gezogen werden. All dieß ist ein Beweis von der absoluten Unabhängigkeit des Präsidenten. Er ist nur denen verantwortlich die ihm ihre Vollmacht gegeben: den Staaten und dem Volke der Union und nur diesen allein. Hingegen hat das Haus der Repräsentanten das Recht die zum Staatshaushalte nöthigen Gelder zu verweigern.

Sollte nun der jetzige Congreß den Präsidenten aus politischen Ursachen in Anklagezustand versetzen*) und damit durchdringen, so wäre hierdurch die Unabhängigkeit der Exekutive auf immer verloren. Jede Majorität des Congresses könnte später den Präsidenten nach Belieben absetzen und dieser sowohl wie seine Minister hätten fortan die Pflicht dem Congresse in Allem blindlings zu gehorchen. So würde der Erwählte des ganzen Volkes zum Diener der Erwählten der einzelnen Wahldistrikte herabsinken. Der höhere Einfluß des Senates, welcher gleichfalls bei einigen Funktionen der Exekutive mitzuwirken hat, würde ebenso verschwinden, wenn die letztere der Majorität des Congresses zu gehorchen hätte. Zuletzt würde auch der oberste Gerichtshof dem Willen eines Congresses welcher sowohl legislative wie exekutive Funktionen ausübt, nicht mehr widerstehen können und hiermit der letzte Hort der amerikanischen Freiheit verschwinden. Dann wird der schlimmste aller Despotismen, der der numerischen Majoritäten, welchen die Gründer der amerikanischen Constitution durchaus zu vermeiden trachteten, jede Spur von Freiheit in Amerika vernichten. Schon ist zum Theile die totale Revolutionirung der amerikanischen Institutionen ausgeführt. Die einzelnen Staaten denen die Constitution den größten Theil der Souverainetät übertragen hatte, haben jetzt nur noch eine

*) Wie die neuesten Berichte besagen, hat der Congreß diesen Schritt in der That unternommen. Anm. d. Red.

untergeordnete Macht, die föderalen Staatsgewalten haben die ganze Herrschaft an sich gerissen; nun hat auch der Unabhängigkeitskampf der Exekutive gegen den Congreß begonnen, dessen Ausgang ungewiß ist. Bleibt Johnson fest, so hat er große Aussicht auf Erfolg, denn im Norden hat er vier Zehntel (später vielleicht noch weit mehr) und im Süden die ganze Bevölkerung für sich, also im Ganzen eine große Majorität der Nation; unterliegt er in diesem Kampfe, so ist es um die amerikanische Freiheit geschehen.

Ebenso zerfahren wie in der Politik sieht es mit der Religion in den Vereinigten Staaten aus; nur die katholische Kirche steht fest wie ein Fels, um den sich immer mehr Gläubige schaaren, und keine der protestantischen Sekten kann sich einer verhältnißmäßig so großen Zunahme rühmen.

Die Anhänger der bischöflichen Kirche sind gerade so wie in England in Puseyiten und Niederkirchler (Low Churchmen) gespalten. Die ersteren neigen sich mehr zu den Katholiken — wie sie auch schon in Amerika verschiedene Klöster, zum Theile mit strengen Ordensregeln, gegründet haben — die letzteren zu den Presbyterianern und Methodisten.

Die bedeutendsten Sekten im Norden sind die Congregationalisten und Methodisten. Erstere dominiren fast ausschließlich die Neu-England-Staaten. Ihre Religion ist der alte Puritanismus nach Yankee-Geschmack umgemodelt. Während der Wahlen werden in ihren Kirchen Gebete zu Gunsten irgend eines populären Candidaten abgehalten und zur Zeit des Krieges war in Neu-England der Sonntag der Hauptrekrutirungstag. Die Prediger, mit Schwert und Büchse bewaffnet, bestiegen die mit bunten Fahnen behangene Kanzel und forderten ihre Zuhörer auf sich als Soldaten anwerben zu lassen. Diese Methodisten- und Congregationalisten-Prediger haben mehr als alles andere zu den Greuelthaten des letzten Krieges und dem tiefen Hasse zwischen Norden und Süden beigetragen.

Viel wird von der Ausbreitung der Religion in den

Vereinigten Staaten gesprochen, aber würde die Wahrheit bekannt, so müßte man weit mehr von der Zunahme des Unglaubens hören. Wenn Bischöfe den Segen des Himmels auf Leute herabflehen welche durch die schmutzigsten Intriguen für ihren Wahlsieg arbeiten, so ist es nicht zu wundern, wenn das Volk zuletzt alle Ehrfurcht für die heiligsten Dinge verliert. Jener Methodisten-Bischof in Pennsylvanien, welcher in einer Predigt behauptete, daß „ohne die tapferen Yankees Gott selbst die Festung Vicksburg nicht erobert haben würde", hat bei seinen Zuhörern der Sache der Religion weit mehr geschadet, als der beredteste Materialist im Stande gewesen wäre. Was kann die Achtung für eine Religion mehr untergraben als jener Unfug der „revivals" (Wiederbelebungen) und „camp meetings" (religiöse Zusammenkünfte unter freiem Himmel die mehrere Tage lang dauern, wobei die Theilnehmer in Zelten logiren)? Während der Saison der „revivals" sieht man häufig ganze Gemeinden in den Kirchen auf dem Fußboden liegen, kreischend, weinend, lachend, mit den Händen klatschend, sich wälzend, so daß der Besucher glaubt, er befinde sich in einem Tollhause. In den „camp meetings" der Methodisten wobei sich oft viele Tausende versammeln, sieht man noch weit schlimmere Sachen. Mehr als tausend Männer und Weiber kann man dort bunt untereinander gemischt sehen, alle unter dem Einflusse von dem was die Methodisten-Prediger die „Macht" nennen, noch weit die wahnsinnigen Fanatiker des Orients in der Tollheit übertreffend. Bei diesen Zusammenkünften werden am Tage jedesmal zu gewissen Stunden religiöse Uebungen abgehalten, wobei die Prediger der verschiedenen Gemeinden abwechselnd mitwirken. Am Abend wird eine allgemeine Volksversammlung gehalten, in der die berühmtesten Wiederbeleber (revivalists) den sogenannten Gottesdienst celebriren. Das ganze Lager wird erhellt durch Pechfackeln und große Scheiterhaufen von Fichtenholz. Hat die „Wiederbelebung" ihren Culminationspunkt erreicht, so sieht man Hunderte von Leuten in Convulsionen

auf dem Boden rollend, Andere schreiend, stöhnend, springend, tanzend, kurz eine wahre Blocksbergscene. Dabei erscheinen auch, namentlich wenn das „camp meeting“ in der Nähe einer großen Stadt stattfindet, viele Bummler und „rowdies“ welche diese Bewegungen nachäffen und ihre rohen Späße mit den Weibern treiben. Nur in Amerika, der Heimath des „Humbugs“ können solche Sachen vorkommen und nur hier war der Mormonismus möglich, dieser schändliche auf Lüge, Betrug und Unsittlichkeit gegründete Skandal. Uebrigens scheint man den Mormonen bald das Handwerk legen zu wollen; wenigstens liegt ein Vorschlag vor dem Congresse ihnen die Vielweiberei zu verbieten.

Gegen Ende August des vergangenen Jahres fand in Providence (Rhode Island) die jährliche allgemeine Zusammenkunft der Spiritualisten statt, der atheistischen Tischrücker und Geisterbeschwörer. Unter den von der Versammlung angenommenen Beschlüssen waren die folgenden: „Da ein großer und intelligenter Theil des Volkes dieses Landes geistig alle Formen, Ceremonien, Glauben, Dogmas, Fabeln und Aberglauben der christlichen Kirchen überwunden hat; so beschließen wir, daß wir als eine religiöse Organisation von Spiritualisten und Reformatoren die folgende Erklärung unserer Principien erlassen: 1) Wir entdecken keinen praktischen Nutzen in irgend einem der verschiedenen Gebräuche, Ceremonien und Formeln von irgend einer christlichen Kirche; und verwerfen daher alle und errichten keine neuen, sondern überlassen es jedem Individuum, den Eingebungen seines eigenen Gewissens zu folgen, glaubend daß Gott durch kein sterbliches Wesen benachrichtigt, beeinflußt, gepriesen oder verherrlicht werden könne. 2) Da Vernunft und Erfahrung uns lehren, daß unsere erste Erziehung einen bleibenden Einfluß auf unser Leben und Meinungen ausübt und selbst die unsinnigsten derselben schwer wieder auszurotten sind, so leihen wir keine Unterstützung mehr den Sonntagsschulen und dem Kinderunterrichte der Sekten welche die jungen Gemüther nur

mit religiösen Irrthümern und falschen Ideen über Gott und die Natur erfüllen, sondern wenden alle unsere Bemühungen auf die Gründung von Systemen liberaler Erziehung, wie sie den Kindern in dem fortschrittlichen Lyceum der Spiritualisten gegeben wird."

Die Versammlung beschloß ferner, daß animalische Nahrung nicht mehr genossen werden dürfe, die Abschaffung der Todesstrafe, die Gleichstellung der Weiber und Männer vor dem Gesetze, das Aufhören der „Geschlechts-Tyrannei", die Ausrottung des Tabaks und aller geistigen Getränke, das Stimmrecht der Neger und die Unterstützung der radikalen Congreßmitglieder. Die „freie Liebe" ward von einigen älteren unverheiratheten Damen bevorwortet und verschiedene Communikationen und Glückwünsche von Geistern berühmter Abgeschiedener empfangen. Der Geist des Präsidenten Jackson sandte sogar ein längeres Festgedicht das leider durch die Schuld des vermittelnden Mediums von orthographischen Fehlern strotzte.

Wir sehen also, daß in Amerika immer mehr der crasseste Aberglaube an der Seite des Unglaubens wuchert; nur ist der amerikanische Atheismus dem noch etwas Puritanerthum anklebt, noch weit trivialer als der europäische der sich wenigstens einen Mantel von Wissenschaftlichkeit umhängt, und da er den Kampf gegen die Philosophie nicht bestehen kann, diese letztere wie auch die Theologie aus der Zahl der Wissenschaften gestrichen haben will. Der Amerikaner kümmert sich um all dieß gar nichts, dazu ist er viel zu oberflächlich. Sein Atheismus ist eben gerade so wie auch seine Sekten ein purer „Humbug".

XIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

III. Militärischer Rückblick auf den jüngsten Krieg.

Genf 10. Oktober 1866.

Die Zahlen die ich herausgeklügelt, können unrichtig seyn, aber gewiß ist es daß die Streitkräfte der Oesterreicher und ihrer Verbündeten in der Minderheit waren. Damit aber war die Sache der Preußen noch nicht gewonnen, und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges war nicht unbedingt gegen Oesterreich. Die absolute Ueberzahl ist keineswegs die Uebermacht; nicht wer die meisten Soldaten in's Feld stellt, erringt den Sieg, sondern wer stärker an dem Orte der Entscheidung erscheint. Darin, schon Napoleon I. hat es ausgesprochen, liegt die Kunst des Feldherrn. Hat nicht im Jahre 1848 und 1849 Radetzky die viel stärkeren Italiener geschlagen? Haben am 24. Juni 1866 in der Schlacht von Custozza nicht 70,000 Oesterreicher siegreich gegen 110,000 Italiener gefochten? Die Bundestruppen waren fast doppelt so stark als ihnen gegenüber die Preußen; sie sind von diesen als gute Truppen erkannt und doch haben sie keinen, auch gar keinen Erfolg errungen. Die Ueberzahl nützt demjenigen welcher sie zu verwenden versteht, und die Preußen haben es verstanden.

Alle Welt hat geglaubt, diese Preußen müßten in einen Vertheidigungskrieg geworfen werden und siehe da, alle Welt war im Irrthum, denn die Preußen haben den Krieg mit rücksichtslosen Angriffen begonnen. Die Preußen haben, das steht jetzt außer Zweifel, seit lange her den Angriffskrieg vorbereitet, sie haben nicht nur ihr großes Heer vollzählig und schlagfertig gemacht; sie haben Geld und Zeit und Fähigkeiten und Mühe verwendet, um die innersten Verhältnisse der künftigen Gegner und Land und Leute auf dem Schauplatz des Krieges zu studieren. Sie waren vortrefflich unterrichtet und daher das Zusammenklappen aller Anordnungen, daher die Keckheit ihrer Handlungen und die Sicherheit ihrer Operationen. Die Preußen haben Hannover und Kurhessen besetzt; sie haben die Kräfte dieser Länder außer Wirkung gestellt und deren Hilfsquellen für sich verwendet; damit haben sie die Verbindung ihrer eigenen Länder gesichert; sie haben politisch und strategisch ihre schwache Seite gewahrt; und das Alles haben sie mit theilweise kleinen Mitteln vollbracht, eben weil sie die Zustände dieser Länder sehr genau gekannt und deren Regierungen richtig beurtheilt haben. Obwohl in mehrere fast selbstständige Armeen getheilt, haben die Preußen ihre Uebermacht concentrisch zu dem Punkte der Entscheidung geführt und durch die rasche Besetzung von Sachsen haben sie die Angriffslinie des Feindes in ihre kürzeste und wirksamste Operationslinie verwendet. Alle Bewegungen waren vortrefflich combinirt und alle Gefechte vortrefflich geleitet.

Es scheint freilich wohl, daß die Oesterreicher nicht vorbereitet waren zu einem mächtigen Angriff, dessen Objekt die preußische Hauptstadt hätte seyn müssen. Aber ich meine, mit 200,000 Mann guten Truppen hätten sie immerhin einzelne, und zwar erfolgreiche Offensivstöße ausführen können; ich meine, eine Armee von dieser Stärke hätte die Bewegung des Feindes stören und in keinem Fall vollkommen unthätig zuwarten müssen bis die Feinde vereiniget, ihnen Front und Flanke umfaßten. Die preußische Streitmacht war in drei,

gewissermaßen in vier Armeen getheilt, diese waren durch bedeutende Räume getrennt, eine jede war für sich viel schwächer als die Nordarmee der Oesterreicher, und darum hätten diese aus einer centralen Stellung sich wohl auf irgend eines dieser Heere stürzen können. Warum, so frage ich heute noch, sind die Oesterreicher wenigstens nicht aus Böhmen vorgegangen? Die Sachsen hätten ihnen die Ausmündungen der Pässe offen gehalten und ohne Zweifel den Aufmarsch gesichert. Hätten die Oesterreicher in Sachsen geschlagen, so hätte auch die Bundesarmee ganz anders angreifen müssen und die Preußen hätten nicht mehr die einfachen Manöver ausführen können, mit welchen sie die Entscheidung bewirkt haben. Man sagt, der König von Sachsen habe verlangt, daß man den Krieg nicht in seine Lande verlege. Solches Verlangen wäre natürlich und auf dem besonderen Standpunkt des Königs wohl gerechtfertigt gewesen; ich kann recht gut diesen Wunsch, aber ich kann nicht dessen Erfüllung begreifen, wenn in dem Kampf um Seyn oder Nichtseyn nicht nur militärische Nothwendigkeiten sondern auch hohe politische Rücksichten das Gegentheil fordern.

Die österreichische Armee war schneller mobil, als man bei der schwerfälligen Organisation ihres Heerwesens es erwarten konnte. Schon in den ersten Tagen des Juni waren sechs Armeecorps und der größte Theil der Cavallerie-Divisionen in Böhmen. Erst am 16. Juni rückten die Preußen unter General von Manteuffel in Hannover und unter Beyer in Kurhessen ein; in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni ging der General Herwart bei Riesa über die Elbe, unter dem 18. Juli erließ der König Wilhelm in seiner Proklamation die eigentliche Kriegserklärung. Napoleon I. oder ein Feldherr aus seiner Schule hätte das Alles gar nicht abgewartet, er hätte Sachsen vorher besetzt. Hielt man es aber für so wichtig, daß Oesterreich nicht der Vorwurf treffe den Krieg begonnen zu haben, so hatten sie auch nach dem 18. Juni noch Zeit genug zu einem kecken

entschiedenen Vorgehen. Der österreichische Feldherr hat, so scheint es, seine Operationen von der Bundesarmee abhängig gemacht, diese aber war in den letzten Tagen des Monats Juni noch nicht vollkommen schlagfertig. Die Preußen drangen rasch vor, die Oesterreicher aber fochten mit vereinzelten Corps wo sie eine Uebermacht hätten hinwerfen müssen. Bei dem Gefecht von Trautenau waren die Umstände günstig, aber auch nicht einmal diesem Gefecht haben sie den gehörigen Nachdruck gegeben. So, mein Freund, sehen wir auf der einen Seite umsichtige Vorbereitung, Kenntniß, richtige Auffassung der Verhältnisse und eine geschickte Ausführung der Anordnungen; auf der andern aber leichtsinniges Improvisiren, Unkenntniß, theilweise sich widersprechende Anordnungen und häufig eine sehr mangelhafte Ausführung.

Du verhöhnst mich jetzt, weil ich früher ausgesprochen, daß den preußischen Generalen die Kriegserfahrung mangle welche die österreichischen in blutigen Feldzügen erworben. Nun, wer niemals im Kriege gewesen, der kann nun einmal die selbsteigene Kriegserfahrung nicht haben; aber er kann Talent und Wissen, er kann eine höhere Bildung besitzen. Daß diese bei den preußischen Heerführern und ihren Organen zu finden, und daß sie in größeren Uebungen einigermaßen praktisch geworden sei: das hab' ich wohl gewußt; aber jetzt habe ich gelernt, daß sie je nach Umständen die Erfahrung ersetzen und in jedem Fall schnell die Erfahrung erwerben. Doch sollten wir, glaub' ich, einen festen Satz nicht aufstellen wollen, ehe die preußischen Generale sich noch gemessen haben mit andern Gegnern. Die Schlacht von Königgrätz wurde nicht durch die Vortrefflichkeit der preußischen Anordnungen gewonnen, sondern sie wurde durch die Fehler der Oesterreicher verloren. Nach unglücklichen Gefechten und in der Gewißheit, daß die Hauptmacht der Preußen die Entscheidung an der Elbe suche, hatte die österreichische Armee sich concentrirt und sie hatte die Stellung von Königgrätz besetzt. So war sie stärker als die Armee des Prinzen

Friedrich Carl und mit der rechten Energie wäre diese um Mittag vollkommen geschlagen gewesen trotz aller Zündnadelgewehre. Die zweite Armee des Kronprinzen hatte in unwegsamem Gebirgland zehn Stunden gebraucht, um vier Meilen zurückzulegen. Die Leute erreichten das Schlachtfeld in vollkommener Erschöpfung. Ihre Artillerie fuhr auf den Höhen auf, Abtheilungen des ersten österreichischen Armee-Corps stunden drei Viertelstunden unthätig in dem Feuer der Geschütze, aber die preußische Armee gewann diese Zeit zur nothwendigen Erholung. Die Oesterreicher hätten Alles daran setzen müssen um die erste Armee zu schlagen. Wäre dieß, woran nicht zu zweifeln, gelungen, so war ein einziges Armeecorps, vielleicht noch weniger hinreichend, um die erschöpften Regimenter des Kronprinzen mit furchtbarem Verlust in die Gebirge zurückzuwerfen.

An Tapferkeit und an kriegerischer Hingebung stehen die österreichischen Offiziere keinen anderen nach; den preußischen gegenüber hatten sie die Kriegserfahrung voraus, aber im Allgemeinen findet man eine höhere Fachbildung bei diesen. Wenn der General Moltke auch nicht gesagt hat, daß Preußen großentheils den Subaltern-Offizieren seine Erfolge verdanke, so ist das Wort, in richtiger Auffassung genommen, doch ein sehr wahres Wort, und ich bekenne Dir aufrichtig, daß der unglückselige Krieg vom Jahre 1866 meine Achtung für die militärische Schulbildung der Regiments-Offiziere gar sehr gehoben hat.

Ohne Zweifel ist der preußische Soldat vortrefflich geschult, aber dessen sogenannte militärische Ausbildung an und für sich ist es nicht welcher ich so große Wirkungen beilege. Ich suche diese Wirkungen in der Zusammensetzung der Truppen. In den Reihen einer jeden Compagnie stehen intelligente und selbst gebildete Männer; diese lernen sehr schnell den Krieg und dessen besondere Erscheinungen verstehen; sie wissen zu verwenden was sie in den Unterrichtssälen und auf den Uebungsplätzen gelernt haben, und darum wissen sie in

allen Lagen das Rechte zu finden. So waren sie ebenbürtig den lang gedienten Soldaten und sie gewannen eine gewisse Ueberlegenheit über Truppen, welche tüchtig geworden sind nur allein durch die Gewohnheit des Dienstes. Im Allgemeinen sind die österreichischen Soldaten viel stärkere Männer, und man hat sicherlich sehr gut gethan, daß man von den Franzosen eine Fechtart angenommen welche der physischen Kraft und deren wildem Muthe den Sieg verspricht. Ihrerseits haben die Preußen wohl gewußt, daß die österreichischen Soldaten viel bessere „Raufer" sind, aber sie sind klug genug gewesen sich gegen die „Raufereien" zu wahren, in welchen sie, nach aller Wahrscheinlichkeit, unterlegen wären. Kein Oesterreicher hat eine preußische „Sturm-Colonne" gesehen. Selbstverständlich ist damit nichts gegen die Tapferkeit der Preußen gesagt; denn indem sie die Stärke ihrer Feinde vermieden, haben sie die ihrige verwendet und das ist ehrenhaft und ganz in der Ordnung auch für die tapfersten Truppen. Als Tausende und aber Tausende meinten, die Landwehr-Männer würden die Waffen wegwerfen, da — erinnere Dich — hab' ich Dir geschrieben, daß diese Landwehrmänner sich gut schlagen würden und sie haben sich vortrefflich geschlagen.

So wenig als ich von der preußischen Landwehr, sollst Du oder soll irgend Jemand verächtlich von den Bundestruppen reden. Die Hannoveraner und die Sachsen haben bewiesen, daß sie wohl aushalten können gegen die Preußen und eigentlich noch mehr. Willst Du von den süddeutschen Truppen sprechen, so sage ich nach wie vor daß ihre Soldaten ein „Menschenmaterial" sind so gut als die Preußen kaum eines besitzen. Die süddeutschen Soldaten sind tapfer und hingebend, sie haben sich sehr gut geschlagen wo man sie hat schlagen lassen, aber elende Anordnungen haben jede Anstrengung wirkungslos gemacht und jedes Vertrauen vernichtet.

Sprechen wir von den verschiedenen Waffengattungen, so muß ich allerdings Irrthümer bekennen. Noch jetzt halte ich die österreichische Infanterie für beweglicher als die

preußische, und mindestens für ebenso manövrirfähig; aber diese war überlegen durch den zweckmäßigen Gebrauch der neuen Waffe. Ist das Hinterladungsgewehr einmal allgemein eingeführt und dessen Gebrauch zur Gewohnheit geworden, so wird der Angriff mit der blanken Waffe, so wird die sogenannte Stoßtaktik schon wieder zu Ehren kommen. Daß, wie alle Welt geglaubt, die österreichische Reiterei eine entschiedene Ueberlegenheit habe, das hat sich in dem böhmischen Krieg nicht erwahrt. Oesterreichische Offiziere sprechen mit hoher Achtung von der preußischen Cavallerie; diese sei, sagen sie, ganz ausgezeichnet in dem leichten Dienst, sie sei überall und aller Orten erschienen, man habe nicht gewußt woher sie gekommen, sie habe im kurzen Galopp österreichische Quarrés angesprengt, manchmal sei sie in diese eingebrochen und die kühnen Reiter seien erschlagen worden in dem innern Raum. Auch die österreichische Reiterei hat sich, besonders bei der Deckung des Rückzuges vortrefflich benommen, sie hat oft ihre Gegner geworfen, obwohl sie meistens schwere Verluste erlitten, ehe sie nur an diese herankam. In dem kurzen Feldzug wurde kein großes Reitergefecht geschlagen und deßhalb kann man mit Recht nicht sagen, daß die eine Reiterei besser als die andere sei. Mein größter Irrthum lag in der Meinung, daß die österreichische Artillerie eben nur aushalten könne. Aber ich kann mich darüber trösten, denn selbst österreichische Artilleristen waren in dem gleichen Irrthum befangen. Die preußischen Batterien haben vergleichungsweise nur wenig gewirkt, sie haben meistens ihr Ziel überschossen; dagegen haben die österreichischen Geschütze vortrefflich und mit großer Wirkung gearbeitet wo ihre Arbeit nicht gehindert worden ist, und auch die Artillerie der Bundes-Truppen hat gegen die preußische mit Ehren bestanden.

Nun soll ich, meinst Du, meine früher ausgesprochene Meinung über das Zündnadelgewehr rechtfertigen oder widerrufen. Die allgemeine Verblüffung über die „teuflische“ Wirkung dieser Waffe hat sich kaum noch gemindert, noch glaubt

die ungeheure Mehrheit der Kannegießer, das Zündnadel-Gewehr und nur das Zündnadelgewehr habe die fabelhaften Erfolge der Preußen bewirkt, und dennoch wage ich noch jetzt die Behauptung: das Zündnadelgewehr sei nicht eine so entsetzliche Waffe, daß gegen sie kein Widerstand möglich sei. Das preußische Zündnadelgewehr schießt nicht sicherer und nicht weiter als ein anderes gutes Gewehr und der Stoß seiner Geschosse ist offenbar schwächer; es gibt nur mehr Schüsse in der gleichen Zeit und gestattet das Laden in jeglicher Stellung oder Lage des Schützen. Da nun das schnelle Schießen ein gutes Zielen fast unmöglich macht, so werden die meisten Schüsse verknallen ohne zu treffen. Wenn fünf Geschosse in's Blaue geschleudert werden während ein Schuß des Gegners mit Sicherheit trifft, so wird dessen Feuer mindestens nicht weniger wirksam seyn. Manche Erfahrungen haben die Richtigkeit dieses einfachen Schlusses erwiesen, so z. B. auch in den Gefechten der Bundesarmee. Die bayerischen Jäger wurden mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, verhältnißmäßig nur wenige wurden, meistens an den unteren Körpertheilen, verwundet; aber wenn ein Schuß aus bayerischer Büchse geknallt hat, so war auch ein Preuße gefallen, in die Brust getroffen oder in den Kopf.

Die Möglichkeit schnell und in jeder Lage des Schützen zu laden, ist ein sehr großer Vortheil in dem Tirailleur-Gefecht und bei der Vertheidigung gegen Reiter; aber auch dieser Vortheil ist nur von untergeordneter Bedeutung. War die Wirkung des Zündnadelgewehres verderblich, so lag diese Wirkung in dem massenhaften Feuer und in dessen geschickter Verwendung.

Gestatte, daß ich diesen Satz etwas weiter ausführe. Die Oesterreicher haben, es ist oben bemerkt, die Fechtart der Franzosen angenommen und diese mehrere Jahre lang ihren Truppen eingeübt. Sie stellen auf ohne sich viel um eine Deckung zu kümmern; wenn der Feind in Sicht ist, so schicken sie ihm eine Tirailleur-Kette mit den nöthigen Unterstützungen

entgegen und hinter diesen bilden sie kleine bewegliche Colonnen, meistens aus einer Division d. h. aus zwei Compagnien. Das Plänkler-Gefecht währt in der Regel nicht lange, denn bald setzen sich die Colonnen in Bewegung, die Tirailleurs ziehen in deren Intervallen, Alles, ohne sich viel mit Schießen aufzuhalten, geht rasch vor und wenn sie an den Feind gelangen, so entspinnt sich der Kampf mit der blanken Waffe, ein Kampf welcher den Neigungen und den Eigenschaften der meisten Nationalitäten im österreichischen Heere entspricht. Bei dem Beginn des Feldzuges hatte ein besonderer Armee-Befehl den Truppen vorgeschrieben nur wenig zu feuern und rasch mit dem Bajonett vorzugehen.

Das taktische Verfahren der Preußen haben mir Augenzeugen beschrieben wie folgt: Die Preußen wenn sie den Aufmarsch vollzogen, suchten möglichst gedeckte Aufstellungen welche sie in dem waldigen Hügellande von Böhmen fast überall fanden. Aus diesen Aufstellungen gingen ihre Plänkler vor. Wenn nun die österreichischen Colonnen in Bewegung waren und deren Plänkler sich zwischen diese zogen, so besetzten die Preußen den Rand des Bodenabschnittes welcher sie deckte — in Böhmen sehr häufig den Saum eines Waldes — mit einer sehr dichten Kette und diese gab ihr Feuer ab, so schnell als die Soldaten zu laden vermochten. Diese nahmen die Gewehre gar nicht an die Backen, sie schossen ab in der Lage in welcher sie geladen hatten; vom Zielen war keine Rede, sie wollten keine Zeit damit verlieren, und so überschütteten sie die vordringenden Colonnen mit einem dichten Hagel ihrer Geschosse. Wenn in diesem Hagel die Oesterreicher dennoch vordrangen und wenn es schien, daß sie ihnen auf den Leib kommen könnten, so zogen die Preußen ihre Linie zurück um weiter rückwärts ihr Feuer wieder abzugeben. Selbstverständlich gab es viele Todte oder Verwundete in den Sturm-Colonnen um welche die Bleiklümplein zu Tausenden schwirrten. Bemerkten die Preußen nun ein Schwanken oder eine Unordnung, so schwenkten sie wohl

auch einen oder beide Flügel nach vorwärts um die kleinen Massen zu umfassen. Mit jedem Augenblick wurden die Verluste häufiger, die Unordnung in den vorgerückten Colonnen größer und dringender die Gefahr einer vollkommenen Auflösung. Sie mußten zurück und es war eine disciplinirte Tapferkeit nöthig, um die Truppen noch einigermaßen geschlossen aus dem unmittelbaren Bereich des massenhaften Feuers zurückbringen zu können. Waren sie dahin gekommen, so bildeten die Oesterreicher wieder ihre Sturm-Colonnen und mit bewunderungswürdiger Zähigkeit versuchten sie mehreremale den Angriff, so daß oft ganze Bataillone und nicht selten ganze Brigaden aufgerieben oder doch außer Gefecht gesetzt waren. Häufig wurde denn auch die Arbeit der vortrefflichen Artillerie gar sehr gehindert. Wenn auf ihrer Stellung eine Batterie so eingeschossen war, daß jedes ihrer Geschosse einschlug, so mußte sie, durch die unbesonnen vorgehenden Angriffs-Colonnen maskirt, ihr Feuer einstellen und die günstige Zeit war vorüber wenn der Raum ihrer Schußlinien wieder frei geworden war.

Laß uns an diese Darstellung nur einige Betrachtungen knüpfen. Ohne Zweifel ist die Verwendung der neuen Schußwaffe sehr geschickt, aber um sie auszuführen war eine gewisse Intelligenz des Soldaten nothwendig und der preußische Soldat hatte diese Intelligenz. Er hatte die Idee des Gebrauches seiner Waffe erfaßt. Der preußische Soldat hatte begriffen, daß er verloren sei, wenn er zu frühe sich verschieße und deßhalb ist es den Offizieren möglich geworden erst laden zu lassen, wenn der Feind in Schußweite war. Die österreichische Stoßtaktik setzt eine große Tapferkeit, eine Rauflust voraus und erfordert die Angewohnheit einer strammen Disciplin. Die erste hat der österreichische Soldat und die andere war von jeher in der Armee; aber die sonst vortreffliche Taktik wurde von den Führern verwendet ohne Rücksicht auf die Eigenschaften des Gegners, seiner Waffen und seines Verfahrens. Unbesonnen übereilten die Führer den

Angriff welcher fast immer gelungen wäre, wenn sie Geduld gehabt hätten, um die rechte Zeit zu erwarten.

Hier in der Stadt Genf sieht man gar viele ältliche Herren — Franzosen welche geschäftig umherlaufen oder ihre Cigarre schmauchend nachlässig an den Quais flaniren und manchmal die Auslagen der Juwelenhändler anschauen — alle mit dem unvermeidlichen rothen Band in dem Knopfloch. Unter den letzteren bemerkt man nicht wenige welchen der alte Soldat auf den dunklen Gesichtern geschrieben steht und aus allen Nähten der Röcke herauslugt. Zwischen alten Soldaten, ob sie weiße oder blaue oder rothe Uniformen getragen, besteht eine Art von Freimaurerei; sie erkennen sich gegenseitig und bis auf gewisse Punkte sind sie Kameraden. Mit solchen hab' ich denn auch flanirt, Kaffee mit Cognac getrunken, geraucht und geplaudert. Unwillkürlich trat im Gespräch ihre innere Abneigung gegen die Preußen und ihr zorniges Erstaunen über deren Erfolge hervor, aber ihre Aeußerungen waren gemäßigt und ihre Urtheile begründet, denn sie waren sachkundige, verständige und ruhige Männer welche in langem Waffendienst Vieles gesehen und Vieles erfahren hatten. Diese alten Offiziere sagten: durch die Wirkung des Zündnadelgewehres hätten wohl auch die Franzosen einige Schlappen erhalten, aber die Franzosen, meinten sie, hätten schnell die Sache begriffen und sie hätten ihre Fechtart nach dem Gebot der Umstände geändert. Auch ihre Artillerie, sagten sie, sei der preußischen überlegen, sie hätten diese recht arbeiten lassen und zwar hätte dieselbe die entgegenstehenden Geschütze so wenig als möglich beachten und immer nur auf die Truppen schießen müssen. Ihre Truppen hätten sie in gedeckten Stellungen gehalten, und erst wenn die Preußen recht mürbe geworden, hätten sie ihre Colonnen herausgezogen und wären mit „französischer" Raschheit ihnen auf den Leib gegangen. Unstreitig liegt darin viel Wahres und auch ich glaube: in sehr vielen Fällen wäre der Erfolg solchen Verfahrens ziemlich sicher gewesen. Allerdings haben

die Preußen gar oft in den Wäldern gestanden, aber wenn der Artillerist sie nicht sehen konnte, so mußte er doch wissen wo sie stunden. Wer aber jemals erfahren, wie Granaten und Paßkugeln wirthschaften wenn sie in einen Wald einschlagen, der weiß daß die beste Truppe darin nicht aushalten kann, daß sie auseinander fahren oder hervorkommen muß, und in beiden Fällen hätte man gehabt was man wollte.

Ohne Zweifel haben die österreichischen Offiziere mancherlei Mittel erdacht, um die verderbliche Wirkung des preußischen Massenfeuers zu vermindern; aber im Angesicht des Feindes ein lang eingeübtes Verfahren plötzlich verändern, das ist sehr schwer, wo nicht unmöglich bei Soldaten welchen — Dressur die Intelligenz ersetzen muß. Hätte der Feldzug länger gewährt, so würde das Uebergewicht der preußischen Bewaffnung sich ausgeglichen haben. Waren doch selbst bei der Bundesarmee schon deutliche Anfänge solcher Ausgleichung zu sehen.

So, mein Freund, behalt ich vollkommen recht, wenn man den Dienst des Zündnadelgewehres nur im Tirailleur-Gefecht betrachtet. Aber ich habe dessen Gebrauch zum Massenfeuer nicht vorgesehen, und das ist der große Irrthum in welchen jedoch nicht die österreichischen nur, sondern auch die französischen Generale verfallen waren.

Ich habe früher die Preußen gesehen in Schimpf und in Ernst und weil ich sie gesehen, so mußt' ich glauben, daß ihre Kriegführung langsam, vorsichtig, fast ängstlich seyn werde. Es ist anders gekommen; die Preußen haben den Krieg mit rascher Entschlossenheit und mit seltener Keckheit geführt. In ihrer Art methodisch sind sie freilich gewesen, denn fast in jedem Gefecht haben sie dasselbe Manöver ausgeführt, und jedesmal hat es geglückt. Warum haben die Oesterreicher sich nicht gegen taktische Umgehungen gesichert? Haben sie niemals ihr Schlachtfeld gekannt, oder waren sie immer zu schwach um Reserven an bedrohte Stellen zu bringen?

„Der Verlust einer Schlacht wäre für Preußen von ent-

setzlichen Folgen": so habe ich im Mai d. Js. geschrieben und diese meine Meinung ist auch nicht im Oktober geändert. Ich habe aber auch geschrieben: „eine verlorene Schlacht sei für Oesterreich eben nur eine verlorene Schlacht", und die Ereignisse haben das Gegentheil erwiesen. Die Schlacht von Königgrätz ist eine Katastrophe, ist die Entscheidung des Krieges geworden.

Eine österreichische Armee geschlagen, kann ich mir wohl denken, aber nicht denken kann ich mir eine österreichische Armee aufgelöst, zersprengt, in wilder Flucht — vollkommen kampfunfähig. So war sie nicht nach den Tagen von Magenta und Solferino, und achtungswerthe Augenzeugen behaupten, so sei sie auch nicht gewesen an den Tagen nach Königgrätz. Diese Gewährsmänner bestreiten die Demoralisation der österreichischen Armee; sie sagen: wenn einzelne allerdings in panischem Schrecken aufgelöst das Schlachtfeld in regelloser Flucht verlassen, so haben viele, vielleicht die meisten Abtheilungen in guter Haltung sich zurückgezogen; und die zersprengten die nicht gefangen wurden, haben schnell sich wieder bei ihren Regimentern eingefunden. Sie sagen: drei Tage nach der Schlacht sei die Armee allerdings schwächer, aber durchaus wieder kampffähig gewesen, und wenn der Erzherzog Albrecht geäußert, mit dieser Armee könne man nicht mehr schlagen, so habe ein falscher Schein ihn getäuscht. Offiziere und Soldaten seien wohl betrübt, aber nicht entmuthiget gewesen und sie hätten nichts sehnlicher gewünscht, als eine Gelegenheit um die Scharte wieder auswetzen zu können. Obwohl das wenig ehrenhafte Benehmen des Kaisers der Franzosen das Herbeiziehen der Südarmee vereitelt habe, so seien doch alle Offiziere der Meinung gewesen, man müsse auf dem Marchfeld die zweite große Schlacht annehmen. Hätten die Oesterreicher, meinten sie, auch hier unglücklich gefochten, so wäre die Fortsetzung des Krieges in Ungarn den Preußen bei welchen damals schon die Cholera aufräumte, sehr verderblich geworden. Im J. 1859 waren die

österreichischen Offiziere entrüstet über den Frieden von Villafranka, im J. 1866 sind sie grimmig über den Präliminarvertrag von Nikolsburg, und es bedarf wohl viel um das frühere Vertrauen wieder herzustellen.

Doch für heute genug. Wann ich mein Geschreibsel fortsetzen werde, das weiß ich nicht, denn ich gedenke noch einen Ausflug zu machen, ehe die Vorhut des Winters angerückt ist.

Dein N. N.

IV. Der Krieg auf österreichischer Seite.

Genf 19. Oktober 1866.

Seit zwei Tagen bin ich wieder zurück. Ich habe nach Chamouny gewollt, bin aber von Martigny der Rhone nach wieder an den See und an dem savoyischen Ufer nach Genf zurückgefahren. Manchmal ist ein Sonnenblick mir freundlich gewesen, meistens aber hat der Nebel die Abhänge der Berge bedeckt. Jetzt will ich pflichtschuldig meine Betrachtungen fortsetzen.

Nach dem J. 1859 hab' ich nicht gerade eine vollkommene Umgestaltung des österreichischen Wesens, aber doch eine erhebliche Besserung der schlechten Wirthschaft erwartet und ich habe die Hoffnung festgehalten, daß die deutschen Staaten eine nationale Einigung bewirken und daß die Habsburger, ihre geschichtliche Mission erfüllend, die Führer und die Vorkämpfer des geeinigten Vaterlandes seyn würden. Die von diesen Staaten bewiesene Schwäche nach dem Frankfurter Fürstentag hat die Hoffnung zerstört; aber nimmer hätte ich geglaubt, daß Preußen, mit den Feinden des deutschen Namens verbündet, dieses Oesterreich aus Deutschland hinausdrängen werde.

Wie ich in ihren Hoffnungen getäuscht, wollen viele Anhänger der Habsburger die unbegreiflichen Fehler des österreichischen Wesens nicht sehen. Sie werfen die Verschuldung der Niederlage lediglich auf Personen, und nicht zufrieden mit der Unfähigkeit und dem Leichtsinn derselben, suchen sie

Verräthereien. Nun, es war so zu allen Zeiten; die gedemüthigte Selbstüberhebung ist die Mutter des Mißtrauens und darum sind in den ersten Revolutionskriegen die Häupter unglücklicher Generale unter dem Messer der Guillotine gefallen. Nach der Schlacht von Jena war die preußische Armee zersprengt, die festen Plätze waren verloren, die Hauptstadt von den Feinden besetzt; und doch haben die Preußen noch bei Eylau und bei Friedland gefochten — die Oesterreicher aber nach Königgrätz machten Frieden vor Wien.

Ich glaube, daß man sehr ungerecht ist gegen den Befehlshaber der Nordarmee. Der Feldzeugmeister Benedek besaß ein verdientes Vertrauen in der österreichischen Armee; aber eine gewisse Partei hat den Mann, wohl gegen seinen Willen, zu ihrem Schooßkind erkoren und in fast lächerlicher Uebertreibung ihn zu einem Prinzen Eugen gemacht. Jetzt ist es dieselbe Partei, die ihn verdammt. Ich habe den General Benedek niemals für ein Genie gehalten, ich habe ihm nicht die Gabe großer Combinationen zugetraut und nicht den Geist, welcher weit genug wäre um gegebene Verhältnisse und Lagen in sich aufzunehmen und diesen gemäß seine Ideen zu gestalten. Aber ich habe ihn für einen jener Führer gehalten welche den Feind aufsuchen, welche diesem keck und rasch zu Leibe gehen, welche schlagen und wieder schlagen und durch eine Schlappe nicht Kopf und Entschluß verlieren. Unter den Voraussetzungen die ich früher ausgesprochen, hätten diese Eigenschaften auch vollkommen genügt. Sah ich in Benedek einen Feldherrn nach Blüchers Art, so würden, dacht' ich, auch die Gneisenau, die Scharnhorst und die Grolmann nicht fehlen. Allerdings war ihm die Wahl seiner Gehülfen gestattet; war aber diese Wahl auch wirklich eine freie, wie sie es gewesen, hätte nicht die Regierung die fähigen Köpfe besser kennen sollen als der einzelne General? Ein Heer welches, wie das österreichische, aus so vielen, grundverschiedenen Völkerschaften hervorgeht, hat mehr als ein anderes der Bande nöthig welche das Vertrauen zu

dem Feldherrn zwischen den verschiedenen Bestandtheilen knüpft, aber dieses Vertrauen ist eben nicht Alles.

Man erzählt: der Feldzeugmeister Benedek habe die Ernennung zum Commandirenden der Nordarmee ablehnen wollen; er habe erklärt, daß er der großen Aufgabe nicht gewachsen sei; der Kaiser jedoch habe befohlen, mit der Bemerkung es handle sich vorerst nur um eine Demonstration, wahrscheinlich werde man nicht schlagen. Sollte deßhalb dem General nicht gestattet worden seyn, sich unumwunden auszusprechen vor einem Kriegsgericht? Ich halte die Erzählung für eine Sage*); aber die Sage bezeichnet die allgemeine Meinung von der Auffassung der Lage in den höchsten Kreisen der kaiserlichen Regierung. Gewiß ist es daß ein guter Theil der österreichischen Offiziere an den Ernst nicht glaubte und deßhalb nicht in der besten Stimmung nach Böhmen marschirte. Warum aber hat man den unglücklichen General nicht auf dem Boden gelassen welchen er gekannt, auf welchem er früher ruhmvoll gefochten — in Italien?

Hat Benedek seine nächsten Gehülfen, hat er auch den ganzen Generalstab frei gewählt, so hat er doch wohl nicht die Commandanten der Armeecorps ausgesucht, und die theilweis sehr unglückliche Wahl dieser Generale ist eben aus den Umständen hervorgegangen, in welchen überhaupt die tieferen Ursachen des Unglückes liegen.

Aus der politischen Unterschätzung des Feindes entsprang der Glaube, daß es zum Krieg gar nicht kommen werde, aus der militärischen Unterschätzung entsprang die leichtsinnige Vorbereitung des Krieges, und die Finanznoth bewirkte die unzweifelhaften Mängel der Rüstung. Oesterreich war von vorneherein in den Vertheidigungskrieg geworfen, und schon dadurch war die eigenthümliche Kraft gelähmt, waren die Bedingungen aufgehoben welche der österreichischen Armee den Sieg verschaffen konnten. In dem Vertheidigungs-

*) Sie dürfte mehr seyn als eine Sage. Anm. d. Red.

Krieg muß man Zeit gewinnen vor Allem; man muß so wenig als möglich Boden verlieren, man muß manövriren, man muß kräftige Stöße gegen einzelne Abtheilungen des Feindes führen. Wer den Angreifer immer nur in Stellungen erwartet, der ist zum voraus geschlagen. Die Stellung von Königgrätz war nach einem richtigen Grundsatz gewählt, denn dort vereinigten sich alle Operations- und Manövrirlinien der Preußen, dort war der Vereinigungspunkt ihrer Heere, dort wollten sie ihre Uebermacht geltend machen. Aber man hätte das Schicksal des Krieges nicht allein einer Hauptschlacht in dieser Stellung anheimstellen sollen. Die Preußen waren schnell, die Oesterreicher verloren Boden und gewannen keine Zeit. Ihre Generale hätten den Vertheidigungskrieg aus den Erinnerungen des Feldzuges von Radetzky im J. 1848 gelernt haben sollen, aber sie hatten es nicht gelernt.

Mit einer Kunst welcher Machiavelli seine Anerkennung nicht versagen würde, haben die Preußen den Krieg vorbereitet, als sie gemeinschaftlich mit den Oesterreichern auf der transalbingischen Halbinsel fochten, und als die guten Deutschen entzückt waren über das „herzliche Einverständniß ihrer beiden Vormächte.“ In dem Streit mit den Kammern war die „preußische Machtstellung“ das immer wiederholte Schlagwort; das Wort aber bedeutete Eroberung und für die „moralischen Eroberungen“ lagen die Zündnadelgewehre bereit. Preußen hat den Krieg nicht nur mit Oesterreich, es hat ihn auch mit den Bundesfürsten gewollt, denn die Länder dieser Fürsten waren der preußischen Machtstellung nothwendig. Hätte Oesterreich die Einverleibung der Herzogthümer sogleich und vollständig zugestanden, die preußische Politik hätte einen andern Vorwand gefunden, und der Krieg wäre dennoch gekommen.

Gerade seit der Zeit, in welcher die Preußen die Ausführung ihrer festgestellten Plane begonnen, haben die Oesterreicher in ihren inneren Angelegenheiten sich in fruchtlosen Versuchen erschöpft und sind nach außen in ihre alte Sorg-

losigkeit verfallen. Während Preußen sich immer mehr concentrirte, hat Oesterreich die innere Spaltung immer weiter gerissen; während dieses die Ausgleichung von Einnahme und Ausgabe nicht zu Stande brachte und neue Anleihen unter immer ungünstigeren Bedingungen abschloß, hat Preußen seinen Staatsschatz gefüllt. Preußen hat seine Papiere in der Höhe erhalten, während der Credit Oesterreichs auf furchtbare Weise sank, um sich nicht wieder zu heben. Die Streitigkeiten mit der Kammer hinderten nicht, daß Preußen stark wurde gegen das Ausland durch die Sammlung seiner inneren Kräfte; in Oesterreich mengte sich ein unverstandener Liberalismus in das verrottete Wesen seines Beamtenthumes; die ganze Verwaltung wurde nicht besser und immer unmächtiger wurde das Reich der Habsburger mit allen Elementen der Macht.

Preußen hatte die Auflösung des Bundes schon lange beschlossen, Oesterreich wollte den Bund halten und doch hat es gemeinschaftlich mit jenem ihn thatsächlich verläugnet. Mit immer gleicher Starrheit hat Preußen jeglicher Verbesserung der nationalen Anstalt entgegengearbeitet; Oesterreich hat die sogenannte Reform ehrlich und ernstlich gewollt, aber ihm hat der Entschluß gefehlt diese Reform zu erzwingen, als nach dem Schluß des Fürstentages die Umstände sehr günstig lagen. Die preußische Regierung hat offen erklärt, daß nur mit „Blut und Eisen“ die Umgestaltung von Deutschland bewirkt werden könne und müsse; diese Umgestaltung aber bedeutete die Losreißung Oesterreichs von Deutschland. Die österreichische Regierung war in ihre alte Lahmheit zurückgefallen, sie förderte die preußischen Interessen und schloß endlich die unglückselige Uebereinkunft von Gastein.

Preußen hat seine internationalen Verbindlichkeiten nach Möglichkeit ausgedehnt, Oesterreich hat mit keiner Macht eine wirkliche Annäherung zu Stande gebracht. Die preußische Allianz mit Italien ist nicht von einem Tag auf den andern entstanden, die „freie Hand“ von 1859 enthielt schon den Keim derselben, und die Anerkennung des neuen Königreiches

war mehr als eine Mißachtung des Grundsatzes der Legitimität — sie war der Anfang des Verrathes in Deutschland. Oesterreich ist in seiner Vereinzelung geblieben und in Wien hat man sich darum wenig bekümmert. Seine Diplomatie wußte nichts von der Unterhandlung mit dem König von Italien, sie wußte nichts von den preußischen Bemühungen bei dem Imperator in Frankreich; sie wußte wohl, aber sie beachtete nicht die Kriegsrüstungen in Preußen. Die Fürstin Metternich konnte auf den Pariser Bällen wohl als junger Teufel maskirt erscheinen, sie konnte in den Tuilerien und in Fontainebleau die pikante und deßhalb gesuchte Prinzessin seyn; aber die österreichische Diplomatie wußte deßhalb doch nicht was in dem Kabinet des Herrschers vorging, und sie konnte keine vortheilhafte Stellung erringen.

Auf der einen Seite war ein bestimmtes Ziel, ein vollkommen festgestellter Plan, und in der Verfolgung desselben ein beharrlicher Wille welchem jedes Mittel gerecht war, welcher mit großer Geschicklichkeit die gegebenen Bedingungen verwendet und vor keinem Aeußersten zurückschreckt. Auf der anderen Seite dagegen war kein bestimmtes Ziel und darum auch kein selbstständiger Plan, es war aber auch dort eine wirkliche Unkenntniß der Absichten des Gegners, und diesem Gegner gegenüber ein beständiges Schwanken welches sich in Kleinigkeiten erschöpft und große Dinge gehen läßt, wie sie eben gehen mögen. Auf dieser anderen Seite war eine Sorglosigkeit welche die Mittel des Widerstandes nicht suchte, oder wo sie sich selber boten, dieselben verwendete ohne Geschick. Hätte man das Alles vor acht Monaten also gekannt, so hätte man schon damals gewußt, wohin der endliche Sieg fallen müsse. Verstehe mich wohl; wenn ich von dem Sieg spreche, so meine ich die endliche Erreichung des vorgesteckten Zieles; ich meine nicht ein glänzendes Gefecht oder eine gewonnene Schlacht — und wäre es die Schlacht von Königgrätz.

Jahrhunderte lang hat Oesterreich für den Rechtsstand von Europa gekämpft, und wie ich mit Verehrung diese ge-

schichtliche Thatsache anerkenne, so hege ich eine verdiente Hochachtung für das österreichische Heer. Die Schlacht von Königgrätz hat sie nicht vermindert, aber diese meine Hochachtung und selbst eine gewisse Liebe für die Soldaten in den weißen Röcken darf mich nicht hindern, auch die Eigenthümlichkeiten anzuerkennen in welchen das Preußenheer seine eigentliche Kraft findet. Wenn ich nun aber diese Eigenthümlichkeiten berühre, so wirst Du, mein Freund, nicht erwarten daß ich mich mit den Einzelnheiten der Wehrverfassung beschäftige.

Bis in die neueste Zeit war die österreichische Armee der eigentliche Repräsentant eines einigen Habsburger Reiches. „Oesterreich ist in der Armee": so hat im J. 1848 Radetzky gesagt. Das Band welches die grundverschiedenen Bestandtheile in einem Körper zusammenhielt, war der Kaiser. Der Name des Kaisers war die politische Idee in dem österreichischen Heer. Der Czeche und der Magyar, der Wallach und der Slowak, der Ruthene und der Croat u. s. w. hatte kein Gefühl für die Einheit des Reiches, er dachte von ferne nicht an dessen hohen Beruf und an dessen Ruhm; er marschirte, er litt, er schlug sich, er blutete, er starb für König und Kaiser. Aber die Zerwürfnisse zwischen den Bestandtheilen des Reiches trugen allmählig ihre Wirkung in die Armee ohne daß die Soldaten sich dessen bewußt waren; die unverständigen Deklamationen der Judenblätter hatten die Kaiser-Idee nicht zerstört, aber sie hatten den Zauber derselben gebrochen. Die meisten Völkerstämme lieferten Männer von ungebrochener Kraft die man bis zur äußersten Leistung anspannen konnte; der Soldat schlug sich vortrefflich, aber mit Ausnahme des deutschen, wußte er nicht für was, wenn er nicht für seinen Kaiser sich schlug. Allerdings hatte auch der österreichische Soldat einen lebendigen Sinn für die Ehre seiner Waffen, aber auch dieser Sinn war ein beschränkter und in keiner als höchstens nur in der Brust des Deutschen umfaßte er die Armee als ein Ganzes. Die Waffenehre war ihm nur die Ehre seines

Regimentes, aber sein Regiment war ihm nicht ein Theil des großen Körpers welchem anzugehören das stolze Hochgefühl des französischen Soldaten erweckt. Sicherlich ist das preußische Sonderwesen sehr widerwärtig und man kann ohne einen gewissen Zorn nicht sehen, wie die deutschredenden Slaven eine eigene Nationalität behaupten, mitten unter den Deutschen von welchen sie ihre Cultur und selbst ihre Sprache erhielten, und durch deren Kraft und Mittel sie jetzt noch ihr Sonderwesen ausbreiten und stärken. Franken und Sachsen und andere urdeutsche Stämme haben die Preußen an ihr Wesen gebunden und sie haben eine gewisse Gleichartigkeit zu Stande gebracht. Es gibt wirklich einen preußischen Nationalsinn und dieser ist in der Armee. Jeder Soldat betrachtet diese als seinen Körper welchem er angehört, und wie alle Einzelnen so fühlen alle Waffen und alle Abtheilungen, daß sie sammt und sonders zusammengehören, wenn auch scheinbar der Corpsgeist sie trennt.

Das preußische Heer ist das Volk, denn die besten Kräfte desselben tragen sämmtlich die Waffen. Der Soldat welcher heute das Gewehr trägt, sitzt morgen in einem Gerichte, trägt vor in einem Hörsaal, oder leitet ein großes Geschäft. Der Reiche und der Arme, der Gelehrte und der Arbeiter, der Mann der Gesellschaft und der schlichte Bauer stehen nebeneinander in den Reihen des Regimentes, und in diesen ist der eine wie der andere Soldat. So ist ein großes geistiges Element in dem preußischen Heer, und dieses Element macht mit Bewußtseyn den Staatszweck zu dem Zweck der Armee. Was den preußischen Staat Gutes trifft oder Uebles, das trifft den Einzelnen im Heer und darum weiß er, für was er streitet und stirbt. Der preußische Soldat empfindet nicht nur die Ehre seines Regimentes oder seiner Brigade, er fühlt die Ehre und den Ruhm der Armee und beide sind gleichbedeutend mit der Ehre und dem Ruhm des Staates oder „der preußischen Nation“. Ich glaube, daß dieses Gefühl in der preußischen Armee noch stärker als in der französischen ist,

weil in jener das klare Bewußtseyn bei einer verhältnißmäßig viel größeren Anzahl von Einzelnen besteht. Was diese denken und fühlen, das ist der Geist des Heeres; in Oesterreich ist das Offiziers-Corps die Armee.

Der Pulverdampf berauscht einen jeden Mann. Aufregung, das Bewußtseyn der Körperkraft, natürliche Rauflust, wahrer oder gemachter Haß gegen den gegenüberstehenden Feind können einen Angriff gewaltig und furchtbar machen; sie können wirken wie der höhere Gedanke, solang der Soldat selbstthätig im Kampf ist. Wenn er aber in verheerendem Feuer steht, wenn er nicht einmal den Feind sieht dessen Geschosse seine Reihen lichten, wenn er bluten und sterben soll nur um eine gewisse Zeit auszuhalten, wenn er die ärgsten Entbehrungen leiden muß ohne den Zweck derselben zu errathen — dann, mein Freund, dann reichen die gerühmten Soldaten-Eigenschaften nicht mehr aus, und die beste Disciplin kann nicht mehr zusammenhalten was getrennt wird durch die natürlichen Triebe des Menschen. Aber der höhere Gedanke kann diese Triebe beherrschen.

Bei den Preußen war die Gleichartigkeit der Bestandtheile des Staates und folglich der Bestandtheile des Heeres und daher der Gemeingeist in diesem. In Preußen war das bestimmte Ziel, der lang gehegte Plan, die Rücksichtslosigkeit in der Wahl und die Geschicklichkeit in der Verwendung der Mittel. In Preußen waren die geordneten Verhältnisse im Innern, die Einigkeit der kräftigen Verwaltung und der vortreffliche Stand der Finanzen. In Preußen war die höhere Intelligenz und die Kraft einer Idee. Kann man noch fragen wo die größere Macht sich befand?

Wie lang ich noch hier bleibe? ich weiß es nicht. Eigentlich wird es von dem Wetter abhängen. Auf jeden Fall kann ein Brief mich hier noch erreichen. Unwandelbar

Dein N. N.

XIV.

Der Werth der Lebensversicherung.

Beitrag zur socialen Frage.

Unter den öffentlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen haben von jeher diejenigen eine große Wichtigkeit und eingreifende Bedeutung besessen, welche die materielle Sicherstellung der Personen und Familien zum Zwecke haben. Namentlich sind alle Einrichtungen des Mittelalters darauf angelegt, den einzelnen Gliedern der Gesellschaft zeitlebens den Unterhalt zu sichern. Für den Unterhalt der arbeitsunfähig gewordenen Hörigen mußten die Grundbesitzer aufkommen, für die Beamten und Angestellten sorgten Gemeinde und Staat, für den arbeitsunfähig gewordenen Handwerker oder dessen hinterlassene Familie sorgten die entsprechenden Zünfte und Gilden. Die übrigen Unglücklichen und Verlassenen fielen der Kirche anheim und auf diese Weise konnte es gelingen, den Pauperismus und sogar die sogenannte sociale Frage von der mittelalterlichen Gesellschaft fernzuhalten und besondere Organisationen einer öffentlichen Armenpflege und Unterstützung zu vermeiden.

Bei der fortgeschrittenen Gesellschaft unserer Zeit ist das Alles anders geworden. Die Hörigkeit ist verschwunden, und dürfte freilich auch wohl von Niemanden zurückgewünscht

werden. Dank den eigenthümlichen Verhältnissen der Landwirthschaft und einer gewissen, trotz Aufhebung der Hörigkeit fortbestehenden, Solidarität und Gegenseitigkeit hat die Abschaffung der Versorgungspflicht der Gutsherren kein ländliches Proletariat hervorgerufen. Der auf dem Lande überflüssige Arbeiter wandert nach der Stadt wo er leichtere Arbeit findet, dabei aber fortfährt von den Erzeugnissen des Landbaues zu zehren, und somit den letztern mittelbar bereichert und erhalten hilft. Nur in Irland wo eine fremde verfolgungssüchtige Regierung die einheimischen Grundbesitzer, sowohl geistliche als weltliche, gänzlich beraubte und ihr Eigenthum an Fremdlinge gab die nur daran denken das Volk auszubeuten, und in Oberschlesien wo durch ähnliche Maßregeln, namentlich durch die Beraubung der Kirche, der Großgrundbesitz größtentheils in die Hände von Fremdlingen überging, hat sich ein eigentliches ländliches Proletariat gebildet, welches schon die schreiendsten Mißstände im Gefolge gehabt hat. Sonst überall ist der kleine ländliche Mann ziemlich gesichert. Entweder er besitzt ein kleines Eigenthum das ihm Obdach und einige Früchte gewährt, während er das Uebrige durch Lohnarbeit bei den größern Besitzern verdient. Oder er sitzt völlig auf dem Eigenthum der Letztern, erhält Wohnung, Naturalien und Geld für seine Arbeit. Die Gebrechen des Alters und der Anstrengung sind meistens auf dem Lande nicht so häufig, auch sind schwächere Kräfte immer noch ziemlich vortheilhaft bei der Landwirthschaft zu verwenden und deßhalb findet auch der alte Taglöhner fast immer noch sein Brod. Dabei kommt noch in Betracht, daß der ländliche Arbeiter stets sparsam ist und daß das Familienleben noch unversehrter dasteht. Der Sohn lernt vom Vater dessen Beschäftigungen, hilft ihm darin und nimmt später seine Stelle ein. Dadurch bleibt die Familie beisammen und kann deßhalb um so eher ein mehr oder weniger arbeitsunfähig gewordenes Mitglied miternähren.

Nirgends ist aber die Solidarität zwischen den verschie-

denen Gliedern desselben Standes so völlig zerstört worden als dieß durch Aufhebung der Zünfte zwischen den Handwerksgenossen geschehen ist. Der Wohlhabende, Reichgewordene braucht sich nicht im mindesten mehr um das Schicksal des vom Glücke weniger begünstigten Genossen zu kümmern und thut es auch nur in den seltensten Fällen. Selbst der durch den Schweiß seiner Arbeiter zum Millionär gewordene Fabrikant hat keine oder kaum nennenswerthe Verpflichtungen gegen die Arbeiter welche in seinen Diensten ihre Kräfte geopfert und arbeitsunfähig geworden sind. Doch muß hinzugesetzt werden, daß auch da wo Zünfte und Aehnliches noch bestehen, jene Solidarität entweder sehr gelockert ist oder kaum mehr besteht. Deßhalb ist auch eine Rechtfertigung des Fortbestehens der Zünfte oder vielmehr der verunstalteten Reste derselben gar nicht einmal mehr zu versuchen. Der Geist, das Princip durch welches die Zünfte entstanden, sind von ihnen gewichen und deßhalb mag auch die übriggebliebene, leere und hindernde Form fortfallen. Schon die Ausdrücke (wie Realgerechtigkeit u. s. w.) welche heutzutage beim gewerblichen Zunftwesen gebräuchlich sind, beweisen hinlänglich, daß man es dabei nicht mit einer den ganzen Stand umfassenden und schützenden Einrichtung sondern nur mit der Bevorzugung Einzelner zum Nachtheile aller Uebrigen zu thun hat.

Deßhalb sind die socialen Schäden fast ganz dieselben in den Ländern mit Zünften wie in den Ländern mit völliger Gewerbfreiheit. Wie die socialen Schäden zu heilen, wie die sociale Frage zu lösen sei, das haben diejenigen noch nicht gefunden welche diese Zustände geschaffen und jetzt noch alle Anstalten und Einrichtungen vorzugsweise fördern und schützen die zur Vermehrung des Pauperismus beitragen. Das Princip der Selbst- und Habsucht welches von den neuen Volkswirthschaftlern als das oberste Gesetz der Gesellschaft und des gewerblichen Verkehrs hingestellt worden, ist ein durchaus zerstörendes, indem es überall und unerbittlich

den Schwachen dem Stärkern opfert und den Menschen der todten Masse, dem Kapital unterordnet. Der Besitzende, Reiche hat als Stärkerer auf dem Gebiete der Concurrenz keine andere Schranke als die der eigensten Selbstsucht und des zügellosesten Eigennutzes. So lange deßhalb dieses Princip allein maßgebend ist in allen unsern gesetzlichen und sittlichen Verhältnissen, so lange ist auch an keine Lösung der socialen Frage zu denken.

Selbst diejenigen Einrichtungen, welche die moderne Volkswirthschaft zur Abhilfe der wirthschaftlichen Mißstände der Gesellschaft, namentlich der Arbeiter, ersonnen hat, beruhen doch wieder auf dem Princip des Eigennutzes, der Unterdrückung des Schwächern durch den Stärkern, und tragen darum schließlich nur dazu bei das Uebel zu verschlimmern. Die Humanitätsmaske die auch hier natürlich vorgelegt wird, ist ein um so widerwärtigerer Betrug, als gerade die unbemitteltsten Klassen dabei zu leiden haben.

Angeblich um den arbeitenden und bedürftigen Klassen zu helfen, hat bekanntlich die widerchristliche und deßhalb auch widersinnige und antisociale Volkswirthschaft die Lebensversicherung erfunden von deren Lob die Volkswirthschaftler überfließen, während selbst im Uebrigen ganz aufrichtige und der Gesellschaft wohlmeinende Leute dieselbe billigen. Die Lebensversicherungsgesellschaften sollen die alten Genossenschaften ersetzen indem sie anstatt der auf sittlichen und religiösen Principien beruhenden, durch gesellschaftliche Zustände zusammengeführten gleichartigen Genossenschaften ganz einfach das materielle juristische Vertragsverhältniß, die Abschätzung nach Geldleistungen als Grundlage ihrer Vergesellschaftung hinstellen. Bei den mittelalterlichen Verbänden war es die Person mit ihren sittlichen Eigenschaften und gesellschaftlichen Besonderheiten welche das Glied der Genossenschaft abgab. Bei der durch die moderne Volkswirthschaft begründeten Genossenschaft ist es einzig und allein der Geldbeitrag und die physische

Eigenheit, die Gesundheit welche über Werth und Unwerth, Aufnahme oder Zurückweisung aus der Genossenschaft entscheiden. Das mittelalterliche Genossenschafts- oder Zunftmitglied war eine sittliche Einheit, ein autonomer selbstständiger Werth, das moderne Genossenschaftsmitglied ist nur ein durch eine Ziffer ausgedrückter Geldwerth, eine todte Masse.

Doch es handelt sich hier darum, auf die fragliche Einrichtung etwas näher einzugehen und namentlich die schädlichen Wirkungen des Lebensversicherungswesens festzustellen. Es handelt sich darum mit unwiderlegbaren Ziffern darzuthun daß, anstatt dem kleinen Mann, dem Arbeiter und Angestellten zu helfen, die Lebensversicherungsgesellschaften gerade das Gegentheil bewirken, indem sie der Masse der Versicherten, durchweg unbemittelte Leute, sehr bedeutende Summen entziehen und den Kapitalisten zuführen; daß sie also die Ungleichheit des Besitzes noch vermehren und verschärfen. Sie sind ganz das würdige Seitenstück der Feuer- und Hagelversicherungsgesellschaften. Letztere entziehen dem Grundbesitz das Geld um es den Kapitalisten zuzuführen, wie in diesen Blättern früher (Band 58 Heft 10) dargethan worden; die Lebensversicherungen entziehen dem kleinen Mann sein bischen erspartes Geld um es ebenfalls den Kapitalisten zuzuführen. Der Mechanismus und die Wirkungen sind also ganz dieselben, und deßhalb sind beide gar wichtige Glieder in dem System, dessen einziger Hauptzweck die Ausbreitung und Befestigung der Herrschaft des Kapitals ist. Hier einige Beispiele um zu zeigen, wie die Lebensversicherung ihren Zweck erfüllt.

Im Jahre 1865 hatte die „Gothaer Lebensversicherungs-Bank" eine Einnahme von 2,332,144 Thalern wovon 1,760,543 durch die von den Versicherten gezahlten Prämien und 563,197 durch Zinsen von angelegten Kapitalien. Die Ausgaben betrugen 1,613,994 Thlr. wovon 958,900 für 590 Sterbfälle gezahlt wurden, während 655,094 zu Verwaltungs- u. s. w. Unkosten und zur Zahlung einer Divi-

dende an die Aktionäre verwendet worden sind. Die überschüssigen 718,950 Thlr. dienten dazu das Kapital der Bank zu vermehren. Dieses Kapital betrug Ende 1865 zusammen 13,346,931 Thlr. wovon 10,544,499 Prämienreserve, d. h. aus der Prämieneinnahme angesammelt. Von den 1,760,543 Thlrn. Prämieneinnahme des Jahres 1865 haben also nur 958,900 Thlr., d. h. die Hälfte dem eigentlichen oder vielmehr vorgeschobenen Zweck der Anstalt gedient, da bloß diese Summe zu Entschädigungen für Todesfälle verwandt worden ist. Der andere Theil der Prämieneinnahme, nämlich 801,443 Thlr. ist der Gesellschaft verblieben, d. h. über 800,000 Thaler sind in einem einzigen Jahre und von einer einzigen Lebensversicherungsgesellschaft den armen Leuten aus den Taschen gelockt und den reichen Geldmännern, der freimaurerischen Bourgeoisie zugeführt worden. Anstatt also den kleinen Leuten wirklich zu helfen und unter die Arme zu greifen, wie vorgegeben wird, werden dieselben eines bedeutenden Theiles ihrer mühsam gesammelten Spargroschen beraubt, der in wenigen Händen vereinigt, die Macht des uns beherrschenden Geldsackes gar bedeutend verstärkt.

Doch ich muß noch weiter gehen um auch nachzuweisen, daß nur bei einem Theil der an den Versicherungsgesellschaften betheiligten Personen der Zweck der Anstalt erreicht wird. In demselben Jahre traten der genannten Versicherungsbank 2,717 Personen mit 5,470,100 Thlr. Versicherungssumme und 183,829 Thlr. jährlicher Prämienzahlung bei. Die Bank zählte aber Ende 1865 im Ganzen 28,493 mit 50,159,100 Thlrn. versicherte Personen oder 1884 Versicherte und 3,972,000 Thlr. Versicherungssumme mehr als Ende des vorhergehenden Jahres. Da aber nur obige 590 Personen durch Tod ausgeschieden sind, so hätte die Vermehrung nicht 1884 sondern 2127 betragen müssen. Der Unterschied von 243 Personen kommt also auf diejenigen welche bei Lebzeiten ausgeschieden sind, also von der

Bank nichts als einen kleinen Theil der eingezahlten Prämienbeiträge wieder erhalten haben.

Diese bedeutende Zahl der bei Lebzeiten mit Verlust Ausgeschiedenen beweist nun aber ganz schlagend den Mißstand, die Ungesundheit der ganzen Einrichtung des Lebensversicherungswesens. Sie beweist zweierlei: erstens daß bei einem großen Theil der Versicherten die Verhältnisse der Art sind, daß sie die Versicherungsprämie nur mit Mühe zahlen können und bei der ersten Verlegenheit außer Stande sind dieselbe aufzubringen, also ausscheiden müssen. Zweitens daß die Versicherten nach einiger Zeit zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß ihnen schließlich aus der Versicherung kein Vortheil erwächst; der gesunde praktische Verstand hat über die künstlichen Zifferzusammenstellungen und die Ueberredungskunst der Agenten den Sieg davongetragen. Die Versicherungsanstalten wissen dieß auch sehr wohl und deßhalb muß der Versicherte mit der ersten Prämie zugleich auch schon alle Nebenunkosten, als ärztliche Untersuchung, Stempelsteuer, Rabatt für den Agenten bezahlen. Beim freiwilligen Ausscheiden erhält er deßhalb nur immer den kleinsten Theil seines eingezahlten Geldes wieder zurück. Man rechnet, daß von der ganzen Zahl welche in einem Jahre versichert wurden, nach 6 Jahren kaum noch ein Viertel sich betheiligen, während die meisten übrigen bei Lebzeiten ausgeschieden sind.

Die Sache gestaltet sich noch wesentlich anders, wenn man die Gesammtergebnisse des deutschen Lebensversicherungs-Wesens betrachtet. Das „Bremer Handelsblatt" liefert uns hier eine Zusammenstellung von Ziffern die ganz bestimmte Aufschlüsse gibt. Zu Anfang des Jahres 1863 hatten 168,191 Personen ihr Leben mit zusammen 177,013,529 Thlr. bei den 27 in Deutschland bestehenden Lebensversicherungs-Gesellschaften versichert. Die Gesellschaften welche im Auslande ihren Sitz haben, dabei aber in Deutschland Geschäfte machen, sind hiebei nicht mit inbegriffen. Während desselben Jahres versicherten sich 42,668 Personen mit 43,563,903

Thalern, wogegen 12,633 Personen mit 13,847,593 Thlrn. bei Lebzeiten und nur 3408 mit 3,423,078 Thlrn. durch Tod, zusammen also 16,041 Personen mit 17,270,671 Thlrn. ausschieden, so daß Anfang 1864 ein Bestand von 194,818 Personen mit 203,306,761 Thlrn. Versicherungssumme verblieb. Der durchschnittliche Betrag einer Versicherung war 1004 Thlr. Die Zahl der bei Lebzeiten Austretenden erreicht also fast ein Drittel der Eingetretenen und ist sogar fast viermal stärker als diejenige der durch den Tod Ausgeschiedenen. Diese Zahlen müssen einem Jeden die Augen öffnen und genügen schon allein zur unerbittlichen Verurtheilung der Lebensversicherung. Denn wenn unter 16,041 Ausscheidenden sich nur 3408 Todte, d. h. solche befinden bei denen der vorgebliche menschenfreundliche Zweck der Gesellschaft durch Auszahlung der Versicherungssumme erfüllt wird, dann bedarf es kaum noch eines weiteren Nachweises der Unzweckmäßigkeit und Gemeinschädlichkeit der ganzen Einrichtung. Solche Zahlen sind der klarste Beweis daß einem Uebel der Gesellschaft nicht durch ein Rechenexempel abgeholfen werden kann. Was sind 3408 Familien, wenn es sich darum handelt Hunderttausenden, ja Millionen zu helfen, angenommen dabei daß den Familien wirklich geholfen ist welche die betreffende Versicherungssumme ausgezahlt erhalten, was jedenfalls noch zu beweisen nöthig wäre.

Betrachten wir weiter die von dem genannten Blatt gegebenen Zahlen. Ende 1863 besaßen die 27 Lebensversicherungsgesellschaften Deutschlands ein aus der Prämien-Einnahme angesammeltes Gesammtvermögen von 31,336,290 Thalern gegen 27,927,647 Thlr. zu Ende des Jahres 1862. In einem einzigen Jahre haben also diese Gesellschaften 3,408,643 Thlr. an sich gebracht, d. h. den kleinen Geldbesitzern, den armen Leuten entzogen und in ihren Händen vereinigt. Die Gesammteinnahme aus Prämien und Zinsen betrug 8,309,460, die Auszahlungen für verstorbene Versicherte 3,423,078 Thlr. Rechnet man zu dieser letztern

Summe die zur Vermehrung des Kapitals aufgewandten 3,408,643 so erhält man eine Ausgabe von 6,831,721 Thalern. Ein Vergleich dieser letzteren Ausgabesumme mit der obigen Gesammteinnahme ergibt einen Unterschied von 1,477,639 Thalern. Diese Summe ist also jedenfalls zur Bestreitung der allgemeinen Unkosten Auszahlung an Dividenden und Ertragsantheilen an Aktionäre, Direktoren und Agenten verwandt worden.

Von der obigen Gesammteinnahme von 8,309,460 Thlrn. müssen wir etwas über eine Million als Einnahme von Zinsen der 27,927,647 Thaler 1863 zinstragender Kapitalien abrechnen, da nicht alle meistens auf Hypotheken ausgeliehenen Kapitalien der Gesellschaft fünf Procent tragen. Es bleibt also eine Prämieneinnahme von rund sieben Millionen, von welchen die 3,423,078 Thlr. abgezogen werden müssen welche für verstorbene Versicherte gezahlt worden sind. Bleiben also rund drei und eine halbe Million Thaler, welche mittelst der menschenfreundlich-volkswirthschaftlichen Lebensversicherungs-Spekulation während eines einziges Jahres dem Großkapital zugeführt und den kleinen Leuten entzogen worden sind. Die Lebensversicherungsgesellschaften gebieten also über bedeutende Kapitalien, die sich gegenwärtig jährlich um drei bis vier Millionen vermehren, während das ursprüngliche Kapital stets ein sehr geringfügiges ist, wie dieß schon aus den hohen Dividenden hervorgeht, welche die meisten Gesellschaften vertheilen. Eine derselben, die Colonia, zahlte 1864 ihren Aktionären eine Dividende von 20 Prozent. Und da will man sich noch wundern über die täglich größer werdende Ungleichheit der Vermögensvertheilung, über die stets drohender überwuchernde Herrschaft und Macht des Kapitals! Die jährlichen drei bis vier Millionen die den Armen unter der volkswirthschaftlichen Maske der Lebensversicherung entrissen werden, dürften doch wohl jedem über die Ursachen klar denken helfen.

Doch ist dieß noch nicht Alles. Es ist schon gesagt worden, daß die für die ersten Unkosten zu zahlenden Ge-

-bühren der Versicherungen im ersten Jahre nebst der gewöhnlichen Prämie gezahlt werden müssen. Diese Gebühren betragen durchschnittlich 25 Thlr. für je eine Versicherung von 1000 Thalern, was wiederum der Durchschnittssumme der Versicherungen, nämlich 1004 Thlr., sehr nahe kommt. Für obige 42,668 im Jahre 1863 versicherten Personen macht dieß jedenfalls über eine Million Thaler, die nun zwar nicht dem Kapitalbesitz zugeführt werden, indem die genannten Gebühren zur Bestreitung der durch die ärztliche Untersuchung, die Stempelsteuer und besonders den dem vermittelnden Agenten zufallenden Rabatt entstehenden Kosten dienen. Immerhin bleibt diese Million den kleinen Leuten entzogen und muß also den schon erwähnten 3½ Millionen Prämiengeldern zugerechnet werden. Macht also im Ganzen jährlich vier und eine halbe Million und da das „Geschäft" täglich an Ausdehnung gewinnt, die runde Summe von fünf Millionen welche alljährlich die armen Leute Deutschlands als freiwillige Steuer an die Geldmächte entrichten. Fürwahr den Letztern kann es unter solchen Umständen nicht schwer fallen, dann und wann einmal den Freigebigen zu spielen, indem sie einige lumpige hundert Thaler oder Gulden zu irgend einem löblichen gemeinnützigen Zweck spenden.

Von etlichen 20 ausländischen (englischen, französischen, holländischen, belgischen und selbst schweizerischen) Gesellschaften, die ebenfalls in dem guten Deutschland ihre besten Geschäfte in Lebensversicherung machen, ist hiebei noch gar nicht die Rede gewesen. Jedenfalls aber ziehen dieselben insgesammt wenigstens die Hälfte der zuletzt festgestellten Summe, also etwa zwei und eine halbe Million aus den Taschen des Volkes und größtentheils auch aus dem Lande. Hier haben wir es also mit einer Geldausfuhr zu thun, der keine entsprechende Geldeinfuhr gegenüber steht da — soviel mir durch viele Bemühungen, namentlich durch Forschen in den betreffenden Börsen- und ähnlichen Blättern bekannt geworden — keine einzige deutsche Lebens- oder sonstige Ver-

sicherungsgesellschaft in einem größern auswärtigen Lande zugelassen ist. Denn fast nur in Deutschland begünstigen es die liberalen Regierungen, daß man auf diese Weise vom Auslande her das arme Volk ausbeutet und die Länder geldärmer macht. Die liberalen Volkswirthschaftler haben daran bis jetzt noch kein Sterbenswörtchen des Tadels gefunden, sondern vielmehr die Zulassung auswärtiger Gesellschaften schon aus dem Princip der freien Conkurrenz eifrig befürwortet. Dieselben Leute finden es aber höchst unvolkswirthschaftlich, wenn eine gegenüber diesen dritthalb Millionen Thalern nur winzig zu nennende Summe alljährlich als Peterspfennig oder zur Unterstützung der katholischen Missionen nach Rom oder ins Ausland geht.

Ueber die für Austritte bei Lebzeiten gezahlten Summen finden wir in den sonst sehr ins Einzelne gehenden Berichten keinerlei Anhaltspunkt. Dieselben sind also jedenfalls in der oben für allgemeine Unkosten und Dividenden herausgerechneten Summe von 1,477,632 Thalern mitinbegriffen was mit der größten Sicherheit auf deren Unbedeutendheit schließen läßt. Der eigentliche Gewinn erwächst deßhalb für die Lebensversicherungsgesellschaften zum größten Theil durch diese Austritte bei Lebzeiten. Für eine Versicherungspolice auf welche schon einige Jahre hindurch die Prämie bezahlt worden, gibt die betreffende Gesellschaft beim Rückkauf nur den geringsten Theil des eingezahlten Geldes. Sie hat also außer dem Genuß der Zinsen noch einen hübschen Gewinn bei dem Geschäft. Ohne die Austritte würden die Gesellschaften offenbar keine so guten Geschäfte machen. Es muß denselben demnach geradezu daran gelegen seyn nicht nur die Eintritte sondern auch die Austritte bei Lebzeiten möglichst zu vermehren, was auch in der That der Fall ist. Man schließt deßhalb Versicherungen ab, bei denen man voraus weiß, daß an keine Dauer derselben zu denken ist. Die Thatsache, daß die Lebensversicherungsgesellschaften gerade da die besten Geschäfte machen wo dieselben ihren vorgeschobenen Zweck nicht

erfüllen, ist das entscheidendste Moment zu ihrer Verurtheilung.

Schon die Zeit ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung ist bezeichnend und entscheidend für den sittlichen Charakter der ganzen Einrichtung. So lange der vorwiegend auf beweglichen Besitz angewiesene kleine Mann der Städte an den Zünften, Gilden und sonstigen Genossenschaften irgend welchen Rückhalt hatte an den er sich anlehnen konnte, und von wo er Unterstützung für seine hinterlassene Familie zu hoffen hatte, so lange konnte die Lebensversicherung sich unmöglich verbreiten. Keinem Menschen hätte es damals einfallen können sich daran zu betheiligen. Erst als der Liberalismus jeglichem genossenschaftlichen Leben den Garaus gemacht und so der kleine Mann seiner natürlichen Stützen beraubt war, fand sich der Boden hinreichend vorbereitet für die Operation. Die Lebensversicherungsgesellschaften setzten sich nun als wahre Blutsauger an, welche dem kleinen Manne seinen Sparpfenning entlocken um denselben der Geldmacht in die Hände zu spielen. In Verbindung mit den schon früher geschilderten Feuer- und Hagelversicherungsgesellschaften bilden sie nebenbei einen Haupthebel des freimaurerischen Einflusses und ein gewaltiges Mittel zur Ausdehnung und Befestigung der Bourgeoisie-Herrschaft.

Es ist kaum nöthig nachzuweisen, daß einer Familie, deren Ernährer durch den Tod hinweggerafft wurde, mit der dafür gezahlten Versicherungssumme gerade nicht besonders geholfen ist. Eine solche Summe ist ein kleines Kapital mit dem sich freilich etwas anfangen ließe, wenn überhaupt eine ihres wichtigsten Gliedes beraubte Familie dazu geeignet wäre ein Geschäft anzufangen. Da die Durchschnittssumme der Lebensversicherungen nur wenig über 1000 Thlr. beträgt, so ist an die dauernde zinsliche Veranlagung einer solchen Summe nur in den seltensten Fällen zu denken. Dieselbe kann also nur über die Schwierigkeiten der ersten Jahre nach einem Todesfall weghelfen, dann ist aber auch die Familie

wiederum auf demselben Fleck angekommen. Die durch die Lebensversicherung erlangte Hilfe ist also nur eine vorübergehende; von da bis zur Lösung der socialen Frage durch dieselbe ist ein gewaltiger Schritt der niemals gethan werden wird. Hätte dagegen mancher anfangende Geschäftsmann oder Handwerker ein solches Kapital wie es seine Familie nach seinem Tode durch die Versicherung erhält, dann würde ihm und seiner Familie viel eher geholfen seyn.

Unter solchen Umständen sollte man es kaum für möglich halten daß die Großmeister der modernen Volkswirthschaft die Stirn gehabt haben und fortwährend noch haben, die Lebensversicherung als ein Mittel zur Lösung der socialen Frage anzuempfehlen. Die Sache ist zu bezeichnend um nicht ein bedeutungsvolles Streiflicht auf die moderne Volksbeglückung zu werfen.

Zunächst geschah diese Empfehlung in einer Weise und unter Umständen, die einer besonderen Erörterung bedürfen. Bekanntlich wurde 1862 bis 1863 in Preußen die volkswirthschaftliche Bewegung durch die Agitation unter der arbeitenden Classe, der man eine Lösung der socialen Frage vorspiegelte, förmlich in Scene gesetzt. Herr Schulze, zum Unterschied von den vielen Namensvettern Schulze-Delitzsch genannt, hielt langathmige, begeisterte Vorträge vor den Mitgliedern des Berliner Arbeitervereins denen er, mittelst seiner wirthschaftlichen Selbsthülfe und Genossenschaften, eine Zukunfts-Fata-morgana der glänzendsten und verlockendsten Art vorzauberte. Da er mit der nöthigen Zuversicht und Anmaßung auftrat, verfehlte er seinen Eindruck nicht. Max Wirth, ein anderer Meister in der neuen Volkswirthschaft, kam eigens von Frankfurt am Main um ihn zu bewundern und ihm beim Schlusse eines dieser Vorträge um den Hals zu fallen, als dem Messias der da gekommen sei, der Arbeiterwelt durch Lösung der socialen Frage einen Himmel auf Erden zu bereiten. Die Zeitungen der Partei überströmten von Huldigungen auf den großen Schulze, der die sociale Frage ge-

löst. Die Berauschung war vollkommen und eine Zeitlang mußte Herr Schulze, betäubt durch den ihm gespendeten Weihrauch, jedenfalls selber an sein Messiaswerk glauben. Daß er sich deßhalb in öffentlichen Vorträgen mit dem göttlichen Erlöser und mit den größten Männern aller Jahrhunderte verglich, darf bei unsern heutigen Begriffen von edler Bescheidenheit nicht verwundern.

Für die Arbeiter war damit die Sache jedoch nicht abgethan. Als praktische Leute wollten sie auch praktische Erfolge sehen, nachdem der Begeisterungsrausch verflogen war. Und so wurde nun in einer der spätern Sitzungen des genannten Vereins darüber berathschlagt wie die empfangene volkswirthschaftliche Weisheit verwerthet werden solle. Herr Schulze ließ auch hierin seine Verehrer nicht im Stich sondern war, da es eben die Jahreszeit mit sich brachte, schnell mit einer Genossenschaft zur Beschaffung billigen Brennmaterials bei der Hand. Leider hatte dieß Kind der volkswirthschaftlichen Begeisterung nur ein sehr schwaches Leben und starb schon nach Jahresfrist eines sehr kläglichen Todes trotz des Beistandes des Vaters und mehrerer andern berühmten Doktoren der Volkswirthschaft. Das große Hauptmittel aber wodurch die soeben theoretisch gelöste sociale Frage auch praktisch gelöst werden sollte, bestand darin daß die Herren Schulze und Genossen das massenweise Einkaufen in eine Lebensversicherungsgesellschaft empfahlen, und sich erboten bei der „Germania" günstigere Bedingungen auszuwirken, wenn sich der ganze Verein daran betheiligen wollte. Der größere Theil der Mitglieder hielt sich jedoch zurück und so gelang es den genannten Volkswirthschaftlern bloß das Geschäft für etwa 300 Mitglieder einzuleiten und abzuschließen. Ein gewöhnlicher Agent, der meinetwegen auch Schulze heißen mag, hätte mindestens tausend Familien aufsuchen und sich tausendmal zur Thür hinauswerfen lassen müssen, ehe er ein solches Geschäft zu Stande gebracht hätte. Kein Mensch wird also bestreiten daß dießmal Herr Schulze

aus Delitzsch wirklich groß oder vielmehr im Großen gehandelt hat.

Aber, wird hier der Leser fragen, hat denn jemals eine Wissenschaft sich eine größere Blöße gegeben als hier, wo nach den glänzendsten Vorspiegelungen weiter nichts heraus kam als eine Spekulation der gewöhnlichsten Sorte? Nachdem die Herren von der Volkswirthschaft die sociale Frage mit ihren Redensarten sozusagen aus der Welt geschwatzt hatten, versuchen sie es das Volk in Masse dem Geldprotzenthum zur Ausbeulung zuzuführen, zu überliefern. Kann es eine größere Täuschung geben als diese moderne Volkswirthschaft, deren Endzweck immer dahin ausläuft den Arbeiter, das Volk wirthschaftlich auszubeuten und die Geldmacht der Capitalisten auf dessen Kosten zu bereichern? Jährlich entziehen die deutschen und ausländischen Lebensversicherungsgesellschaften dem deutschen Volke mindestens sieben Millionen Thaler, wie oben nachgewiesen, und dann kommen die in Diensten der Geldmänner stehenden Volksbeglücker und bereden und bethören das Volk, indem sie ihm die Anstalten welche diese Beraubung systematisch betreiben, als volkswirthschaftliche Wohlthätigkeitsanstalten, als Mittel zur Lösung der socialen Frage anpreisen! Noch keine Thatsache hat wie die obige den innigen Zusammenhang zwischen moderner Volkswirthschaft, Geldmacht und Loge glänzender nachgewiesen. Ist es nicht ein Hohn auf das irregeleitete, darbende Volk, wenn man unter dem Vorwande der Menschenfreundlichkeit und der Volks-Wirthschaft dasselbe dazu bringt, gerade die Zustände zu befestigen und zu verschlimmern welche seine traurige Lage hervorgerufen haben?

Die Regierungen fangen an sich um die sociale Frage zu kümmern, einige derselben haben schon Hoffnungen gemacht, daß sie dieselbe ernstlich in die Hand nehmen wollen. Bis jetzt hat aber noch keine das System, die Einrichtungen angetastet welche die jetzige sociale Lage entweder geschaffen haben oder fortwährend deren üble Wirkungen ausdehnen

helfen. Das Erste was zu thun wäre, müßte darin bestehen die auf der Geldspekulation beruhende wirthschaftliche Genossenschaft zu unterdrücken, um die Genossenschaft der sittlichen Einheiten, der Menschen an deren Stelle zu setzen.

XV.

Zur Arbeiter-Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social-politische Bewegung" Band 57 Heft 5 der Histor.-polit. Blätter.

VII.

Von den Ursachen die es bewirkten, daß das Handwerks-Recht, von allen Rechtsdisciplinen unseres Erachtens für den Rechtsstaat die bedeutsamste und inhaltschwerste, bei der akademischen Jurisprudenz zunächst in Mißachtung gerieth, danach in fast gänzliche Verschollenheit, bleibt die vornehmste allerdings die, daß es jener auf den schottischen Professor der Logik Adam Smith*) sich zurückführenden national-ökonomischen

---

*) Adam Smith lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. In Frankreich zuerst gelang es ihm seiner — wir wiederholen es — in jeder anderen als der handwerksrechtlichen Beziehung, höchst scharfsinnigen und zutreffenden Theorie Eingang zu verschaffen. Die Edikte des Ministeriums Turgot unter Ludwig XVI. von 1776, welche dem System Smith's blindlings Folge gebend, mit einem Schlage sämmtliche handwerksrechtliche Institutionen in Frankreich vernichteten, bildeten den ersten Eintritt der Adam Smith'schen Theorie in das praktische Leben. Smith lebte um jene Zeit in Paris und stand in persönlicher Verbindung mit Turgot. Die gewöhnliche

Theorie gelang zu allgemeiner Beherrschung der akademischen Lehrstühle und von diesen aus wiederum des praktischen Lebens durchzudringen, ohne daß zuvor der ihr, hinsichtlich der Abstraktion „menschliche Arbeitskraft", innewohnende Irrthum erkannt und sie von diesem Irrthum gereinigt worden wäre. Aber es sind hiebei doch auch noch manche Momente anderer Art mitthätig gewesen und von diesen scheinen hauptsächlich zwei uns einer besonderen Inbetrachtnahme werth zu seyn.

Das eine dieser Momente und zugleich das am schwersten wiegende, erblicken wir in dem Umstande daß das Handwerksrecht während seiner positiven Geltung im Verlaufe der Zeit ein seinem wesentlichen Begriffe nicht inhärirendes Princip in die von ihm beherrschte Sphäre introducirt sah und dieß nicht als vereinzelte Ausnahme nur, sondern als allgemeine Regel. Das Princip nämlich des Monopolisirens der betreffenden Zweige gewerblichen Betriebes zu Gunsten der Meisterschaften der handwerksrechtlichen Corporationen oder Handwerks-Zünfte.

Als das zweite jener besonders in Betracht zu nehmenden Momente stellt sich uns der Umstand dar daß, während der Jahrhunderte seines positiven Bestehens, das Handwerks-Recht in derjenigen Funktion der handwerksrechtlichen Institute, der Handwerks-Zünfte, welche im Interesse des besitzlosen Arbeiters dem Besitzer des Capitals gegenüber eine der allerwichtigsten und unentbehrlichsten ist, nämlich die Funktion der Rechtspflege im Inneren des Gewerbes, das will sagen

---

Annahme, als sei es die Revolution von 1789 gewesen welche in Frankreich die handwerksrechtliche Organisation der Gewerbe zuerst aufgehoben habe, ist irrig. Es geschah dieß, wie gesagt, zuerst 1776 durch das Ministerium Turgot; nach dem Rücktritte Turgots wurden die Edikte zurückgenommen und danach erst (1789) gab die Revolution dem Inhalte dieser Edikte, in wörtlicher Wiederholung der Turgot'schen Motivirung, abermals thatsächliche Folge.

die praktische Ausübung der Jurisdiktion bei handwerksrechtlichen Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, also die lebendige Ausübung und Fortbildung des Handwerks-Rechtes im Inneren dieser Rechtssphäre, sich von aller organischen Verbindung mit der akademischen Jurisprudenz so gut wie gänzlich abgeschnitten sah. Das Recht aber ist eine aus der lebendigen Gegenseitigkeit der Beziehungen des Menschen zum Menschen sich ableitende geistige Wesenheit; volles lebendiges Verständniß der Bedeutung dieser Wesenheit ist unmittelbar nur da möglich, wo das Leben selbst die Schule des Lernenden war. Die akademische Jurisprudenz blieb allerdings mit den lebendigen Quellen der übrigen Disciplinen ihrer Wissenschaft wenigstens mittelbar in Verbindung. Aber wenn gleich jenes Abirren auch der Handwerkszünfte auf den Weg des Monopolisirens des Gewerbbetriebes zu Gunsten bestimmter Meisterschaften, der akademischen Jurisprudenz reichliche Gelegenheit gegeben haben mag, aus prozessualischen Aktenstößen sich zu überzeugen, daß in Folge dieses Monopolisirungs-Principes der Inhalt des positiven Handwerks-Rechtes ein theilweis recht unvernünftiger geworden war: zu einer Anschauung der lebendig wechselseitigen Rechts-Beziehungen, wie solche aus der Arbeit selbst im Innern des bestimmten Gewerbes, zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeiter sowie zwischen den Arbeitern gegenseitig sich gestalten, und wie sie vernunftgemäß positive Anerkennung fordern und Pflege, hat sich der akademischen Jurisprudenz niemals die Veranlassung darbieten können weder mittelbar noch unmittelbar. Denn die Sphäre des eigentlichen Arbeiter-Rechtes im Inneren der anerkannten handwerksrechtlichen Corporationen war für ihr Daseyn, wie tief und wie bedeutungsvoll auch der Inhalt, doch von jeher so sehr auf die äußere Unscheinbarkeit und auf die Zurückhaltung angewiesen welche die Knechtsgestalt dem der sie trägt, stets auferlegt, daß diese Rechtssphäre niemals es vermocht hat, dem ihren Zwecken dienenden Verfahren eine Form zu geben, geeignet

um die Aufmerksamkeit des von der Höhe der akademischen Wissenschaft auf das Leben herabschauenden Blickes auf sich zu ziehen. Die Rechtspflege dieser Sphäre, in erster Instanz stets mündlich vor allerdings sachkundigen, aber juristisch ungelehrten Richtern verhandelnd und, der Natur der Verhältnisse entsprechend, über die zweite Instanz überhaupt nicht hinausgehend, lieferte zu keiner Zeit einen aktenmäßigen Bestand welcher auf den Höhen der Rechtswissenschaft Kunde von dem Daseyn, geschweige denn Einsicht in das Wesen und in die Bedeutung dieser Rechtssphäre hätte geben können.

Diese beiden Momente, das Princip des Monopolisirens auf Seite der Meisterschaften des Gewerbbetriebes nach außen hin, mit seinen für die allgemeinen Interessen unerträglich gewordenen praktischen Consequenzen einerseits, sowie jene Isolirung der Handhabung des eigentlichen Arbeiter-Rechtes im Inneren des Gewerbbetriebes, konnten schon einzeln jedes für sich genommen nur von höchst nachtheiliger Wirkung seyn für die dem wahren Wesen des Handwerksrechtes zukommende Achtung. In ihrem Zusammenwirken mußten sie dahin führen, den handwerksrechtlichen Institutionen die intellektuelle Vertheidigung zu entziehen, deren es bedurft hätte, um dem gegen sie sich richtenden Sturme der nationalökonomischen Doktrinäre Adam Smith'scher Schule siegreich Stand zu halten; eine Vertheidigung die, wie die intellektuelle Vertheidigung jedes der verschiedenen Zweige des Rechtslebens, Aufgabe der akademischen Rechtswissenschaft ist, nicht aber Aufgabe der durch die Arbeit des praktischen Lebensberufes in Anspruch genommenen Angehörigen dieses praktischen Berufes selbst.

Jenes in die handwerksrechtliche Verfassung der Gewerbe — mit Ausnahme des Gewerbes der Seefahrt — allgemein introducirte Princip, den Betrieb des bestimmten Gewerbszweiges zum Monopol der Meisterschaft desselben zu machen, läßt aus dem leitenden Gedanken auf welchen das Handwerksrecht überhaupt sich zurückführt, sich nicht legiti-

miren. Thatsächlich mußte dieß Princip des Monopolisirens die zu handwerksrechtlicher Organisation gelangten Zweige des Erwerbslebens, so weit sie eben jenes Princip in sich aufnahmen, zu Widersachern, beziehentlich zu Hemmnissen von Großindustrie und Fabrikbetrieb werden lassen, während doch handwerksrechtliche Organisation, nach Maßgabe ihres Grundgedankens das Recht des Arbeiters als solchen in Anerkennung zu erhalten, zur Großindustrie und zum Fabrik-Betriebe in keiner Weise einen fremdartigen oder gar feindlichen Gegensatz bildet, sondern im Gegentheil rationell dazu bestimmt ist, diese beiden mächtigen Hebel des Gewerbfleißes und des nationalen Wohlstandes ebenfalls zu durchdringen, gleichwie dieß an dem Gewerbe der Seefahrt lebendig sich uns vor Augen stellt.

Jenes Princip des Monopolisirens zu Gunsten der Meisterschaften bestimmter Zweige der industriellen Arbeit fand seine praktische Geltendmachung darin, daß einerseits die zu staatlich anerkannter handwerksrechtlicher Organisation gelangten Gewerke den in ihrer Lehre ausgebildeten Arbeitern verboten, mindestens es ihnen erschwerten, im Dienste der Großindustrie oder des Fabrikbetriebes Arbeit zu nehmen. Andererseits aber darin, daß die betreffenden Meisterschaften überall, wo die Staatsautorität sich willig finden ließ dieß zuzugestehen — und dieß geschah fast durchgängig — sich territoriale Abgrenzungen auswirkten, innerhalb welcher in den von solchen Meisterschaften betriebenen Industriezweigen Fabrikbetrieb und Großindustrie überhaupt weder arbeiten lassen noch ihre Produkte verkaufen lassen durften.

Man war hier somit auf einen Weg gerathen, der nach Maßgabe der rationellen Theorie des Handwerksrechtes ein Abweg war und der in der Praxis nur dahin führen konnte wohin er in der That geführt hat, dahin nämlich daß das positive Handwerksrecht in seinem die Meisterschaften betreffenden Theile zu einer unerträglichen Belästigung des Publikums ausartete und zu einem derartigen Hemmnisse der

Entwicklung des Gewerbfleißes überhaupt, daß unter der Pression der berechtigten Forderung des Fabrikbetriebes und der Großindustrie diese ihrer Entwicklung von der Seite der Meisterschaften her sich entgegenstemmenden Hindernisse beseitigt zu sehen, die hinwiederum ihrerseits berechtigte Forderung der Vertheidiger specifischen Handwerksrechtes, das in diesem mitenthaltene Recht des Arbeiters, als solchen, von der Verwerfung ausgeschieden und in Anerkennung gehalten zu sehen, nicht zu Gehör kommen konnte.

Von der Verirrung auf diesen Abweg ist das Gewerbe der Seefahrt verschont geblieben. Monopolisirung der Ausübung dieses Gewerbszweiges zu Gunsten seiner Meisterschaften, mit anderen Worten zu Gunsten seiner Schiffsführer oder Capitäne, ist von diesen letzteren aus Gründen auf die wir weiter unten zurückkommen werden, nie angestrebt und nie erlangt worden. Dem Sturme gegen das Handwerksrecht fehlte also im Hinblick auf das Gewerbe der Seefahrt jenes Merkmal, welches bei den am Lande betriebenen Gewerben den Gegnern der handwerksrechtlichen Institutionen irriger Weise als der wesentliche Inhalt der Zunftverfassung des Handwerkes galt. Weil man bei dem Gewerbe der Seefahrt die Meisterschaften desselben, dem Capital gegenüber, nicht im Besitze von Betriebs-Monopolen fand, so sah oder sieht man nicht, daß dieß Gewerbe im Besitz des eigentlich wesentlichen oder nothwendigen Inbegriffes der Zunftverfassung des Handwerkes sich wirklich befindet, nämlich staatlicher Anerkennung des aus der Natur der Sache sich ergebenden specifischen Berufsrechtes der Arbeiter solchen Erwerbszweiges. Der national-ökonomistische Sturm auf die zünftige Organisation der industriellen Arbeit zog demgemäß an den Arbeitern dieses einzelnen Gewerbszweiges in seinem verheerenden Gange vorüber, ohne auch hier die berufsrechtliche Sphäre zu verwüsten. Ein Glück also für die Arbeiter zur See, daß ihre Werkmeister nicht ebenfalls, gleich den Meistern der am Lande betriebenen Gewerbszweige, dem Capital gegenüber den

Betrieb des bestimmten Gewerbes als Monopol für sich hatten in Beschlag zu nehmen vermocht. Ein Glück aber auch für die Arbeiter am Lande. So behielt wenigstens nach dieser einen Seite hin der angefochtene Begriff specifischen Handwerks- oder Arbeiterrechtes in lebendiger Verkörperung sein Daseyn, als probatio per inspectionem ocularem für die akademische Wissenschaft zu deren Selbstüberführung dahin, daß wenn auch immerhin alles Uebrige in der Welt seiner Natur nach Waare, Handelsgegenstand, doch „menschliche Arbeitskraft" ihrer Natur nach keine Waare, weil sie der Arbeiter selbst ist in seinem Werthe und in seiner Würde als Mensch daß also ein System welches von dem Satze ausgeht, „menschliche Arbeitskraft sei Waare und demnach die Bestimmung ihres Tauschwerthes gleichwie bei jeder andern Waare ausschließlich auf das Verhältniß von Angebot und Nachfrage anzuweisen", ein in allen seinen, die Stellung des Arbeiters in der Industrie betreffenden Consequenzen falsches System ist.

Die Ursachen die es veranlaßten, daß in dem Gewerbe der Seefahrt die „Meister", mit anderen Worten die Schiffs-Capitäne, niemals es dahin gebracht haben den Betrieb ihres Gewerbes dem Capital gegenüber sich als Monopol zugesprochen zu sehen, sind unschwer zu begreifen. Gleichwie es in den am Lande betriebenen Gewerbszweigen den Meisterschaften mit Unrecht als ein Merkmal absonderlich entwickelter Selbstsucht ausgelegt worden ist, daß ein Streben nach Monopolisirung des bestimmten Gewerbebetriebes zu ihren Gunsten fast durchgängig leitende Tendenz der handwerksrechtlichen Corporationen wurde, so würde man andererseits der Meisterschaft des Gewerbes der Seefahrt, der Gesammtheit der Schiffsführer zur See eine allzu hohe Stufe moralischer Vollkommenheit beimessen, wenn man annehmen wollte die auf dieser Seite sich zeigende Enthaltung von gleichartigen Bestrebungen sei die Frucht einer als Ausnahme dastehenden Freiheit des inneren Menschen von dem Einflusse der Selbst-

sucht auf das Urtheil des Verstandes im Hinblick auf das wahre Interesse des Allgemeinen.

Die Meisterschaften der am Lande betriebenen Gewerbe thaten ihrerseits nur was sie rund um sich her ihre ganze Umgebung ebenfalls thun sahen. Sie sahen, wie das Streben nach Monopolen förmlich in eine Art wissenschaftlichen Systemes gebracht, mehr oder weniger das staatliche Leben überhaupt beherrschte. Der Adel monopolisirte zu seinen Gunsten die höheren Staatsämter und die militärische Laufbahn, das Kriegshandwerk; die Kaufmannschaften monopolisirten in der Form von Stapelgerechtigkeiten u. s. w. den Handel bestimmter Landeskreise; der Staat selbst endlich monopolisirte wiederum den Handel mit seinen Colonien, so weit er deren besaß. Wie also will man den Meisterschaften der betreffenden Gewerbe es zum Vorwurfe anrechnen, daß auch sie an Monopolen sich aneigneten, was nach ihrer Seite hin zu erlangen möglich war? An Ort und Stelle seßhaft und stets in ihrer Gesammtheit am Platze vereinigt, kam es für sie nur darauf an ihrer in dieser ihrer Stellung liegenden Kraft sich bewußt zu werden, um dann, wie es in der That geschehen ist, durch ihren Einfluß auf die Gesetzgebung den praktischen Consequenzen des Princips der Monopolisirung auch nach ihrer Seite hin und zu ihren Gunsten Geltung zu verschaffen. Schlösse nicht die Natur des Gewerbes der Seefahrt für diejenigen die dasselbe betreiben, die Möglichkeit aus die Meisterschaft desselben, die Schiffsführer an Ort und Stelle dauernd als Gesammtheit unter sich vereint zu halten, so würden auch diese sicherlich eifrigst danach gestrebt, der ganzen Sachlage nach es auch wohl ebenfalls erreicht haben, daß die Gesetzgebung aus dem Betriebe des Gewerbes der Seefahrt für eigene Rechnung ein Monopol formirt und dieses der Meisterschaft des Gewerbes, den Schiffs-Capitänen zugesprochen hätte. Aber die Natur dieses Gewerbes bringt es nun einmal mit sich, daß diejenigen die es betreiben, in ihrer Gesammtheit niemals am Platze sich vereint finden, sondern die große

Mehrzahl derselben stets in den verschiedensten Theilen der Welt zerstreut hin- und herziehen. So erklärt es sich aus der Natur der Sache von selbst, warum das Princip des Monopolisirens nach Analogie der am Lande betriebenen Gewerbe für das Gewerbe der Seefahrt ausnahmsweise sich nicht hat geltend machen können.

Der „deutsche Handwerkerbund" ist für dieß Princip des Monopolisirens in keiner Weise eingetreten. Was er für die rechtliche Stellung des selbstständigen Gewerbebetriebes in Anspruch nimmt, rechtfertigt sich aus Gesichtspunkten des allgemeinen Nutzens und der Nothwendigkeit im allgemeinen Interesse, und was aus diesen Gesichtspunkten nicht strikte seine Rechtfertigung beizubringen vermag, das will auch der „deutsche Handwerkerbund" seinerseits nicht aufrecht erhalten wissen. Für den unbefangenen Praktiker, auch vom Standpunkte des Meisters aus, ist es nicht schwierig das Verhältniß dahin klar zu durchschauen, daß dem technisch regelrecht ausgebildeten Gewerbtreibenden, sei er nun Seefahrer, Mechaniker, Schlosser, Maurer, Maler, Zimmermann, Buchdrucker, Schneider, Schuhmacher, oder was man sonst noch wolle, über denjenigen der solches Gewerbe nur als Capitalist und dann natürlich durch Vermittlung eines Werkführers (Capitän, Vormann, Faktor u. s. w.) betreiben läßt, ohne selbst technisch durchgebildet zu seyn, ein hinreichendes Uebergewicht eben vermöge der eigenen technischen Durchbildung gegeben ist, um des Beistandes jenes Monopolisirungs-Principes völlig entbehren zu können. Dagegen ist aber auch einleuchtend, daß für das Capital, respektive den Capitalbesitzer, aus der Beseitigung des zu Gunsten der Meisterschaften in Geltung gewesenen Monopolisirungs-Principes, in keiner Weise eine Berechtigung sich ableiten läßt, nunmehr die Arbeit oder den Arbeiter als solchen dem Capital gegenüber für rechtlos zu erklären.

Von der Materie dieses eigentlichen Arbeiterrechtes und in das Wesen der damit zusammenhängenden specifisch

handwerksrechtlichen Jurisdiktion möge es gestattet seyn in einem folgenden Abschnitte einen kurzen Ueberblick zu geben.

VIII.

Recht und Gerechtigkeit nur ist es was die Bestrebungen des deutschen Handwerkerbundes fordern; Recht und Gerechtigkeit für den besitzlosen Arbeiter, das will sagen: Recht und Gerechtigkeit für die weitaus überwiegende Masse des Volkes. So lauten die Worte der Eingabe des deutschen Handwerkerbundes an sämmtliche Fürsten und Regierungen Deutschlands *):

„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk und eine Rechtspflege, die nicht so construirt ist, daß das Gericht das Recht nach welchem es seine Urtheile abzugeben hat, kennt, daß es die technische Sprache derer versteht die vor ihm ihr Recht vertheidigen, daß es in seinem Verfahren den Lebensverhältnissen der vor ihm ihr Recht Suchenden entspricht, und endlich daß es von denen deren Rechtsschutz ihm obliegt, aufzufinden und ihnen erreichbar ist, kann überhaupt nicht in Wahrheit eine ordentliche Rechtspflege genannt werden. Eine solche Rechtspflege, wie sie vernunftgemäß construirt seyn muß, um für handwerksrechtliche Streitigkeiten" — Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern — „den oben dargelegten Erfordernissen zu entsprechen und somit ein in Wahrheit „„ordentliches"" Gerichtsverfahren darzubieten, muß in den Unterinstanzen nothwendig aus Handwerkern bestehen, wofür die Besetzung der handelsrechtlichen Unterinstanzen mit kaufmännischen Richtern abermals die naturgemäße Analogie zeigt. Den Arbeiter im Handwerke darauf anweisen, im Handwerksbetriebe sein streitiges Recht vor den Ge-

---

*) Vorstellung, Protestation und Bitte abseiten des deutschen Handwerkerbundes an sämmtliche Fürsten und Regierungen Deutschlands, betreffend gesetzliche Anerkennung specifischen Handwerkerechtes. Januar 1863. Fünf Druckbogen in Folio.

richten gemeinen Rechtes zu suchen — welche in unserer Zeit, um ihrer Eigenschaft willen mit akademisch geschulten Juristen besetzt zu seyn, den völlig unbegründeten Anspruch erheben, ausschließlich als „„ordentliche““ Gerichte anerkannt zu werden — heißt in Wahrheit nichts Anderes, als für die Arbeiter im Handwerke in ihren streitigen Berufsangelegenheiten Verweigerung der Gerechtigkeit zur Regel machen. So unentbehrlich die Controllirung der Rechtsprechung der Unterinstanzen durch eine akademisch geschulte Jurisprudenz der höheren Instanz, ebenso unentbehrlich ist dieser letzteren die Unterlage lebendiger Rechtskenntniß, wie eine solche für die Gebiete des Handels und des Handwerkes nur vermöge diesen Gebieten eigenthümlicher Institutionen in Wirksamkeit zu erhalten ist. Das Eine ist so unentbehrlich für den gedeihlichen Gang des Ganzen wie das Andere; gelehrte Jurisprudenz und lebendige Rechtskenntniß, jede an dem Platze wohin sie gehört, beide ineinandergreifend und einander ergänzend.“

Was der „deutsche Handwerkerbund“ in der Arbeiter-Frage fordert, ist: erstens die Anerkennung des Berufs-Rechtes selbst, das will sagen, des aus den Verhältnissen des bestimmten Berufes sachgemäß sich ableitenden Arbeits- oder Arbeiter-Rechtes; und zweitens: Gerechtigkeit, das will sagen, praktische, wirksame Pflege des Rechts für die Sphäre und innerhalb der Sphäre solchen Arbeits- oder Arbeiter-Rechtes.

Ziehen wir nunmehr die Materie des Rechtes von welchem hier die Rede ist, näher in Betracht, sowie demnächst die Vorbedingungen zur Herstellung einer Rechtspflege, welche der rechtsphilosophischen Anforderung entspricht: daß durch sie der Partei — also hier in erster Linie dem besitzlosen Arbeiter — „die Bürgschaft gegeben sei, daß der Richter wirklich gründlich und gerecht urtheile“ *), und daß, fügen wir

---

*) Vergl. die „Philosophie der Gerechtigkeitspflege mit steten Beziehungen auf die gerichtlichen Institutionen civilisirter Völker von Dr. J. J. Roßbach.“ Würzburg 1847.

unsererseits ergänzend hinzu, der besitzlose Arbeiter, um als Rechts-Partei aufzutreten, auch im Stande sei diese gründlich und gerecht urtheilende Gerichtsbarkeit aufzufinden, vor ihr seine Sache anzubringen und sie durchzuführen, oder auch als der Beklagte Rede zu stehen, und in seiner Vertheidigung sich verständlich zu machen.

Keine von allen vorhandenen Rechtsmaterien kann in ihren Einzelheiten so reichhaltig seyn und so mannigfaltige Kenntnisse zum lebendigen Verständniß voraussetzen als gerade diese Materie specifischen Handwerks- oder Arbeiter-Rechtes. Denn kein Gebiet der Thätigkeit unseres Culturlebens bietet eine gleich mannigfaltige Abwechslung dar in der Form der arbeitenden Thätigkeit als das industrielle Gebiet; und mit jedem Wechsel der Form in welcher hier die Arbeit thätig ist — also ob in der Form der Arbeit des Zimmermanns, oder des Maurers, oder des Schreiners, des Maschinenbauers, des Buchdruckers, des Seefahrers, genug der hunderterlei verschiedenen Arten der Arbeit wie der industrielle Betrieb unserer Cultur sie darbietet — hat auch hinsichtlich der gegenseitigen rechtlichen Beziehungen zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer oder Arbeiter selbstfolgend ein Wechsel einzutreten in dem praktischen Ausdruck, wie ihn die leitenden Grundgedanken des Handwerksrechtes jedesmal, der besonderen Art der Arbeit entsprechend, anzunehmen haben. — Mit anderen Worten: der Arbeiter im Maschinenbau, bespielsweise der Schmiedegeselle, kann nicht in seinen Arbeitsverhältnissen Recht nehmen nach den arbeitsrechtlichen Normen nach welchen der Matrose als Arbeiter zur See Recht nimmt, der Matrose wiederum nicht nach den Normen, wie sie die Arbeit des Buchdrucks in Anspruch nimmt für den Buchdrucker-Gehülfen, dieser wieder nicht nach denen des Arbeiters im Schiffbau 2c.

Arbeits-Zeit, Arbeits-Ordnung, Arbeits-Lohn, dieß sind die drei Kategorien, deren Ausfüllung mit einem in seinen Grundzügen rechtlich feststehenden Inhalt der Begriff

specifischen Handwerks-Rechtes fordert. Von der herrschenden national-ökonomischen Schule und somit durch deren System sogenannter Gewerbefreiheit wird ein rechtlich feststehender Inhalt dieser drei Kategorien nur insoweit als denkbar anerkannt, als ein solcher Rechtsinhalt sich aus einem zwischen dem Verkäufer von „Arbeitskraft", also dem Arbeiter einerseits und dem Käufer eben dieser „Handelswaare", also dem Arbeitgeber andererseits abgeschlossenen Kaufs- und Verkaufsvertrage ableiten lassen würde. Diese Auffassung verfährt logisch auf der Basis ihres eigenen Vordersatzes durchaus richtig, wenn sie ein der Arbeit und somit der Arbeitskraft an sich und als solcher, demnach also auch dem Arbeiter als solchem innewohnendes natürliches Recht betreffend Arbeits-Zeit, Arbeits-Ordnung, Arbeits-Lohn nicht zugesteht. Denn ihr gilt „Arbeitskraft", implicite „Arbeit", als ein außerhalb des Menschen vorhandener materieller Gegenstand und demgemäß als Waare des Handels zwischen Käufer und Verkäufer. Daß aber der Materie, daß dem körperlichen Stoffe an sich niemals die Wesenheit innewohnen könne die wir „Recht" nennen, sondern daß diese Wesenheit, überall wo sie überhaupt Daseyn hat, immer nur dem Menschen innewohnend ist und immer nur gegenüber dem Menschen, dieß kann der in Rede stehenden national-ökonomischen Schule nicht abgestritten werden. Ist die „Arbeitskraft" in der That wofür jene Schule und, ihr folgend, unsere moderne Gesetzgebung sie nimmt, ist sie ein außerhalb des Arbeiters vorhandenes materielles Objekt, dann ist der Arbeiter wirklich ein mit Arbeitskraft Handeltreibender, er ist natur- und vernunftgemäß hinsichtlich solches seines Betriebes auf das „Recht" des Handels angewiesen und von einem natürlichen, der Arbeitskraft als solcher innewohnenden Rechte kann alsdann selbstverständlich keine Rede seyn.

Nicht gegen die herrschende national-ökonomische Schule — die aus einem Vordersatze, der freilich falsch, den sie aber ihrerseits für richtig hält, logisch zutreffend argumentirt —

richtet sich also im Grunde die Klage mit der wir auftreten, die Klage der Versündigung an dem Wesen der Menschheit; sondern die Rechtsphilosophie unserer Zeit, sie ist es der in erster Linie diese Klage gilt. Die Philosophie des Rechts, die Wächterin über Recht und Gerechtigkeit als das Gut dessen Besitz allein erst die Menschheit, im Gegensatz zu der ganzen übrigen sichtbaren Welt, zur Menschheit macht, sie erkennt den Vordersatz nicht an, sie kann ihn nicht anerkennen nie und nimmer, diesen Vordersatz der unsere moderne Gesetzgebung beherrschenden national-ökonomischen Schule, daß „menschliche Arbeitskraft" ihrer Natur nach „Waare" sei. Die Philosophie des Rechtes ihrerseits, sie weiß es und sie gibt es zu, daß die „menschliche Arbeitskraft" der Mensch selbst ist, der ganze Mensch. Dennoch aber schweigen ihre Lehrstühle zu der entsetzlichen Lehre die, indem sie der „menschlichen Arbeitskraft" die Natur der Waare beimißt, damit den Menschen, als solchen, selbst Waare werden läßt. Schweigend dulden sie es, diese Lehrstühle der rechtsphilosophischen Wissenschaft, daß unsere Staatsgesetzgebungen, nun seit Menschenaltern schon in immer zunehmender Schroffheit vorgehend, das ganze weite Gebiet der Arbeit an sich, der besitzlosen Arbeit, für von Natur rechtlos erklären, als von Natur rechtlos sie behandeln und somit vom Standpunkte des Staates aus zugleich für unfrei sie erklären und für ehrlos. Denn wo Recht und Gerechtigkeit von Natur nicht soll statthaben können, da kann auch das Daseyn von Freiheit nicht anerkannt werden und nicht das Daseyn von Ehre. Recht, Gerechtigkeit, Freiheit, Ehre — von diesen allen ist keines denkbar im Leben ohne das andere. — Angesichts solcher durch den Staat selbst und im schroffsten Widerspruch mit sich selbst zu seinem eigenen Verderben betriebenen gränlichen Verwüstung der von Natur so reichhaltigen Rechtssphäre der besitzlosen Arbeit schweigen sie, die Lehrstühle der rechtsphilosophischen Wissenschaft, gleich als ob diese doch so vorzugsweise auf ihren Schutz und ihre Pflege angewiesene,

weil ohne diesen Schutz und diese Pflege so gar hülflose Rechtssphäre der besitzlosen Arbeit sie überhaupt nichts angehe; gleich als ob auch für die Philosophie des Rechtes selbst die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit im Staate erst da ihren Anfang zu nehmen hätten, wo die Besitzlosigkeit aufhört, wo der Besitz seinen Anfang nimmt. Nicht ein einzelner Gesichtspunkt nur aus dem Begriffe des Rechts ist es, was hier, in der Vertheidigung des Arbeiter-Rechtes gegen die Lehre: menschliche Arbeitskraft sei ihrer Natur nach Waare, in Frage steht; sondern der Begriff von Recht und Gerechtigkeit selbst ist es um dessen Seyn oder Nichtseyn es hier schließlich sich handelt. Mit dem Begriffe des natürlichen Rechtes der „menschlichen Arbeitskraft“ steht und fällt der Begriff des Rechtes überhaupt. Darum ist unsere Klage eine begründete und feste, indem sie den Lehrern der Philosophie des Rechts, im Hinblick auf die Vergreifung der herrschenden national-ökonomischen Schule an der Rechtssphäre der besitzlosen Arbeit, die Verantwortlichkeit zuweist für die aus solcher Vergreifung für den Staat in seiner Gesammtheit mit Nothwendigkeit sich entwickelnden verderblichen Folgen. Die herrschende national-ökonomische Schule hält ihren falschen Vordersatz fest, weil sie, wie jede Schule in verba magistri schwörend, ihn für wahr hält, im Uebrigen argumentirt sie aus dem falschen Vordersatze überall logisch richtig. Die Philosophie des Rechts dagegen kann eben jenen Vordersatz als den ihrigen nicht anerkennen, sie würde damit sich selbst verneinen. So ist es denn auch unabweisliche Pflicht der Träger dieser Wissenschaft, daß sie thun was ihres Amtes ist, daß sie dieses der Philosophie des Rechts angehörige Gebiet, auf welchem allein in Wahrheit die theoretische Lösung der socialen Frage zu finden ist, nicht der Verwüstung überlassen. Wir Anderen, vom praktischen Leben in Anspruch genommen, können eben nur hinweisen, wir können nur in allgemeinen Umrissen andeuten, wie und wo das praktische Leben der systematischen Hülfe des rechtsphiloso-

phischen Theoretikers bedürftig ist, so dringend ihrer bedürftig ist, damit dem socialen Schaden der unsere Zeit krank macht, in der That die Heilung möglich werde.

Arbeits-Zeit, Arbeits-Ordnung, Arbeits-Lohn. Ueber die letzte dieser drei Kategorien haben wir schon in einem der früheren Abschnitte kurz das uns zunächst nothwendig Erscheinende vorgetragen. Auf die zweite Kategorie, diejenige der Arbeits-Ordnung, werden wir im nächstfolgenden Abschnitte, bei Erörterung der Frage, wie in der Sphäre specifischen Handwerks- oder Arbeiter-Rechtes die Pflege der Gerechtigkeit beschaffen seyn und wie sie nicht beschaffen seyn muß, zurückkommen. Fassen wir hier zuvor noch die erste Kategorie in's Auge, diejenige der Arbeits-Zeit.

Der hamburgische Codex über das Arbeits-Recht der Arbeiter zur See, die „hamburgische Seemannsordnung" spricht sich hierüber in der Hauptsache aus wie folgt: „Art. 8. Beim Aufenthalt in Häfen ist die Dauer der täglichen Arbeitszeit 12 Stunden . . . zu Mittag wird den Leuten 1 Stunde, zum Frühstück und zum Abendessen ½ Stunde aus dieser Zeit freigegeben."

Die diesem Artikel folgenden weiteren Bestimmungen, die Dauer der täglichen Arbeitszeit betreffend, lassen wir hier bei Seite. Sie beziehen sich auf die Thätigkeit während der Fahrt über die See, und würden um den mit den Verhältnissen des Gewerbes der Seefahrt nicht bekannten Lesern verständlich zu werden, einer Erläuterung bedürfen, die den Raum dieser Blätter überschritte, ohne doch zur Sache annoch Nothwendiges hinzuzufügen.

Somit sehen wir hier durch das positive Gesetz das natürliche Recht der menschlichen Arbeitskraft als solcher, des besitzlosen Arbeiters anerkannt, für die volle Valuta eines Tagelohns eben diese Arbeitskraft nicht die vollen 24 Stunden, die den vollen Tag in der That ausmachen, sondern nur ein rechtlich bestimmtes Maximum herzugeben. Die Auffindung der diesem Rechtsverhältnisse innewo[illegible] ver-

nunftnothwendigen Begründung für den vorliegenden Fall kann für Niemanden mit Schwierigkeiten verbunden seyn, der überhaupt weiß, was Arbeit, was arbeiten heißt und bedeutet. Demnach aber fragen wir: Wenn in dem Berufe der besitzlosen Arbeit, insoweit als solcher Beruf durch den Arbeiter des industriellen Transportes zur See sich darstellt, die Anerkennung jenes natürlichen Rechtes der menschlichen Arbeitskraft auf ein bestimmtes Maximum von Arbeitszeit, oder vice versa auf ein bestimmtes Minimum von Ruhezeit innerhalb der 24 Stunden die der Tag zählt, solchergestalt vorliegt, wie will dann die Rechtswissenschaft ihr Verhalten zur Sache legitimiren, indem sie es schweigend duldet, daß eben diesem Berufe, dem Berufe der besitzlosen Arbeit, insoweit solcher durch den Arbeiter, sei es des industriellen Landtransportes, sei es durch den Arbeiter irgend welches Zweiges der Industrie überhaupt sich darstellt, jenes natürliche Recht theoretisch abgesprochen und dessen Anerkennung in der Praxis verweigert wird? Theoretisch abgesprochen von Seiten der herrschenden national-ökonomischen Schule; demzufolge in der Praxis verweigert von Seiten der dieser Schule blindlings folgenden Gesetzgebungen unserer Zeit.

Die Organisation des menschlichen Wesens ist zu den Gesetzen der Bewegung unserer Erde in ein Abhängigkeits-Verhältniß gestellt, auf welches einzuwirken außerhalb jeder menschlichen Macht liegt. Der jedesmalige Zeitabschnitt, welchen die Erde in Anspruch nimmt um einmal ihre Umdrehung um ihre Achse zu vollenden, ist auch der jedesmalige Zeitabschnitt, innerhalb welches die menschliche Organisation, um ihre Lebenskraft fortsetzen zu sehen, der Neubelebung bedarf durch Schlaf, durch Essen und durch Trinken. Der Dinge viele lassen sich zum Voraus auf's Lager nehmen und der Mechanismen manche lassen sich so herstellen, daß ihre Triebkraft ohne Erneuerung aushält für Wochen, für Monate, für Jahre selbst. Zum Voraus schlafen, essen oder trinken wäre es auch nur für eine einzige Woche, kann kein Mensch.

Wenn es also überhaupt ein natürliches Recht gibt, das will sagen, ein Recht welches aus unabänderlich feststehenden natürlichen Verhältnissen sich ableitet, so steht unbestreitbar das Recht der „menschlichen Arbeitskraft", als natürliches Recht Allem voran, daß sie für den Lohn einer „Tages-Arbeit", also für den Taglohn innerhalb jedes Zeitabschnittes von 24 Stunden regelmäßiger Weise nicht länger sich herzugeben hat, als auf ein rechtlich bestimmtes Maximum von Arbeitsstunden.

Fragt man wie solches Maximum zu formiren sei? Nun! Die Form in welcher menschliche Arbeitskraft thätig, ist sehr verschieden und sehr verschieden der Kraftverbrauch, der dabei dem Arbeiter abgenommen wird. Doch aber findet sich unschwer für jedes Gewerbe die entsprechende Norm. Rechnen wir: 24 Stunden sind es die der Tag nur hat. Hierin fordern, durchschnittlich, der Schlaf 8 Stunden, Essen und Trinken 2 Stunden, Reinigung des Körpers und der Kleidung 1 Stunde, vom Hause zur Arbeit gehen und von der Arbeit wieder nach Hause 1 Stunde, Summa 12 Stunden, deren Vorbehalt als Regel allgemein nothwendig ist. Eine wie lange Frist soll hienach der „menschlichen Arbeitskraft" annoch als ihr selbst gehörig zustehen zur freien Verwendung in Lust und Leid, und nicht zu gezwungener Hingabe an das Capital in dessen Tagelohn sie arbeitet? Wir sagen: im Allgemeinen noch an jedem Werktage 2 Stunden und jedesmal am siebenten Tage der ganze Tag. Vernunft und Erfahrung fordern das für den Arbeiter; die Wissenschaft, hiebei ganz abgesehen von religiösen und kirchlichen Gesichtspunkten, hat es längst festgestellt, daß die Organisation des Menschen von Natur darauf eingerichtet ist, daß sie, um nicht vor der Zeit aufgerieben zu werden, der Ruhe des jeweilig siebenten Tages nothwendig bedarf. Also das Aequivalent eines Tagelohnes im Allgemeinen auf zehn Arbeitsstunden rechtlich festgestellt und der Tagelohn so bemessen, daß sechs Arbeitstage den jedesmaligen siebenten Tag mitfreihalten, das ist die natür-

liche, vernunftgemäße Basis specifischen Handwerksrechtes, die Arbeitszeit betreffend, und auf ein Mehreres erstreckt sich auch, in dieser Beziehung, unseres Wissens die Forderung der in Deutschland die Arbeiterfrage repräsentirenden Vereine selbst nicht.

Wenn nun aber ein natürliches Recht der „menschlichen Arbeitskraft“, also des Arbeiters zunächst hinsichtlich der Arbeitszeit als existent nachgewiesen ist, wie will dann, so fragen wir noch einmal, der denkende Rechtskundige es verantworten, daß dieses natürliche Recht nur in den Arbeitern des Seetransportes positiv anerkannt werden soll, daß dagegen in den Arbeitern am Lande deren Arbeitskraft für eine Waare ausgegeben und demgemäß für unfähig erklärt wird, der selbstständige Träger eines dem Berufe eigenthümlichen Rechtes zu seyn? Die Arbeiter zur See, die Matrosen, und mit diesen die zur See fahrenden Schiffszimmerleute, die Segelmacher, die Maschinisten, Heizer und Kohlen-Trimmer der Dampfschiffe 2c., sie können doch unmöglich den Augen der Jurisprudenz als Wesen höherer Art erscheinen gegenüber den Arbeitern am Lande, den Arbeitern irgendwelches der vielfachen Zweige der Industrie, die doch überhaupt nur ineinandergreifend eine einzige große Gesammtheit bildet? Kann aber unbefangenes Nachdenken nicht in Abrede stellen, daß hier der Staat durch das positive Gesetz dem seefahrenden Arbeiter nur zuerkennt, was das aus den Verhältnissen seiner Berufsarbeit sich ergebende natürliche Recht für sich in Anspruch zu nehmen ihm als dem in solchem Berufe besitzlos arbeitenden Menschen die Befugniß gibt, so kann auch unbefangenes Nachdenken nicht in Abrede stellen, daß der Staat dem Arbeiter überhaupt zu entsprechender Anerkennung verpflichtet ist.

Zu den mancherlei Vorurtheilen die dem Verständnisse dessen, worauf es in der Frage specifischen Handwerks- oder Arbeiter-Rechtes wesentlich ankommt, erschwerend im Wege stehen, gehört auch die Auffassung, als ob in dieser Frage

die Alternative sich dahin herausstelle: entweder Anerkennung der Grundprincipien specifischen Handwerksrechtes und damit in Praxi, als nothwendige Consequenz, äußerlich gleichförmige Durchführung des Princips überall im Staate — oder aber Anerkennung in Praxi, daß äußerlich gleichförmige Darstellung der Grundprincipien specifischen Handwerksrechtes durchweg und überall im Staate weder nützlich noch überhaupt möglich und deßhalb die handwerksrechtlichen Grundprincipien zu verneinen seien.

Es bedarf jedoch nur einer unbefangenen Betrachtung, wie der Staat den anderweitigen principiell seine Basis bildenden Rechtsanschauungen gerecht wird, und man wird sich alsbald überzeugen, daß es eben nur ein grundloses Vorurtheil ist, welches sich hier der principiellen Anerkennung und praktischen Geltendmachung specifischen Handwerksrechtes entgegenstellt. Fassen wir in dieser Beziehung z. B. das Eigenthumsrecht in's Auge, als eines der anerkannten Fundamentalprincipien, auf welchen der Staat ruht. Will man aus der Wahrnehmung, daß in Städten wie London, Paris, Berlin es militärisch organisirte zahlreiche Corps gibt von Constablern, von Municipalsergeanten, von Schutzmännern zu dem Zweck die Principien des Eigenthumsrechtes in Geltung zu erhalten, die praktische Consequenz ableiten, daß demgemäß es keine Stadt im Staate geben darf, in der nicht ebenfalls in jeder Straße Tag und Nacht Wächter zum Schutze des Eigenthumsrechtes auf- und abgehen? Oder will man um der Wahrnehmung willen, daß in den allermeisten Städten der Welt es solche besondere Corps von Beschützern der Rechtsidee des Eigenthums nicht gibt, die Consequenz ziehen, daß der Staat dorten das Eigenthumsrecht entweder nur in abgeschwächter Weise anerkenne, oder gar daß der Staat überall da wo er keine uniformirten Schutzleute hinstellt, das Eigenthumsrecht principiell verneine? Doch gewiß weder das Eine noch das Andere.

Specifisches Handwerksrecht muß der Staat principiell

anerkennen, weil dieser Rechtsbegriff ein vernünftiger und ein für den Culturstaat selbst nothwendiger ist. Die äußeren Mittel, die der Staat anzuwenden hat um dem anerkannten Grundprincipe überall Schutz und Geltung zu verschaffen, modificiren sich nach der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse, um die es im gegebenen Falle sich handelt.

Zu der Nothwendigkeit der principiellen Anerkennung des Rechtes kommt aber, wie uns die Philosophie der Rechts-Wissenschaft lehrt und wie das Leben selbst es gebieterisch verlangt, noch hinzu die Nothwendigkeit einer praktisch ihrem Zwecke entsprechenden Pflege der Gerechtigkeit. Hiezu einige Bemerkungen im nächsten Abschnitte.

XVI.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

V. Die Kritik des „Erfolgs" für Deutschland und Europa.

Genf 24. Oktober 1866.

Schöne Herbsttage, wahrscheinlich die letzten, haben mich wieder in's Freie gelockt; ich bin auf der Lyoner Eisenbahn ein gutes Stück weit in das wirklich schöne Rhonethal gefahren und bei meiner Zurückkunft hab' ich Dein freundliches Schreiben gefunden.

Deinen Respekt für den Erfolg habe ich wohl erwartet aber ich habe vergebens gehofft, der Diplomat werde nun

auch die Folgen des Erfolges bezeichnen. Gestatte, daß ich mich mit diesen ein wenig beschäftige.

Die Folgen des deutschen Krieges von 1866 reichen weiter und wühlen tiefer in die Grundlagen der bisherigen Ordnung als irgend ein vorhergehender Krieg es gethan hat. Deutschland ist zerrissen. Die südwestdeutschen Lande gehören nicht zu dem norddeutschen System, für sich selber können sie nicht bestehen und so sind sie der französischen Politik als gute Beute gegeben. Vielleicht liegt darin die eigentliche Gegenleistung Preußens für des Imperators „moralische Unterstützung". Die nächste politische Katastrophe wird dem norddeutschen Bund ein Ende machen, oder sie wird den eng concentrirten preußischen Einheitsstaat herstellen von der Ostsee bis zu dem Main. Würde dieser nun die südwestlichen und selbst die österreichisch-deutschen Länder verschlingen, so wäre der große Körper doch immer ein Preußen, und der deutsche Name wäre dem slavischen geopfert.

Die widerstrebenden Bestandtheile könnte nur eine straffe Gewaltherrschaft zusammenhalten. Der Herrscher in dem hingerichteten Deutschland wäre der freundliche Vetter und Nachbar des Czaren und der Nachbeter des Imperators. Die Freiheit hätte die Völker von Europa verlassen.

Diese Voraussichten sind von der Tagespresse bis zum Uebermaß entwickelt und dargestellt, und darum sind es nicht diese, sondern es sind andere Wirkungen welche ich Dir zu bezeichnen gedenke.

Sicherlich glaubt der König Wilhelm I. an die göttliche Institution des Königthums, und doch hat er einen furchtbaren, vielleicht einen entscheidenden Stoß gegen das Königthum geführt. Hat man in den Herzogthümern auch nicht das Gaukelspiel einer allgemeinen Abstimmung in Scene gesetzt, so hat Preußen dennoch das Princip aufgehoben welches man als die Grundlage der Staatenordnung betrachtet und im J. 1815 wieder zur Geltung gebracht hat. Der Krieg vom J. 1866, gewissermaßen die Fortsetzung des Krieges von

1859, hat den Thronen den Rechtsboden entzogen. Das ist der Untergang der Dynastien; ob es ein Glück ist für die Völker, das wird die Zukunft lehren, und vielleicht ist diese Zukunft nicht ferne.

Das Jahr 1859 hat die internationale Revolution in Ausführung gebracht; das Jahr 1866 hat diese weiter geführt, wenn auch noch nicht vollendet. An die Stelle wohlerworbener Rechte ist die vollendete Thatsache, an die Stelle des Besitzrechtes ist das Recht der Eroberung getreten. Wer nicht mächtig genug ist um seinen Besitz gegen männiglich zu vertheidigen, der ist dessen nicht sicher; wer aber diese Macht hat, der will seine Besitzungen vergrößern. Preußen hat seine Erwerbungen auf das „Recht der Eroberungen" gestützt, wer weiß wie dieses Recht auch gegen Preußen in Anwendung gebracht wird; sein ganzes System steht auf der Gewalt und sehr schnell oft wechselt die Herrschaft der Gewalten.

Das sogenannte positive Völkerrecht hatte seine geschriebenen Rechtsquellen nur allein in den internationalen Verträgen. Man hat die Geltung dieser Verträge aufgehoben und an deren Stelle das Princip der Nationalitäten gesetzt. Dieses für sich allein kann keine stabilen Zustände begründen, und wie die Sachen jetzt liegen, ist es ein Princip der Revolution, der Vergewaltigung und des Raubes. Keine internationale Frage kann mehr behandelt werden als Rechtsfrage; eine jede ist nur eine Frage der Macht, und die Macht frägt nur nach ihrem Vortheil. Jede Form einer rechtlichen Behandlung internationaler Dinge ist nunmehr eitel Heuchelei, und wenn es noch ein Völkerrecht gibt, so besteht es nur in den Empfindungen und den Gebräuchen civilisirter Nationen.

Die Verträge von 1815 haben die *gerechten* Ansprüche der Nationalitäten gänzlich mißachtet; sie haben nur Ausgleichungen zwischen den Ansprüchen der Regierungen bewirkt. Sie haben die Völker als Theilungsobjekte behandelt; sie haben nach Seelenzahl und Quadratmeilen die Länder

vertheilt und höchstens nur die Verhältnisse des Angriffes und der Vertheidigung beachtet. Aber diese Verträge haben eben doch einen internationalen Rechtsstand hergestellt, in welchem der Friede von Europa durch eine lange Reihe von Jahren bestanden. Um diesen Rechtsstand zu sichern, haben die Großmächte in dem Allianzvertrag vom 15. November 1815 die Familie Bonaparte von der höchsten Gewalt in Frankreich ausgeschlossen; aber anstatt, wie sie es vereinbart hatten, mit Entschiedenheit dagegen aufzutreten, haben sie sich mit der Anerkennung des französischen Kaiserreiches beeilt und sie haben dem Imperator geschmeichelt. Haben die großen Kabinette geglaubt, daß dieser die Verträge achten werde, so sind sie kurzsichtiger gewesen als der beschränkteste „Unterthanenverstand"; haben sie gewußt, daß dieser Imperator die „napoleonischen Ideen" in seine Herrschaft bringen müsse, so haben sie wissentlich die Ruhe von Europa dem Ehrgeiz preisgegeben. War im Lauf eines Menschenalters die Staaten-Ordnung unhaltbar geworden, so mußten die Mächte durch freie Uebereinkunft eine Aenderung bewirken. Und sie konnten es; denn Frankreich war damals sehr schwach und durch die allgemeine Abstimmung war dessen Macht nicht eben furchtbar geworden.

Ich will nicht doktrinär seyn, ich weiß wohl wie schwer es ist, lang bestehende Zustände ohne gewaltige Stürme zu ändern; aber nicht zu läugnen ist die Thatsache, daß jetzt eine gewisse Anarchie in dem Staatensystem von Europa besteht. Im Lauf von sieben Jahren sind sieben Regentenhäuser entthront und die Eroberungskriege sind in das „neue öffentliche Recht" aufgenommen worden. Keiner kann wissen, wann ein solcher Eroberungskrieg auch gegen ihn losbrechen wird, und darum muß ein Jeder gerüstet seyn, um sich zu vertheidigen oder um selbst anzugreifen.

Das preußische Wehrsystem war ursprünglich auf Vertheidigung berechnet; aber durch die neue Organisation hat Preußen sich zum Angriff gerüstet, es hat solchen geführt

und er ist ihm gelungen. Sonst kaum eine Großmacht ist Preußen jetzt den Mächtigsten gefährlich geworden. Seit vierzig Jahren führte man die wohlbegründete Klage, daß die Heere der Bureaukraten und die Heere der Soldaten das Mark der Völker verzehren, jetzt genügen den größten Staaten ihre Streitkräfte nicht mehr. Sie müssen diese in sehr großem Maßstab vermehren, und darum müssen sie ihre Völker bewaffnen. Nicht mehr ein Bruchtheil nur, sondern die Gesammtheit der Waffenfähigen soll Waffen tragen. Wie sehr die Franzosen sich gegen die allgemeine Wehrpflicht auch sträuben, die Vergrößerung ihrer Armee wird eine Volksbewaffnung seyn, wenngleich unter verhüllender Gestalt. Daß die Vertheidigung ein Volkskrieg werde, das ist billig und recht, jetzt aber will man auch die Eroberung durch Volkskriege bewirken.

„Die allgemeine Wehrpflicht schafft ein großes Heer mit kleinerem Aufwand als die bisher bestehenden Wehrsysteme es können.“ So sagt man und beruft sich dafür auf die Schweiz. Das schweizerische Milizwesen ist allerdings mehr werth als die deutschen Berufsoffiziere meinen; es mag hinreichen für einen Körper welcher niemals aktiv in die politischen Händel gezogen wird, sondern höchstens nur zum Schutz seiner neutralen Stellung gezwungen wird, und dennoch verursacht es einen sehr großen Aufwand sowohl dem Bund als den einzelnen Kantonen. In Preußen verschlingt das Wehrwesen mehr als alle andern Zweige der Staatsverwaltung und bei den Kosten desselben sind gar nicht gerechnet die beträchtlichen Ausgaben der Gemeinden, die persönliche Belastung des Volkes und die Verluste die daraus hervorgehen. Ein Milizwesen wie das schweizerische wäre unzureichend für alle die Staaten welche der Theilnahme an den europäischen Wirren sich nicht entziehen können. Sollen aber diese Staaten groß oder klein ihre Streitkräfte von Ein ein halb (1,5) auf zwei ein halb (2,5) oder gar auf drei (3,0) Prozent der Bevölkerung erhöhen, so müssen sie ihre Militärbudgets mindestens auf das Doppelte ihrer bisherigen

Beträge steigern. Und dagegen schützt sie keine Organisation, wenn solche ein schlagfähiges Heer schaffen und nicht etwa nur gelegentlich einer gewissen Anzahl von Menschen Gewehre in die Hände geben soll.

Bekanntlich ist die neueste Zeit gar fruchtbar in neuen Einrichtungen der Schießwaffen. Napoleons gezogene Kanonen haben der Erwartung bei weitem nicht entsprochen, aber sie haben zu besseren Einrichtungen den Anstoß gegeben. Seit dem J. 1859 hat man sich mit der Construktion gezogener Geschütze mit Hinterladung beschäftigt, man hat die alte Idee der Hinterladung wieder hervorgesucht und man hat die schönen preußischen Feldgeschütze und die ungeheuren englischen Armstrong-Kanonen zu Stande gebracht. Diese letztern — ich habe vor einem Jahre noch die Verfertigung und die Wirkung derselben recht genau in England gesehen — sind wunderbare Prachtstücke einer vollendeten Stahlarbeit in großen Maßen. Während der letzte Krieg nun herausgestellt hat, daß man die glatten Geschütze nicht ganz entbehren könne, hat sich für die Handfeuerwaffe das Gewehr mit Hinterladung als eine Nothwendigkeit erwiesen. Sind auch die großen Erfolge der Preußen nicht allein ihrem Zündnadelgewehr zuzurechnen, so ist es doch außer Zweifel, daß sie daraus Vortheile zogen für welche die andern Mächte nicht gleichgültig seyn dürfen; und alle Welt beschäftiget sich nun mit der Herstellung von Handfeuerwaffen welche in einer gewissen Zeit eine große Menge von Schüssen abgeben können. Gebe man nun der veränderten Enfield- oder der verbesserten Podewilsbüchse, gebe man dem Chassepotgewehr oder den Repetirbüchsen von Henry, oder dem Winchester- oder dem preußischen Zündnadelgewehr oder irgend einem andern den Vorzug: immer wird man das Fußvolk nach dem neuen System bewaffnen müssen. Mit der einmaligen Anschaffung der Waffe ist es aber nicht gethan für alle Zeiten.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren hat man die gezogenen Büchsen eingeführt und es wurde eine Menge von Systemen

erdacht; manche Staaten haben im Laufe einiger Jahre mehr als einmal die Waffen geändert und andere haben diese Jahre mit Untersuchungen über die beste Construktion zugebracht. Die Vortheile dieser verschiedenen Construktion der Büchsen waren keineswegs überwiegend und es war tiefer Friede. Man wußte nicht, ob man sie nur einmal im Ernste gebrauchen werde. Weit folgenreicher sind die Verschiedenheiten der Hinterladungsgewehre; gerade die Menge der bis jetzt erdachten Systeme zeigt an, daß man das beste noch nicht gefunden; die Regierungen aber können jetzt nicht Jahre mit Untersuchungen verlieren. Die Zeit drängt und sie möchte ihnen nur knapp zugemessen seyn für die neue Bewaffnung der großen Heere. Hat nun aber die technische Erfindungs-Kraft einmal diesen Gegenstand erfaßt, so wird es nicht lange währen, bis man eine wesentliche Verbesserung erfindet welche die jetzt gepriesenen Waffen in die Rumpelkammer werfen wird. Hat man mehr Soldaten, so braucht man auch mehr Waffen, und für die neuen Gewehre sind die Kosten der Herstellung und der Unterhaltung viel größer als für die alten.

Ich könnte sehr schlagende Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufstellen; aber auch ohne solche ist es klar, daß das Wehrwesen von jetzt an einen viel größeren Aufwand erfordern, also die Ausgaben der Staaten sehr bedeutend erhöhen wird. Kann man nun diese Mehrausgabe nicht durch Erhöhung der Steuern decken, so müssen die Staaten sich eben durch Anleihen helfen, und solche sind denn auch jetzt schon überall im Zuge. Die Franzosen berechnen 160 und selbst die Schweizer berechnen 10 Millionen Franken für die Anschaffung von neuen Gewehren. Die Staaten werden immer mehr verschuldet, die Völker werden immer schwerer belastet. Die Privatvermögen werden immer mehr in einzelnen Händen sich sammeln und immer mehr wird die große Masse der Bürger verarmen. Unter diesen Umständen ist es kaum möglich, den Völkern eine vernünftige Selbstregierung zu

gewähren; eine straffe Concentrirung der Staatsgewalt wird mehr als zuvor eine Nothwendigkeit, und der trügerische Schein einer Selbstregierung wird nur das Heer der Bureaukraten vermehren. Man wird die Formen eines freien Staatswesens scheinbar wahren, aber man wird den Völkern die unerläßlichen Bedingungen der Freiheit entziehen. Soll ich Dir etwa deutsche Staaten nennen in welchen all' diese Herrlichkeiten jetzt schon zu sehen sind?

Wenn diese Folgen nun für alle Nationen sich herausstellen, so werden für die deutschen Völker noch ganz besondere Betrachtungen eintreten müssen. Der Feldzug der Bundesarmee hat Uebelstände erwiesen die man früher kaum auszusprechen gewagt hat. Entfernt man auch jeden Gedanken an Verrath, so ist es doch außer Zweifel, daß in den Truppen der kleinen Staaten die partikularistische Auffassung niemals ganz verschwindet und, den Einzelnen unbewußt, ihre Wirkungen ausübt. Sind solche Truppen in ein Heer zusammengezogen, so mangelt dem Soldaten das Gefühl der Angehörigkeit an ein großes Ganzes und ihre hohen Offiziere haben nicht gelernt ihre Truppen als Theile eines solchen großen Körpers zu führen. Könnten sie es, so wären sie immer durch Rücksichten und wohl auch durch Instruktionen gebunden welche um so verderblicher sind, als sie, ohne klare Bestimmtheit gegeben, meistens nur andeuten, was man eigentlich will. Diese höheren Offiziere mögen ein Gefecht sehr gut anordnen und leiten, aber für das Eingreifen in die Ausführung eines großen strategischen Planes fehlt ihnen das Urtheil, und besitzen sie es, so erscheinen die Eifersüchteleien welche in den kleinen Staaten gepflegt sind.

Die Offiziere und die Soldaten der süddeutschen Truppen haben ihre Schuldigkeit gethan; sie haben, so viel an ihnen gewesen, die Ehre der Waffen aufrecht erhalten, aber sie haben schmerzlich erfahren, daß Hingebung und Tapferkeit nirgend einen Erfolg erwarben, daß den Bestandtheilen der Bundesarmee der Zusammenhang fehlte, und daß ihre höchsten

Führer nicht Einem Gedanken und Einem Befehl gehorchten, und theilweise die heutige Art der Kriegführung gar nicht verstunden. Kann man es diesen Offizieren und Soldaten verargen, daß sie künftig nicht nutzlos fechten und bluten wollen?

Die Offiziere der süddeutschen Truppen erkennen daß eine Armee aus Contingenten zusammengesetzt, niemals eine rechte Stärke erlangt; sie erkennen daß nur ein streng geeinigter Heereskörper gegen die Heere der großen Einheits-Staaten bestehen kann, und daß diese selbst bei geringerer Zahlstärke überlegen sind. Sie sehen ein daß kleine Staaten mit dem besten Menschenmaterial und mit dem größten Aufwand eine rechte Wehrkraft nicht bilden und in ihrem kleinen Dienste keine Heerführer erziehen können. Unbefangene Männer glauben an einen „süddeutschen Bund" so wenig als ich daran glaube, und sie sagen, wenn ja ein solcher zu Stande käme, so würde das Bundesheer die alte Zerfahrenheit und das alte Sonderwesen wieder zeigen. Es würde die alte Schwerfälligkeit, die alte Ungeschicklichkeit, mit einem Wort den alten Jammer wieder aufführen. Wer auch sollte die Einheit dieser Armee herstellen, wer sollte sie organisiren und führen? Wäre Oesterreich auch nicht von Deutschland ausgeschieden, so haben die österreichischen Corpsführer eben kein besonderes Vertrauen gewonnen. Bayern hat in dem Feldzug von 1866 seine Unfähigkeit für solche Aufgabe erwiesen. In keinem Fall aber würde es sich dem viel kleineren Württemberg unterordnen, und selbstverständlich bleibt Baden außer Berechnung. Was Wunder wenn süddeutsche Offiziere, die Abneigung gegen preußisches Wesen vergessend, von Preußen geführt, wenn sie dem großen Heer angehören wollen welches ihrer Meinung nach die deutsche Heeresmacht werden soll? Wäre Deutschland auch ein republikanischer Bundesstaat — die deutschen Soldaten müßten dennoch die straffe innere Einheit seines Heeres, sie müßten dessen einheitliche Organisation und einheitliche Führung verlangen.

Wenn nun Preußen in den annektirten Ländern seine Wehrverfassung einführte, so will es vor Allem seine Heeresmacht verstärken, aber es hat dafür noch andere Gründe die unter allen Umständen von großer Wichtigkeit sind. Alle jungen Männer müssen wenigstens ein, die meisten drei Jahre in dem aktiven Heer „präsent“ seyn, später stehen sie in der Reserve und zuletzt noch in der Landwehr. Dieser Dienst und diese Pflichtigkeit sind gar vielen sehr widerwärtig, weil sie ihre Lebensverhältnisse stören; aber dennoch gewinnen alle die Liebe für die Truppenkörper in welchen sie gestanden, somit eine Liebe für ihre Waffe. Durch diese aber gewinnen sie eine Anhänglichkeit für die Armee und in natürlicher Folge eine unzweifelhafte Anhänglichkeit an das Staatswesen. Jedes Jahr werden in alle Berufsarten, in alle Lebensstellungen viele Tausende zurückkehren welche rechte Preußen und dazu noch recht mannhafte Leute geworden sind — Männer welche das Waffenhandwerk gelernt haben, und welche nicht anders wissen als daß sie wieder in den Reihen stehen, sobald ihr oberster Kriegsherr, sobald der König sie ruft. Oft unbewußt, aber immer gewiß sind sie stolz darauf, daß sie zu den Männern zählen welchen das Vaterland seine Geschicke anvertraut, und aus diesem Stolz entsteht ein Hochgefühl welches fremd ist demjenigen der seine Jugend nur in der Schreibstube, im Comptoir oder in der Werkstätte verlebt hat. Allerdings ist die allgemeine Wehrpflicht streng durchgeführt eine sehr große Last; aber lasse immer diese Last klagend und tadelnd besprechen, es besteht dennoch die sittliche Wirkung der Anstalt. Das Selbstgefühl und der Nationalstolz des Mannes wäre nicht vorhanden, wenn er nicht die Waffen getragen, und vieles was wir in dem Preußenwesen, vielleicht mit Widerstreben achten müssen, ist die Wirkung der allgemeinen Wehrpflicht.

Wird diese allgemeine Wehrpflicht nun auch durchgeführt in den Ländern die noch nicht annektirt, vorerst noch den Schein eines besonderen Bestehens bewahren, so werden

die bezeichneten Wirkungen dennoch sehr fühlbar eintreten. Die Truppen dieser Bundesstaaten sind in die preußische Armee eingereiht, der König von Preußen ist auch ihr oberster Kriegsherr. Der Soldat vergißt daß er ein Sachse, ein Nassauer, ein Oldenburger u. s. w. ist; er gehört zu diesem oder jenem Corps der großen Armee und er wird mit einer gewissen Verachtung auf das Soldatenspiel zurücksehen welches die kleinen Staaten getrieben. Seiner ganzen Gesinnung nach ist er ein Preuße geworden und diese Gesinnung bringt er mit in sein bürgerliches Leben. Mit der Stellung der Truppen des Rheinbundes ist diejenige der Truppen des norddeutschen Bundes in dem preußischen Heer nicht zu vergleichen. Die Rheinbundsstaaten gaben nur ihre Contingente die man für einen Feldzug meistens in verschiedene Corps, oft selbst in verschiedene Brigaden vertheilte und sie blieben in ihrer äußern Erscheinung sowohl als durch ihre Gesinnung Soldaten der betreffenden Staaten. Die Truppen der norddeutschen Bundesstaaten sind auch im Frieden der preußischen Armee einverleibt. Sie sind unter allen Umständen Bestandtheile des preußischen Heeres; sie stehen unter Befehl und Verwaltung der Preußen, sie tragen dieselben Waffen und dieselbe Uniform, wenn es hoch kommt auf der Pikelhaube ein anderes Zeichen als den Adler, sie gehen nach dem gleichen Commando und befolgen dieselben Dienstvorschriften, und sie wissen daß der oberste Kriegsherr ihre Offiziere ernennt. Sie wissen daß die preußische Heeresverwaltung sie einruft oder entläßt, wenn auch dem Schein nach durch ihre besondere Regierung. Auch in diesen Truppen wird die Anhänglichkeit an die „herrliche Armee“ entstehen, und wenn sie auch gern wieder zu ihrem Herd und zu ihrer Beschäftigung zurückkehren, so werden sie als Bürger das kleinliche Wesen der Sonderstaaten nicht mehr hoch achten können. Es wäre freilich wohl möglich daß, von preußischem Hochmuth diese Bundestruppen mit Geringschätzung behandelt würden, aber der Grimm darüber wird nur den

Wunsch hervorrufen, daß sie vollkommene und rechte Preußen werden.

So wird es nach wenigen Jahren dahin kommen, daß der letzte Rest der Anhänglichkeit an die Sonderstaaten verschwindet, daß der beste Theil ihrer Völker die Einverleibung in den preußischen Großstaat verlangt und diese, eine Nothwendigkeit geworden, gewissermaßen von selbst erfolgt.

Jetzt hab' ich das Schreiben genug; und der Aufenthalt in dem schweizerischen Athen wird mir nachgerade langweilig. Nach einigen Tagen werde ich abreisen. Wohin? ich weiß es nicht; die Nachrichten von Frankfurt sind noch nicht eben erbaulich. — Vielleicht werd' ich Gebrauch machen von Deiner freundlichen Einladung.

Wie immer

Dein N. N.

VI. Schlußwort.

Genf 27. Oktober 1866.

Noch immer ist das Wetter mild und schön, und da denk' ich, es sei auch gut zum Reisen. Mein Koffer ist gepackt, ich schreibe Dir zum letztenmal von hier, und ich schreibe nicht etwa nur um die Stunden bis zum Abgang des Dampfbootes zu tödten, sondern ich schreibe um meinen alten Kopf ein bischen zu entledigen von all den Dingen die darin herumwirbeln. Wenn ich nun Vieles was schon geschrieben, wiederhole oder wenn ich Dinge aufführe, die aus dem Früheren nothwendig folgen — ei so nimm es hin in Gottesnamen ohne Murren.

In dem zerrissenen Deutschland sucht man noch immer die Täuschung eines Föderativsystemes zu erhalten. Preußen

will durch die norddeutschen Bundesgenossen seine Macht vergrößern, aber es will nicht die Freiheit seiner politischen Bewegung, es will nicht die Einheit des Willens und der bewaffneten Macht aufgeben wegen dieser Verstärkung. Die Mitglieder des norddeutschen Bundes sind jeder selbstständigen Politik ledig, sie erscheinen nicht mehr in den internationalen Verhältnissen, nicht einmal mehr in den kleinen Beziehungen der einzelnen Staaten. Die vollkommene Einverleibung ist nur noch eine Frage der Zeit.

Daß die süddeutschen Staaten nicht in ihrer Vereinzelung bleiben können, das sieht männiglich ein. Vereinigen sie sich in einen Bund, so müssen auch sie um diesem eine Einheit zu schaffen, einen großen Theil ihrer Souveränetät in die Hände der Bundesgewalt legen. Sie könnten dann keine besondere Politik, sie könnten keine unmittelbaren internationalen Beziehungen unterhalten; sie könnten aber der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht doch nicht entgehen, denn sie müßten ein einheitliches Bundesheer schaffen. Wem wollten diese Staaten die „politische und militärische Führung“ übertragen, wer sollte ihr Oberhaupt werden? An dieser Frage allein wird der Gedanke des südwestdeutschen Bundes scheitern.

Angenommen daß eine solche Anstalt dennoch zu Stande käme, so wird sie nicht einen Körper bilden, der stark genug wäre um selbstständig in den Gang der großen Ereignisse einzugreifen. Die Idee einer allgemein anerkannten Neutralität aber in Vereinbarung mit der Schweiz ist eben ein Traum. Soll der süddeutsche Bund Allianzen suchen, kann er sich an Oesterreich, kann er sich an Frankreich anlehnen, oder soll er am Ende nur dazu dienen um unter günstigen Bedingungen dem norddeutschen Bunde beizutreten? Hofft man wirklich daß Großpreußen sich in ein föderatives Deutschland verwandle?

Wenn je noch ein Zweifel bestanden, so hat der Krieg vom J. 1866 die Schwäche und mit dieser die Unhaltbarkeit

der kleinen politischen Körper dargethan. Jedes unverdorbene Gefühl muß das Schicksal von Hannover, von Hessen, von Nassau und von Frankfurt beklagen; der natürliche Rechtssinn muß die Politik der Eroberung und des Raubes verdammen, und die bessere Kenntniß der positiven Rechtsverhältnisse muß das Urtheil des gesunden Sinnes bestätigen. Aber wir dürfen auch nicht verkennen, daß alle Verhältnisse unserer Zeit große Maße verlangen. Auch in der sittlichen Welt macht das allgemeine Naturgesetz sich geltend. Die kleinen Massen können nicht mehr ihre eigenen Bahnen bilden, sie müssen um die großen herumlaufen oder sie müssen ganz auf sie fallen, wenn sie in den Anziehungsraum derselben eintreten. Ach, mein Freund! dieses Gesetz wird sich schonungslos durchführen und wir fragen umsonst, ob Großpreußen diese Masse sei, oder ob es durch den Stoß künftiger Ereignisse selbst wieder zerstückelt und stückweis einem neuen Körper zugeworfen werde.

Der liebe Herrgott will eine andere Weltordnung haben, und ein wahrer und rechter Prophet wäre Derjenige welcher eine Einzelheit der neuen Gestaltung, wenn auch nur für die nächsten Jahre voraussähe. Mehr als jemals ist uns die Zukunft verhüllt, aber die Lage der Gegenwart — die kann jeder gesunde Verstand erkennen und aus dieser Gegenwart wird die Zukunft geboren.

Mit dem Princip der Legitimität ist die religiöse Auffassung des Staatswesens gefallen, das Königthum ist von den Fürsten selbst aufgegeben und damit haben sie die Ehrfurcht und die Liebe für das Königthum bei den Völkern zerstört. Das monarchische Princip ist in der Zeit und in der Meinung der Menschen verloren, und ein anderes hat noch nicht Kraft und Geltung gewonnen. Die Anzahl der Vertheidiger des monarchischen Grundsatzes wird jeden Tag kleiner, die demokratische Richtung dagegen gewinnt wachsenden Anhang. Aber jene können nichts mehr halten und diese vermag noch nicht etwas zu schaffen. Die sittlichen

und die positiven Grundlagen der bisherigen Staatenordnung sind zerstört; die Rechtsordnung ist in ihrem Wesen gebrochen, sie schützt nicht mehr die Schwachen gegen die Gewalt. Der Besitzstand hat nur allein in der Macht seine Gewähr und selbst der Mächtige muß Hülfe und Rückhalt suchen. Darum ist das letzte Drittheil des 19. Jahrhunderts die „Zeit der Allianzen“ welche nur der wahre oder eingebildete Vortheil schließt, aber niemals die Achtung des Rechtes. Unter solchen Umständen müssen die großen europäischen Fragen zum Austrag kommen, und der Prozeß der Lösung gefährdet Alles was jetzt noch besteht.

Die kleinste der europäischen Großmächte hat die Verträge endgültig umgeworfen durch welche sie selbst geworden; sie hat die andere deutsche Großmacht aus ihrer geschichtlichen und vertragsmäßigen Stellung gedrängt. Sie hat anerkannte Regentenhäuser entthront, und an die Stelle des geschichtlichen und vertragsmäßigen Rechtes das Recht der Eroberung gesetzt. Sie hat die einen Staaten aufgelöst und andere unter ihre Botmäßigkeit gestellt. Europa hat diese Akte der Gewalt nicht gehindert, und in alle künftigen Wirren kann Preußen jetzt mit entschiedener Ueberlegenheit eingreifen, wenn nicht alle anderen Mächte in gleichem Verhältniß ihre Streitkräfte vergrößern. Diese müssen unter irgend einer Form den besten Theil ihrer Völker zum Kriegsdienst verpflichten, den Millionen streitbarer Männer müssen sie neue Waffen geben und diese nach kurzer Zeit vielleicht wieder ändern. In natürlicher Folge müssen alle Staaten die Kräfte ihrer Völker in den Händen der Staatsgewalt vereinigen, und darum müssen sie deren Organe noch immer vermehren. Die Regierungen können der verstärkten Bureaukratie eine große Gewalt übertragen, aber ihr nicht mehr das Ansehen verschaffen welches die Zeit für immer gebrochen. Die öffentlichen Bedürfnisse werden maßlos vergrößert; die bisherigen Mittel können nicht mehr ausreichen und immer mehr werden die Völker belastet. Mögen die Finanzmänner auch noch

manche Kunststücke erdenken, mögen sie Anleihen auf Anleihen unter Wucherbedingungen abschließen — einmal muß der öffentliche Credit seine Grenzen erreichen und früher oder später können die Regierungen gewaltsame Maßregeln nicht mehr vermeiden. Die unzähligen Staatsgläubiger des Mittelstandes werden Bettler und die Börsenmänner und die Juden werden reich durch das allgemeine Unglück.

Die Unzufriedenheit, in manchen Völkern jetzt schon so groß, wird wachsen und die Regierungsgewalt zur Zwangs-Herrschaft steigern, während in dieser Unzufriedenheit das Streben zur Freiheit mächtiger und immer mächtiger wird, und sich mit der Gährung verbindet welche die besitzlose Arbeitskraft der Nationen bewegt. Keine menschliche Macht kann diese Bewegung verhindern, denn wenn die großen Volksheere auch lange Zeit die Regierungsgewalt stärken, so werden sie am Ende doch für die Volksfreiheit einstehen. In welche Richtung wird dann die Bewegung der Völker eintreten?

Unsere Zukunft ist — die Revolution! Von oben ist sie schon weit geführt, wahrscheinlich wird sie von unten das Werk vollenden. Die Revolution kann aus blutigen Kriegen entstehen; sie kann aus stürmischen Bewegungen der Völker hervorgehen, sie kann aber auch in stillem Fortschritt sich allmählig entwickeln. Gleichviel, die Zukunft von Europa ist die Revolution.

Manchmal meine ich: die neue Gestaltung der Dinge möcht' ich doch wohl noch sehen. Aber öfter noch bin ich feig genug, mich des Alters zu freuen welches mich der tollen Wirthschaft entrückt.

Aber nun genug. Die Zeit ist vorüber und die Leute rennen nach dem Dampfboot welches nicht weit vom Gasthof im See liegt. Vorerst geh' ich nach Vevey, von dort wirst Du Nachricht erhalten, aber mit der Politik laß mich noch eine Zeitlang in Ruhe. Von Herzen

Dein N. N.

XVII.

Abraham a Sancta Clara.

Nach Th. von Karajan.

Schiller hatte wohl Recht: ein prächtiges Original ist dieser Abraham a Sancta Clara, ein „Original vor dem man Respekt bekommen muß.". Und doch mußten von seinem Tode ab reichlich anderthalb Jahrhunderte verfließen, bis dem originellen Zeitgenossen Kaiser Leopolds I., bis dem berühmtesten und beliebtesten Kanzelredner Oesterreichs das einfache Denkmal einer kritisch gesichteten Lebensbeschreibung zu Theil wurde. Pater Abraham gehört zu jenen merkwürdigen volksthümlichen Gestalten, deren sich so gern die Sage bemächtigt, um im Verlauf der Zeit einen Kreis von wahren und erdichteten Anekdoten um sie zu ziehen, hinter denen die historischen Umrisse immer schwankender und undeutlicher zurücktreten. So kernhaft sein Charakterbild dasteht als Typus des süddeutschen Volkshumors, von seiner äußeren Geschichte blieb wenig Verläßliches bekannt und außer seinem Geburtsort und Todestag war kaum ein Datum, nicht einmal das Geburtsjahr sichergestellt. Auch bei Gödeke, der sonst am sorgfältigsten verfährt, sind mit Ausnahme des Todesjahrs alle Zahlen unrichtig. Ueber Abrahams Stellung als Ordensmann und kaiserlicher Hofprediger mußte man sich mit all-

gemeinen Angaben und unverläßlichen Anekdoten begnügen; über den eigentlichen Bildungsgang des genialen Redners und Schriftstellers ließen die Literaturgeschichten den Fragenden vollends im Stich.

Eine Biographie des Paters war sonach in der That, wie Herr von Karajan erkannte, zur Ehrenpflicht geworden, und das Glück wollte, daß wenigstens der rechte Mann endlich die Erfüllung dieser Ehrenpflicht auf sich nahm *). Herr von Karajan hat sich schon mancherlei Verdienste um die Literatur und Sprachforschung erworben; von dem gelehrten Präsidenten der Wiener Akademie der Wissenschaften war auch dießmal nur etwas durchaus Gediegenes zu erwarten. So verhält es sich. Es ist eine wirklich pietätsvolle Forschung, was wir aus den Händen Karajans bekommen haben, eine nüchterne prunklos gründliche Arbeit, an der die Mühe des Suchens fast auf jedem Blatte klebt. Ueberallhin, an jedes Oertchen wo Abraham einmal in seinem bewegten Leben geweilt, an die Spielplätze des Knaben, an die Studienstätten des Jünglings und Novizen, an die verschiedentlichen Orte seiner Wirksamkeit als Ordensmann und Prediger hat der Forscher seine Nachsuchungen und Anfragen um Aufschluß gerichtet. Aus den zahlreichen Schriften des Augustinermönchs hat er mit musterhafter Sorgfalt zusammengestellt sowohl was zur Richtigstellung seines Lebenslaufs, als auch was zur Charakteristik seiner geistigen Entwicklung und Bildung dient. Streng chronologisch vorwärts schreitend weist er, soweit die gedruckten und ungedruckten Nachrichten ausreichen, Jahr für Jahr nach, was Abraham gethan und geleistet, seine Reisen und Gastpredigten, Entstehungszeit und Anlaß der Gelegenheitsschriften und Werke mit allen damit verknüpften Umständen und Beziehungen. Es war viel zu

---

*) Abraham a Sancta Clara. Von Th. v. Karajan. Mit einem Porträt, gestochen von Prof. Louis Jacoby. Wien, Carl Gerold's Sohn 1867.

säubern und zu sichten, und nach dieser Seite hin, durch Sicherstellung und Berichtigung hat Herr von Karajan besonders Verdienstliches geleistet.

An ihm liegt es nicht, wenn dennoch Manches unaufgehellt und die mühselige Nachforschung so häufig unbelohnt geblieben. Er hat es im Verlauf der Untersuchung nur zu oft zu beklagen, daß die Quellen gar so kärglich fließen, und hebt namentlich hervor, daß auch nicht ein Brief Abrahams aufzufinden gewesen. Das Alles haben wir in vorderster Reihe der gepriesenen Klosteraufhebung zu verdanken. Jenes schleuderhafte, rücksichtslos zerstörende Verfahren gegen alle Urkunden und schriftlichen Denkmäler in den Klöstern hat gründlich dafür gesorgt, daß wie in vielen andern, so auch in dieser geschichtlichen Forschung so manche Lücke übrig, die Antwort auf so viele Fragen ausbleiben muß. Nie ist Werthvolles leichtsinniger verschleudert, nie stupider geschaltet worden als in der Zeit und im Namen der sogenannten Aufklärung.

Ueber die Anlage und Einrichtung des Buches, von deren Zweckmäßigkeit wir uns nicht durchwegs überzeugen konnten, wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Wir halten uns lieber mit ungemischter Freude an das Thatsächliche was er uns geboten und laut der Vorrede bieten will: die mit den vorhandenen Behelfen erreichbare Herstellung der Lebensgeschichte Abrahams und eine aus seinen Schriften gezogene treue Schilderung seiner Persönlichkeit. Er hat es verschmäht auf eine allseitige ästhetische Würdigung seiner Werke sich einzulassen und damit dem eigenen Werke den krönenden Schlußstein einzufügen. Aber auch aus dem Gebotenen tritt die kräftige Individualität des geistlichen Schriftstellers und Predigers in voller Frische und Anschaulichkeit uns entgegen.

Der Familienname Abrahams a Sancta Clara ist bekanntlich Johann Ulrich Megerlin. So steht er im Tauf-Register eingetragen, und auf Grund desselben pfarramtlichen Taufregisters hat Karajan zum erstenmal das Geburtsjahr

festgestellt gegen eine Reihe irriger Angaben, die fast alle mit seltsam übereinstimmender Hartnäckigkeit auf dem J. 1642 bestehen. Unser Ulrich ist aber nach jenem entscheidenden Dokument am 2. Juli 1644 geboren und war das achte unter neun Kindern des Wirths „zur Traube" in Krähenheimstetten. Der Vater Matthias Megerlin, ein wackerer rühriger Mann, erschwang sich aus kümmerlichen Anfängen zu ziemlich auskömmlichen Verhältnissen, die nur durch einen reichen Kindersegen und durch die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges wieder etwas in's Schwanken gebracht wurden. Das Haus, in dem er die Wirthschaft begründete, war ein Lehengut der Grafschaft Mößkirch.

Das Pfarrdorf Kreenheinstetten (so schreibt Karajan den Namen) liegt zwei Stunden nordwestlich von Mößkirch, auf hoher Bergfläche zwischen Wäldern und Wiesen gelagert. „In diesem stillen Winkel Deutschlands, den Reichsstraßen nicht durchzogen, Ströme nicht belebten, Städte nicht beunruhigten, stand die Wiege des Mannes, der durch seine geistige Begabung wie durch die Macht seiner Rede die größte der Städte seines Vaterlandes in ruhelosen, kriegbewegten, kummervollen Tagen für Tugend, Recht und Glauben begeisterte. Und diese Stille und Abgeschiedenheit mag es wohl zum Theil gewesen seyn, die das empfängliche Gemüth des Knaben ungetrübt in schlichter Wahrhaftigkeit reifen ließ." An seiner geistigen Ausbildung aber arbeiteten nachmals in neidlosem Zusammenwirken eine schwäbische, eine bayerische und eine österreichische Anstalt mit. Der baarfüßige Junge setzte nämlich schon frühzeitig durch eine brennende Wißbegierde seine ländliche Umgebung in Nachdenken und da man merkte, wie er selbst einmal äußert, „daß der Rumpf seines Leibes mit einem ganz sonderbaren Kopf versehen war", so schickte man den Jungen auf etliche Jahre in die lateinische Schule nach Mößkirch: „daselbst die Nessel bald zu brennen begunnte", vermerkt ein kluger gleichzeitiger Biograph. Wirklich muß seine Befähigung rasch in's gehörige Licht getreten seyn, denn

von Mößkirch und den ersten Rudimenten heraus ward der kleine Ulrich in Bälde an die Jesuitenschule nach Ingolstadt befördert. Der Aufenthalt an der bayerischen Studienanstalt fällt in die Jahre 1656—59, und der Augustinermönch gedenkt in spätern Schriften seiner Lehrer daselbst mit Auszeichnung. Auf die fernere Studienwanderung scheint dann ein geistlicher Oheim eingewirkt zu haben.

Ein Bruder seines Vaters, Abraham Megerle aus Wasserburg, der in der Musik und namentlich im Orgelspiel einen bedeutenden Ruf erlangte, war nach einer bewegten musikalischen Laufbahn erzbischöflicher Kapellmeister an der Domkirche in Salzburg geworden (1643 — 54); später von Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben, beschloß er seine Tage als Canonikus und apostolischer Protonotar zu Altötting (1680). Wahrscheinlich auf den Rath dieses Oheims siedelte der junge Ulrich im Herbst 1659 an das Gymnasium der Benediktiner in Salzburg über, um dort „unter emsigen Studien das Salz der Weisheit" zu gewinnen.

Die Wahl war für seine Geistesentwicklung nicht ohne Bedeutung. Der Lehrer, der hier den nachhaltigsten Einfluß auf ihn übte und seinem gleichartigen Talent wohl zuerst die bestimmende Richtung lieh, war der P. Otto Aicher aus dem alten Benediktinerstift St. Veit in Niederbayern, zu seiner Zeit als Dichter, Redner und Prediger berühmt. Während Ulrichs Studienzeit in Salzburg hatte dieser begabte Kopf die Lehrkanzel der Poesie übernommen und wirkte auf derselben anregend durch seine Leutseligkeit und Gewandtheit, durch die reife Kenntniß und den erweiterten Gesichtskreis seiner Lehrvorträge, vorzugsweise aber auch durch seine schriftstellerische Fruchtbarkeit, in der er den Ernst mit dem Scherz auf eine annehmliche Weise zu verbinden wußte. Unter seinen vielfältigen Schriften findet sich nach Karajan „eine Anzahl solcher die man zur Classe der Joco-seria zählen muß, also zu einer Richtung die sein gewiß eifriger Schüler

mit besonderer Vorliebe und sicher nicht ohne Anregung durch seinen Meister gepflegt hat, diesem auch darin folgend, daß er wie jener nach dem Ruhme strebte eines ausgezeichneten Predigers, ja ihn an Glanz in dieser Richtung noch überstrahlte" *). Hier also empfing der talentvolle Schwabe den Impuls zur Herausgestaltung seiner geistigen Eigenthümlichkeit und hier legte er auch den Grund zu dem tüchtigen Wissen, das ihn in spätern Jahren auszeichnete. In Abrahams Schriften finden sich mancherlei Erinnerungen an seinen Jugendaufenthalt in dem schönen Salzburg, und so hat er denn auch in dankbarer Erinnerung an den Unterricht der Benediktiner den vierten Band seines „Judas" dem Benediktinerabt Raimund Regondi gewidmet, wobei er in seiner launigen Weise ein ungeheucheltes Lob jener Salzburger Anstalt niederlegt.

Die sittliche Reinheit seines Wesens und die ausgesprochene Begeisterung für jene unmittelbare, das sittliche Wohl des Nebenmenschen erfassende Lehrwirksamkeit von der Kanzel herab entschied die Berufswahl des jungen Schwaben. Mit 18 Jahren trat Ulrich Megerlin in den Augustiner-Orden und wurde im Herbst 1662 im Barfüßerkloster des heil. Augustin zu Wien eingekleidet. Hier nahm er, vielleicht im Hinblick auf seinen geistlichen Oheim, den Namen an, unter dem er nachmals so berühmt geworden ist: Abraham a Sancta Clara. Nachdem er im Kloster zu Maria-Brunn, zwei Stunden von Wien, das Noviziat durchgemacht hatte, empfing er 1666 im Mutterhause zu Wien die Priester-Weihe und legte in Kurzem seine Befähigung für das Prediger-Amt so entschieden an den Tag, daß der Orden sich beeilte ihn an den rechten Platz zu stellen. Die Kanzel wurde

*) Karajan theilt im Anhang als dritte Beilage das Schreiben des Convents von St. Veit über P. Otto Aichers Ableben (1705) mit, ein nicht uninteressanter Nekrolog des wackern Mannes.

fortan das Kampffeld für diesen eigenthümlich ausgerüsteten streitbaren Geist, und auch seine bald nebenhergehenden Schriften waren ihrer Entstehung wie ihrem Wesen nach nichts anderes als erweiterte populäre Predigten.

Das Klösterlein Maria Stern zu Taxa in Oberbayern, erst zwölf Jahre vorher errichtet, aber bereits ein gern besuchter Wallfahrtsort, war die Stätte an welcher der junge Priester, von seinem Orden als Feiertagsprediger entsendet, seine Laufbahn eröffnete. Es war ein bescheidener Anfang, aber der Anfang unter einem guten Stern. Die Eigenthümlichkeit seiner anziehenden Predigtweise trat schon hier in den ersten Keimen hervor und machte den neuen Prediger im Umkreise schnell beliebt. Die zündende Kraft seiner Sprache zog Schaaren betender Wallfahrer an den Marienfesten nach dem stillen Klösterlein, zog aber auch die Aufmerksamkeit der Wiener Obern in erhöhtem Maße auf das seltene Talent. Daher kam es, daß er schon im folgenden Jahre (1668) wieder nach Wien berufen wurde, um dortselbst in gleicher Eigenschaft zu wirken und noch mehr zu erproben, daß er, wie der gute Prior von Maria Stern vermerkte, „kein geschwätziger, sondern ein tiefsinniger beredtsamer Schwab seye.“ Das Andenken an das bayerische Klösterlein und an seine erste jugendliche Wirksamkeit daselbst blieb aber dem trefflichen Prediger zeitlebens theuer; denn dieser dauerhaften Erinnerung entsproß fast zwanzig Jahre später das Wallfahrtsbüchlein mit dem seltsamen Titel „Gack Gack ꝛc.“, eine Schrift die eigens zur Erbauung der Wallfahrer und zur Beförderung des Bruderhauses von Maria Stern geschrieben ward und solchen Anklang fand daß es, kaum erschienen, immer neue Auflagen erlebte.

Ein großer Wirkungskreis that sich jetzt dem jungen Augustiner in der Kaiserstadt auf. Der Sprung von dem kleinen Taxa nach dem großstädtischen geräuschvollen Wien war kein geringer; Abrahams beweglicher Geist muß sich aber rasch in die neue Aufgabe und die neue Umgebung hin-

eingefunden haben. Denn soweit die spärlichen Nachrichten über den nächsten Zeitraum Auskunft geben, zeigen sie den beredten Ordensmann überall frisch und rüstig auf seinem Posten. Vor allem als auserwählten Fest- und Sonntagsprediger des Klosters. So sind die nächstfolgenden Jahre hauptsächlich durch Predigten auf feierliche Anlässe bezeichnet, welche von jetzt ab in der Regel auch in Druck ausgingen, alle mit jenen dem Zeitalter eigenthümlichen schnörkelhaften Titeln, als 1673: „Astriacus Austriacus Himmelreichischer Oesterreicher &c.“, eine zu Klosterneuburg am Leopoldstag gehaltene Festpredigt auf den heil. Markgrafen Leopold, den Gründer dieses Stifts, das der begeisterte Prediger in Ansehung dieses erhabenen Gründers „sehr fugsamb Kloster Heiligburg nennen“ möchte; 1675 „Neuerwählte Paradeyß-Blum“, Lobrede auf den heil. Joseph als neuerkornen, durch Kaiser Leopold „mit Guthaissung des Himmels, mit Gratulirung aller Engel, mit Frohlockung des Volks, mit größtem Herzen-Trost“ eingeführten Landespatron; 1676 „Prophetischer Willkomm, das ist: Ein Weissagung von Glück ohne Tück &c.“ zur Vermählungsfeier Kaiser Leopolds I. mit Eleonora Magdalena. Die Hauschronik des Klosters berichtet, daß diese Predigt dem Kaiserpaare nachher bei dessen Erscheinen in der Augustiner-Kirche gedruckt überreicht wurde.

Abrahams Ruf kam in's Wachsen. Die urwüchsige Frische, die freimüthige Derbheit und der schlagfertige bilderreiche Witz seiner Rede übten eine ungewohnte Anziehungskraft und der Zudrang des Volkes zu seiner Kanzel war außerordentlich. Bald wurde seine Beredtsamkeit auch anderwärts in Anspruch genommen, und eine gleichzeitige Quelle behauptet, daß „in und außer Wien wenig hohe und vornehme Cantzeln, welche er nicht öffters betretten hat.“ In der That wurde er unzählige Male zu Gastpredigten eingeladen oder vom Kloster ausgeschickt, und viele Orte in den österreichischen Landen, namentlich in Steyermark, bekamen in der Folge den Zauber seiner feurigen Rede zu vernehmen.

Auch zu andern Geschäften des Klosters, wo es auf natürliche Beredtsamkeit ankam, wußte der Prior den jungen Pater mit Erfolg zu verwenden, und die mancherlei Anekdoten, die davon in Schwang kamen, bezeugen wenigstens seine gewinnende Anstelligkeit und die schalkhafte Munterkeit seines Wesens.

Abraham war 33 Jahre alt als er — am 28. April 1677 — zum kaiserlichen Hofprediger ernannt wurde: eine Auszeichnung welche dießmal das Verdienst traf und doch für Viele überraschend kommen mochte. Der naturwüchsige Mönch mit seiner unbestechlichen Wahrheitsliebe und dem sarkastischen Freimuth, der geborne Volksprediger als Hofprediger: das war jedenfalls eine interessante und keine alltägliche Erscheinung. Abrahams Stellung zu Kaiser Leopold war aber eine solche welche beide Theile gleich ehrte. Der unerschrockene Freimuth verließ den Prediger auch vor den Majestäten nicht, und der ehrliche fromme Kaiser hatte Hochsinn genug, daß er es nicht bloß duldete sondern wünschte, „daß die Laster dem Hofe ohne Maske vorgestellet“ würden. Die zeitgenössischen Geschichtschreiber des Kaisers kommen mit Abrahams Lobrednern in dem Zeugniß überein, daß der berühmte Prediger dieses Ehrenamt mit aller an ihm gewohnten schneidigen Geradheit übte: P. Abraham a Sancta Clara — sagt Rinck in seiner Lebensbeschreibung Leopolds des Großen — wußte dem Kaiser „mit seinen aufgeweckten Einfällen dergestalt die Fehler des Hofes fürzurucken, daß es manchmal ziemlich beißend herauskam, jedoch war er (der Kaiser) höchst zufrieden.“

Um so weniger genehm scheint die Sprache des kühnen Sittenpredigers den Herren vom Hofstaate gewesen zu seyn. Freilich das Sündenregister, das er den Hofschranzen, den „kleinen und großen Hofstutzern“, den „Quintenmachern und Lügendrechslern“, den „Hofkatzen die vorne lecken und hinten kratzen“ vorhielt, lautete nicht eben sehr erbaulich und Abraham war unerschöpflich in neuen Bezeichnungen, um jedem

Ding unverblümt den rechten Namen anzuhängen. Er behauptete: „bei Hof lügen nit allein die Zungen, sondern auch die Augen, Händ und Füß ꝛc.“, und er meint: „einer der zu Hof sein Fortun suchet, muß seyn wie ein Hund der fast jedem die Brazen gibt; er muß seyn wie ein Hahn auf dem Thurm, so sich auf alle Seiten zu wenden weiß; er muß seyn wie ein Passauer-Kling, die durch lauter Bucken und Biegen ihr Prob zeiget.“ Kein Wunder darum, wenn die Höflinge dem sarkastischen Mönche dafür mit kleinlichen Intriguen vergalten und ihm das Leben „mit List und argen Schwänken“ zu verleiden trachteten. Er bemerkt selbst darüber in einer Schrift, er habe sich „auch einmal auff dem Hof-Pflaster ein Blattern gangen“, und macht ein andermal seinem Mißbehagen am Hofwesen durch ein artiges Strophenliedlein Luft, welches mit den Worten beginnt:

„Der welcher sich nach Hof will wagn
Muß haben einen Straußen-Magn“

und mit dem in jeder Strophe variirten Refrain schließt: „Beynebens plagt ihn jederzeit der Neid.“

Gleichwohl wußte der beherzte Augustiner sein Ansehen in allen Kreisen zu behaupten, und sein Wort galt viel bei einflußreichen Würdeträgern, so daß ein Augenzeuge von ihm versichern kann: er sei „bey Hoch- und Niedern-Standespersonen, auch gekrönt- und infulirten Häuptern sehr hoch intrant und beliebt worden, daß, was er und andere in seinem Namen gebetten, nit leicht abgeschlagen worden.“ Die Vertrauensstellung brachte den Hofprediger in häufigen persönlichen Verkehr mit dem Kaiser und der Kaiserin, was dem uneigennützigen Wohlthätigkeitstriebe Abrahams im weitesten Maße förderlich war. Seine wirksame Fürbitte bei solchen Audienzen, die er am rechten Ort wohl auch mit artigem Humor zu unterstützen wußte, kam Hilfsbedürftigen aller Art, und nicht bloß Einzelnen sondern auch ganzen Gemeinden und Corporationen zu statten.

Dieses Verhältniß änderte sich jedoch bei Leopolds Nachfolger Joseph I., der vielleicht durch Einflüsterungen verletzter Hofleute umgestimmt, dem kühnen Hofprediger nur wenig Huld erzeigte und noch seltener Zutritt gewährte. Der Ordensmann der die wetterwendische Natur des Hoflebens von Anfang an durchschaut und so treffend gezeichnet hatte, war sicher am wenigsten überrascht und wußte den Wechsel zu tragen; ohnehin fiel diese Veränderung nur in seine allerletzten Jahre. Doch ist eine Aeußerung, welche ihm sein Zeitgenosse Faßmann in Bezug auf die veränderte Richtung in den Mund legt, bezeichnend für die Zustände der neu beginnenden Zeit. Abraham äußert nämlich diesem zufolge: „Bei mir stack der Hof-Prediger in der Münchs-Kutte; diese aber verlachet alles Gaukelwerk der Welt und machet sich nichts daraus, wann sie gleich bißweilen einem Juden nachsehen oder nachwarten muß. Ob es aber einem andern ehrlichen Mann, Cavalier, Offizier oder ansehnlichen Bedienten nicht wehe thue, wann er in Wien, zu Prag oder auch anderen Orten manchmal in der Ante-Camera eines oder des andern von denen vornehmsten Ministris eine Stunde und noch länger auf Audienz wartet, da mittlerweile die Juden frey und unangehalten in das Cabinet oder in das Schlaff-Gemach lauffen, das lasse ich dahin gestellt seyn." Bereits damals also verstand diese moderne Zeitmacht jenen Einfluß geltend zu machen, der seitdem so verhängnißvoll geworden für den österreichischen Kaiserstaat. Dem Kaiser Joseph I. sind übrigens zwei Schriften Abrahams a Sancta Clara gewidmet, nämlich die „Neueröffnete Welt-Galleria" (1703) und eines seiner besten Bücher, „Huy und Pfuy der Welt" (1706).

Während der Belagerung Wiens durch die Türken 1683 war Abraham, wie Karajan (S. 277 ff.) nachweist, nicht in Wien, da er in das neugegründete Kloster zu Graz, ohne Zweifel um es in Aufschwung zu bringen, auf einige Zeit als Sonntagsprediger entsendet worden war. Er müßte aber nicht der Abraham a Sancta Clara gewesen seyn, wenn er

seinen patriotischen und christlichen Herzenseifer in dieser bedrängnißvollen Zeit nicht durch irgend eine feurige Schrift verkündigt und das Christenvolk zum Widerstand gegen den heranrückenden Erbfeind entzündet hätte. So ist es auch. In diesem Jahre erschien sein schmetternder Weckeruf: „Auf, auf ihr Christen! Das ist: ein bewögliche Anfrischung der Christlichen Waffen wider den Türkischen Blut-Egel.“ Gerade weil diese Flugschrift, wie auf dem Titelblatt steht, „in Eyl ohne Weil zusammengetragen“, d. h. mitten aus der erregten Stimmung des Augenblicks heraus geschrieben ist, gerade deßhalb ist sie so zündend geworden. Sie hat die allergrößte Verbreitung gefunden und verdient es mit gutem Grund die frischeste und lebensvollste Gelegenheitsschrift Abrahams genannt zu werden; gewidmet war sie „den hochansehntlichen Land-Ständen des Herzogthumbs Steyer“. Die Entledigung der Hauptstadt von dem Erbfeind hat er später ebenso wie den herrlichen Sieg des Prinzen Eugenius bei Zenta durch Dankpredigten gefeiert, welche hernach in Druck ausgingen.

Abraham stand damals in seinem kräftigsten Mannesalter, und diese Periode, gerade das achte Jahrzehnt des Jahrhunderts, ist durch eine große Anzahl seiner namhaftesten Schriften bezeichnet. Wie fast alle seine Bücher Gelegenheitsschriften, sind auch diese an Ereignisse geknüpft und durch sie hervorgerufen. So erschien gleich zu Anfang **1680** sein „Merks Wien, das ist: des wütenden Tods ein umbständige Beschreibung.“ Durch eilf lange Monate hatte das Jahr zuvor in einem furchtbaren Grade die Pest gewüthet; während der letzten fünf Monate befand sich zwar Abraham in dem benachbarten Landhause des Landesmarschalls Grafen Hoyos als dessen Capellan, aber in der größern ersten Hälfte war er unmittelbarer Augenzeuge all der Schrecken die mit der verheerenden Seuche über die Kaiserstadt hereinbrachen. Im Eindruck dieser furchtbaren Heimsuchung schrieb er jenes Büchlein, wie auf dem Titel zu lesen „zusammengetragen mitten in der betrangten Stadt und Zeit.“ Noch im gleichen

Jahre erschienen sein „Merks wol Soldat“ und zum frommen Gedächtniß der vielen tausend von der Seuche Dahingerafften sein „Lösch Wien“. 1684 ging eine Sammlung von achtzehn größern und kleinern Gelegenheitsschriften in die Welt unter dem bekannten launigen Titel: „Reimb dich oder ich liß dich“, die er „denen Herren Predigern für ein Interim schenkt bis etwas anders bald folgen wirdet.“ In den folgenden Jahren traten dann die ersten Bände seines bedeutendsten Werkes „Judas der Erzschelm“ an's Licht, ebenso das früher erwähnte Wallfahrtsbüchlein und Anderes.

Entfaltete Abraham in solcher Weise sein glänzendes Talent als Volksschriftsteller nach außen, weit über die Klostermauern und allbereits auch über die österreichischen Lande hinaus, so erwies er sich für das unmittelbare Interesse seines Klosters mit gleichem Eifer thätig. Die Honorare für seine zahlreichen, wegen ihrer Beliebtheit häufig aufgelegten Schriften verwendete er vornehmlich für Bauten und künstlerische Ausschmückung des Augustinerklosters in Wien, an dessen Gedeihen und wachsendem Ansehen er mit reger Theilnahme hing und arbeitete. Abraham war in der Regel der Verfasser der sogenannten Mysterien, der Osterspiele die alljährlich im Kloster vorgeführt zu werden pflegten. Er war der Erfinder der unzähligen Emblemata, der allegorischen Gemälde und Inschriften welche bei festlichen Ereignissen des Landes oder des kaiserlichen Hauses (Siegen, Friedensschlüssen, fürstlichen Hochzeiten ꝛc.) unter Beleuchtung des Klosters ausgehängt wurden. Er war es auch, der in der Kirche des Augustinerklosters als allzeit guter Schwabe ein sogenanntes „schwäbisches Nationsfest“ zu Ehren der heiligen Patrone seiner Heimath für die in Wien anwesenden Schwaben einführte; in der Hauschronik wird er ausdrücklich der „Urheber und Fautor dieser Andacht als Landsmann“ genannt, welche hernach den Anstoß zur Einführung ähnlicher Festandachten von Landesgenossen anderer Reichstheile gab. Dem Beispiele folgten nacheinander wetteifernd

die in Wien weilenden Söhne Böhmens, Krains und Steyermarks mit einem böhmischen, krainischen und steyrischen „Nations“- d. i. Landespatronsfeste, bei deren jährlicher Wiederkehr Abraham gemeiniglich der allerseits erwählte Festprediger war. In Ordensangelegenheiten machte er 1688 als Prior seine erste, und vier Jahre später seine zweite Romreise. Im J. 1690 wurde er Provinzial und von 1697 an erscheint er als Definitor der Ordensprovinz.

So hatte der wackere Augustiner die Stufenleiter der Würden innerhalb seines Ordens ehrenvoll durchgemacht, und alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß er in einem 47-jährigen Ordensleben die strengen Pflichten desselben gewissenhaft erfüllt, die onerosen Würden mit Klugheit und Geisteskraft bekleidet habe.

Unermüdlich als Prediger, unerschöpflich als Schriftsteller, umsichtsvoll als Klosteroberer zehrte der thätige Mann seine Lebenskraft in der aufreibenden Wirksamkeit früher auf als seine rüstige Natur wohl erwarten ließ. Abraham fühlte es selbst im letzten Jahre und sprach diese Wahrnehmung in der Widmung seiner letzten Schrift an den Benediktiner-Abt Antonius von Krallern aus mit den Worten: „Ich habe reifflich überlegt, daß allgemach meine Lebenskräfften abnehmen und ich in das Grab werde tretten.“ Gegen Ende November 1709 rüstete er sich denn in voll christlicher Weise zum Abscheiden aus der Welt, und am 1. Dezember, Mittags zwölf Uhr während man den englischen Gruß läutete, schied er, die abgelöste Inschrift des Crucifixes inbrünstig umfassend, mit friedlicher Miene hinüber. Er hatte ein Alter von 67 Jahren erreicht.

Nach seiner äußern Erscheinung war Abraham a Sancta Clara von ziemlich hoher, imponirender Gestalt. Sein Bild, das nach einem trefflichen Kupferstich der Biographie vorgesetzt ist, spricht sein Wesen aus, und die edlen Gesichtszüge erinnern in der That, wie Karajan bemerklich macht, bis in die Nähe des Mundes an Göthe. Klaraugige Offenheit,

Wohlwollen und herzhafte Entschlossenheit liegt in diesen Zügen, ganz und gar nichts von scheuer Zurückhaltung. Das ist ganz der Mann dazu, Jedermann in der Welt, wenn es seyn muß, die blanke Wahrheit in's Gesicht zu sagen und unter allen Verhältnissen, vor dem Kaiser und den Mächtigen, Gott allein die Ehre zu geben.

Das Hauptmerkmal seines Charakters ist ja gerade die furchtlose Wahrhaftigkeit, der Haß gegen alle Winkelzüge und alles Scheinwesen der Welt. Sein Jahrhundert nennt er das gleißnerische. Um so drastischer hebt sich der offenherzige sittliche Ernst ab, mit dem er, bei einem makellosen persönlichen Wandel, diesem gleißnerischen Zeitalter fort und fort den Spiegel der Wahrheit vorhält. In dieser Beziehung vor allem sind seine Schriften von unschätzbarem Werthe. An einer so scharf ausgeprägten Individualität und im Spiegel ihres gestaltenden, sprachmeisternden Humors mußte sich die Zeit mit ihren Tendenzen und Gebrechen, mit ihren Lieblingsneigungen und Modethorheiten in besonders hervortretender Weise reflektiren. Nichts von Bedeutung ist ihm entgangen und bis in die Falten der menschlichen Gesellschaft ist sein Scharfblick gedrungen. Mit dem angebornen witzigen Freimuth rückt er gegen alle Stände im Guten und Schlimmen an, er trifft ohne Unterschied hohe und niedere, und er hat den eigenen Stand am allerwenigsten geschont. Gerade bei solchen Rügen gegen einzelne Stände und deren Auswüchse bekommen wir oft jene köstlichen Züge, plastischen Schilderungen und Porträte zu sehen, an denen die Schriften Abrahams so reich sind und die ihm seitdem mannigfach nachgezeichnet worden sind. Er selber ist nach dieser Richtung der Erbe und Nachfolger Philanders von Sittewald, den er aber an Originalität und Mutterwitz übertrifft. Hof und Adel, der Geistliche und der Soldat, der Advokat und der Kaufmann, sie werden alle, wie sie frisch und derb aus dem treibenden Leben genommen sind, ohne Beschönigung vor der Welt gesichtet und gerichtet. Ein artiges Sündenregister

von packendem Humor enthalten auch seine vielfachen meist im Makamenstyl gehaltenen Stichelstrophen auf die unredlichen Kunstgriffe der einzelnen Gewerbe. Das sind illuminirte Sittenbilder. Das Spiegelbild endlich, das er von Wien und dem Wiener Leben entwirft, ist ganz besonders drastisch, eine brennende Satire von so frischer Wahrheit, daß man glauben könnte, sie sei auf das heutige Wien geschrieben. Es ist heute wie damals dieselbe capuanische — „Gemüthlichkeit". O über die Wiener Gemüthlichkeit!

Unter dem Gewand des strengen Sittenpredigers, der für die alte Zucht und Sitte sich ereiferte, schlug ein warmes Herz für das heimische deutsche Wesen. Wie er für seine engere Heimath und seine Stammesgenossen eine liebevolle Anhänglichkeit behielt, so beseelte ihn in Schrift und Leben ein kernhaft vaterländischer Sinn, der Eifer für die Ehre und Wohlfahrt des deutschen Reichs. Daher seine Klage über das alte Uebel der deutschen Uneinigkeit und seine beweglichen Mahnungen an die „heldenmüthigen Teutschen", doch ihres „weltkündigen glorreichen Namens" eingedenk zu bleiben. Eure eigene Uneinigkeit, ruft er ihnen im J. 1683 zu, ist die Ursache des „Türkischen Auffnehmens und des Christen Abnehmens." Und sein Gleichniß paßt unter veränderten Namen auch heute noch: „Auf solche Weis thut der Christen Uneinigkeit dem Türken freimüthig das Blut spendiren, und ist gewiß, da wir unter einander fechten und kriegen, ertappen wir die Wunden, der Türk aber den Raub; es ist mit uns Christen beschaffen wie mit den Samsonischen Füchsen, die zwar hintenher zusammengebunden, dero Köpff aber weit von einander, und schaut einer gegen Orient und der ander gegen Occident." (Auf, auf ihr Christen! S. 25).

Daher ferner seine Wachsamkeit, seine Liebe und eifersüchtige Sorge für das gut Deutsche überall wo er es fand oder verletzt sah. Er ist nicht blind gegen die Schattenseiten unserer National- und Stammesgewohnheiten, und er geißelt auch diese nach Gebühr. Aber es kränkt

ihn in der Seele, wenn er deutsche Sitte und Art verkümmern und an deren Stelle ausländische Unsitte eindringen sehen muß. „Unsere Teutsche Sitten dunken uns zu grob, zu blump, zu altvätterisch, ob sie gleich die redlichste und aufrichtigste seyn": sagt er einmal und beklagt zu wiederholten Malen das Ueberhandnehmen des deutschen Erbfehlers der Ausländerei, jene uns selbst erniedrigende Vorliebe für fremdländisches Wesen, namentlich auch die damals zu unserem Schaden anhebende, von den kleinen nichtsnutzigen Höfen aus geförderte Herrschaft der französischen Sprache. „Fremde Sprachen, sagt er, haben fremde Sitten, und gemeiniglich die ihre Muttersprache verlaugnen, verrathen auch das Vatterland."

In diesem warmen Pulsschlag kerndeutschen Fühlens und Denkens und in der sprudelnden Fülle gemüthvollen Humors ruhte die volksthümliche Kraft der Abrahamischen Beredtsamkeit. Der unverkünstelten Naturwüchsigkeit seines Wesens stand eine seltene Menschenkenntniß und ein reicher Schatz wissenschaftlicher wie allgemein literarischer Kenntnisse, dazu ein riesiges, allzeit botmäßiges Gedächtniß zur Seite. „Es ist fast kein Gebiet des menschlichen Wissens, aus dem er sich nicht Waffen zu holen verstand, wenn es einen Angriff galt auf die Gebrechen seiner Zeit": behauptet sein Biograph und begründet die Behauptung aufs umständlichste.

Die Wirkung seiner durch rednerischen Schwung ausgezeichneten Predigten muß groß gewesen seyn, wie die Beliebtheit seiner Schriften. Das Volk verehrte und liebte ihn, der Hof hörte ihn gerne, und auch solche die von der scharfen Sprache des Sittenpredigers sich unangenehm getroffen fühlten, zog es nach der Kanzel des Augustiners; selbst Protestanten suchten sie fleißig auf. „Solcher Zulauf", bemerkt eine gleichzeitige Quelle (von 1709), „rührte nicht von dem Schutz des Kaisers her, denn dieser konnte ihm nur Sicherheit verschaffen, sondern aus dem Geheimnus so er besaß, alle Menschen zu zwingen, seine ungeheuchelte Wahrheit zu hören."

Den Grund der Beliebtheit suchte Abraham selber vor-

nehmlich in der Beigabe des witzigen Elements, wenn anders die Worte, die ihm sein Zeitgenosse Faßmann in den Mund legt, von ihm wirklich gesprochen sind. Darnach äußerte er: „Es haben sich Viele bemüht das Geheimniß zu ergründen, wie es käme, daß alle Leute auch zum öfftern die wiederholte Darstellung ihrer Laster von mir hören wollen. Es kam aber bloß daher, weil ich nicht allein die Schädlichkeit der Sünden straffete, sondern auch ihre Häßlichkeit verlachete und die Ernsthaftigkeit des straffenden Catonis mit der Freudigkeit des weltverlachenden Demokriti zu verknüpffen wußte.“ Er besaß in hohem Grade die Kunst, die Spannung vorzubereiten, durch witzige Anspielungen zu reizen und durch kühne Wendungen zu überraschen. Dazu kam die Einmengung zahlloser Geschichten, Anekdoten und sagenhafter Kleinigkeiten; er nennt sie selbst irgendwo das Confekt. Den Stoff zu solchem Confekt gab ihm sein vielseitiges Wissen und seine bewundernswerthe Kenntniß des Volkes und Volkslebens in Fülle an die Hand. Vieles davon beruht, wie auch Gödeke hervorhebt, auf ältern Parabeln und Schwänken, „deren lebendige Umbildung bei ihm wiederzufinden mitunter überrascht.“ Karajan führt seine Hauptquellen genauer auf.

Dem Volke abgelauscht ist auch seine immer schlagfertige Spruchweisheit, die in seinen Schriften mehrfach angewendete Nachbildung der volksmäßigen Priameln, Assonanzen, überhaupt der verschwenderische Gebrauch der Reimprosa, jener schon bei den mittelalterlichen Predigern nicht unbeliebten Redeform. Sie stand ihm zu Gebot wie ein laufender Brunnen und er schaltete über sie mit einer virtuosen Willkür, wie sie seither nur Rückert in seinen Makamen gehandhabt hat. Selbst seine Liebhaberei für das Wortspiel ist hieher zu rechnen, die Buchstaben-Versetzungen und andere barocke Einfälle, die unserem Geschmacke nicht mehr zusagen, die aber auf seine Zeitgenossen — und das war ihm die Hauptsache — einen unbestreitbaren Reiz ausübten. In künstlerischer Beziehung dürfen wir daran nicht unsern heutigen Maßstab legen;

unsere Begriffe von Kanzelberedtsamkeit und Stylistik sind strenger geworden. Abraham ist nach dieser Seite ein ächtes Kind seiner Zeit. Das Ueberladene in seinen Schriften gehört seinem ganzen Zeitalter an, das in Schwulst und krausem Aufputz sich gefiel und an Häufungen und Wiederholungen keinen Anstoß nahm. Das Uebermaß von Witz und Wortspiel ist auch nur einmal, an einer so originellen Persönlichkeit wie Abraham a Sancta Clara war, zu ertragen. Aber man sage im Uebrigen was man wolle, es sind eben doch nur die Auswüchse einer kräftigen, liebenswürdig übersprudelnden Natur, die gerade so wie sie sich gab, so unmittelbar und zündend wirkte. Was heute als ein Mangel auf der Kanzel wie in der Schrift angesehen würde, das machte ihn damals zum Volksredner und Volksschriftsteller.

In der Literaturgeschichte hat Abraham a Sancta Clara eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren. Daß ein Gervinus den naturwüchsigen Humoristen mit hochmüthigem Unverstand behandelt und in seinen Werken nur „eine Fundgrube für Schnurrpfeifereien“ sehen will, ist bei dem klassischen Zopf dieses pedantischen Großschulmeisters ganz in der Ordnung. Daß aber Männer wie Vilmar ihn mißachten, ja es nicht einmal der Mühe werth halten von ihm überhaupt Notiz zu nehmen, das ist mehr als auffallend. Besser haben ihn von jeher die wirklichen Dichter selber verstanden. Göthe war es, der Schiller auf die Schriften Abrahams aufmerksam machte, indem er ihm die Sammlung „Reimb dich oder ich liß dich“ zuschickte. Schiller erkannte in ihm wenigstens das „prächtige Original“ und copirte ihn wie bekannt in Wallensteins Lager; die witzreichen Schlagstellen in der Kapuzinerpredigt, theils Nachahmungen theils bloße Uebertragungen der Abrahamischen Prosa in's Versmaß*), sind

*) Ich setze zur Vergleichung ein paar Stellen aus Abraham a Sancta Clara her nach der mir vorliegenden ersten Ausgabe des „Reimb

der Türkenpredigt „Auf auf ihr Christen“ entnommen. In besonders warmen Worten legte der feinfühlende Jean Paul eine Blume auf das Grab des guten Abraham, welches gewiß, meinte er, einen Lorbeerkranz trüge, wenn seine Wiege einem andern Land und Zeitalter zugefallen wäre: „seinem Witz für Gestalten und Wörter, seinem humoristischen Dramatisiren schadete nichts als das Jahrhundert und ein dreifacher Ort: Deutschland, Wien und die Kanzel.“

---

dich“ von 1681. Da heißt es unter anderem Aehnlichen: „Von vielen Jahren hero ist das Römische Reich schier Römisch Arm worden durch stäte Krieg; ist Niederland noch niederer worden durch lauter Krieg; ... der Rheinstrom ist ein Peinstrom worden durch lauter Krieg, und andere Länder in Elender kehrt worden durch lauter Krieg.“ S. 16.

„Lebt man doch allerseits, als hätte der allmächtige Gott das Chiragra und könne nicht mehr darein schlagen.“ S. 18.

„Ubi erit spes victoriae, si Deus offenditur? Wo werd ihr die Gnad von Gott haben den Feind zu schlagen, wann ihr alle Gebott Gottes thut ausschlagen?“ S. 67. „Das Weib in dem Evangelio hat den verlorenen Groschen gesucht und gefunden; der Saul hat die Esel gesucht und gefunden; der Joseph hat seine saubere Brüder gesucht und gefunden: der aber Zucht und Ehrbarkeit bei theils Soldaten sucht, wird nicht viel finden.“ S. 70.

„Es ist ein Gebott: du sollst den Namen Gottes nicht eytel nennen. Wer ist, der mehrer flucht und schwört als ihr? .. Wann euch sollte von jedem Flucher ein Härl ausgehen, so wurde euch in einem Monat der Schedel glatt, und so er auch des Absalons Strobel gleich wäre ... Wann auch der Himmel wäre ohne Wolken und von der guldenen Sonnen Strahlen ganz ausgeläutert, so muß doch bei euch Donner und Hagel allzeit einschlagen. So man zu allen Wettern, welche euer Fluch-Zung ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte gleichsamb nicht Meßner genug herbeischaffen ... David war auch ein Soldat 2c. Doch hat dieser streitbare Kriegsfürst keinem viel tausend Teuffel auf den Rucken geladen. Ich vermaine ja nicht, daß man das Maul muß weiter auffsperren zu diesem Spruch: Gott helff dir! als: der Teuffel holl dich!“ S. 68. 69. Und so weiter.

Am nachdrücklichsten aber hat ihn zuerst Eichendorff wieder zu Ehren gebracht, der den kühnen Volksprediger als Antipoden der Pietisten auffaßte und ihm die schönen Worte widmet: „Es läßt sich kaum ein entschiedenerer Gegensatz des reimerischen Pietismus denken, als diese herzhafte Volksfrömmigkeit, die, weil sie ihrer innerlich sicher ist, sich mit Scherz und Lachen gar wohl verträgt und erwiesenermaßen unendlich tiefere Gewalt auf die Gemüther geübt hat, als es die schäferlichen Thränodisten jemals vermochten. Abrahams humoristische Satiren, die er Predigten nennt, sind wie ein wunderbares Kaleidoscop, wo der Dichter die Gebrechen der Welt zwischen Spott, Scherz, Witz und schneidendem Ernst unermüdlich immer anders wendet, so daß sie in dem scharfen Lichte seines Geistes stets neue und überraschende Klangfiguren bilden. Auch die deutsche Sprache hat dieser verschwenderisch begabte Dichter mit einem wahren Schatz kühner und unmittelbar schlagender Wortfügungen bereichert, und es ist eine Schande und ein unersetzlicher Verlust für unsere Literatur, daß die sauertöpfische Altklugheit Norddeutschlands es vornehm verschmähte, damit ihrer Armuth aufzuhelfen.“

Heute steht es anders. Man kann den originellen Pater nicht mehr ignoriren, ohne sich vor der gebildeten Welt ein geistiges Armuthszeugniß auszustellen, und die treffliche Biographie Karajans, die ein hochschätzenswerther Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts überhaupt ist, hat einer allseitigen gerechten Würdigung Abrahams a Sancta Clara vollends die Bahn geebnet.

XVIII.

Christus in Wien öffentlich verspieen.

Vor Allem möge der Leser an dem Worte „verspieen“ keinen Anstoß nehmen, denn derselbe ist ja biblisch. Der Herr selber sprach (Lucas 18, 32) von sich als dem Menschensohne illudetur, flagellabitur et conspuetur. Die Rolle der damaligen Heiden haben in Wien jetzt die Reformjuden übernommen, welche von allen Märchen des Talmud nur den Ingrimm gegen das Christenthum als modernes Dogma beibehalten haben. Gewöhnlich an hohen christlichen Festtagen erscheinen in den jüdischen Blättern Artikel voll des Hohnes und Spottes gegen das Dogma des Festes. Alles das natürlich von der Obrigkeit nicht geahndet und völlig ungestört, denn die Juden sind in Oesterreich der Christen gnädige Herren und die Christen der Juden armselige Knechte. Es hat Leser gegeben welche meinten, daß frühere Schilderungen in vorliegenden Blättern über dieses Treiben zu stark aufgetragen seien. Wir wollen nun hier mit einer leidigen Thatsache kommen, und ersuchen den Leser folgenden Artikel der „Neuen freien Presse“ in Wien mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Derselbe erschien am 25. Dezember 1866, also am Christtage und lautet wörtlich:

„Kinder und Kindermärchen."

„Und wieder liegt das wunderbare Kind in der Krippe! Bei uns ist es ein weißes, in den negerhaltenden Ländern ein weißes und ein schwarzes, also eine Art Christkindl-Dualismus, denn die Neger wollen doch auch ihr Christkindl haben, und wie könnte das anders als schwarz pigmentirt seyn? So sah z. B. in den Kirchen von Montevideo der Reisende Anderson das Weihnachtsfest durch Ausstellung von Krippen feiern, in welchen eine Wachsfigur des Jesuskindes lag; aber der gemischten Bevölkerung wegen standen in jeder Kirche zwei Krippen, und in der Krippe der Neger war das Jesuskind schwarz. Warum reiste Herr v. Beust nicht nach Montevideo? Wenn er den Dualismus und seinen Ausgleich nicht fix und fertig von Pesth mitbrachte, so kann er ihn nirgends mehr classischer studiren — das steht Jedermann ein — als in Montevideo. Inzwischen möchte sich dieses Meisterstück von Gleichberechtigung der Nationalitäten auch den Herren Rieger und Toman empfehlen, und wäre denselben unmaßgeblich der Rath hintanzugeben, in der plastischen Formation ihrer Christkindl die historische Individualität des jungen Welt-Erlösers durch platteste Schnabel- und Stumpfnasenbildung trutziglich zu einer slavischen zu stempeln."

„Das germanische Christkindl dagegen braucht solche Aeußerlichkeiten nicht, sondern legitimirt sich als guter Deutscher schon längst durch seine Liebe zur Literatur, diesen Grundzug deutscher Volksthümlichkeit. Wenn die Lebkuchen nach dem Honiglande Polen, die Kletzen nach dem Obstlande Mähren, also auf slavische Wege weisen, alles Gedruckte dagegen deutscheste Heimathsfrucht ist, so ist unser Christkindl von Jahr zu Jahr deutscher geworden. Nicht daß die uralten slavischen Weisthümer — Lebkuchen und Kletzen — vor den leckeren Zünglein und rosigen Mündchen ihre Rechtscontinuität nur einen Augenblick verwirkt hätten: das hieße die ernstesten Interessen und Thatsachen gröblich entstellen; aber — wahr ist doch wahr! Neben Lebkuchen und Kletzen, vergoldeten Nüssen, Aepfeln und Backwerk hat sich



mehr und mehr die Literatur, also das Deutschthum, den Tannenbaum erobert. Der Tannenbaum nascht weniger und liest mehr. Zu allen Zweigen und Zweiglein klettern die Geister, Feen, Hexen und Zauberer des Märchenbuches den Weihnachtsbaum hinan und theilen sich bereits mehr als paritätisch mit der materiellen Eßwaare. Wenn es heißt, daß die Menschheit immer materieller wird, so ist an der Wurzel der Menschheit, bei den Kindern, just das Gegentheil der Fall: der Materialismus verblüht auf dem Weihnachtsbaum, und immer mehr kommt der Idealismus auf seine grünen Zweige. Mehr als das was zum Essen ist, liebt die Kinderwelt das was zum Glauben ist. Mehr als Aepfel und Nüsse liebt sie das Märchenbuch. Ihr Verhältniß zum Weihnachtsbaum ist idealer geworden, das Hauptorgan desselben nicht mehr die Verdauungsfähigkeit, sondern die Glaubensfähigkeit."

„Es ist ein großer Gedanke, diese Glaubensfähigkeit! Was gestern und heute noch in der Hand des Setzers, Druckers und Buchbinders müßige Märchenfabelei war, das ist morgen und übermorgen in der Hand eines großen und liebenswürdigen Publikums, dem nur „„das Bischen deutsche Intelligenz"" fehlt, sonst aber die Zukunft gehört, unbestrittenes Dogma. Der Schani bekehrt die Mali zum Glauben an den garstigen Riesen Knaraspær und die Mali den Schani zu dem sanften Bekenntniß des Aschenbrödels und des Schneewittchens. Glaubenskriege entbrennen und Glaubens-Compromisse werden geschlossen. Auch Sekten bilden sich, und die Schiiten und Protestanten rufen zu ihrem Glauben die Hilfe der kritischen Auslegung herbei. Vaterleben, gibt's einen gläsernen Berg? fragt Paulchen, und Vaterleben antwortet: Warum soll's nicht geben einen gläsernen Berg? Gibt's doch eine Stadt in einem Kesselthal von lauter papierenen Bergen! — Wo? fragt Paulchen verwundert. — Komm', ich will sie dir zeigen. — Der Knabe sieht und glaubt. Das kleine Mariechen fragt: Aber Vater, da steht, der reiche Graf Wulfild hat sein ganzes Hab und Gut verschwendet und mußte zuletzt eine Stadt nach der andern verpfänden, seine Juwelen und Silbergeschirre verkaufen, seine Bedienten ent-

lassen, seine Hunde erschießen, und nichts blieb ihm übrig, als seine tugendsame Gattin und seine drei wunderschönen Töchter. Wenn der Graf diese gehabt hat, warum haben sie ihn denn nicht abgehalten, so zu verschwenden? — Und der Vater erklärt dem Kinde, daß die tugendsame Gattin wahrscheinlich eine Verfassung und die drei Töchter ein Parlament bedeuten, worauf es das Kind kinderleicht einsieht, wie solche Gewalten ohne Einfluß seyn können."

„So übt das Märchen schon frühzeitig die edelste Kraft der menschlichen Natur, die Glaubensfähigkeit. An der Prinzessin Morgana, am Zitterinchen, an den sieben Raben, am Schmadderaderaderalz lernen die Kleinen sich vorbereiten für die höchsten und wichtigsten Probleme des Glaubens, bis sie zuletzt sogar an's „„Wiener Journal““ glauben."

„Brav, meine Lieben, brav! Ich möcht' euch Alle umarmen und küssen! Wenn ihr nicht schon eine natürliche Liebe zum Märchen hättet, man müßte sie euch künstlich vacciniren, denn es ist gar zu folgenreich, an's Märchen zu glauben! Es entscheidet über Glück und Unglück eurer ganzen Zukunft."

„Es ist heute gewiß nicht der Tag, euch gruseln und schaudern zu machen — das hat schon der Krampus besorgt — aber ich könnte euch haarsträubende Dinge erzählen, von Kindern, gescheidten, talentvollen Kindern, welche dessenungeachtet das Vaterhaus meiden mußten, denn — sie glaubten das Märchen nicht!"

„Da hatten wir z. B. einst ein Kind — Dr. Gruby hieß es — das war der größte Physiolog unter uns, zu einer Zeit, wo wir in der Physiologie noch so gut wie nackt herumliefen. Wir brauchten ihn wie einen Bissen Brod, aber — er glaubte das Märchen nicht, und wir konnten ihn entbehren. Ausgestoßen vom Vaterhaus, schleppte sich der Unglückliche — allerdings in den glänzendsten Verhältnissen, wie die Materialisten sagen — noch viele Jahre in Paris herum."

„Kinder, glaubt eure Märchen!"

„Dann hatten wir ein anderes Kind — Dr. Werthheim — dessen Untersuchungen über die Elasticität geradezu

epochemachend waren. Vor ganz Europa konnten wir stolz seyn auf ihn. Aber — er glaubte das Märchen nicht, und auf den Märchenglauben sind wir doch noch stolzer, als auf die Elasticität. Auch den hat der Rattenfänger von Hameln geholt, nämlich das glaubenslose Paris."

„Kinder, fürchtet den Rattenfänger und glaubt eure Märchen!"

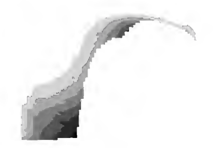
„Ferner hatten wir einen äußerst talentvollen Astronomen — Dr. Levy — welcher die Seele von Littrow's Sternwarte war, aber leider das Märchen nicht glaubte. Daß wir Narren gewesen wären und ihm mehr als eine Assistentenstelle mit 400 fl. gegeben hätten! Da kamen die unvermeidlichen Pariser und gaben ihm „„nur für's erste"" 2800 Fr. So schmachtet der Unglückliche jetzt im Auslande."

„Kinder, nehmt ein Beispiel daran und glaubt eure Märchen!"

„Was soll ich euch von Dr. Goldmark sagen, dem ungerathensten aller Kinder? Ein großer Chemiker, ein sogenannter nützlicher Mensch! Er hatte die Entdeckung des amorphen Phosphors gemacht, für Gewerbechemie und Fabrikswesen von äußerster Wichtigkeit. Was half's? Hatte er doch keine Spur von Märchenglauben! Nun, ihr wißt, was aus ihm geworden ist. Sogar seine Entdeckung ist zum Märchen geworden: ein Anderer schreibt sich jetzt diese Entdeckung zu, welcher in Ehren und Würden unter uns lebt, weil er seinerseits wieder an's Märchen glaubt."

„Kinder, spiegelt euch daran und glaubt fein an's Märchen."

„Unter den Eiszapfen der Schweizer Alpen friert der unglückliche Professor Büdinger, einer unserer verdienstvollsten Gelehrten, welcher aber nicht an's Märchen glaubte. An der Sonne von Afrika bratet Professor Lieben in Palermo, wie Werthheim aus einer Millionärs-Familie. Er könnte sein Geld unter uns verzehren, wäre auch gerne geblieben, wenn man ihn nur zum Docenten gemacht hätte, aber — er glaubte



an's Märchen nicht. Also fort mit solchen Kindern in alle vier Winde!"

„Ich könnte euch noch Namen nennen wie Curtius, Schleicher, Weinhold, Ludwig, Brinz, große Gelehrte und Lehrkräfte, ausgezeichnete Professoren und Zierden jeder Lehrkanzel. Wie gerne hätten wir sie auch behalten! Aber konnten wir das? Sie glaubten an's Märchen nicht.

„Ihr seht also, Kinder, ihr seht es an zahlreichen Beispielen, die ich noch um viele vermehren könnte, daß es buchstäblich wahr ist, was ich gesagt habe. Nichts ist so folgenreich, als an's Märchen zu glauben. Das Wohl und Wehe eures Lebens hängt daran."

„Laßt euch daher auch nicht irremachen, wenn einmal Einer kommt und die Welt darüber auszankt, daß sie „„tausendmal widerlegte Märchen"" immer von neuem glaubt. Das thut er nur zum Schein. Das thut er nur, um euren Märchen-Glauben zu prüfen. Im Gegentheile! Nichts leg' ich euch dringender an's Herz, als just diese „„tausendmal widerlegten Märchen"" zu glauben. Ja, seht mich nur an! Ich spreche im Ernste. Glaubt all eure Märchen, liebe Kinder, aber glaubt ganz besonders die „„tausendmal widerlegten"". Das seht ihr schon mit eurer kleinen Vernunft ein: an denen muß was dran seyn. Wie hätte man sich sonst die auffallende Mühe genommen, sie tausendmal zu widerlegen? Eine Lüge ist leicht auf einmal zu widerlegen, was aber tausendmal widerlegt wird, das sieht wie die Unterdrückung einer unzerstörbaren Wahrheit aus. Nicht wahr, Kinder, das begreift ihr?"

So gedruckt zu Wien am 25. Dezember 1866; und die Reformjudensippe der „Neuen freien Presse" blieb von den Behörden unbehelligt in ihren Blasphemien bis auf den heutigen Tag. Nun ist in Wien ein Mediziner in der „Medizinischen Wochenschrift" gegen die angeführten jüdischen Celebritäten, die angeblich wegen des Nichtglaubens an das „Kindermärchen" zurückgesetzt seyn sollen, mit Thatsachen aufgetreten

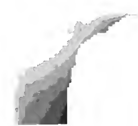
und hat nachgewiesen: 1) Daß Dr. Gruby der nicht Physiolog sondern Anatom ist, sich in Paris recht wohl befindet und die fette Kuh der Pariser Clientel mit denselben raffinirten Kunstgriffen und Kniffen melkt wie andere französische Collegen. Daß 2) nur ein Poet den obigen Dr. Wertheim zum epochemachenden Talent, zum Genie, zum Stolz Europas machen könne. 3) Auch dem Dr. Goldmark*) wird die Gloriole vom Haupt genommen mit folgenden Worten: „Auch diesem Collegen müssen wir die Replik aus dem Paradiese der Märchenwelt vertreiben, und können ihn unmöglich auf ein so hohes wissenschaftliches Piedestal stellen wie die Phantasie unseres Dichters es thut. Goldmark trieb nicht sein Ehrgeiz, sein Mangel an Anerkennung, sein Judenthum von Wien, ihn trieben unsere drei großen Helden des Belagerungszustandes Windischgrätz, Welden und Kempen aus der Heimath fort. Wir wissen nur daß er in Amerika Unternehmer einer großen chemischen Fabrik, aber nicht daß er auch ein „„großer Chemiker““ geworden, und ob dem Dr. Goldmark oder Professor Schrötter die Entdeckung des amorphen Phosphors gebührt, diese viel ventilirte, viel besprochene Frage kann mit so vieler Entschiedenheit auch wieder nur ein Poet beantworten.“ 4) Dr. Lieben ist kein Martyrer der österreichischen Gelehrtenwelt, kein verkanntes Genie, man machte ihn ja zum Docenten, „aber der arrogante Herr wollte sogleich Professor werden, und da man die vakanten Lehrstühle der Chemie nicht so schnell findet wie in — der Poesie, so zog der junge reiche Mann nach Palermo, wo er auch mehrere Jahre warten mußte bis er Professor wurde.“

So hat ein Mediziner die angeblich verfolgten jüdischen Genies seiner Fakultät in's rechte Licht gestellt, und damit zugleich den Beweis geliefert wie zum blasphemischen Artikel in den von Oesterreich fortgegangenen Juden nur eine Veranlassung gesucht wurde.

---

*) Siehe in diesen Blättern 1863 den Artikel: „Die eigentlichen Mörder Latours.“

Anm. d. Red.



Nun soll aber noch etwas anderes jene sogenannten „Verfolgungen der jüdischen Genies“ auf ihr rechtes Maß zurückführen. Trotz all dem incarnirten Hohn über das „Kinder-Märchen“ sind in der polytechnischen Schule zu Wien allein fünf Juden angestellt worden, von denen besonders Einer der sich durch Feuilletonartikel wie der vom „Kindermärchen“ sein Renommee erwarb, bei seiner ersten Vorlesung mit Galilei, Finsterniß des Mittelalters und andern billigen Glasscherben aus dem Gerümpel moderner Aufklärung herumwarf. Dieser aufgeklärte Reformer trug aber in den folgenden Vorlesungen sehr viel zur Heiterkeit seiner strebsamen Zuhörer bei, so daß sich diese beim Vorstand der Schule förmlich über wissenschaftliche Sonnenfinsterniß beklagten welche im Kopfe dieses aufgeklärten Professors herrsche. Etwas anderes ist es freilich für die unwissende Plebs in Aufklärung spekuliren und etwas anderes vor jungen Leuten die etwas lernen wollen und schon so viel wissen daß sie bald los haben, ob auf dem Katheder hohler Schwindel getrieben oder solide Wissenschaft gehandhabt wird — sich behaupten zu können.

Hätte ein ultramontaner Professor so unverantwortliche Blößen sich gegeben — die Presse hätte ihn unmöglich gemacht.

XIX.

Florian Geyer im Bauernkrieg.

Eine historische Betrachtung mit ästhetischen Randglossen.

Florian Geyer der Volksheld im deutschen Bauernkrieg: so lautet der Titel eines neuen Trauerspiels von fünf Akten, das J. G. Fischer aus Stuttgart dem deutschen Volke darbietet und in pomphaften Reclamen ankünden läßt. Es soll volksthümlich werden dieses Trauerspiel, wie schon das tendenziose Epitheton „Volksheld“ anzudeuten scheint. Wahrscheinlich ist dieß ein Beweggrund, daß Florian Geyer nicht in gebundener Rede auf die Bühne tritt, sondern in der freien der Prosa, was indeß die Popularität des Trauerspiels nicht fördern wird; denn wir sind durch Schiller an die Melodie des Verses auch im Drama so gewöhnt, daß wir sie ungerne vermissen. Ohne Zweifel schwebte dem Nachahmungstalent Fischers, denn ein Nachahmer ist er, Göthes Götz von Berlichingen vor, der Ritter mit der eisernen Hand, Geyers Zeitgenosse und insoferne auch Gesinnungsgenosse als beide adelige Rebellen gegen die damalige Reichsordnung waren. Götz machte sich jedoch von der Revolution los als er einsehen mußte, daß mit „hellen Haufen“ halbverrückter zügelloser Bauern nichts auszurichten sei, während Geyer

sein Leben auf dem Schlachtfelde endete, weil es sonst dem Henker verfallen wäre.

Der Bauernkrieg vom Jahre 1525 ist nicht der erste in Deutschland, sowie die Ueberbürdung der deutschen Bauern mit Lasten und die Unterdrückung derselben nicht aus dem 14. und 15. Jahrhundert datirt, sondern bereits in der Zeit der Karolinger begann und mit dem Verfalle der kaiserlichen Macht zunahm. Die Erhebung der Bauern in Uri, Schwyz und Unterwalden (1308) war nichts anderes als ein Bauernkrieg, die Heldenschlachten bei Sempach und Näfels (1386 und 1388) waren Siege freier Bauern über Fürsten, Grafen und Freiherren. Der Aufstand der Appenzeller (1404—1418) gegen den Abt von St. Gallen und den Herzog Friedrich von Oesterreich schloß die Reihe der alten Bauernkriege. Dieser letzte warf zündende Funken in das Tyrol, Vorarlberg und Allgäu; die Bauern liefen bereits schaarenweise dem Bunde zu welchen die Appenzeller verkündeten, und hätte der oberschwäbische Adel nicht bei Bregenz durch einen Ueberfall die unvorsichtigen Appenzeller in ihre Berge jenseits des Bodensees gejagt, so würde die Schweiz wahrscheinlich jetzt den Bodensee umschließen. Aus jener Zeit stammt wohl die im schwäbischen Oberlande noch da und dort erhaltene Prophezeiung, der Berg Bussen werde einst mitten in der Schweiz stehen, nämlich die Schweiz werde so groß und mächtig werden, daß auch Oberschwaben mit seiner Hochwarte, dem Bussen, einen Theil derselben bilden werde. Die historische Kritik der neuesten Zeit hat zwar auch die älteste Geschichte der Eidgenossenschaft hart mitgenommen, den Tell und die drei Männer vom Rütli, den Geßler 2c. aus der Geschichte in die Sage, ja sogar in das Gebiet des Mythus verwiesen; aber wer die ältesten Urkunden der Eidgenossenschaft liest, z. B. den Bundesbrief von 1315, den Pfaffen- und Sempacherbrief, der muß die Ueberzeugung aussprechen: Männer welche so dachten und urkundeten, sind Helden und Staatsmänner im bäuerlichen Gewande, sind die

naturwüchsigen Größen gewesen wie sie in den Ueberlieferungen des Volkes fortleben. Diese Bauern faßten den Gedanken eines ewigen Bundes, gebaut auf gleiches Recht, auf den Grundsatz „nicht Unrecht thun, aber auch nicht Unrecht leiden“; sie beschworen eine Kriegsordnung die in der Schlacht nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod ließ, durch welche Kirchen und gottesdienstliche Gebäude unverletzlich erklärt wurden, wenn sich nicht der Feind ihrer als fester Punkte bediene, und weil Gott durch „ein Frauenbild“ die Welt mit dem Heiland begnadigt habe, so sollte der Mutter Gottes zu Ehren das weibliche Geschlecht auch auf feindlichem Boden keine Gewaltthat oder Unehre erleiden. Schiller hat nur den alten Aegidius Tschudi über die Entstehung der Eidgenossenschaft gelesen und keine tieferen Studien in deren Geschichte gemacht; aber wie er in seinem Tell die Herrlichkeit der Alpenwelt unübertrefflich malt, obwohl er nur aus der Ferne einen Blick in sie thun konnte, so ist sein Drama durchweht von dem alten eidgenössischen Geiste, und wir fühlen den Schauer mit der den Dichter erfüllt, wenn er gleich einem Propheten die Wunder alter Zeiten verkündet.

Es gab im J. 1525 noch immer freie Bauern, mehr als die meisten der gewöhnlichen Schriftsteller meinen; die drückendsten und unwürdigsten Zustände der alten Leibeigenschaft waren abgeschafft, und davon ist gar keine Rede, daß der Lehenbauer ein Mensch gewesen sei der am Hungertuche, wie man zu sagen pflegt, genagt habe. Von Hunger und Noth hatten die Bauern nur zu leiden, wenn die Feldfrüchte mißriethen, sonst ließen sie es sich nach ihrer Weise mit Essen, Trinken, Tanzen, Musik 2c. wohl seyn wie heutzutage. Die oberschwäbischen Bauernfeste, wie sie der Maler Pflug aus Biberach in Farben wiedergab, sind nicht in den drei letzten Jahrhunderten entstanden, sondern sind nur schwache Nachklänge der Lustbarkeiten des Landvolks aus der Zeit vor der Kirchentrennung und vor dem Bauernkriege. Wer mit den Verordnungen und Sittenmandaten der Städte und Herr-

schaften aus jener Zeit bekannt ist, weiß recht wohl, daß Hunger und Kummer nicht das tägliche Brod des Landvolkes war und daß der schwäbische Volkspoet Weitzmann noch derbere Originale in dem schwäbischen Landvolke vor **300** Jahren für seinen Bauerncongreß ꝛc. gefunden hätte. Wer überhaupt das Volksleben in seinen unteren Schichten unmittelbar vor der Reformation und dem Bauernkriege und nach dem dreißigjährigen Kriege kennen lernen will, lese z. B. die Lebensbeschreibung des Walliser Th. Platter, der als fahrender Schüler Deutschland von Schwaben bis Breslau durchwanderte, oder den Simplicissimus, der uns die Verwilderung während des dreißigjährigen Krieges und unmittelbar nach demselben aus Anschauung zeichnet.

Wenn ich behaupte, daß der Bauer in Friedenszeiten auch seine guten Tage hatte, und die Vorstellung zurückweise, als ob die Dörfer nur Wohnstätten des Jammers und Elends gewesen seien, so nehme ich den oben ausgesprochenen Satz, daß der Bauer in vielen Herrschaften überbürdet und unterdrückt war, keineswegs zurück, sondern trete bloß den Uebertreibungen entgegen. Die lautesten Klagen richteten sich gegen den übergroßen Wildstand mit den furchtbaren Gesetzen über Wilderei, gegen die Frohnen, den Sterbefall (Besthaupt, Fallrecht, Bluttheil) und die Gerechtigkeitspflege, namentlich aber gegen die außerordentliche Besteurung, die in der letzten Zeit von den Fürsten häufig für Kriegführung auferlegt wurde. Aus diesen Ursachen war es schon zu manchem Aufstande gekommen (man denke z. B. nur an den „armen Konrad" im Herzogthum Württemberg), der allgemeine Aufstand im J. 1525 war jedoch nicht allein auf die Abschaffung oder Erleichterung bestimmter Lasten gerichtet, sondern er bezweckte eine totale Umgestaltung aller Verhältnisse des Besitzes und des Eigenthums, eine sociale Revolution nach der heutigen Ausdrucksweise, er wollte allgemeine Freiheit und Gleichheit herstellen wie die Führer der ersten französischen Revolution; die Bauern beriefen sich jedoch nicht

auf das Naturrecht wie neuheidnische Republikaner, sondern auf das Wort Gottes, auf die Bibel oder auf das Evangelium, das in jenen Tagen nach langer Unterdrückung dem „armen verführten Volke“ angeblich zum erstenmal wieder verkündet wurde.

Luthers und seiner Anhänger Predigt von der „christlichen Freiheit“ zündete; Luther verstand allerdings unter der christlichen Freiheit nur eine theologische, nur die Freiheit die Bibel ohne Rücksicht auf die Lehre und Autorität der Kirche auszulegen, und nahm eigentlich diese Freiheit nur für sich und seine unbedingten Anhänger in Anspruch — aber er hatte weder das Recht noch die Macht andern Menschen seine evangelische Freiheit zu oktroyiren und ihnen zu verbieten in der Bibel die Grundlagen für eine neue Staatsordnung zu suchen, da er selbst die alte, auf der Einigkeit des geistlichen und weltlichen Rechts gegründete Staatsordnung in Deutschland zerstörte. Er forderte die weltlichen Gewalthaber auf, nur frisch auf die Besitzungen der Bisthümer und Klöster zu greifen, denn weltliche Herrschaft der Geistlichen und Mönchthum sei gegen das Evangelium; sie thaten es und brachen damit das im Reiche geltende Recht und Gesetz mit Gewalt. War es da nicht ganz natürlich, wenn sich die Unterthanen der Bisthümer und Klöster gleichfalls auf das Evangelium beriefen und in ihrer Weise und in ihrem Interesse der weltlichen Herrschaft der Geistlichen wie dem Mönchthum ein rasches Ende machten? Sie sahen überdieß wohl ein, daß wenn die geistlichen Herrschaften kein Recht auf Steuern, Gilten und Frohnen hätten, den weltlichen ebenso wenig ein solches zustehe, denn die Besitztitel der einen wie der andern waren dieselben, und in der Regel befanden sich die Unterthanen der geistlichen Herrschaften besser als die der weltlichen. Die Bauern welche im Namen des Evangeliums sich gegen die geistlichen Herrschaften empörten, thaten nichts Anderes als die Fürsten und großen Herren, welche sich mit Berufung auf das Evangelium der

Bisthümer und Klöster bemächtigten, und es war nur consequent wenn die Bauern verlangten, daß die Gewalthaber, die auf das Evangelium gestützt die Gesetze des Reichs und die Gebote des Kaisers brachen und sich als wahre „christenliche Oberkeiten“ gebärdeten, nun auch den Maßstab des Evangeliums an ihre Regierung, ihre Gerichtsordnung, ihre Abgaben und Dienstforderungen anlegen lassen sollten. So verstanden die evangelischen Herren aber die evangelische Freiheit nicht, und der Landgraf Philipp von Hessen, Luthers eifrigster Anhänger, schärfte den Prädikanten nachdrücklich ein, „auf den Kanzeln wohl zu lehren, daß die christliche Freiheit ein innerliches und kein äußerliches Ding sei und mit Rent, Zins, Steuer, Gilt und Dienst und dergleichen äußerlichen Bürden und Beschwerden, wie es der Unterthan nennt, nichts zu schaffen habe.“ Luther selbst eiferte zu demselben Zwecke, aber die Bauern blieben bei ihrer Auffassung der christlichen Freiheit und es gab Prädikanten genug welche sie hierin bestärkten. An der von Luther hervorgerufenen kirchlichen Revolution entzündete sich gegen seinen Willen auch eine politische Revolution.

Sonst hängt das Landvolk dem Glauben und der Sitte seiner Vorfahren treuer an als jeder andere Stand; daß es aber 1524 sich in Masse für die neue Lehre erklärte, lag eben vor allem in jenem socialistischen Zug, der dann von dem Abhub des niedern Klerus noch gefördert ward; denn ein Theil desselben „war von der Idee seines Standes so weit abgefallen, daß man von einem geistlichen Proletariate in jener Zeit sowohl in dem höhern als im gewöhnlichen und sogar buchstäblichen Verstande zu reden berechtigt ist.“ (Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 bis 1526 S. 191.) Gerade dieses geistliche Proletariat war es, das sich zu einem großen Theile der neuen christlichen Freiheit in die Arme warf und sie den Bauern predigte, oder von den Bauern dazu gezwungen wurde, indem sie im Falle der Weigerung mit Davonjagen drohten. Bei jeder Versamm-

lung des Landvolkes vor und bei dem Ausbruche des Aufstandes finden wir solche Geistliche thätig, später auch bei den bewaffneten Haufen; sie erweisen sich aber mit sehr wenigen Ausnahmen nur als Maulhelden und laufen bei Zeiten davon, um Leib und Leben in Sicherheit zu bringen. Da finden sich kaum einige Spuren von dem schwärmerischen Fanatismus, der z. B. die Prediger der Wiedertäufer in Münster, die Puritaner in England, die Camisarden in Frankreich in furchtbare Krieger verwandelte. Von allen Prädikanten die sich den aufständischen süddeutschen Bauern zugesellten, gewann keiner einen leitenden Einfluß wie Thomas Münzer bei den thüringischen, und auch dieser war weder selbst ein fanatischer Held, noch vermochte er seine Bauern mit stürmischem Muthe zu erfüllen. Es ist überhaupt auffallend, daß damals in ganz Süddeutschland, dessen Volk durch alle Schichten bis auf den Grund aufgewühlt war, sich nicht ein einziger Mann fand welcher die revolutionären Kräfte zur Ausführung eines klaren und anerkannten Planes zu vereinigen vermochte. Das „Evangelium" stand zwar wie in den zwölf Artikeln der Oberländer-Bauern auch an der Spitze jedes Bündesbriefes (Programms), den die Bauern da und dort durch einen Prädikanten oder Juristen aufsetzen ließen; einig war man ferner über die Abschaffung der schweren Lasten, aber was in Kirche und Reich noch stehen bleiben und nicht zerstört werden sollte, darüber war man nicht im Reinen, und wenn z. B. auf dem Tage zu Heilbronn die Wiederherstellung der Reichseinheit unter der Majestät des Kaisers beschlossen und die Territorialhoheit der Fürsten verworfen wurde, so antwortete der „helle Haufen" bei Heilbronn der Gesandtschaft des kaiserlichen Regiments (des Reichsverwesers): „Kaiser und Fürsten hätten den Bauern das heilige Evangeli und das Wort Gottes nicht wollen lassen predigen, deßwegen gedenke er ein anderes und göttliches Regiment aufzurichten." Wenn Weigand und Hippler, Herren die aus fürstlichen Kanzleien zu den Bauern über-

gingen, in ihren Entwürfen einer neuen Reichsverfassung den weltlichen Adel für seine Verluste bei der Aufhebung oder Verminderung der bäuerlichen Lasten durch die Säkularisirung der Bisthümer- und Klostergüter entschädigen wollten, so gedachten andere „sämmtliche Edelleute todtzuschlagen" und „alle ansehnliche Leut, die im Gewalt auf Erden gesessen, herunterzuthun." Die Bürger waren anfangs für die Bauern sehr günstig gestimmt, und zwar nicht bloß in den fürstlichen Landstädten, sondern auch in den Reichsstädten; der Umschlag erfolgte jedoch bald, als die gemeinen und armen Bürger die Stadtverfassungen und Räthe zu „reformiren" Miene machten, andererseits das Landvolk die Markt-Privilegien der Städte als Beeinträchtigung des freien Handels und Wandels abgeschafft haben wollte, überdieß die Unterthanen der Reichsstädte die Abschaffung oder Erleichterung der Lasten und Abgaben verlangten.

Wenn wir den vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg den Versuch machen sehen, den Bauernaufstand zur Wiedereroberung seines verlorenen Herzogthums zu benutzen, so finden wir dieß sehr natürlich, wundern uns aber auch nicht, daß er bei den Bauern keinen Anklang fand und abermals flüchten mußte, als ihn die schweizerischen Söldner verließen, die er nicht bezahlen konnte. Die Bauern im Frankenlande fanden zwei hochadelige Bundesgenossen in den neugläubigen Grafen von Wertheim und Henneberg, die mit ihnen zu Felde zogen, aber nur — gegen den Bischof von Würzburg, von dem sie Lehen trugen die sie gern eigen gemacht hätten. Gegen den gleichen geistlichen Fürsten ließ sich Götz von Berlichingen an die Spitze des hellen Haufens stellen und sagte ihnen Marx Stumpf von Schweinsberg seine Hülfe zu. Diese fränkischen Ritter waren in Herzog Ulrichs Diensten gestanden und hatten gegen den schwäbischen Bund gefochten; sie waren Freunde des Franz von Sickingen gewesen, der seinen und der fränkischen Ritterschaft Krieg gegen die weltlichen und geistlichen Fürsten am Rhein und



Main mit dem Leben bezahlt hatte. Ein solcher Ritter war auch Florian Geyer von Geyersberg, der ein Fähnlein geworbener Landsknechte, „die schwarze Schaar“ führte, die sich einen gefürchteten Namen machte.

Im Frühjahr **1525** waren die Bauern im südlichen Schwarzwald, im Hegau, im oberen und unteren Allgäu im Aufstande, der sich auf beiden Seiten der Iller bis an die Donau, weiter nördlich über das Ries nach Oberfranken und Thüringen, seitwärts über das Hohenlohische und Württembergische in den Odenwald und in die Rheinpfalz verbreitete, während auch die Bauern im Tyrol und Salzburgischen ihre Forderungen stellten, und die im Elsaß in Heeresstärke bis Lothringen umherzogen. Aber alle diese Aufstände waren ohne Zusammenhang, ohne gemeinschaftlichen Plan, ohne Leitung; denn die hellen Haufen gehorchten weder den Edelleuten die freiwillig oder gezwungen als Hauptleute eingetreten waren, noch den von den Haufen aus ihrer Mitte gewählten Anführern. Deßwegen war an Ordnung und Kriegszucht nicht zu denken; die Bauern glaubten im Hinblick auf ihre Masse, daß sie Meister im Reiche seien, zumal die weltlichen Herren zum großen Theile auf den Untergang der geistlichen hinarbeiteten, jedoch unter einander selbst wieder uneinig waren, der Kaiser in Spanien oder Italien oder in den Niederlanden zu thun hatte, das Reichsregiment (Reichsverweserei) sich als fünftes Rad am deutschen Reichswagen bewährte. Die Bauern hofften um so zuversichtlicher auf ihren Sieg, als überhaupt die alte Ordnung in Kirche und Reich unrettbar verloren schien. Sie betrachteten deßwegen den Krieg fast als eine große Lustbarkeit, verbrannten Schlösser und Klöster, raubten Kirchen aus, praßten und zechten aus den Vorräthen der geplünderten Speicher und Keller. Gleichzeitig unterhandelten sie mit den Herren und Städten, legten ihre Bedingungen schriftlich und mündlich vor, schlossen Verträge ab, schlugen Schiedsgerichte vor, aber was dem einen Haufen wohl gefiel, das wurde von dem

andern als ungenügend verworfen, und eine heute mit den Herrschaften getroffene Vereinbarung wurde nach wenigen Tagen aus Mißtrauen oder Uebermuth wieder verworfen. Nicht ein Vertrag, nicht eine Uebereinkunft wurde von den Bauern oder ihren halbverrückten Rädelsführern gehalten.

Unter den 300,000 Bauern, die im April 1525 in Deutschland unter den Waffen standen, war nur der oberschwäbische Haufen, dessen Kern die Ober- und Unterallgäuer bildeten, wirklich furchtbar; denn Oberschwaben, und hier hauptsächlich das Allgäu und die Seegegend, waren die Gaue in welchen die meisten Landsknechte geworben wurden, die sich bei Italienern, Franzosen, Schweizern und Türken in so großen Respekt setzten. Die meisten Bauern des oberländischen Haufens waren deßwegen kriegsgewohnt und wohl bewaffnet, aber zugleich, was auffallend genug ist, verhältnißmäßig die billigsten in Forderungen; sie waren diejenigen welche die wenigsten Verwüstungen anrichteten, obgleich auch sie einige Klöster und Schlösser in Flammen aufgehen ließen. Ihnen stand als Feldhauptmann des schwäbischen Bundes der Truchseß Georg von Waldburg zuerst gegenüber, ohne daß es jedoch zu einem Hauptschlage kam; denn man schloß Verträge, die zwar von den Bauern nicht gehalten wurden, dem Truchsessen es jedoch möglich machten mit seiner geringen Streitmacht landabwärts zu ziehen, bei Leipheim und Böblingen die großen schwäbischen Haufen, bei Würzburg und Königshofen die fränkischen zu schlagen, worauf er zurückkehrte und die oberen Allgäuer, die abermals aufgestanden waren, nach wenigen Scharmützeln zur Ergebung zwang. Florian Geyer scheint in der Regel nicht mit dem Hauptaufen der fränkischen Bauern gezogen zu seyn, wenigstens wird seiner nie bei einem Hauptschlage gedacht, er verbrannte jedoch eine ziemliche Anzahl Klöster, schlug sich tapfer und verkaufte mit seinen schwarzen Gesellen das Leben theuer.

Die Beschwerden der Bauern fanden vor der Empörung unter den damaligen frei und rechtlich gesinnten Wortführern

der öffentlichen Meinung beredte Anwälte, und ihre Sache war im vollen Umfange des Wortes eine populäre; aber nach dem Ausbruche des Krieges hielten nur noch schwärmerische oder lüderliche Pfaffen, städtische Proletarier und einige wenige verzweifelte Ritter zu ihnen; man fand ihre Niederlage wohl verdient, entschuldigte das Blutbad das unter ihnen angerichtet wurde, und das schreckliche Strafgericht das nach den Schlachten unter den Gefangenen aufräumte, als eine von ihnen selbst herbeigeführte Nothwendigkeit. Dieser Umschlag der Stimmung erfolgte nicht etwa, weil Luther und Melanchthon den leidenden Gehorsam als die erste Pflicht der Unterthanen lehrten und demonstrirten wie die Unterthanen durch das geduldige Ertragen des härtesten Druckes den sichersten Weg zum Himmel fänden; diese lutherische Theorie verfing damals noch nicht, denn im 16. Jahrhundert war das urdeutsche Recht der Selbsthülfe gegen ungerechte Gewalt noch allgemein anerkannt, und wenn z. B. eine Stadt oder Landschaft sich einer willkürlichen Besteuerung oder Dienstforderung, überhaupt einer Verletzung ihrer Rechte gewaltsam widersetzte, so fand man dieß in der Ordnung und selbst höchst lobenswerth. Die allgemeine Verurtheilung ihres Aufstandes verschuldeten die Bauern durch die Maßlosigkeit und Verrücktheit ihrer Forderungen, durch die Dummheit mit der sie sich lüderlichen Pfaffen und verlumpten Subjekten anvertrauten, durch die Feigheit mit der sie aus jedem ernstgewordenen Kampfe entliefen, vor allem aber durch ihre Treulosigkeit und Bestialität die sie fast überall bewiesen, wenn sie Meister waren oder zu seyn glaubten. Wir Söhne des 19. Jahrhunderts, des Zeitalters der Revolution, sind geneigt den Aufstand der Bauern schon deßwegen, weil es ein Aufstand war, mit günstigen Augen anzusehen, und wir nehmen für den Bedrückten zum voraus Partei; aber es ist uns unmöglich in dem Bauernkriege, so wie er verlief, etwas Großes und Schönes zu finden wie in den Kriegen der Schweizerbauern von 1308 bis 1499, denn Feigheit, Treu-

losigkeit und Bestialität stoßen uns ab, erfüllen uns mit Ekel und Verachtung, Grausamkeit aber empört uns. Der Bauernkrieg ist nur eine Gräßlichkeit in der deutschen Geschichte, daher muß der Dichter, der ihn auf die Bühne bringt, Gestalten schaffen die ein anderes Interesse erregen als halbverrückte, halbverzweifelte, verführte Menschen, elende feige Schufte, gemeine Bösewichter und Henkersknechte. Der Dichter darf mit der poetischen Freiheit auch über einen historischen Stoff frei walten, nur Eines ist ihm verboten, nämlich daß er große Persönlichkeiten, welche durch ihre Thaten der Geschichte angehören und nur vor ihrem Tribunal gerichtet werden können, mit poetischer Willkür dem Hasse oder der Verachtung preisgebe, oder umgekehrt ihre Sünden und Frevel in Tugenden oder Verdienste verwandle; bei historischen Personen darf die poetische Gerechtigkeit nicht gegen die historische Wahrheit verstoßen.

Florian Geyer von Geyersberg, der Held des erwähnten Fischer'schen Dramas, war ein armer fränkischer Ritter der sich mit einer Schaar geworbener Landsknechte auf die Seite der Bauern stellte und tapfer fechtend den Tod fand. Als Anführer einer schwarzen Schaar scheint der vor dem Kriege nie genannte Ritter kenntlich genug hervorzutreten. Die „Schwarze Bande" hieß nämlich ein 5000 Mann starker Haufen norddeutscher Landsknechte, welchen der Herzog von Geldern 1509 für den König von Frankreich warb; sie dienten seitdem in französischem Solde gegen den Kaiser, fochten als Kerntruppen in allen Schlachten, ergänzten ihre Verluste durch Zulauf auch aus dem Oberlande, obgleich dieß sonst das Landsknechtrevier von Frundsberg und dessen Freunden war, wie denn in der Schlacht bei Pavia (1525) über 50 oberdeutsche Adelige als Anführer der Schwarzen fochten und blieben. Diese Schwarzen scheerten sich nicht um Kaiser und Reich, denn des Kaisers Acht und Aberacht, sagten sie, mache gerade 16; um unsern Herrgott kümmerten sie sich ebenso wenig, „denn der sei zu alt zum Regiment". Ihre Fähnlein

waren schwarz, die Gesellen schwarz gekleidet und gerüstet vom Kopf bis zur Sohle, und der Tod auf dem Schlachtfelde nach einem lustigen Leben das Ende auf das sie gefaßt waren. Man sieht, es waren deutsche Krieger von verwilderter Natur, die Vorbilder der späteren Wallensteiner, und da Florian Geyer und seine Schaar die schwarze Farbe wählten, als sie sich den Bauern anschlossen, so bezeichneten sie sich damit selbst als Gesinnungs- und Schicksalsbrüder der gegen den Kaiser in Italien fechtenden Schwarzen, als einen sogenannten „verlorenen Haufen". Geyer hatte wie mancher andere Ritter nichts geerbt als Wappen und Rüstung; wie sie diente er unter den Landsknechten und focht in der Schlacht zu Fuße, denn das Fußvolk und die Kanoniere, nicht mehr die adelige geharnischte Reiterei entschied die Schlachten. Auf dem Schlachtfelde hatte der gemeine Mann die altdeutsche Geltung wieder gewonnen, nicht aber im Staate. Da entzündete sich an Luthers Freiheit des Evangeliums die Revolution des Landvolkes und krachte die alte Reichsordnung in allen Fugen. Geyer glaubte mit Millionen, eine neue Zeit sei angebrochen, und als verzweifelter armer Mann erhob er mit den Bauern den Ruf: Nieder mit den Burgen, den Fürsten, den weltlichen wie den geistlichen! Jeder deutsche Mann sei ein gemeiner und freier und sein Gut ein freies! Florian Geyer muß daher eine dem Dichter willkommene Gestalt seyn, die sich recht wohl aus einem verzweifelten Helden zu einem ächten Ritter der Freiheit verklären läßt, zu einem Adeligen der die Schranken seines Standes und seiner Zeit durchbricht und den Tod sucht, da ihm das Leben unter fürstlichen Unterdrückern und mit ebenso feigen als unlenksamen Aufrührern unmöglich ist. Aber der poetisch verklärte Geyer muß 1525 möglich gewesen seyn, wie Schillers Freiherr von Attinghausen 1308, wie der Ritter Arnold von Winkelried aus Unterwalden 1386. Sehen wir nun, wie Hr. Fischer seinen Volkshelden über die Bretter, welche die Welt bedeuten, schreiten läßt.

Wir treffen Geyer bei Ulm als Waffengefährten des Truchseß Georg von Waldburg, des Feldhauptmanns des schwäbischen Bundes, der die Bauern bei Leipheim geschlagen hat und eben zwei Exekutionen, die eine durch Enthauptung, die andere durch Spießruthen verhängt. Zur Enthauptung ist der Prädikant Wehe verurtheilt. Darüber spricht Geyer zu dem Truchseß: „Dieser Mann soll nicht sterben; er hat die Bibel verkündigt; das steht jedem zu. Auch wißt Ihr, daß ich Euch den Aufruhr nur darum wollte dämpfen helfen, um hernach, wie's menschlich und recht ist, die Lasten des Volkes abzuthun, welche am meisten uns vor der Welt anklagen, die sich Ritter nennen. Aber ich seh', daß es Euch um etwas anderes zu thun ist, ich seh' den Sieger morden und erdrücken" (S. 13). F. führt also seinen Helden mit dem Truchseß, dem Bändiger des Bauernaufruhrs, sehr frühe zusammen; das stand ihm frei, denn er will dadurch Geyers Uebertritt zu den Bauern und die Todesfeindschaft motiviren, in der sich seitdem Geyer und der Truchseß gegenüberstehen. Aber wie kann Geyer aus Franken dem Truchseß an den Bodensee zuziehen, um den Aufstand dämpfen zu helfen, der doch auch in Franken lichterloh brennt? Zuerst hilft er als Waffengenosse des Truchseß die Bauern in dem Kriege zu Tausenden erschlagen, und nachdem dieß geschehen, fängt er mit dem Truchseß Streit an und geht zu den Bauern über, weil der Truchseß einen Aufruhrprediger verurtheilt. Geyer nennt die Erhebung der Bauern selbst einen Aufruhr, er findet selbst für nothwendig mit Waffengewalt einzuschreiten, und nach dem ersten Siege geht er zu den Bauern über und hilft den Aufruhr fortsetzen, den er zuerst dämpfen half. Dieß that er allerdings nur, wie er erklärt, um hernach die Lasten des Volkes abzuthun, allein der Aufruhr ist noch lange nicht gedämpft, der Krieg dauert fort und noch ist gar kein Ende abzusehen. Denn Münzer (S. 35) predigt im Unterland: „die Herren müssen ab!" ein anderer Prädikant spricht zu einem Bauer: „nimm den Spieß und such dein Gut in

dem Bauch des Comthur von Mergentheim, denn er hat dir's abgefressen"; ein anderer Bauer soll den Pfaffen mit dem Pfriemen anzapfen, daß er das Rothlauf kriegt; ein dritter soll die Axt nehmen und mit ihr den Hirsch, den Wald, den Herrn und den Pfaffen schlagen. Solches oder Aehnliches haben die Bauern gethan welche der Truchseß bei Leipheim schlug, und Aehnliches hat der gefangene Prädikant gepredigt, wie der rauchende Schutt der Burgen und Klöster bezeugt. Die Gräuel des Aufruhrs und Kriegs ziehen durch das Land, und da kann es nicht anders seyn als daß ein gefangener Prädikant, der mit den mordbrennerischen Rotten läuft statt bei seiner Kirche zu bleiben, ein blutiges Ende nimmt. Geyer will jedoch den Prädikanten retten, „weil derselbe die Bibel verkündigt was Jedem zusteht", und droht dem Truchseß mit der Verdammung durch die Nachwelt, weil er „einem der treuesten von den reisenden Lehrern den Kopf nicht gespart." Der Truchseß findet nicht für gut dem Ritter Florian zu entgegnen, daß solche Bibelprediger bereits das halbe Reich in Aufruhr gebracht haben und solche reisende Lehrer wandernde Brandfackeln seien, sondern droht mit dem Kriegsrecht. Doch Geyer zieht das Schwert und unterstützt von Wilhelm von Grumbach, trotzt er dem Gefolge des Truchsessen, mit dem Ausruf: „Fahre hin du Bündniß mit den Unterdrückern, ich eile zu dir Fahne der Freiheit!" (S. 14).

Nach seiner plötzlichen und unbegreiflichen Umwandlung kann er in der That nichts anderes thun als das Bundes-Heer zu verlassen; kein Mensch hätte ihn verstanden, denn er spricht eine neue Sprache, spricht in Ausdrücken die erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den Philosophen geprägt wurden. Wenn er sagte, daß er die Lasten „des Volkes" abthun wolle, hätte ihn ein Ulmer oder Biberacher Bürger im Bundesheere so gut als der Truchseß und jeder Ritter fragen müssen: „Herr Florian, was meint Ihr für ein Volk? Das Ulmer Volk? oder das bündische Kriegs-Volk? oder das Bauernvolk? Denn es gibt gar verschiedenerlei

Volk im heiligen römischen Reich. „Er hätte nicht antworten können: alles Volk, das ganze Volk! Nicht besser wäre es Herrn Florian mit der „Fahne der Freiheit" ergangen, denn Freiheit war bei unsern Vorfahren ein Concretum und bezeichnete den Inbegriff verschiedener Rechte; eine andere „Freiheit" war die der deutschen Fürsten welche Kurfürst Moritz mit französischer Hülfe gegen Kaiser Karl V. durchsetzte, eine andere die Freiheit der deutschen Reichsstädte, der freien geistlichen Stifte, der freien Bauern, der freien Künstler u. s. w. Die abstrakte Freiheit ist wie das abstrakte Volk ein Geschöpf der neuesten Zeit; was hat man nicht seit 1789 in Paris und anderswo unter „Freiheit" verstanden, was hat sich seit dieser Zeit nicht als „Volk" geltend gemacht oder geltend machen wollen? F. leiht seinem Helden die modernen Schlagwörter, inspirirt ihn mit den politischen Ideen der neuesten Zeit, so daß Ritter Florian Freiligraths Ça ira deklamiren könnte.

Unmittelbar nachdem Geyer sich in voller Feindschaft von dem Truchseß getrennt, begegnet er einem fahrenden Schüler, der soeben in einen „langen Mantel gehüllt" eine „verhüllte" Mannsgestalt über die Bühne geführt hat. Diese verhüllte Gestalt, die wie ein Geist vorüberschreitet und verschwindet, ist Ulrich Hutten und der fahrende Schüler ist Maria, die Tochter des kurmainzischen Vogts und Kellermeisters Weigand, die von Hutten für „die Freiheit" begeistert worden ist und ihn verehrt wie „einen Heiligen" und nun weiß, „wie ein Herz um seines Glaubens willen Alles auf sich nehmen kann bis zur Gefahr des Todes." Was Hutten als verhüllte stumme Gestalt auf der Bühne zu thun hat, ist schwer begreiflich, abgesehen von dem Anachronismus den sich F. erlaubt, denn Hutten war fast zwei Jahre vorher (29. August 1523) in der Schweiz gestorben, weßhalb Geyers Klagen, daß „der hellste Kopf und das tapferste Herz" flüchtig und geächtet sei, nicht mehr an der Zeit sind. Ebensowenig scheint es natürlich, daß eine Jungfrau einen Mann

geleite der die Syphilis in sich getragen und beschrieben hat. F. hätte demnach wohl Maria Weigand auf einem anderen Wege dem Florian Geyer zuführen sollen. Beide gehören nämlich forthin zusammen wie der Diktator Langiewicz und Henriette Pustowojstoff im letzten polnischen Aufstande; Geyer will den „Jünger der Freiheit" (l'enfant de la liberté) küssen; „der Meister aus Nazareth (cf. Renan!) konnte sich keinen redlicheren wünschen", so entdeckt sich der fahrende Schüler als Mädchen. Florian ist entzückt und er ruft aus: „Nun wappnet eure Reisigen, ihr Tyrannen" (contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé); „ihr seid verloren, wenn solche Mächte wider euch sind." Wäre der Truchseß zu dieser Scene gekommen, mit welcher der erste Akt des Trauerspiels schließt, so hätte er wohl herzlich gelacht und gerufen: Kommt, Ritter Geyer, zurück in das Lager, nehmt den Vogel mit der euch zugeflogen, aber sprechet nicht wie ein Narr! Mädchen sind curiose Mächte!

Im zweiten Akt kommt Geyer zum Markgrafen Kasimir von Brandenburg-Ansbach, einem Fürsten welcher bei der Erschütterung des Reichs nur „so viel weiß, daß er gewinnen will und noch eins so groß werden, sei's Bauer oder Ritter die ihm helfen." Seinetwegen könnten alle Bauern hängen, wenn dann noch Jemand da wäre Brod zu schaffen und Frohn zu leisten; es wäre ihm auch recht wenn alle Ritter erschlagen würden, falls er sie alle beerben könnte, und jeden Nachbarfürsten wünscht er zum Teufel, wenn er dessen Fürstenthum zu dem seinigen schlagen dürfte; nur Eines fürchtet dieser urbrandenburgische Annexander, es könnte am Ende den Bauern gelingen alle Herrschaften zu stürzen und das ganze deutsche Volk, alle Stände als freie Nation unter dem Scepter des Kaisers zu vereinigen. Solcher Gedanken hält er Florian Geyer fähig und ist ihm daher gar nicht grün. Seine Tochter dagegen, die stolze Emma, liebt den Ritter, der ihr zum Herrschen und Erobern geboren scheint; sie glaubt er verachte das Gesindel, die Bauern und Bürger nämlich, wie die „kleinen

Hasenjäger die sich den Adel nennen"; daß er den Freiheits-Aposteln zugethan ist, meint sie besser als ihr Vater zu begreifen, denn Geyer sehe daß sie den Hunderten von winzigen Herren um den Hals predigen, bis nur wenige große Fürsten bleiben, die sich in das Reich theilen, Papa nämlich und Florian, dessen künftige Herrlichkeit Emma als Gemahlin zu theilen gedenkt. Das herrschsüchtige und verliebte Fürstenkind kann indeß sich so wenig als Kasimir mit dem plötzlich erscheinenden Florian verständigen; der Markgraf bleibt zweideutig, verweigert aber den Zuzug zu dem Bauernheere, deren Räthe „zu Heilbronn tagen, die Verfassung des Reiches neu zu bauen, ein Recht, ein Gesetz." Emma ist höchlich enttäuscht, daß Florian nicht zum Herrschen geboren seyn will, sondern „ein Mann des Volkes" (homme du peuple) geworden ist, daß er „nur sein Volk will." Sie versteht ihn nicht wenn er sagt: „Für wen dulden die Flüchtlinge? für ihre Liebe zum Volk und seine Freiheit, ihre Liebe für die Millionen, die der Kastenhochmuth hindern will Mensch zu seyn, damit eine Handvoll Bevorrechteter herrsche, unmenschlich, unwürdig des Ritter- und des Menschennamens." Denn Emma hatte die Erklärung der Menschenrechte im Eingange der nordamerikanischen Bundesverfassung und Rousseau's Emil nicht gelesen. Ist sie über Florians Bitte: „O seid so groß, nur einen Augenblick, als der Gedanke ein Volk zu denken größer ist, als der, sich selbst zu denken!" nicht perplex geworden, so ging es ihr besser als dem Leser der harmlos genug ist, hinter Worten auch einen Sinn zu suchen. Da wird plötzlich der Kaiser angemeldet, worauf Florian mit Recht fragt: kommt der durch die Luft? Denn Karl war 1525 in Spanien. Indeß die poetische Licenz macht von ihrem Recht Gebrauch und citirt den Kaiser nach Ansbach, um ihn und Ritter Florian zu confrontiren und sie ihre Gesinnungen austauschen zu lassen. Aber der Kaiser, welcher sich die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit und der Kaisermacht zur Aufgabe gemacht hatte und wie wenige Herrscher vor und nach ihm in

den Gang der Zeit eingriff, dieser große Politiker und Feldherr wird von F. als ein Strohmann eingeführt: „Will ohne Aufsehen, will eilig reisen. Hätten mich in Nürnberg vor lauter Bitten um Abhülf bald nicht mehr ziehen lassen; hab' ihr Geleit verbeten, erbitt' auch von Euch nur ein klein Comitat. Es brennt allum, brennt bis in die Niederland'; muß dorthin eilen. Derweilen haltet Ihr hier gute Strenge ob dem Aufruhr.“ Da sich Kasimir und Emma entfernen, entspinnt sich ein lebhaftes Gespräch zwischen dem Kaiser und Florian; dieser räth dem Kaiser: „Schreibt einen Reichstag aus, da des armen Volkes Stimme Gehör findet; gebt Raum der Reformation.“ „Der Kirchentrennung?“ fragt der Kaiser, und Florian meint: „Alle sollen das Schädliche abthun und das Verständige annehmen“, dann sei eine Kirche, und das werde erreicht, „wenn das Volk auf Grund der Bibel- und Reformatorenlehre durch Beschickung der Reichsversammlung beschließt, aber das ganze Volk, nicht der Adel und die Geistlichkeit allein.“ Karl sagt nicht, denkt aber wohl: Herr Ritter, dann bricht sich das Volk die Hälse; ihr sprecht da einen Gedanken aus an den ihr selbst nicht glaubt, denn ihr wißt, wie das Volk in Stadt und Land jetzt schon zur Gewalt greift, wie Luther, Zwingli, Münzer und andere Reformatoren einander in den Haaren liegen und jeder seinen Anhang hat. Da der Kaiser für nothwendig findet, daß der Aufruhr zuerst niedergeschlagen werde ehe ein Reichstag möglich sei, so sendet der Ritter dem abtretenden Herrscher die Worte nach: „O die Menschen! die Kaiser! die Fürsten! fahret hin, von heut' an keine Losung mehr als: Alles durch das Volk und für das Volk!“ Florian hat, wie man sieht, die republikanisch-französische Phrase wörtlich übersetzt.

Endlich kommt Florian zu dem hellen Haufen, der im Heilbronnischen lagert, wo Münzer und andere Prädikanten gegen die Herren predigen. Die Bauern wählen ihn zum Hauptmann; er schwört, daß alle Burgen zerstört seyn müssen, befiehlt den Bauern strenge Ordnung und heißt zu Hause

bleiben wer nicht Zucht halten will bis zum Sterben. Marie ist bei ihm; sie hat seine verwundeten Leute verbunden, hat Kugeln gegossen und will bei ihm bleiben. Sie bewundert ihn als den Retter des Volkes, gesteht ihm, daß sie ihn deßwegen liebt, nebenher auch weil er so stattlich ist und schön. Er aber, der Volksheld ahnt seinen Tod; sie will mit ihm sterben, weil sie keinen kennt mit dem sie leben möchte, wenn er nicht wäre; sie hat Vater und Mutter verlassen, denn an ihm hat sie Alles was sie braucht. Diese Marie stellt der Dichter der stolzen Fürstentochter Emma gegenüber, welche gleichfalls in Ritter Florian ihren Mann gefunden zu haben glaubt. Emma ahnt in ihm einen glücklichen Wallenstein, gibt ihn aber augenblicklich auf, wenn auch schmerzlich berührt, sobald er sich als Demokrat enthüllt. Marie ist die Tochter eines kurfürstlichen Beamten, eines Mitteldings zwischen einem Adeligen und Bürger, welcher Hutten und die Freunde der Reformatoren beherbergt und ihre Schriften liest, und so war sie in die neuen religiös-politischen Ideen eingeweiht worden, denen sie sich ganz hingibt. Sie schwärmt für sie und die Träger derselben; aber sie vergißt ihr Geschlecht. Die Jungfrau von Orleans führt in kriegerischer Rüstung mit der geweihten Fahne ihr Volk in den Befreiungskrieg; die barmherzigen Schwestern tragen ihr auszeichnendes Ordenskleid, wenn sie den Heeren in den Krieg folgen — Marie Weigand aber ist ihren Eltern davongegangen und zieht als Mädchen mit Ritter Florian umher, dessen Haufen sich hauptsächlich mit dem Niederbrennen von Klöstern beschäftigt. Sie drängt sich mit ihm selbst in den Saal zu Heilbronn, wo die erwählten Räthe der hellen Haufen eine neue Reichsverfassung entworfen haben, deren 14 Artikel vorgelesen werden. Mariens Vater ist der Verfasser der neuen Reichsordnung und als er darauf anträgt, daß ein oberster Hauptmann erwählt werde, spricht sein Töchterlein: hier steht er, Friedrich Weigand! indem sie auf Florian deutet. Nun folgt eine Scene in der der alte Weigand seine Tochter mit Vorwürfen überhäuft, Florian sie in

Schutz nimmt; sie wird jedoch wieder durch politische Verhandlungen unterbrochen, denn der alte Weigand will mit den Fürsten und Herren unterhandeln, Florian aber und der Bauern-Hauptmann Metzler vorher den Feind zu Boden schlagen und dann über Kaiser und Reichsverfassung verhandeln. Der altliberale Leithammel Weigand seufzt schwer auf, daß die Freiheit, die er schaffen half, in Gewalt umschlägt und sucht noch einmal seine Tochter an sich zu ziehen; sie gehorcht aber nicht, disputirt kühnlich mit ihm und bleibt bei Ritter Florian und der Freiheit! Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die Freiheits- und Gleichheitsschärpen der Wiener Damen von 1848 und die akademische Legion?

Wir folgen nach Weinsberg zum gräuelvollen Ostertag von 1525. Der Mord an dem Grafen von Helfenstein und seinen Genossen geschieht ohne Florians Wissen und Willen, der darüber so erbittert wird daß er den Urheber, den Bauern-Hauptmann Jäcklein Rohrbach, dem Truchseß gebunden zu überliefern befiehlt (beiläufig gesagt, gegen die Geschichte). Er hält so streng auf Ordnung, daß er den Ritter von Grumbach, seinen bisherigen Waffengefährten der aber nie recht weiß was er will, davonjagt, weil derselbe einen Juden geplündert hat. Darauf zieht er vor seine eigene Stammburg, und da er von Grumbach, der unterdessen sein Schwager geworden ist, nicht eingelassen wird, nimmt er sie mit Sturm, während dem seine Mutter stirbt, welcher die Schande ihres Sohnes, denn sie fühlt als adelige Frau, das Herz bricht. Geyer spricht: „O um eine Welt! sie ist todt! Theure, mütterliche Seele! Konnt ich anders? Vergib mir, edle, in den Vorurtheilen deiner Zeit geschiedene Frau! ich mußte! Das Gewissen, das über uns richtet, hat mir vergeben.“ Das ist eine schnelle Resignation, aber so durch und durch unnatürlich, daß man an Franz Moors Reflexionen über Mord und Vatermord erinnert wird.

Im vierten Akt stehen die Bauern vor dem Frauenberg bei Würzburg. Die Anarchie hat unter ihnen eingerissen; vergeblich mahnt Florian, die kriegskundigen Landsknechte

herbeizurufen, die Bauern wollen nicht. Da kommt eine Hiobspost nach der andern: der Truchseß ist im Anzuge, ein Bauernhaufe geflohen, ein anderer hat Keller und Kammer des verbündeten Grafen von Wertheim geplündert. Florian will den Frauenberg erstürmen, aber er läßt sich bewegen nach Ansbach zu gehen um den Markgrafen Kasimir, den er doch so gut kennt, zur Hülfe herbeizurufen! Unteidessen stürmen die Bauern den Frauenberg, Metzler fällt, der Truchseß eilt herbei und zersprengt die Bauern. — Florian trifft glücklich im Ansbacher Schlosse ein, der Markgraf hat aber seinen Plan geschmiedet und widersteht wie Emma der Beredtsamkeit des Ritters. Zu dieser spricht, „sie mit ausdauerndem Blick messend", der Ritter: „Wie kalt und leblos sie dastehen, diese Fürstlichdenkenden! Nichts als Vergangenheit! kein Blick, kein Herzschlag für heut und morgen; und doch so stolz! Lieber die adelige Runzel des Ausgelebten auf den Gesichtern, als mit frischem Entschlusse sich zu werfen in den Strom lebendigen Werdens!" Welche unsinnige Phrase im Munde eines Ritters aus dem Jahre 1525! Trotz des Unsinns will ihn Emma retten, denn ihr Vater hat ihn im Einverständniß mit dem Truchseß umgarnt, er soll gefangen werden. Aber Maria, nicht Emma wird sein Engel. Sie ist mit den Schwarzen herbeigeeilt und befreit ihn. Florian dankt ihr dafür in seiner Weise mit den Worten: „Wunderbares Mädchen! Du wärest werth wie keine andere im Volkskriege die Siegesgöttin zu heißen!" Vielleicht auch die Vernunftgöttin im Volkssiege zu Paris 1792.

Es geht mit dem Ritter zu Ende. In seiner Abwesenheit ist das Bauernheer von dem Truchseß bei Königshofen geschlagen worden, die schwarze Schaar in einem Nachtgefechte aufgerieben; er sucht, die verwundete „halbtodte Marie im Arm", von dem Truchseß und Grumbach verfolgt, eine Zufluchtstätte. Er steht vor den frischen Ruinen des Geyersteins, einer Burg seines Geschlechts die er selbst gebrochen hat. „Ja die Burgen!" klagt er, „ich habe sie selbst zer=

brochen! Das stürzt mich in's Verderben!" Und seine Mutter, deren Herz er brach als er die Stammburg stürmte? An die denkt in solchem Augenblick weder der Ritter noch der Dichter! Es hat auch Eile, wenn noch einige Redefiguren unterkommen sollen. Wir sehen Marie mit brechendem Blicke nach Florians Halse fassen, mit den Worten: „Gute Nacht, Ritter, habt ihr mich lieb gehabt?" und Florian antwortet: „Bis zum Tod, Engel auf Erden! Kein Engel des Himmels liebt schöner als du. Diese Thräne in dein Grab!" Diese Thräne in dein Grab — könnte der alte Schartenmeier oder Biedermeier eine des sentimentalen Culturphilisters würdigere Phrase finden? Doch Florian wird rücklings von Grumbach erstochen und ruft niedersinkend: „Wahrheit, sie morden dich; aber du kommst!" Kurz vorher, nur eine Seite früher, „stirbt die Freiheit ohne Obdach und Hülfe", jetzt folgt ihr mit Florian die Wahrheit. Wüßte man nur auch, welche? Denn die katholische ist ihm Trug und Thorheit, was er aber von Luthers Reformation hält, hat er S. 67 erklärt, und die Wahrheit der Jung-Hegelianer war noch nicht erfunden. Auf die abstrakte Phrase des Sterbenden folgt indeß als Schluß ein concreter Knalleffekt: einer von Florians Schwarzen, den Grumbach niederstechen will, erschießt den Meuchelmörder mit den Worten: „Nein Junker, das Volk lebt länger als du!" Da hat sich also ein einzelner Kriegsmann in das „Volk" verwandelt, und diesem Schusse und Schlusse klatscht vielleicht das Volk Beifall zu, jene bunte Menge nämlich „bei deren Anblick uns der Geist entflieht", wie bei Göthe der Dichter klagt.

Ist Herrn F. die Zeichnung Florian Geyers ganz und gar mißlungen, weil er ihn zu einem modernen Revolutionsmann macht statt zu einem Träger der kirchlichen und politischen Revolutionsideen des J. 1525, so wollen wir nun prüfen, wie er mit dem Truchsessen Georg von Waldburg, dem Feldhauptmann des schwäbischen Bundes und Geyers Besieger, verfährt. Wir schicken eine Skizze von Georgs Leben voraus, weil er gemeinhin nur als der Mann bekannt ist der die

Bauernrevolution blutig niederschlug. Georg Truchseß und Freiherr von Waldburg war 1488 geboren, diente dem Herzog Ulrich von Württemberg im Bauernaufstand des „armen Konrad" (1514), verließ bald darauf des Württembergers Dienst und wurde von den bayerischen Herzogen zu ihrem Landeshauptmann bestellt, focht 1516 für Kaiser Maximilian I. als Frundsbergs Waffenbruder mit großen Ehren in Italien, half 1519 als oberster Lieutenant des schwäbischen Bundes den Herzog Ulrich vertreiben, welcher durch Landfriedensbruch und bewaffneten Ungehorsam gegen den Kaiser in die Acht erklärt war. Als im Jahre 1520 der Graf von Oettingen, Georgs Schwager, von einem fränkischen Edelmann Hans von Absberg erstochen ward, rächte Georg diesen Mord zuerst auf eigene Faust im Namen der unmündigen Söhne des Ermordeten, dann als Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, wobei er eine Anzahl Burgen des Mörders und seiner adeligen Mitschuldigen zerstörte. Karls V. Bruder, der Reichsstatthalter Ferdinand von Oesterreich lernte 1524 Georg auf dem Reichstag von Nürnberg kennen und behielt ihn das ganze Jahr als Rath in seiner Umgebung. Im J. 1525 stand Georg als Feldhauptmann des schwäbischen Bundes zuerst den 15,000 Schweizern gegenüber, mit welchen Ulrich sein Herzogthum wieder erobern wollte, erfocht einige Vortheile, brauchte jedoch keine Hauptschlacht zu liefern, weil die schweizerischen Söldner bei Eid und Ehr von der Tagsatzung heimberufen wurden. Darauf machte er in sieben Monaten dem Bauernkrieg ein Ende, obwohl er nur 2000 Reiter, 18 Geschütze und 6000 Landsknechte, die zudem häufig zu meutern drohten, unter seinem Befehle hatte. Nach dem Kriege wurde Georg zum Statthalter von Württemberg ernannt, aber schon 1526 nach Wien berufen, von wo er den König Ferdinand nach Ungarn gegen Sultan Soliman begleitete; auf der Heimkehr nach Schwaben entging er durch Glück und Klugheit einem Hinterhalte, welchen ihm verschworne fränkische Edelleute unweit Linz in Oberösterreich gelegt hatten. Kaum

hatte er seine Thätigkeit als Statthalter wieder begonnen, als ihn Ferdinand abermals zu sich entbot, damit er den Oberbefehl in Ungarn gegen die Türken übernehme. Georg weigerte sich, „weil das königliche Heer aus unterschiedlichen Nationen, besonders aus Ungarn zusammengesetzt wäre, deren Sprache er nicht kenne, und welche ihm als einem Deutschen ohnehin nicht geneigt seyn möchten“, und beharrte trotz wiederholter Aufforderung auf seiner Ablehnung, namentlich auch darum, „weil er wußte daß man bei der königlichen Armee mit Geld nicht zum besten versehen wäre“ (M. v. Pappenheim). Als Philipp von Hessen 1528 auf die Pack'sche Lüge hin, daß die Katholiken ein Angriffsbündniß geschlossen hätten, Bamberg, Würzburg und Kurmainz brandschatzte, drang der Truchseß bei dem schwäbischen Bunde auf bewaffnete Intervention gegen den Gewaltthätigen, doch vergebens, obwohl er die Folgen dieser Passivität dem König Ferdinand und den katholischen Fürsten voraussagte. Im J. 1529 treffen wir ihn mit Ferdinand auf dem Reichstag zu Speyer, im gleichen Jahre zog er, obgleich krank, Wien zu Hülfe das von Soliman belagert wurde. 1530 war er auf dem Reichstag zu Augsburg, wo ihn Kaiser Karl mit einem Händedruck empfing; 1531 sollte er bei Ferdinands Krönung in Aachen erscheinen, allein der seit längerer Zeit kranke Mann starb am Pfingst-Montag 1531 zu Stuttgart im 44. Lebensjahre; sein Leichnam wurde in die Familiengruft nach Waldsee gebracht. — Georgs ältester Sohn Jakob (geb. 1514) der mit zwei Söhnen des Grafen von Helfenstein zu Dole in Burgund studirte, wurde 1529 von Hans Thomas von Rosenberg bei hellem Tage entführt, weil der Truchseß dessen Schloß Boxberg in der Oettinger Fehde zerstört hatte. Jakob wurde auf einem Schlosse in Franken in Haft gehalten, ohne daß sein Vater den Ort kannte: Rosenberg forderte 20,000 fl. Lösegeld, aber Georg ging nicht darauf ein, weil er den Räuber mit Waffengewalt zu strafen gesonnen war. Er starb jedoch bevor er zur Ausführung schreiten konnte, und Jakob wurde von seinen

Vormündern um 8000 Goldgulden gelöst. Wir führen diese tragische Episode aus dem Leben des Truchsessen deßwegen an, weil daraus wie aus der Oettinger Fehde erhellt, wie er nicht bloß mit rebellischen Bauern, sondern auch mit zuchtlosen Adeligen zu kämpfen hatte und keineswegs einen Unterschied zwischen beiden machte. Man wird zugeben, daß der Truchseß Georg von Waldburg als Krieger und Staatsmann bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stand, denn sonst hätten die Fürsten, Grafen und Städte des schwäbischen Bundes ihn nicht zu ihrem Feldhauptmann ernannt. Der schwäbische Bund umfaßte damals nicht bloß Schwaben, sondern auch Franken und Bayern, somit den Südwesten Deutschlands und verhinderte in seiner Verbindung mit Oesterreich allein, daß das deutsche Reich sich nach des Kaisers Max I. Tod während des Interregnums durch die selbstsüchtige Untreue deutscher Fürsten nicht auflöste und König Franz I. von Frankreich nicht Meister am Rheine wurde. Die Bauern-Revolution drohte abermals eine Auflösung des Reiches, nicht etwa durch einen Sieg der Bauern, denn ein Sieg war bei der Zucht- und Planlosigkeit der Bauernheere nie möglich, auch hatten die Fürsten keine Lust sich nach dem Bauern-Katechismus reformiren zu lassen, und die Häupter der Protestanten, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, schlugen die Bauern in Mitteldeutschland schonungslos nieder; sondern weil eine Niederlage des schwäbischen Bundes den protestantisirenden Fürsten die erwünschte Gelegenheit zur Annexirung der geistlichen Fürstenthümer und Herrschaften gegeben hätte, wodurch sie stark genug geworden wären, den Kaiser abzusetzen und ihre partikularistischen Absichten durchzuführen. Dann wäre Deutschland in Stücke zerfallen und Frankreich, Dänemark, Schweden, Polen und die Republik Venedig hätten sich der deutschen Landestheile bemächtigt nach welchen es sie längst gelüstete. Der Truchseß Georg verhinderte durch seinen Sieg über die Bauernrevolution, daß die Fürsten Gelegenheit bekamen unter dem

Vorwande des Evangeliums und mit Hülfe der Fremden das deutsche Reich zu zerstückeln, wie 100 Jahre später im dreißigjährigen Kriege geschah.

Der Truchseß machte sich um Kaiser und Reich wie um die Kirche hochverdient, was seine Zeitgenossen auch anerkannten. Sie gaben ihm aber nicht nur das Zeugniß eines tapfern und geschickten Feldherrn sowie eines scharfsichtigen Staatsmannes, sondern rühmten ihm nach, „er habe nicht nur zu siegen, sondern auch die Besiegten zu schonen verstanden und nicht mehr Blut vergossen als er mußte" (Tethinger). Wir wissen aus Urkunden, daß der schwäbische Bund gegen den Truchseß Tadel aussprach, weil er in seinem Vertrage mit den Allgäuer Bauern diesen zu günstige Bedingungen bewilligt habe; es ist ferner erwiesen, daß die Bauern des Truchsessen an dem zweiten Aufstande sich nicht mehr betheiligten, sondern den mit ihm geschlossenen Vertrag hielten und ihm das Lob eines milden und gerechten Herren gaben. Trotz alledem ist er in den gewöhnlichen Geschichtsbüchern als ein grausamer Mann verschrieen worden und erst in neuester Zeit hat man ihm ungerne und auch nur theilweise, z. B. Schlosser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihm ist von der Geschichte überhaupt sein Recht noch nicht geworden; denn es ist nicht genug, daß er von dem Makel der Grausamkeit gereinigt wird; er hat sich nicht bloß durch die rasche Unterdrückung der Bauernrevolution ein hohes Verdienst um das Reich erworben, sondern verdient namentlich als treuer Rath des Kaisers, als scharfsichtiger und entschlossener Staatsmann einen Ehrenplatz in der deutschen Geschichte. Er erwartet noch seinen Biographen. Wenn ein Geschichtschreiber den Sieg der Bauernrevolution wünscht, so mag er dem Truchsessen gram seyn, und ein solcher nicht minder den es ärgert, daß die Völkerschaften zwischen der Donau und den Alpen dem alten Glauben gerettet wurden; aber solche politische und confessionelle Gegner sind damit der Pflicht der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht entbunden. Wenn der

Dichter Hauff den Herzog Ulrich von Württemberg zu einem hochherzigen Fürsten veredelt, so würde wohl Ulrich von Hutten einen fulminanten Protest erheben; wir hingegen vergessen, wenn wir Hauffs Lichtenstein lesen, was Ulrich vor seinem Sturze gefrevelt hat, und werden dem Manne geneigt der Alles wagt, um das fürstliche Erbrecht seines Geschlechtes zu retten; aber das können wir dem Dichter Hauff nicht verzeihen, daß er den Truchseß im Grabe beschimpft, indem er denselben als einen gierigen Usurpator und meuchelmörderischen Feigling aufführt.

Hr. Fischer macht sich gleich anfangs gegen den Truchseß eines sprachlichen Schnitzers schuldig, indem er ihn „Georg von Truchseß“ nennt, als ob Truchseß ein Geschlechtsname und nicht ein Amtstitel gewesen wäre. Die Erwartung, daß der Dichter in dem Truchsessen den Vertheidiger der Kirche und des Reichs darstellen und ihn seinem Helden des Volkssturmes ebenbürtig entgegenführen werde, wird bei dem ersten Auftreten des Truchsessen enttäuscht; denn es erscheint ein verbissener, erbarmungsloser, hinterlistiger, fanatischer und adelstolzer Mann, kein Seitenstück zu Schillers und Göthes Alba, wie F. den Truchseß hätte auffassen müssen, da er denselben nun einmal nicht mit historischer Wahrheit zeichnen wollte. Zuerst hat er einen Prädikanten zum Tode zu verurtheilen, einen Bauern aber und dessen Sohn, die dem Prädikanten forthelfen wollten und überdieß einen Hirsch gewildert haben, zu viermaligem Spitzruthenlaufen. Dann folgt der Bruch mit dem bisherigen Waffengefährten Geyer, wobei sich der Truchseß feig und tückisch benimmt. Er versteht jedoch den Krieg: „rasche Thaten gilt's ehe der Aufruhr weiß, daß ich schwächer bin als ich scheine. Vorwärtsdringen, Niederwerfen, ehe sie sich dort und hier besinnen, das überzeugt.“ Darauf ruft der Truchseß den Dr. Steinmetz und schickt ihn nach Franken voraus, damit er dort erforsche, verwirre, uneinig mache und zerstreuen helfe. Erst bei der Niederwerfung der Bauern vor Würzburg tritt er wieder auf.

Nieder mit ihnen! schreit er seinen Leuten zu und wird von dem Dompropst, dem die Bauern in dem Schlosse heiß gemacht hatten, mit den Worten bewillkommt: „Gott grüßt den Sieger! tretet ein Ritter der Wahrheit!“ worauf er antwortet: „die Kirche wird mich segnen!“ Wie der Dompropst an die Rettung „der Wahrheit“ denkt statt an seine eigene, ist ebenso unnatürlich, als wenn der tödtlich verwundete Geyer von dem Morde der Wahrheit spricht. Des Truchsessen dankende Antwort soll ihn wahrscheinlich als katholischen Fanatiker kennzeichnen. Das zeigt noch handgreiflicher sein letztes Auftreten. Er hat Geyers schwarze Schaar geschlagen und verfolgt den Ueberrest; er rühmt sich des Tags von Königshofen und auf Grumbachs Bemerkung, der Markgraf Kasimir hätte am unbarmherzigsten gewürgt, wenn er dabei gewesen wäre, antwortet der Truchseß: „Dazu kommt ihm noch Anlaß. Was nachkommt soll ein blutig Exempel seyn für alle Zeiten; Gericht will ich halten mit dem Bischof von Würzburg einen Monat lang in all den aufrührerischen Gauen. Die Zeit soll wieder erfahren was Gesetz und Ordnung ist; Adel und Geistlichkeit sollen mich loben.“

Damit ist sein Charakterbild vollendet; nicht zufrieden mit dem Siege auf dem Schlachtfelde will er nachträglich Gericht halten und dem Markgrafen Gelegenheit geben zu „würgen“, die Hyänennatur! Als ob der Truchseß in all den aufrührerischen Gauen hätte Gericht halten dürfen, als ob dieß Recht nicht ausschließlich den Territorialherren zugestanden hätte! Als Feldhauptmann des schwäbischen Bundes warf der Truchseß den bewaffneten Aufruhr durch rasche furchtbare Schläge in wenigen Monaten nieder. Kostet ein kurzer Revolutionskrieg mehr Blut und Gut als ein langwieriger? Darauf gibt die Geschichte der neuen Zeit genügende Antwort. Der Truchseß hielt allerdings Kriegsgericht und ließ die gefangenen Hauptleute der Aufrührer sowie die Geistlichen, welche denselben als Prediger und Feldschreiber dienten, ohne Gnade enthaupten. Das war die Strafe dafür

daß auf deren Geheiß die Bauern Schlösser und Klöster geplündert und verbrannt, Kirchen ausgeraubt und geschändet, daß sie nicht wie ein ehrenhaftes Kriegsvolk, sondern als Mordbrennerbanden gehaust hatten. Wenn heutzutage aufständische Schaaren rauben, brennen und morden wie die Haufen unter Geyer, Metzler, Rohrbach 1525 thaten, wie würden die Kriegsgerichte in unserer humanen Zeit verfahren? Man frage die Preußen von 1849! Nur gegen zwei Gefangene verhängte der Truchseß eine andere Todesstrafe als Enthauptung, über den gefangenen Pfeifer Nonnenmacher und später über den Hauptmann Jäcklein Rohrbach. Er hieß den Pfeifer mit Ketten an einen Baum binden, so daß er zwei Schritte weit um denselben herumlaufen konnte, dann Holz umherlegen und anzünden; in dem Flammenkreis lief der Pfeifer herum, schneller und immer schneller, brüllend vor Schmerz bis der langsam Gebratene schwieg und zusammensank. Jäcklein hatte dasselbe Schicksal. Es ist bekannt, warum! Er war es gewesen, welcher nach der Eroberung von Weinsberg die Bauern bewogen hatte, alle gefangenen Edlen und Unedlen durch die Spieße zu jagen. Vergebens bot damals der Graf von Helfenstein 30,000 fl. für sein Leben, vergebens bat die Gräfin, ihr zweijähriges Söhnlein in den Armen, um sein Leben; sie wurde zurückgestoßen, ihr Kind verwundet. Darauf bildeten die Bauern eine Gasse und das Gemetzel begann. Als die Reihe an den Grafen Helfenstein kam, stellte sich der früher in seinem Dienste gestandene Nonnenmacher neben ihn, nahm ihm den Hut vom Haupte, setzte sich ihn selbst auf und sagte: „Das hast du nun lange genug gehabt, ich will auch einmal ein Graf seyn.“ Weiter sagte er: „Ich habe dir lange genug zu Tafel und Tanz musicirt, ich will dir jetzt zu einem rechten Tanze aufspielen.“ Dann schritt er vor ihm her und blies lustig die Zinke bis an die Gasse, in welche der Graf hineingestoßen und beim dritten Schritte zusammengestochen wurde. Auch sein Leichnam wurde mißhandelt; mit dessen Fette schmierte

Nonnenmacher seinen Spieß, die schwarze Hofmännin, ein als Hexe geltendes Weib aus Böckingen, ihre Schuhe. Jäcklein legte des Grafen Damastwams an, trat vor die Gräfin und sprach: Frau, wie gefall ich euch jetzt in der damastenen Schaube? Andere nahmen der Gräfin ihr Geschmeide, zerrissen ihr die Kleider am Leibe, setzten sie mit Kind und Magd auf einen Mistwagen und ließen sie unter Hohngeschrei abfahren. Diese Weinsberger Gräuel hatten einen allgemeinen Aufschrei des Zorns und der Rache zur Folge und die entsetzliche Strafe der beiden Hauptschuldigen. Wenn man weiß, mit welchen Strafen außerordentliche Verbrechen damals gerichtlich belegt waren, so findet man die Strafe Nonnenmachers und Jäckleins wohl schauderhaft, aber nicht als eine vereinzelte oder von einem specifisch grausamen Genie erfundene.

„Adel und Geistlichkeit sollen mich loben", läßt F. den Truchseß sprechen, als ob dieser die Hinrichtungen im Bisthum Würzburg dirigirt, den protestantisirenden Markgrafen Kasimir und den straff protestantischen Philipp von Hessen zu den Rachehandlungen gegen ihre Bauern befehligt hätte. Er verließ vielmehr nach den entscheidenden Schlachten Franken, zog schnell herauf in das Allgäu, wo die Bauern in Verbindung mit Tyrolern und Salzburgern einen neuen Aufstand erhoben hatten, nöthigte mit dem aus Italien herangezogenen Frundsberg die Aufständischen ohne Schlacht zur Ergebung, ließ die Rädelsführer enthaupten, die mit Bauern geschlossenen Verträge aber wurden gehalten. Wie wenig der Truchseß zum Blutvergießen geneigt war, und wie gerne die Geistlichkeit in den oberen Landen mit den Bauern accordirte und für die Loslassung der Gefangenen wirkte, mag man in Ebens Geschichte von Ravensburg (S. 245 bis 256) nachlesen, wo namentlich die Auszüge aus dem Tagebuche des Abts Murer von Weißenau eine ganz andere Gesinnung der Geistlichkeit bezeugen, als ihr F. beimißt.

Als Beigabe und Ergänzung zu dem Bilde des Truchsessen hat F. den Dr. Steinmetz geschaffen, der in dem Per-

sonenverzeichniß als „Werkzeug der Unterdrücker“ aufgeführt ist; ihn hat der Truchseß auserlesen damit er „erforsche, verwirre, helfe uneinig machen und zerstreuen.“ Der Advokat hat die Rolle des Scheusals im Stück zu spielen. Er haßt die Bauern, weil sie ihm 35 Fuder Tauberwein ausgesoffen; er plündert die Armen und schröpft die Reichen, lacht wenn er den Halbverhungerten, der ein Brod stahl, hängen sieht. Im Ernste dient er den Herren nicht, keiner ist es werth, Alle betrügen ist sein Handwerk; er liebt keinen Menschen. Doch ja einen, die Maria Weigand, die bannt ihm Sinn und Verstand; dieser strebt er nach, obwohl er schon einmal betrogen worden ist, von der Rüdingerin der Pfaffendirn, und seitdem die Welt vergiften möchte.

Dr. Steinmetz ist ein Teufel, das Pech der Hölle klebt an seiner Haut, wie er selber sagt; aber der sinnreiche Erfinder dieser Figur hat mit derselben die Absicht, seinem Truchseß, dem schlauen durchschlagenden Manne der Gewalt, einen tüchtigen Gesellen beizugeben, kläglich verfehlt. Denn sein Steinmetz ist ein sehr dummer Teufel. Er ist ein verliebter Teufel, was ihm sonderbar genug läßt, denn ein Teufel ist immer Cyniker. Statt daß er dem Truchsessen die Bedingung stellt, die mit Florian ziehende Mainzer = Dirne für ihn zu fangen, schleicht er ihr überallhin nach, zankt sich mit ihr herum, bis er endlich von ihr geliefert wird, was ihm ganz recht geschieht. Sie zieht ihn jedoch nicht allein nach in das Lager der Bauern, sondern es treibt ihn zugleich das Gold des Truchsessen, denn er ist dessen Spion und hat in seinem Auftrag die Bauern zu verwirren. Das ist gerade das dümmste, was Steinmetz thun kann; denn er kommt ja aus dem Lager des Truchsessen, ist dem Ritter Florian wie den Bauern eine bekannte Person, die ihn mit vorgehaltener Pike gezwungen haben ihre tollen Proklamationen zu schreiben ꝛc. Er kann von den Bauern nicht als ihr Freund angesehen werden, und spielt er den Ueberläufer, so mußten sie ihn nur um so schärfer bei jedem Schritt und Tritt bewachen. Der schwei=

zerische Söldner, dem er nicht bekannt ist, hat ihn sogleich durchschaut und einen Galgenstrick geheißen; Florian indessen und die Bauernhauptleute sammt den Bauern lassen ihn mitziehen, herumschleichen, veruneinigen, kurz als Spion arbeiten, und merken nichts. Diese Schwaben und Franken sind mit dem Schweizer verglichen doch gar zu einfältige Tröpfe!

Erweckt Steinmetz nur Ekel oder als die Carrikatur eines Bösewichtes bei einem heiter gestimmten Leser Lachen, so sind auch die übrigen Personen des Trauerspiels, mit einziger Ausnahme des Hauptmanns Metzler, abstoßende, widerliche Subjekte. Jäcklein Rohrbach, der wilde Hauptmann, läßt sich auf Florians Befehl abführen wie ein betrunkener Schneidergeselle des 19. Jahrhunderts von der löblichen Polizei; die Bauern benehmen sich schweinisch oder als Schafsköpfe; der Dompropst ist eine wüste, tückische Bestie; das Urbild der schwarzen Hofmännin aber, der durch erlittene Unmenschlichkeit in eine Megäre verwandelten Wittwe, ist die Grethe Dunkelmann in Bulwers Roman Eugen Aram, worüber der Leser nachsehen mag. Der Schweizer welcher von Maria Weigand das Geleite Huttens in die Schweiz übernimmt, ist ein Großmaul, wie es deren allerdings heute genug gibt. Der Stuttgarter Professor indessen mag sich gesagt seyn lassen, daß es 1525 noch keinem Schweizer einfiel sich nicht zu den „Dütschen“ zu zählen, daß Aegidius Tschudi (gest. 1570) „die Chronica der Eidgenossenschaft in den oberdeutschen Landen“ schrieb und der Doppeladler in Zürich erst 1648 von den Stadtthoren und dem Rathhause entfernt wurde. Ueberdieß war ein Schweizer 1525 durchaus nicht in der Lage, auf die Uneinigkeit und Rathlosigkeit der „Dütschen“ zu spotten, denn gerade damals hatte die Schweiz ihre Bürgerkriege wie Deutschland. Hr. Fischer weiß, wie es scheint, nichts von einem schweizerischen Bauernkriege, nichts von Schybi, Leuenberger und den anderen hingerichteten Schweizerbauern, nichts davon daß mehr als dreißig Jahre vor dem deutschen Bauernkriege der Kopf des Peter

am Stalden auf dem Blutgerüste zu Luzern fiel, weil dieser Bauer und Krieger aus dem ummauerten Luzern ein Dorf machen und Bauern und Städtern gleiches Recht verschaffen wollte.

Ueberblicken wir das Drama, so sehen wir auf der einen Seite einen Ritter, der im J. 1525 für die Ideen schwärmt deren beredtester Verkünder mehr als 200 Jahre später Rousseau war, welche 1792 die Girondisten in der französischen Republik durchzuführen trachteten und darüber zu Grunde gingen; an seiner Seite ein Mädchen schwärmend in den gleichen Ideen, aber unweiblich sich überall vordrängend; zwei Prädikanten, welche dem Dr. Luther nichts nachfragen und doch die revolutionirten Volkshaufen nicht zu leiten und mit fanatischer Thatkraft zu erfüllen vermögen, Leute von denen es heißt „mitgegangen, mitgehangen"; ein Volk bei dem sich Unverstand, Bestialität und Feigheit vereinigt haben, das deßwegen ruhmlos unterliegt. Wo ist da etwas Wahres, Großes und Schönes? Auf der andern Seite taucht Karl V. als matter Kaiser aus dem Hause Habsburg auf, um sogleich wieder zu verschwinden; erscheint ein Fürst aus dem Hause Hohenzollern, der nichts von Treu und Glauben weiß und nur an Machtgewinn denkt. Der Truchseß, ein Feldherr der Thatkraft und Klugheit entwickelt, handelt als alter blutiger Fanatiker und Aristokrat, in dessen Augen das gemeine Volk nur als Arbeitsvieh Werth hat, und sein Agent ist ein Advokat, der eine Schlange werden sollte, aber zu einer Kröte mißräth; ein wüster boshafter Pfaffe endlich schließt den Reigen. Das sollen die Vertheidiger der alten Kirche und Reichsordnung seyn, Menschen ohne sittlichen Werth, ohne höhere Zwecke, ohne Begeisterung! So hat der Stuttgarter Phrasenschmied in seinem „Friedrich II. von Hohenstaufen" auch den Papst Innocenz und seine Anhänger behandelt; Herrschsucht und Habgier sind die Motive, von welchen die Häupter getrieben werden, ihre Aussaat „ist Wahn und Pöbelglauben, die Innocenz düngt und sein Gesinde; in diese

unmeßbare Welt der Dummheit reicht keine Waffe der Vernunft.“ In der einen wie in der andern Tragödie Fischer's siegt die Dummheit und sittliche Gemeinheit, das einemal über den Kaiser der im Kampfe für die Herrlichkeit der deutschen Krone, für das „römische Reich deutscher Nation“ untergeht, das anderemal wird der „Volksheld“, wird „die Wahrheit, das Volk und die Freiheit gemordet.“ Haben die großen Tragiker, hat namentlich Schiller die feindlichen Mächte aus der Welt der Dummheit und Gemeinheit emporsteigen lassen, wie F. es thut? Ist Schiller mit Philipp II., Alba, Geßler, Octavio Piccolomini, Elisabeth von England, Burleigh u. a. verfahren wie F. mit Innocenz IV. und dem Truchsessen? Weil F. die Gegner seiner Helden nur aus der Welt der Dummheit und Schlechtigkeit sich zurichtet, so fällt gegen Gesetz und Recht der Tragödie die Hauptrolle untergeordneten gemeinen Subjekten zu. Nicht Innocenz ist es, welcher den gewaltigen Hohenstaufen niederwirft, sondern der einäugige Mönch Bojolus legt dem Kaiser Schlingen und erwürgt ihn; nicht der Truchseß vernichtet den Volkshelden Geyer, sondern ein verächtlicher Advokat bereitet dem Truchsessen den Sieg, indem er das Volksheer zur Unordnung und Tollheit verführt. Bojolus und Steinmetz sind Bösewichter, aber es graut uns vor ihnen nicht wie vor Jago in Shakespeares Othello, oder auch nur wie vor Franz Moor, sondern wir finden beide ekelhaft wie Gewürme, und müssen uns nur wundern, daß sie nicht alsbald zertreten werden. Man könnte den Dichter parodirend sagen: tragische Muse, sie morden dich! Wenigstens ein schmählicher Mißbrauch wird mit ihr getrieben.

Die sogenannte historische Tragödie Friedrich II. von Hohenstaufen, von J. G. Fischer, ist soviel wir wissen in Weimar und Stuttgart aufgeführt worden und hat dort den Beifall jenes Publikums erlangt, bei dem eine gute Ladung knallender Phrasen den Ausschlag gibt. Die Tragödie schließt unter Blitz und Donner mit den Worten: „Der Geist des Lichtes geht mit der Erde Mächten in's Gericht, ein Völker-

Frühling kommt ihm nachgeschritten, und ewig ruht der Freiheit Dämon nicht, bis ihm sein ganzes volles Recht erstritten!" Da muß man wohl klatschen, wenn Rom am Schandpfahl steht und der Freiheit Dämon triumphirt. Vielleicht wird auch Florian Geyer in Stuttgart aufgeführt, obwohl er aller poetischen Wahrheit und Schönheit bar ist; da aber die Pfaffen abgetrumpft sind, „das Volk länger lebt als der Junker", so klatscht wahrscheinlich auch hier das Publikum, obwohl ihm der norddeutsche Junker Bismark ganz anders aufspielt als der schwäbische Poet.

XX.

Dr. Schrödl über den Kirchenstaat.

Als in Folge der Niederlage Oesterreichs in Italien im Sommer 1859 die verworfenen Attentate Piemonts wie gegen die andern italienischen Staaten so auch gegen den Kirchenstaat ihren Anfang nahmen, ging ein Schrei der Entrüstung durch die katholische Welt. Aber die Dinge verliefen, wie denn auch die Bosheit nur zu sehr Zeiten ihres Glückes hat, in ihrem Bett, und allmälig möchte man sich daran gewöhnen auch die gegenwärtigen Verhältnisse des Kirchenstaates vielleicht zwar nicht normal, aber doch erträglich zu finden und dem weiteren Entwicklungsgang mit einer gewissen Resignation zuzusehen. Darum ist es gut, wenn von Zeit zu Zeit Stimmen sich erheben die das abgestumpfte Gefühl frisch anregen und nicht in Vergessenheit kommen



lassen, um was es sich bei der Vergewaltigung des Patrimonium Petri zuletzt handelt.

Das thut nun Herr Dr. Karl Schrödl, Domkapitular in Passau, mit seinem in der Herder'schen Verlagshandlung erschienenen „Votum des Katholicismus" *), welches er mit den inhaltschweren Worten einleitet: „Der schwärzeste Verrath der jemals an dem päpstlichen Stuhle und der katholischen Welt begangen worden, schickt sich jetzt an seine letzte Karte auszuspielen, und bedient sich dabei, um wo möglich selbst in diesem Augenblicke noch zu täuschen und einzuschläfern, des seit 1859 prakticirten schmählichen Lug- und Trugapparates... Der Papst soll seiner Fürstenkrone beraubt, mediatisirt, Unterthan und Gefangener Italiens werden. Rom soll aufhören die Hauptstadt der katholischen Christenheit, ihr geheiligtes Asyl und letzte Freistätte zu seyn, und auf dem Schutte der verwüsteten und zerstörten Heiligthümer ein neues heidnisches Cäsaren-Rom die Herrlichkeit des neuen italienischen Reiches verkünden."

Der Hr. Verfasser ruft nun die hohe Bedeutung des Kirchenstaates für die gesammte katholische Welt neuerdings in's Bewußtseyn, indem er 1) theoretisch zeigt, wie enge die Verbindung ist in welcher die weltliche Souveränität der Päpste zu der Würde und Majestät des heiligen Stuhles, zu der Universalität desselben und seiner Aufgabe die Einheit der Kirche zu erhalten, und endlich mit der wirksamen Ausübung des päpstlichen Primates steht. Daran wird 2) eine Reihe von Zeugnissen geknüpft welche in den Jahrhunderten seit Entstehung des Kirchenstaates bis auf uns herab für die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eines unabhängigen Kirchenstaates zu Tage getreten sind. Was in den abge-

*) „Votum des Katholicismus und katholischer Weltconsens über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft und Souveränität des heiligen Stuhles sammt einer Geschichte der Entstehung des Kirchenstaates und der weltlichen Souveränität der Päpste."

laufenen Jahrhunderten in mannigfaltiger Weise bezeugt worden ist, das findet sich durch eine ich möchte sagen undurchdringliche Wolke von Zeugnissen der Jetztzeit bestätigt. Und davon handelt unser Autor 3) in der Weise, daß er in drei Gruppen die Aussprüche des gegenwärtigen Papstes, die Stimmen des katholischen Episcopats, die Stimmen hervorragender Schriftsteller, Publicisten, Staatsmänner und überhaupt der Katholiken der neuesten Zeit bis auf die Gegenwart Revue passiren läßt. Den Schluß bildet, wie schon aus dem Titel ersichtlich ist, eine Geschichte der Entstehung des Kirchenstaates.

Vor Allem muß nun anerkennend ausgesprochen werden, daß die Schrift mit eisernem Fleiße und mit heißer Liebe zur Sache bearbeitet ist. Daneben darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Verlagshandlung bemüht gewesen ist das Buch bei schöner Ausstattung höchst wohlfeil zu machen. Enger und doch gefälliger Druck hat gestattet den Preis auf 1 fl. festzusetzen. Den Geist von welchem das Ganze beherrscht ist, hat der Hr. Verfasser durch eine im Jahre 1862 erschienene Schrift ähnlichen Inhalts manifestirt, und seitdem hat er die einschlägigen Forschungen neu geprüft und unermüdet fortgesetzt.

Gleich im ersten Abschnitt erhärtet der Verfasser seine Bemerkung, daß der geistliche Souverän von 200 Millionen Katholiken doch in weltlicher Stellung nicht jedem Handwerker, Bauern und Bettler gleichgestellt seyn dürfe, durch eine Aeußerung Napoleons I. und den Ausspruch der Broschüre „Papst und Congreß.“ „Vom politischen Standpunkt aus, heißt es da, ist es nothwendig, daß das Haupt von 200 Millionen Katholiken Niemanden unterwürfig sei, daß es unter keiner andern Macht stehe und daß die erhabene Hand welche die Seelen leitet, durch kein Band verhindert werde sich über alle menschlichen Leidenschaften zu erheben. Wäre der Papst kein unabhängiger Souverän, so würde er ein Franzose, Oesterreicher, Spanier oder Italiener seyn, und

dieser nationale Titel müßte ihm den Charakter des allgemeinen Priesterthums rauben. Der heilige Stuhl bliebe nur noch die Stütze eines Thrones in Paris, Wien oder Madrid." Wie richtig die Situation hiedurch gezeichnet ist, beweist wie gesagt ein Ausspruch Napoleons I. selbst, demgemäß der Papst nach seinem Plane und durch die Uebersiedelung nach Paris „eine Art byzantinischer Hofpatriarch, ein in kaiserlichen Gnaden in widerruflicher Weise mit Flitterglanz umgebener Staatspensionär, ein vergoldeter stummer Götze, ein politisches Werkzeug zur Ausführung und Verherrlichung der napoleonischen Weltknechtungspläne" hätte werden sollen.

Es sind die alten und doch ewig jungen Gründe die ein Redner schon auf dem Concil zu Constanz andeutete, indem er die Aeußerung that (S. 27): „Ich war oft der Meinung Derer welche es für nützlich hielten, daß die weltliche Herrschaft von der Kirche getrennt werde; ich glaubte nämlich daß dann die Priester des Herrn zur Feier der göttlichen Geheimnisse tauglicher und die weltlichen Fürsten gegen den Klerus gehorsamer seyn würden. Jetzt aber habe ich einsehen gelernt, daß die Tugend ohne Macht lächerlich ist und daß der römische Papst ohne das Erbgut der Kirche nur einen Knecht der Könige und Fürsten vorstellt."

Damit und mit dem Sturze der päpstlichen Souveränität hängen aber noch andere Dinge zusammen. Nicht bloß beweist, wie der Verfasser sagt, die Geschichte daß alle wahre Größe und Herrlichkeit Italiens eine köstliche Frucht jenes Baumes sei, der im christlichen und päpstlichen Rom seine Wurzeln hat, daß die glücklichen Zeiten des päpstlichen Roms auch immer die glücklichsten Zeiten für ganz Italien waren, und daß jene kurzen Intervalle in denen Italien zu einer Art Einheitsstaat vergewaltigt wurde oder werden wollte, für Italien immer die unheilvollsten waren: sondern wenn der Thron des Papstes, der älteste, rechtmäßigste und heiligste unter allen Thronen, umgestoßen ist, und zwar selbst von Solchen die gesetzt sind Recht und Gerechtigkeit zu üben und

zu handhaben, dann ist es überhaupt mit aller Ehrfurcht vor den Thronen zu Ende. „Die fürstliche Gewalt hat dann ihre höhere Weihe und Sanktion verloren.“ Ja selbst bei einem Conflikte der weltlichen mit der geistlichen Gewalt wird die Autorität der weltlichen Macht durch einen Zusammenstoß mit einem souveränen Papste am wenigsten gefährdet. „Denn die Majestäten, bemerkt de Maistre, wenn sie einander in den Weg treten, sich im Gleichgewichte halten, sich sogar an einander reiben, verletzen sich keineswegs, da Niemand durch den Kampf mit seines Gleichen herabgesetzt wird, während da, wo der Einspruch im Staate selbst ist, jeder Akt des Widerstandes, wie er auch immer gestaltet seyn möge, das Ansehen der Souveränität gefährdet“ (S. 34).

Darum haben denn auch zu allen Zeiten die Päpste, voran die eifrigsten, würdigsten und besten, mit großer Sorgfalt über der Erhaltung und Vertheidigung des Kirchenstaates gewacht, und hierin gerade an den besten unter den Kaisern und Fürsten Hülfe und Unterstützung gefunden, was gleichfalls zum Beweise dient, daß man nicht erst in der neueren Zeit dem weltlichen Besitzthum und der zeitlichen Macht des heiligen Stuhles ein großes Gewicht beizulegen begann, wenn auch der Verfasser zugesteht, daß „allerdings in neuester Zeit mehr als je die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der zeitlichen Macht des Papstes in allen Schichten der katholischen Welt lebendig geworden ist.“

Zum Beleg folgt nun eine lange Reihe von Zeugnissen welche „von Päpsten, Concilien, Fürsten, Heiligen, Gelehrten und andern hervorragenden Persönlichkeiten der Vorzeit bis auf die Gegenwart herab in Wort und That“ für die Wichtigkeit und hohe Bedeutung des Kirchenstaates gegeben worden sind. Es sind Zeugnisse in Wort und That, und darum hätte der Verfasser besser gethan, wenn er für den ganzen Abschnitt die Ueberschrift „Zeugnisse“ statt „Stimmen der Vorzeit“ gewählt hätte. Um zu dieser Partie des Buches nur einige Gesichtspunkte hervorzuheben, erwähnen wir, daß

selbst dem Kaiser Heinrich III. gegenüber, der maßgebend auf die Besetzung des päpstlichen Stuhles einwirken konnte, die Wahrung der Regierungsrechte des Papstes als Landesfürsten nicht vergessen wurde, indem Papst Viktor II. „nicht eher auf die Bitten Kaiser Heinrichs III., die päpstliche Würde anzunehmen, einging, als bis dieser ihm versprochen hatte das dem heiligen Stuhle Angehörige zurückzugeben." Es war ja, wie sich später Papst Nikolaus III. ausdrückte, dem Stuhle Petri die oberste Herrschaft über Rom (und ein entsprechendes Gebiet) eben deßhalb eingeräumt worden, „damit es der Kirche nicht an Hülfsmitteln und einer gewissen Stärke gebräche, damit ferner der Stuhl Petri in seiner Wirksamkeit die nöthige Freiheit genieße, damit dann auch die Brüder, Rathgeber und Gehilfen des Papstes, d. i. die Cardinäle frei und unabhängig seien, und endlich damit die Papstwahl und die Ernennung der Cardinäle in aller Freiheit vorgenommen werden könne."

Man wollte allerdings im Laufe der Zeiten wiederholt finden, daß eine weltliche Herrschaft mit der geistlichen Würde des Papstes unvereinbar sei. So schon Arnold von Brescia († 1155), der aber dem Klerus überhaupt alles Recht auf Eigenthum, Grundbesitz, Regalien und politische Gewalt absprach, und als er später nach Rom kam, das römische Volk aufhetzte dem Papste die weltliche Herrschaft zu entreißen, ihn auf die Zehnten und freiwilligen Opfer der Gläubigen zu reduciren und die Republik einzuführen. Dem Sektirer trat im J. 1139 die allgemeine lateranensische Synode entgegen, auf welcher Papst Innocenz II. und alle versammelten Prälaten seine Irrlehre verwarfen. Als im 16. Jahrhunderte Calvin und andere Reformatoren ähnliche Grundsätze aussprachen, wies (S. 31) Bellarmin († 1621) in seiner Schrift vom Papste nach, daß es keineswegs dem Worte Gottes widerspreche, wenn ein Kirchenfürst auch weltlicher Fürst sei. Es sei ähnlich wie im alten Testamente für die Kirche der Fall eingetreten, „daß sie in den ersten Zeiten zum

Schutze ihrer Majestät des weltlichen Fürstenthums nicht bedurfte, wohl aber jetzt desselben nothwendig zu bedürfen scheine." In unserer Zeit wo ein Faustrecht gefährlicherer Art blüht als in der gewaltthätigsten Periode des Mittelalters, wäre die Souveränität des Papstes noch aus einem andern Grunde nothwendig. Den Grund gibt Leibnitz mit den Worten an: „Will man das goldene Zeitalter zurückführen, so muß man zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den Fürsten ein Tribunal errichten und den Papst zum Vorsitzenden desselben machen, wie er denn in Wahrheit einst der Richter unter den christlichen Potentaten gewesen ist."

Daß Papst Pius IX. und die Bischöfe der katholischen Mitwelt sammt und sonders von der Nothwendigkeit der Existenz des Kirchenstaates überzeugt sind und diese ihre Ueberzeugung mit Entschiedenheit ausgesprochen haben, ist allen jetzt lebenden Menschen ohnehin bekannt, und es ist nicht nothwendig hier aus den vorliegenden Dokumenten einzelne Stellen auszuheben. Nur Eines soll hier bemerkt werden. Wenn (S. 45 Anm.) nach einem Bericht der Allgem. Zeitung Napoleon zum Ueberfall bei Castelfidardo (1860) die Erlaubniß mit den Worten gegeben hat: „Handelt rasch (faites vite)": so hat durch eine neueste Enthüllung über den Pariser Congreß von 1856 diese Thatsache eine eigenthümliche Beleuchtung erhalten. Hienach war es nämlich nicht Cavour, sondern Napoleon III. welcher die Initiative zu den Klagen über den Kirchenstaat und somit zur Beraubung des Papstes gab*).

Aus dem vierten Abschnitte welcher (S. 83—115) die Stimmen hervorragender Schriftsteller und dergleichen anführt, mögen noch ein paar besonders charakterisirende Stellen hier Aufnahme finden. So schrieb Bianchi Giovini, ein Italianissimo vom reinsten Wasser, im J. 1848: „Der Papst ist das Haupt der Religion und eines politischen Staates;

*) Vergl. Märk. Kirchenblatt Jahrg. 1866 S. 415.



jenes ist sein erstes Amt über welches er nicht unterhandeln kann; das zweite ist untergeordnet und er kann sein erstes in würdiger Weise nicht ausüben, wenn er nicht frei ist und nicht in einem von jedem äußern Einflusse freien Lande lebt." Und nach 1859 schrieb der Erzitaliener Conti: „Dem Papst das Seinige nehmen ist ein Schaden und Nachtheil für ganz Italien, und wollte man zu diesem Zwecke Gewalt brauchen, so wäre das nicht bloß ein niederträchtiges Verbrechen, sondern müßte der italienischen Sache den Ruin bringen, da Gott nicht mehr mit uns wäre und wir uns den Haß aller guten Italiener und aller Katholiken der andern Länder zuziehen würden."

Daß auch unter den Katholiken Englands trotz der gehässigen Politik der dortigen Regierung Stimmen für die weltliche Herrschaft des Papstes laut wurden, versteht sich. Aber auch in einzelnen Protestanten regte sich ein besserer Geist als der von welchem sich die englische Regierung beherrschen ließ. Lord Normanby äußerte (S. 105): „Was mich betrifft, so bin ich Protestant und gedenke es auch zu bleiben; aber ich halte es für sehr unpolitisch, daß England durch seine Haltung in der römischen Frage die Gefühle und den Glauben seiner katholischen Bürger schwer verletzt. Ich möchte keineswegs den alten Stamm der weltlichen Herrschaft des Papstes niederwerfen, weil an seine Aeste sich Moos angehängt hat. Ich glaube, der Kern ist noch gesund und hat viele Lebenskraft in sich."

Aber noch mehr. Der Patriarch Valerga von Jerusalem konnte (S. 113) an den heiligen Vater schreiben: „Selbst die fanatischen Schüler des arabischen Pseudopropheten (Muhammed) zeigen sich in dieser Beziehung weiser als viele schlecht berathene Christen, und Euer Sohn hörte nicht wenige hohe (türkische) Staatsbeamte sich höchlich über die Thorheit Jener verwundern welche mit ihren Angriffen auf die Unabhängigkeit des höchsten Hirten sich selber eine Sklavenzukunft bereiten; noch mehr aber hörte ich sie

über die Blindheit jener Regenten staunen welche ein zügelloser Ehrgeiz verleitet alle Treue, alle Ordnung und alles Recht mit Füßen zu treten, ohne zu ahnen daß sie auf diese Weise den Sturz ihrer Throne und die Auflösung der Gesellschaft vorbereiten."

Indem wir hiemit von dem ersten Theile unseres Werkes Abschied nehmen, um zur Besprechung des zweiten Theiles überzugehen, müssen wir noch den Wunsch aussprechen, der Verfasser möge bei einer weitern Auflage, die recht bald nothwendig werden möge, solche Stellen welche nicht eigentlich für die weltliche Herrschaft des Papstes, sondern für das Papstthum selbst sprechen, wie die von Macaulay angeführte, entweder ganz weglassen oder in einen solchen Zusammenhang bringen, daß sie ihrem eigentlichen Zwecke dienen.

Dem Geschichtsfreunde wird der zweite Theil des Werkes, welcher die Entstehung des Kirchenstaates historisch darstellt, ein erhöhtes Interesse abgewinnen. Mit gutem Grund leitet der Verfasser diese seine Arbeit mit den Worten ein: „Man weist auf jene Jahrhunderte hin in welchen der Papst Unterthan war, und meint damit den schlagendsten Beweis geliefert zu haben, daß auch jetzt der heil. Stuhl gar wohl ohne weltliche Souveränität bestehen könne. Allein abgesehen davon, daß es wenig Philosophie beurkundet Alles für entbehrliches und unwichtiges Beiwerk zu betrachten, was nicht gleich in den Anfängen der Kirche vorhanden war oder entwickelt und ausgebildet dastand, können jene Jahrhunderte so wenig als Beweis für die Unwichtigkeit und Entbehrlichkeit der päpstlichen Souveränität angeführt werden, daß sie vielmehr das Gegentheil beweisen."

Die Hinweisung auf die Schicksale welche die Päpste unter den heidnischen Kaisern und theilweise auch noch nachher zu befahren hatten, dient als Beleg für diese Behauptung. Doch schon in der frühesten Zeit wurde gewissermaßen unvermerkt der Anfang zur Entstehung des Kirchenstaates gemacht. Nach dem Sturze der heidnischen Kaisergewalt

wurden der römischen Kirche von Kaiser Constantin und seinen Nachfolgern, ingleichen von vielen vornehmen Geschlechtern und reichen Privaten die großartigsten Schenkungen von weitläufigen Latifundien oder Patrimonien in Ligurien, in Mittel- und Unteritalien, auf den Inseln Corsika, Sardinien, Sicilien, in Istrien, Dalmatien, Illyrikum und selbst im südlichen Gallien gemacht. Dadurch wurden die Päpste die größten Grundbesitzer Italiens, und weil damals mit dem Besitzthum eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit, überhaupt eine große politische Gewalt verbunden war, so gelangten sie auch außerhalb Roms und weithin in Italien frühzeitig zu hoher politischer Bedeutung. Unleugbar aber trug auch die von Constantin vorgenommene Verlegung des Kaisersitzes nach Constantinopel viel dazu bei dem heiligen Stuhl ein großes politisches Gewicht zu verleihen.

Die Unfähigkeit der späteren Kaiser auf Constantinopels Thron Rom Schutz zu gewähren, bildete die politische Gewalt der Päpste noch weiter aus. Denn „die Oströmer ließen, seitdem die Longobarden Herren vom größten Theile Italiens geworden waren, Rom ohne hinreichenden Schutz; sie überließen Rom und die Römer ihrem Schicksale und gaben sie den Longobarden preis. Da waren es aber wieder die Päpste, welche helfend und rettend in's Mittel traten: nothgedrungen und im Gefühle heiliger Pflicht nahmen sie selbst die Zügel fast der ganzen weltlichen Regierung Roms in die Hände, traten auch im ganzen Umfange ihrer Patrimonien, wo es die Umstände erforderten, wie Landesherren auf und goßen die Segnungen christlicher Liebe über ganz Italien in seinen longobardischen und byzantinischen Drangsalen aus.“ Inbesondere von Honorius I. († 638) ersehen wir aus den Bruchstücken eines Pachtbuches der römischen Kirche jener Zeit, daß er wie Gregor I. in den der römischen Kirche gehörigen Besitzungen Statthalter und Kriegsoberste aufstellte, was daher wohl auch die anderen Päpste der damaligen Zeit gethan haben mögen.

Als später der bilderstürmende Kaiser Leo der Isaurier Calabrien, Sicilien und die illyrischen Provinzen von der römischen Kirche soviel wie losgetrennt hatte, trat ein Zustand ein von dem man mit dem Verfasser sagen kann: das Kaiserthum verzichtete auf Rom und wollte mit den Päpsten gar nichts mehr zu thun haben. In Wirklichkeit herrschte nun Gregor III., im Jahre 731 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, über Rom und den römischen Ducat, freilich noch immer unter Anerkennung byzantinischer Oberhoheit. Bei den Verwicklungen mit den Longobarden ist von einem byzantinischen Einflusse bereits nichts mehr zu merken als der Schatten von einem Exarchen zu Ravenna. Zu Rom regiert der Papst, und wenn er abwesend ist, übergibt er das Regiment einem von ihm bestellten Stellvertreter. Ist Rom in Gefahr, so rührt Niemand die Hand, Niemand hilft und rettet als der Papst. Auch die ganze Umgegend von Rom, mit andern Worten der römische Ducat, wird nur von dem Papste beschützt und regiert; der Papst beredet Luitprand zur Herausgabe der zum römischen Ducate gehörigen Städte und Patrimonien, und Luitprand gibt sie heraus und schenkt sie der römischen Kirche. So der Verfasser.

Ein weiterer und der eigentlich entscheidende Schritt zur Bildung des Kirchenstaates lag in den Beziehungen, in welche Papst Stephan II., der Nachfolger des Zacharias seit 752, zu dem Frankenkönige Pippin trat. Pippin war entschlossen dem Papste gegen den Lombardenkönig Aistulf Hülfe zu leisten; der Papst aber beehrte ihn mit dem Titel „Römischer Patrizier“ über welchen sich Dr. Schrödl im Widerspruche befindet mit Giesebrecht, bei dem der Name eines Patricius als ein „dunkler und vieldeutiger“ erscheint, aber auch im Widerspruche mit dem „Münchener Historischen Jahrbuch“ von 1865 nach welchem die „Römer und der Papst an ihrer Spitze und in ihrem Namen“ den Frankenfürsten diese Würde übertrugen. Hr. Schrödl äußert sich S. 137 Anm. darüber wie folgt: „Die von Papst Stephan II. dem Pippin und

seinen Nachfolgern verliehene Patrizierwürde ist, wie Papencordt bemerkt, eine ganz neue die in der Geschichte einen Vorgänger nicht hat und nicht mit dem Patriziate vermengt werden darf, das die Kaiser zu ertheilen pflegten. Daß die Päpste und die Karolinger die Patrizierwürde in der oben erwähnten Weise auffaßten und auch keine fränkische Souveränität oder Oberhoheit über Rom und den Kirchenstaat damit gemeint und verbunden war, geht aus dem Briefwechsel zwischen den Päpsten und Karolingern klar hervor"*).

Das zwischen Pippin und Stephan II. Verabredete kam durch die Feldzüge Pippins gegen Aistulf und durch die daran sich knüpfende Schenkung zur Ausführung. Diese, mit dem Vertrage von Quiercy jedoch nicht übereinstimmende Schenkung, welche von Karl dem Großen noch erweitert wurde, machte mit dem Ducat von Rom der ohnehin schon in den Händen des Papstes war, den Kirchenstaat aus. Der Papst war souveräner Fürst. Letzteren Punkt, nämlich die Souveränität des Papstes begründet Dr. Schrödl ausführlich und weist sowohl die Annahme einer Fortdauer byzantinischer Oberhoheit, wozu sich Damberger bekennt, als auch die einer fränkischen entschieden zurück.

Aber wie verhält es sich in dieser Beziehung mit dem Papste von der Zeit der Wiederherstellung eines abendländischen Kaiserthums an? Schon mit der bisherigen Auffassung tritt Dr. Schrödl in Widerspruch zu Dr. v. Döllinger, der im „Münchener historischen Jahrbuch" von 1865 S. 377 die Aeußerung thut: „Die Briefe Hadrians enthalten noch häufige Beweise der Unterordnung unter Karls Botmäßigkeit." Auch anderwärts erhebt sich der Widerspruch zwischen den beiden Autoren, wie denn Dr. Schrödl einen Brief des

*) Zur genaueren Orientirung über das Patriziat verweisen wir auf die Civiltà Cattolica, welche vom Jänner 1864 an in einer Reihe von Artikeln diesen Gegenstand gründlich untersucht und volle Klarheit in die Sache gebracht hat.

Papstes Hadrian I. vom J. 777 anführt, in welchem „die volle Restitution der dem heil. Petrus geschenkten Patrimonien“ verlangt wird, während Dr. von Döllinger die Behauptung ausspricht: mit Gewinnung der Longobardenkrone durch Karl den Großen 774 sei die „Restitution“ aus den päpstlichen Briefen verschwunden. Zu wünschen wäre übrigens gewesen, daß Hr. Schrödl Döllingers Satz, Hadrian habe an die Kaiserin Irene und ihren Sohn noch immer im Tone des Unterthans geschrieben, einer näheren Würdigung unterzogen hätte.

Mit gutem Grunde weist aber Dr. Schrödl die Annahme als unbegründet ab, die Uebersendung der Schlüssel vom Grabe Petri und des Banners der Stadt Rom nebst der Bitte, Karl möge sich das römische Volk zu Treue und Gehorsam verpflichten lassen, stelle die Oberhoheit Karls außer Zweifel. Uebersendung der Schlüssel und von Fahnen kommt öfter vor, wo von einer Oberherrschaft nicht die Rede seyn kann', und die Römer in Pflicht zu nehmen lag im Rechte des Schirmvogtes Roms, des Patricius. Die Variante humilitatis *vestrae* obedientia, welche Dr. Döllinger statt humilitatis *nostrae* annimmt, kann nicht als Stütze der gegentheiligen Auffassung gelten. Doch hierüber und über Anderes müssen wir auf Dr. Schrödl's Buch selbst verweisen und es Denjenigen welche das „Münchner historische Jahrbuch“ gelesen haben, nachdrücklich empfehlen.

Aber wie steht es nun mit dem Verhältnisse des Papstes zu Karl nach Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums? Im „Münchner historischen Jahrbuch“ heißt es S. 348: „Leo hatte ohnehin vor vier Jahren bereits Karl als seinen Oberherrn anerkannt, das Unterthansverhältniß in welches er zum neuen Kaiser trat, und welchem er durch Leistung der Adoration Ausdruck gab, konnte demnach nicht besonders drückend für ihn erscheinen.“ Von Giesebrecht spricht den Satz aus: „Der Papst warf sich dem germanischen Kriegs-Fürsten zu Füßen und huldigte ihm in derselben Weise, wie

die römischen Bischöfe vordem dem römischen Kaiser in Constantinopel gehuldigt hätten"*). Dem entgegen spricht sich Schrödl bestimmt für die Souveränität des Papstes aus. „Abgesehen davon, heißt es S. 163 ff., daß es schon von vornherein nicht anzunehmen ist, daß der bisher freie, unabhängige und souveräne Papst sich und seinen Nachfolgern durch die ganz von ihm ausgegangene Erneuerung der Kaiserwürde einen Herrn und Gebieter habe geben wollen, bieten uns die Briefe Leo's III. an Kaiser Karl unwidersprechliche Belege für die Fortdauer der päpstlichen souveränen Herrschaft über den Kirchenstaat auch nach Karls Erhebung zur Kaiserwürde." Leo nennt ihn „Defensor des Erbgutes Petri" (im Jahre 807); er verlangt (808), Karl solle nicht weiter dulden, daß sich die Leute einiger kaiserlichen Missi in das Amt der päpstlichen Duces einmischen; er bedient sich im nämlichen Jahre in einem Schreiben an Karl zur Unterscheidung der beiderseitigen Gebiete der Ausdrücke: „Unsere und Eure Meeresküsten"; bedient sich auch im Jahre 812 wieder des Ausdruckes „die Grenzen unseres Gebietes." Und wenn Karl selbst zu seinen Söhnen redend die römische Kirche von den andern Kirchen, quae sub illorum fuerint potestate (S. 165) unterscheidet, so liegt darin ein ähnliches Zeugniß.

Gegen die Beweiskraft der von Dr. Schrödl beigebrachten Momente wird man nichts mit Grund einwenden können. Und wenn auch noch der eine oder andere Punkt einer Besprechung werth gewesen wäre, so muß man dennoch bekennen, daß Hr. Dr. Schrödl mit seiner Arbeit in ein dunkles Gebiet erwünschtes Licht gebracht habe. Auch aus diesem Grunde muß seine Schrift bestens empfohlen werden.

---

*) Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 3. Aufl. I. 122.

XXI.

Zur Geschichte der Kanzelberedsamkeit.

Die katholischen Kanzelredner Deutschlands seit den drei letzten Jahrhunderten. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Kanzelberedsamkeit, sowie als Material zur praktischen Benützung für Prediger. Von J. N. Brischar, der Philosophie und Theologie Doktor. Erster Band. Die Kanzelredner des 16. Jahrhunderts. Schaffhausen, Hurter 1867. (XVIII und 914 S. 4 fl. 48 kr.)

Gestatten Sie mir die Leser der hochgeschätzten „gelben Blätter" auf ein homiletisches Werk aufmerksam zu machen, welches in der reichen homiletischen Literatur neuer und neuester Zeit eine ganz besondere Beachtung verdient. Herr Dr. Brischar, der als Gründer und erster Redakteur der katholischen Literaturzeitung in Wien, sowie als Fortsetzer der Stolberg'schen Kirchengeschichte sich längst einen gefeierten Namen in der gelehrten Welt erworben hat, wurde auf dem Weg seiner ausgedehnten theologischen und kirchengeschichtlichen Studien mit so vielen herrlichen Produkten des katholischen Geistes bekannt, daß er sich entschloß wenigstens einen Theil davon der Vergessenheit zu entreißen und der Mitwelt und Nachwelt zugänglich zu machen. Demgemäß faßte er den Plan, aus den in deutscher Sprache abgefaßten Werken

sämmtlicher katholischer Prediger unseres Vaterlandes seit dem 16. bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts eine Auswahl zu treffen, die ausgewählten Predigten und Homilien, soweit das Verständniß es absolut verlangte, zu bearbeiten und in eleganter Ausstattung auf's neue herauszugeben.

Ueber den leitenden Gesichtspunkt bei der Auswahl spricht sich der Hr. Verfasser selbst also aus: „Was die Art und Weise der Auswahl dieser religiösen Vorträge betrifft, so werden sowohl solche welche für das Landvolk berechnet sind, beigebracht werden, als auch andere welche sublimere Gegenstände in umfassender, geist- und schwungvoller Weise für einen höhern Zuhörerkreis behandeln: und zwar Predigten auf die Sonntage, die Festtage des Herrn und der seligsten Jungfrau und anderer Heiligen; Advents-, Fasten- und Passionspredigten; Primiz-, Jubiläums-, Leichen- und sonstige Gelegenheitspredigten aller Art; ferner auch einige schon in historischer Beziehung interessante Türken-, Controvers- und Geschichtspredigten, sowie solche welche bei wichtigen politischen Ereignissen gehalten wurden. Außerdem wurde bei der Auswahl auch auf solche Predigten Rücksicht genommen, in denen sich der eigenthümliche Geist des Predigers oder der seiner Zeit besonders stark ausprägte, so daß diese Sammlung zugleich dienen wird dem Leser ein Bild des religiösen und sittlichen Lebens der verflossenen Jahrhunderte darzubieten.“ — Was die Anordnung des massenhaften Stoffes betrifft, so gibt der Verfasser auch hierüber Rechenschaft. Er hat es für das zweckmäßigste gehalten: „die Predigten aus dem 16. Jahrhundert in einen Band zusammenzustellen, die aus den folgenden Jahrhunderten aber nach den verschiedenen Orden zu gruppiren, um auf diese Weise Uebersichtlichkeit in die ungeheure Masse Material zu bringen. So wird einerseits den einzelnen Orden und dem Weltklerus ein wohlverdientes homiletisches Ehrendenkmal gesetzt, während auf der andern Seite das Werk vor Monotonie bewahrt wird, welche leicht eintreten könnte, wenn

z. B. mehrere Bände lauter Predigten aus dem 17., dann wieder aus der ersten sowie aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brächten; während innerhalb des Rahmens den die einzelnen Orden, wie die der Jesuiten, Dominikaner, Franziskaner u. s. w. darbieten, dem Leser in öfterer Aufeinanderfolge Predigten aus allen Entwicklungsstufen geboten werden; und es ihm nicht schwer fallen wird, etwa zu wissenschaftlichen Zwecken, das Werk nach andern Gesichtspunkten zusammenzustellen.“ Da das ganze Werk auf zwölf starke Bände berechnet ist, so erscheint ein sorgfältiges Register zur Erleichterung des Gebrauchs durchaus nothwendig; ein solches verspricht denn auch der Verfasser dem Schlusse des Werkes beizufügen und zwar ein doppeltes; „das eine wird die Predigten in ihrer Zeitfolge, das andere aber nach ihrem Inhalt in systematischer Weise aufführen.“

Herr Dr. Brischar hat, wie jeder zugeben wird, eine große und schwere Arbeit auf sich genommen, zumal da ein bibliographisches Werk, in welchem die seit den letzten drei Jahrhunderten von deutschen Katholiken verfaßten Schriften verzeichnet wären, nicht existirt; daher die entsprechenden Werke zuerst aufgesucht, mit großen Kosten erworben und kritisch und ästhetisch geprüft werden mußten. Allein im Hinblick auf die große Gelehrsamkeit, die ungewöhnliche Arbeitskraft und Ausdauer des Verfassers und bei der großen Masse Material das er sich durch vieljährige Studien gesammelt und zurechtgelegt hat, ist man zu hoffen berechtigt, daß das große Werk in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollständig erschienen seyn wird.

Betrachten wir zunächst den praktischen Werth vorliegenden Werkes für Theologen und Priester, so dürfte derselbe namentlich in unserer Zeit, auf welche das Wort des Apostels: „der Glaube kommt vom Hören“, mehr als je seine Anwendung findet, kaum hoch genug taxirt werden können. Schon aus dem Haß der modernen Heiden gegen die kirchliche Redegewalt und aus ihren rastlosen Versuchen, die

Gläubigen vom Kirchenbesuch abzuhalten und sie dafür mit der vergifteten Kost der Journalistik zu speisen, sollte jeder denkende Christ die Wichtigkeit des kirchlichen Predigtamtes erkennen. Die Erhabenheit und Universalität der katholischen Kirche zeigt sich gerade darin in glänzendster Weise, daß sie die öffentliche und fleißige Predigt ihrer Glaubens- und Sitten-Lehre den Priestern zur heiligen Pflicht macht. Während die in Trägheit und Stumpfsinn verfallene schismatische Kirche des Orients die Predigt längst abgeschafft hat, während das cäsaropapistische Russenthum die freie Darlegung der christlichen Wahrheit sogar in den Kirchen als staatsgefährlich verbietet, während die ideenlose Freimaurerei sich lichtscheu in geschlossene Räume zurückzieht und ihre Gedankenarmuth hinter lächerlichen und nichtssagenden Symbolen verbirgt: hat die katholische Kirche nicht bloß den Muth, ihre Glaubenswahrheiten und ihre Sittengesetze vor Juden, Heiden und Apostaten offen und rückhaltlos zu verkünden, sondern überzeugt daß die öffentliche Verkündigung der katholischen Wahrheit alle Lüge und Verläumdung zu Schanden macht, verpflichtet sie ihre Diener sogar nachdrücklich zu diesem anstrengenden Dienste. So zeigt die katholische Kirche auch hier wie in andern Beziehungen, daß sie allein das Licht und die Oeffentlichkeit weder fürchtet noch zu fürchten hat, und daß sie allein die eigentliche und wahre Erzieherin und Lehrerin der Völker ist; das schöne, aber von frivolen und unlautern Menschen schmählich mißbrauchte Wort „Aufklärung" findet allein in der katholischen Kirche seine richtige Bedeutung und universelle Erfüllung. Jeder katholische Priester ist ebendeßwegen in seinem Gewissen verbunden das Predigt-Amt nicht wie ein Miethling noch wie „ein stummer Hund", sondern nach der Intention der Kirche, also mit gewissenhafter Vorbereitung und in heiligem Eifer für die Sache Gottes und seiner durch Christus gegründeten Kirche zu verwalten. Nicht willkürlich gewählte Lieblingssentenzen soll er vortragen, nicht sich selbst soll er predigen; auch darf er nicht

nach Art der Rationalisten nur solche Wahrheiten verkünden, die dem Zuhörer unmittelbar einleuchten und einer rhetorischen Begründung gar nicht bedürfen; sondern seine Pflicht verlangt, daß er die ewigen Wahrheiten der christlichen Offenbarung, wie sie von der Kirche dogmatisch fixirt sind, zum Gegenstand seiner Vorträge mache und dieselben so eindringlich darstelle, daß der Geist der Zuhörer Belehrung und Nahrung, das Gemüth aber Ruhe und Trost daraus schöpfen kann. Es gibt nun zwar viele und zum Theil gut geschriebene theoretische Lehrbücher der kirchlichen Beredsamkeit, aber auch hier gilt, wie die alten römischen Redner so stark betonen, die praktische Vorbereitung weit mehr als die theoretische. Wie der politische ebenso muß auch der kirchliche Redner an Beispielen sich bilden; die besten Muster muß er sich auswählen, gründlich durcharbeiten, memoriren und ihre Vorzüge sich zu eigen machen: dadurch schärft er sein Gedächtniß, bereichert seinen Sprachschatz, lernt die richtige Art der Darstellung, der Behandlung und Vertheilung des Stoffes kennen und befähigt sich so nach und nach als selbstständiger Redner aufzutreten und den Auftrag der Kirche zu erfüllen. Welche Muster sind nun mehr zu empfehlen als die Reden jener großen Kämpfer für die Erhaltung des katholischen Glaubens auf deutschem Boden, die Reden jener gottbegeisterten Kirchenfürsten, jener heiligen und heiligmäßigen Mönche, jener unerschrockenen und glaubenstreuen Weltpriester, die zur Zeit des großen Abfalls heldenmüthig in die Bresche getreten und die Mauern und Zinnen Zions wie Löwen vertheidigt, die stürmischen Angriffe der Häresie vom katholischen Volk abgewehrt und als ächte und treue Hirten im Kampf gegen die räuberischen Wölfe sogar ihr Leben für ihre Heerde geopfert haben! Jene großen Vorgänger predigten nicht bloß mit den Lippen, nicht bloß zur äußeren Pflicht-Erfüllung, sondern es war bei ihnen Sache des Herzens; ihr Geist, ihre Gefühle, ihr ganzes Gemüth sprach aus ihren Worten, suchte in das Gemüth der Zuhörer einzudringen, sie

von der Wahrheit der katholischen Lehre und von der Erhabenheit der katholischen Moral zu überzeugen und zum treuen Festhalten an der Kirche und zur sittlichen Veredlung ihres Lebens zu bewegen. Wir stimmen daher dem Herrn Verfasser vollkommen bei, wenn er sagt: „Was immer interessant und lehrreich ist, aus allen Gebieten des Wissens und Lebens, haben diese Prediger, wenigstens die bessern unter ihnen, benützt um ihren Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten und dem Zuhörer verständlich und eingänglich zu machen. In dieser Beziehung, sowie besonders auch hinsichtlich der Zartheit, Innigkeit und Tiefe des religiösen Gefühls und der Schönheit der Gedanken haben wir Neueren vieles von ihnen zu lernen und könnte dieses Werk, fleißig studirt, dazu beitragen die edle Kunst der Kanzel-Beredsamkeit, welche immer ein wichtiges Mittel zur Anregung des religiösen kirchlichen Sinnes und eine der Hauptwaffen des Geistlichen, besonders in einer so tief aufgeregten, dem christlichen Glauben und der Kirche vielfach entfremdeten Zeit bilden wird, wieder aufzufrischen, damit sie auch in der Gegenwart wieder auf's neue kräftige Zweige treibe und in größerer Zahl Werke an's Tageslicht fördere, in denen der innere Gehalt und die Schönheit der Darstellung mit der Quantität in einem harmonischen Verhältnisse steht."

Vorliegendes Werk ist aber auch als Beitrag zur Apologetik der katholischen Kirche mit Freude und Dank zu begrüßen. Nichts ist häufiger als die Behauptung, der katholische Klerus habe seine Pflicht, der entstehenden und sich ausbreitenden Häresie Schranken zu setzen, aus Trägheit und Mangel an theologischer und rhetorischer Bildung vernachlässigt. Die historische Forschung hat längst die Unwahrheit dieser Behauptung bewiesen, und aus der Thatsache daß die noch jetzt so gefeierten Gründer und ersten Sendboten des Protestantismus aus katholischen Klöstern und Bildungsanstalten hervorgingen, ist man augenscheinlich zu schließen berechtigt, daß weder die Kloster- noch die Welt-

Geistlichkeit damaliger Zeit in Barbarei versunken war, daß vielmehr die katholischen Schulen in den Klöstern sowohl als auf den Universitäten damals mehr leisteten und besser organisirt und disciplinirt waren als — wie selbst protestantische Historiker zugeben müssen — die von Luther und seinen Protektoren mit katholischen Geldern neugeschaffenen Lehrinstitute. Wer sieht nicht täglich mit Schmerz und banger Ahnung, daß die Zahl der Ungläubigen und Apostaten in unserer Zeit schrecklich zunimmt? So wenig man nun mit irgend einem Recht diesen Abfall dem katholischen Klerus zur Last legen kann, als wäre er zu träge, zu ungebildet und gleichgiltig in seinem Berufe: ebensowenig ist man berechtigt, den großen Abfall des 16. Jahrhunderts auf die Gleichgiltigkeit und Bildungslosigkeit des damaligen Regular- und Weltklerus als einzige Ursache zurückzuführen. Es hat, da die Kirche eben aus Menschen ihre Diener nehmen muß, auch damals wie zu allen Zeiten unwürdige und unnütze Knechte in des Herrn Weinberg gegeben; die Mehrzahl aber war tüchtig und glaubenstreu und kämpfte mit allen Waffen der Schrift und der Rede gegen das über die Kirche und das deutsche Vaterland hereinbrechende Verderben. Wenn dennoch so viele Deutsche von der kirchlichen Einheit abfielen, so lastet die Schuld auf den politischen Häuptern der deutschen Nation, auf den Kurfürsten, Herzogen, Grafen, Rittern und Stadtmagistraten. Diese waren es, nicht die Gemeinfreien, welche Luthers Aufforderung zum Raub des Kirchen- und Klosterguts gar schnell begriffen, der neuen Lehre aus nichts weniger als theologischen Gründen zufielen, durch brutale Gewalt die treuen Priester verjagten und abgefallene Mönche oder Weltgeistliche als Prädikanten beriefen. Das eigentliche Volk wurde als willen- und rechtlose Heerde behandelt und der neue Glaube ihm von seinen Herren „von Staatswegen" aufoktroyirt. — Ein Hauptverdienst des vorliegenden Werkes besteht nun gerade darin, daß jeder der sich von dem Zustand der katholischen Wissenschaft und kirchlichen Redekunst zur

Zeit der entstehenden Kirchenspaltung überzeugende Kenntniß verschaffen will, hier eine vortreffliche Gelegenheit dazu findet. Er hat nicht nöthig mit großer Mühe die vergilbten und dickleibigen Folianten in den Bibliotheken aufzusuchen und durchzuarbeiten, sondern das Beste und Gelungenste aus jener Periode wird ihm in verständlicher Sprache und schöner Ausstattung vorgelegt, und daß der Hr. Verfasser zu einer richtigen Auswahl Verständniß und scharfes Urtheil genug besitzt, dürfte aus dessen langjährigen theologisch-historischen Studien sowie aus dessen reicher praktischer Erfahrung, der Frucht einer 14jährigen seelsorglichen Thätigkeit, zur Genüge hervorgehen. Es wird somit durch dieses homiletische Werk Dr. Brischar's eine Ehrenschuld an die früheren Geschlechter abgetragen: die Namen der größten katholischen Theologen und Kanzelredner Deutschlands in den drei letzten Jahrhunderten werden aus unverdienter Vergessenheit wieder an's Licht gebracht, ihre Werke der Nachwelt bekannt gemacht und so ein Ehrentempel errichtet, in welchem jeder von Pietät gegen die ehrwürdigen Vorfahren erfüllte Priester und Laie in kurzer Zeit eine Anzahl der edelsten und verdientesten Männer kennen lernen und ihnen den Tribut der Verehrung und des Dankes darbringen kann. Die einzelnen Orden besitzen längst eine genaue Sammlung der Namen und der Werke ihrer hervorragenden Ordensmitglieder aus allen Jahrhunderten, aber das katholische Deutschland als solches hatte bisher keine Zusammenstellung und Würdigung der ausgezeichneten Theologen und Prediger der ganzen Nation, ein Werk in welchem die Weltgeistlichen ebenso wie die Ordens-Männer, und der eine Orden gleich ehrenvoll wie der andere berücksichtigt und anerkannt wäre. Indem nun Dr. Brischar die Namen und Leistungen der hervorragendsten Kanzelredner aus den letzten drei Jahrhunderten, und zwar die der Welt-Priester ebenso wie des Regularklerus zusammenstellt und ihnen ein gemeinschaftliches Ehrendenkmal errichtet, liefert er einen erwünschten und sehr werthvollen Beitrag zu einer alle Zweige

geistiger Thätigkeit umfassenden Literaturgeschichte des katholischen Deutschland.

Aber auch bevor eine solche großartig angelegte katholische Literaturgeschichte erscheint, wird das Werk Brischars in literarhistorischer Beziehung einen wohlthätigen Einfluß ausüben. Die Geschichte der deutschen Literatur, wie sie bisher gewöhnlich von Protestanten dargestellt wurde, bietet gerade in den drei letzten Jahrhunderten ein auffallendes Mißverhältniß zwischen katholischen und protestantischen Leistungen dar, wodurch das Vorurtheil der geistigen Ueberlegenheit und Rührigkeit des Protestantismus immer neue Nahrung findet. Die deutschen Katholiken sind hierin nicht ganz ohne Schuld: sie selbst haben die kostbaren Leistungen der katholischen Vorfahren im Gebiet der Theologie, namentlich der Polemik und Kanzelberedsamkeit zu lange im Schatten der Bibliotheken liegen gelassen; in der zweiten Hälfte des vorigen und durch vier Decennien dieses Jahrhunderts haben sich die gelehrtesten Männer des katholischen Deutschland in ihren Studien von der protestantischen Offensive abhängig gemacht und den größten Theil ihrer Muße der Bekämpfung der gegnerischen, täglich in neuer Form auftretenden Angriffe auf den katholischen Lehrbegriff, die katholische Kirche und Geschichte gewidmet. Dadurch begaben sie sich einestheils in's Schlepptau des Protestantismus, anderntheils haben sie die Fortentwicklung der katholischen Wissenschaft auf historischem Boden unterbrochen und ohne Anknüpfung an die Tradition eine „moderne" katholische Wissenschaft geschaffen, die gerade dadurch daß sie nicht an die katholische Tradition anknüpft, die Vorwürfe zu rechtfertigen scheint, als wären die katholischen Theologen der früheren Jahrhunderte geistig und literarisch den Bekennern der neuen Lehre nachgestanden und zu einem erfolgreichen Kampf unfähig gewesen. Indem nun Hr. Brischar die Predigten der katholischen Kanzelredner in sorgfältiger Auswahl der Oeffentlichkeit übergibt, knüpft er zunächst den nur zu lange unterbrochenen Faden der katho-

lischen Tradition wieder an: wir können sehen und lernen, wie die früheren Kämpfer für die Einheit und Reinheit unseres Glaubens gesprochen, in welcher Weise sie die kirchlichen Wahrheiten und Sittengesetze ihren Zuhörern eingeprägt und das heilige Pfand des Glaubens zu erhalten gestrebt haben. Sodann macht er den Literarhistoriker mit einer Menge der schönsten Geistesprodukte unserer katholischen Vorfahren bekannt, so daß wir zu hoffen berechtigt sind, die von jetzt an erscheinenden Darstellungen der gesammtdeutschen Literatur werden, wenn sie irgend einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität machen, die katholischen Leistungen während der drei letzten Jahrhunderte in einem günstigeren Lichte als bisher erscheinen lassen.

Was den vorliegenden ersten Band des Werkes speciell betrifft, so liefert er den Beweis, daß der Hr. Verfasser bei der Auswahl mit großer Umsicht und feinem Gefühl für die rhetorischen und theologischen Vorzüge der aufgenommenen Predigten und Homilien zu Werke ging. Auch ist mit Dank anzuerkennen, daß Dr. Brischar jedem Theologen, dessen Predigten der Aufnahme würdig erschienen, eine kurze Angabe der Lebensverhältnisse, der kirchlichen Stellung und Wirksamkeit und der in deutscher Sprache erschienenen Predigtwerke desselben mit genauer Bezeichnung des Titels, Druckorts und Jahres vorausschickt; wir zweifeln nicht, daß mancher strebsame katholische Gelehrte in diesen wenn auch nur kurzen Angaben ein werthvolles Material zu Specialstudien und Monographien finden wird, und viele der in den Ehren-Tempel aufgenommenen Theologen verdienen theils wegen ihrer wissenschaftlichen Verdienste, theils wegen ihrer einflußreichen Wirksamkeit in Staat und Kirche biographisch behandelt zu werden. Da alle in diesem Band aufgeführten Predigten dem 16. Jahrhundert angehören und mehrere davon der ersten Hälfte desselben, so dürften sie schon wegen ihres historischen Gehalts jedem Geschichtsfreunde interessant erscheinen, indem sie uns die socialen, politischen und religiösen

Zustände unseres Vaterlandes zur Zeit der entstehenden und um sich greifenden Kirchenspaltung anschaulicher schildern als Hunderte der gewöhnlichen Geschichtscompendien. Der sehr reichhaltige Band bietet vortreffliche Belege für die fromme Begeisterung der Redner und zugleich für die große Gewandtheit, mit welcher sie die deutsche Muttersprache zu gebrauchen verstehen; sie widerlegen also schlagend die vielverbreitete Ansicht, die katholische Kirche habe die deutsche Sprache vernachlässigt und erst Luther und seine Anhänger hätten sie wieder zu Ehren gebracht. Der Herausgeber nahm an diesen Predigten nur solche sprachliche Aenderungen vor, die zum Verständniß nothwendig erschienen. „Im Einzelnen und Kleinen", sagt er, „was den oft unglücklichen Satzbau, die Orthographie, ganz unverständlich gewordene Ausdrücke u. s. w. betrifft, habe ich mir Verbesserungen erlaubt, so daß die Lektüre nicht wohl einer Schwierigkeit unterliegen dürfte"; im Uebrigen aber ließ er denselben das alterthümliche Colorit unverwischt, daher sie beim Lesen schon einen seltenen Genuß gewähren und uns durch die treuherzige Offenheit und Einfalt ihrer Sprache in die Zeit unserer Urväter zurückversetzen.

Wir begegnen in diesem Bande allen ausgezeichneten Predigern des 16. Jahrhunderts mit einziger Ausnahme des Jesuitenordens, welchem die folgenden vier Bände gewidmet seyn sollen, „da er sich besonders auch auf dem Gebiet der Homiletik durch die Menge und Vortrefflichkeit seiner Prediger deutscher Zunge um das katholische Deutschland große Verdienste erworben hat." Repräsentanten des Regularklerus wechseln brüderlich mit Weltgeistlichen ab; neben den Bischöfen und Weihbischöfen Nausea, Sidonius, Haller, Holl, Feucht, Ertlin und Johannes Nas, den wir den Alban Stolz des 16. Jahrhunderts nennen möchten, finden wir die Franziskaner Wild und Anisius; neben den Benediktinern Rest und Sedelius, dem Augustiner Hofmeister und dem Dominikaner Fabri die Weltpriester Witzel, Agricola, Bentz, Buchinger, Rasser und die Prokanzler der Universität Ingol=

stadt Eck und Eisengrein. Sie alle bewegen sich treu und untadelhaft auf dem Boden der katholischen Wahrheit, dennoch zeigt jeder specifische Eigenthümlichkeiten und Vorzüge in Sprache, Behandlung des Stoffes und Schilderung der Tugenden und Laster seiner Zeitgenossen, so daß wir auch bei ihnen die Wahrheit bestätigt sehen, die katholische Kirche sei trotz ihres Strebens nach Einheit und Uebereinstimmung in religiösen und moralischen Fundamentalsätzen keine Feindin selbstständiger Entwicklung des individuellen Geistes und wissenschaftlichen Forschens. Der Raum erlaubt es nicht näher in die Vorzüge der einzelnen Predigten einzugehen; doch können wir uns nicht versagen, auf einige derselben ganz besonders die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken, z. B. auf die prächtige Auslegung des Vaterunsers von Johannes Nas, welche von dem Herausgeber mit Recht ein „wahres Kabinetsstück einer Predigt" genannt wird; auf die kräftigen und geistreichen Predigten Witzels, Fabri's, Rasser's; auf den „geistlichen Mai" und den „geistlichen Herbst", zwei überaus interessante Muster der früher sehr beliebten mystisch-allegorischen Religionsbetrachtung; auf die Synodalpredigten Wilds, in welchen dieser fromme Prediger mit apostolischem Freimuth vor den im Jahre 1549 zu Mainz versammelten hohen Kirchenfürsten, Aebten, Domherrn und Pfarrern den Luxus des hochadeligen Klerus rügt, die Nothwendigkeit der Synoden und Concilien kräftig betont und die reichen Kirchenfürsten und Prälaten nachdrücklich ermahnt, mehr als bisher für die wissenschaftliche Bildung der jungen Kleriker zu sorgen und die katholischen Schulen mit reicheren Fonds auszustatten, da ein ungebildeter Klerus zur Erfüllung seines Berufs untauglich sei und durch Trägheit leicht in Laster und Schande versinke. Ferner auf die Controverspredigt des Joh. Nas, welche von pikanten Einfällen und höchst originellen Ausdrücken wimmelt und uns eine lebhafte Vorstellung von der energischen Polemik des 16. Jahrhunderts zu geben geeignet ist; endlich auf die erste

Türkenpredigt des Pater Anisius, in welcher dieser arme Ordensmann eine Schilderung der deutschen Geschichte von der deutschen Urzeit bis auf die Gegenwart gibt, an der kein Professor sich schämen dürfte. Mit kräftigen Worten weist Anisius nach, daß die deutsche Nation der katholischen Kirche ihre Civilisirung, ihre Macht, ihren Vorrang vor allen Völkern verdanke; die katholische Kirche habe Deutschland zum Christenthume bekehrt, die deutschen Lande aus Wildnissen in lachende Fluren verwandelt, die vielgerühmten deutschen Schulen geschaffen und den deutschen König durch die Erhebung zum römischen Kaiser zum ersten Würdenträger der Welt gemacht. All dieser Glanz sei aber verschwunden seit der große Abfall die deutsche Nation in zwei Hälften gespalten und dem Kaiser seine Autorität bei der einen Hälfte geraubt habe. „O Deutschland, Deutschland!“ fährt der Prediger fort, „der Papst hat dir, nächst Gott, den christlichen Glauben und das römische Kaiserthum mitgetheilt, und du schiltst beide antichristlich! Ist denn dein Kaiser ein antichristlicher Kaiser, ein Gog oder Magog? O ihr vom deutschen Adel, wollt ihr euerer Adeligkeit, deren ihr euch so hoch rühmet, ein solches Malzeichen der Undankbarkeit einbrennen? Wollet ihr sie mit dieser ewigen Makel besprengen, einer Makel welche das ganze Meer nicht wird abwaschen? Ihr befleckt und beschmutzt nicht allein euch, sondern der ganzen Welt Adel verunehret ihr. Weder Welschland, weder Frankreich, weder Hispanien erkennen einen andern Ursprung und Samen ihrer Geschlechter, als den deutschen Adel. Pipin, des großen Kaisers Caroli Vater, war er nicht des deutschen Geblüts? Die alten adeligen Geschlechter in Welschland, die Colonneser, Gonzager, Farnesier, Medicäer, Aldobrandiner u. s. w. erfreuen sie sich nicht des deutschen Adels? Der deutsche Adel ist allenthalben der beste gewesen, Deutschland ist ein Brunn alles Adels in ganz Europa ... So hoch gelobt und berühmt wir Deutsche vor Alters her gewesen, so verächtlich und loblos haben wir

dieser Zeit uns selbst gemacht und der ganzen Welt zu verlachen dargestellt. Womit? fragst du. Mit unserem Abfall, Ungehorsam und Uneinigkeit. Es kann billig von uns gesagt werden aus dem Klaglied des Jeremias (Thren. 1): Deutschland hat sich hoch versündigt; darum ist es unbeständig und schwach worden; alle die es in Ehren hielten, die verachten es, weil sie seine Schande gesehen haben" (pag. 878 f.). Bei den modernen Geschichtsbaumeistern ist der brave Franziskaner freilich nicht in die Schule gegangen; aber es dürfte doch noch eine Zeit kommen, in welcher die modernen Geschichts-Lügner entlarvt und verdienter Verachtung preisgegeben sind, während Anisius und seine Auffassung der deutschen Geschichte von allen wahrheitliebenden Menschen anerkannt wird.

Es bedarf nach dem Gesagten kaum noch besonderer Erwähnung, daß wir jedem Freunde der deutschen Literatur und Geschichte, insbesondere aber dem deutschen Klerus die Anschaffung vorliegenden Werkes aus voller Ueberzeugung empfehlen. Es ist nicht eine jener literarischen Erscheinungen die heute als unvergleichlich gepriesen werden, morgen aber vergessen sind; das Werk des Hrn. Dr. Brischar hat vielmehr, weil aus dem unerschöpflichen Born der katholischen Vergangenheit geschöpft, einen bleibenden Werth und wird in seiner Vollständigkeit ein wahres Magazin der kostbarsten Stoffe und Gedanken bilden, geeignet nicht bloß zu Predigten und Homilien, sondern auch zu wissenschaftlichen Arbeiten verwendet zu werden.

XXII.

Zeitläufe.

Die „Krönung des Gebäudes" jenseits des Rheins.

Noch vor dem Schluß des vergangenen Jahres hat Graf Bismark einen vereinzelten Versuch gemacht, das zukünftige Verhältniß zwischen Neu-Preußen und Frankreich der Berliner Kammer in freundlichem und friedlichem Lichte vorzumalen. Ich sage einen vereinzelten Versuch; denn sonst pflegten er und seine Collegen der Kammer vielmehr einzuprägen, daß Preußen noch große Gefahren zu bestehen habe um das Gewonnene auch zu erhalten. Anders dießmal.

Der französische Kaiser wenigstens — so sagte der Herr Graf — klüger vielleicht als seine Unterthanen, sehe ein daß der Aufschwung Preußens für Frankreich sehr gut, und daß es für Frankreich viel besser sei zum Nachbar einen Staat von weniger als 40 Millionen Seelen zu haben, als eine Macht wie den alten Bund der Oesterreich mit inbegriff und über 70 Millionen Menschen zur Verfügung hatte. In ganz gleicher Weise hat auch schon das officiöse Blatt von Berlin bald nach dem Kriege die französische Eifersucht mit der Vorstellung zu begütigen und zu beruhigen gesuc[ht] ja Deutschland für den westlichen Nachbar nun Bedrohliches mehr habe, nachdem es durch den

den viel schwächer und für den Angriff insbesondere ohnmächtiger geworden sei als der alte Bund.

Es fragt sich nur, ob die so tief verletzte Eifersucht Frankreichs sich begütigen lassen wird durch derlei Vorspiegelungen, deren Absichtlichkeit mit Händen zu greifen ist und die mit der thatsächlich überall bewiesenen Rücksichtslosigkeit und stolzen Eigenmächtigkeit Neu-Preußens so seltsam contrastirt. Unmöglich kann es dem Ehrgefühl, um nicht einmal zu sagen der National-Eitelkeit der Franzosen entgehen, daß die glatten Worte des preußischen Ministers seine Thaten verhöhnen und denselben schnurgerade widersprechen.

Noch immer macht man in Berlin nicht die leiseste Miene der im Prager Frieden gegen Dänemark eingegangenen Verpflichtung gerecht zu werden und die nationale Volksabstimmung in Nordschleswig vorzunehmen. Noch immer steht preußische Garnison in der Grenzfestung Luxemburg, als ob die Vernichtung des deutschen Bundesrechts eben nur die einzige Ausnahme bei diesem niederländischen Großherzogthum erlitten hätte und erleiden müßte. Und um das Maß voll zu machen, droht sich nun gar noch der gesammte französische Einfluß auf die Fassung des Prager Friedens — ein Einfluß den der Imperator mit so mühsam erkünstelter Fuchsmiene anzurühmen und herauszuputzen beliebte — in baare Lächerlichkeit aufzulösen durch die neuerdings bewiesene Haltung der süddeutschen Staaten. Das letztere ist die folgenschwere Bedeutung der jüngsten Vorgänge in München.

Es ist kein Zweifel, daß die „unabhängige und internationale Existenz" welche der Frieden von Prag den südwestdeutschen Staaten oktroyirt hat, für den Imperator ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit war und ist. Er hatte in und mit dieser Bedingung den letzten Rettungsanker für die vielhundertjährige Tradition ausgeworfen, welche von der französischen Politik gegenüber Deutschland stets als heiliges Gesetz gehütet worden ist. Es wäre vielleicht immer noch zu machen gewesen für ihn, wenn er seinen Franzosen hätte

sagen können: „seht, dieser süddeutsche Bund gravitirt zu uns, er bildet das vermittelnde Glied zwischen uns und Oesterreich, er ist somit ein starker Damm gegen ein weiteres Ueberfluthen der preußischen Vergrößerungsgier und er ist ein Pfahl im Fleische jener phantastischen Schreier nach der sogenannten deutschen Einheit.“ Eine solche Sprache hätte sich immer noch hören lassen, selbst im Munde des Incarnirten der napoleonischen Mission.

Wie aber nun wo seine Franzosen es schwarz auf weiß in der Hand haben, daß von allem Dem das Gegentheil der Fall ist, daß der süddeutsche Bund ein frommer Wunsch Frankreichs bleiben und gar nicht in's Leben treten wird, daß die einzelnen Regierungen es gar nicht wagen dürfen nach Paris hin zu gravitiren, sondern allenthalben Berlin als das deutsche Mekka proklamiren müssen, und daß diese Staaten mit Sehnsucht des Augenblicks warten, wo es ihnen gestattet seyn wird nach der neu-preußischen Kaaba zu wallfahren? Das ist eine Situation von überraschender Neuheit für den Imperator.

Heilloser hat der Politiker in den Tuilerien, vor wenigen Jahren noch der Gegenstand des Welterstaunens über seine Superklugheit, sich nie verrechnet als in der süddeutschen Basis seiner neuesten Ausfluchts-Politik. Er hat sich Rechnungsfehler die vergleichsweise einem Schuljungen nicht zu verzeihen wären, zu Schulden kommen lassen in seinem italienischen, in seinem russisch-polnischen, in seinem nordamerikanisch-mexikanischen, in seinem deutsch-dänischen Ansatz; ärgere Täuschungen sind ihm aber nie widerfahren als die er jetzt mit Süddeutschland erlebt. Er hat in Italien nicht die Einheit sondern die Dreitheilung gewünscht und angestrebt; aber das dreigetheilte Italien war doch noch nicht traktatmäßig ausgesprochen und protokollirt. Hingegen ruht der Prager Friede ganz wesentlich auf der Basis einer Zertrennung Deutschlands in drei Theile. Und diese specifisch französische Institution soll nun ihrem besorgten Schöpfer unter den Füßen wegescamotirt

werden durch den allerwärts vorbereiteten Anschluß der Südstaaten an Preußen! Jedenfalls soll aber schon von jetzt an der Imperator sich gesagt seyn lassen müssen, daß es für Frankreich unter keinen Umständen mehr einen süddeutschen Anknüpfungspunkt gebe zu einem Bündniß gegen den Nebenbuhler in Norddeutschland. Das ist eine harte Rede für die Politik der Tuilerien.

Wie hat einst die Welt mit Schrecken zu dem gekrönten Revolutionär emporgeschaut, als er zum erstenmale sich offen an die Spitze der Propaganda stellte für die modernen Ideen von der Volkssouverainetät und dem Nationalitätenprincip! Und jetzt steht dieses reformirende Weltgenie vor seinem eigensten Werk weinerlich verlegen wie das Mädchen vor dem zerbrochenen Milchtopf. So hat er nicht gewollt daß die Dinge gehen sollten; nie hat aber auch ein mächtiger Weltreformer vor ihm weniger die Tragweite seiner neuen Ideen ermessen, und das Bestehende in Trümmer geschlagen ohne zu wissen ob die Scherben und Splitter ihm nicht selbst in's Gesicht springen würden. Es ist unmöglich, daß nicht jeder geschichtskundige Franzose über einen solchen Ausgang der von dem hochmüthigen Vetter des Onkels angestoßenen Bewegung die Hände über den Kopf zusammenschlage. Es ist namentlich dann unmöglich, wenn die endgültige Abwendung Süddeutschlands von jedem Gedanken an französische Hülfe und Protektorat einmal völlig und thatsächlich festgestellt seyn wird. Für Frankreich wird dann ein Zustand eingetreten seyn, der für die Nation seit Jahrhunderten noch nie da war; denn noch nie hat es ihr in Deutschland an einem Theil der Machthaber gefehlt, der sich in politischen Krisen gegen den andern Theil deutscher Machthaber zum französischen Sonderbündniß gebrauchen ließ.

So tief ist der Mann herabgefallen von der Höhe seiner Spekulationen — der Mann der mit lüsterner Gier zum Ausbruch des deutschen Krieges drängte, weil er auf Niederlagen und Verlegenheiten Preußens rechnete und weil er aus

den geheimen Verhandlungen mit Graf Bismark des schönen Lohnes gewiß war, den Preußen für die französische Hülfe und Intervention längs des Rheinstroms aus fremdem und eigenem Besitz hätte zahlen müssen. Schon das kann er schwer verantworten vor seiner Nation, daß er eine solche Gelegenheit sich entschlüpfen ließ, und daß eine so große Veränderung in Deutschland vor sich gehen konnte, ohne daß Frankreich einen Kanonenschuß abfeuerte, ohne daß Paris sein Wort dabei mitsprach und Frankreich seinen Antheil vorwegnahm bei der radikalen Revision der Karte Mitteleuropa's. Nun kommt aber noch die sicherlich jeden Franzosen auf's höchste empörende Haltung der süddeutschen Staaten hinzu; ein wahrer Hohn auf das berühmte Rundschreiben Lavalette's vom 16. September v. Js.; eine Wendung die nichts Anderes bedeutet als daß der französische Finger auf ewige Zeiten in der deutschen Pastete nichts mehr zu thun haben soll. Die große Nation wäre in Blokadezustand erklärt, sie wäre fortan ohne Plan und Aussicht in den Kasernen consignirt; aber allerdings, Deutschland hätte sich in dieser Weise nur constituirt auf Grund der zwei großen Principien die der Imperator selber verkündet und in die Bewegung geworfen hat — volkssouverain und national.

Was wird Er und was muß er unter solchen Umständen thun? Europa ist vor schweren Fragen gestanden seitdem Er auf dem volkssouverainen Thron sitzt, aber nie vor einer schwerern, für die Zukunft des ganzen Welttheils präjudicirlichern. Wenn es in Europa fortan nur mehr Eine politische Macht geben soll, und zwar die welche bis vor Kurzem unter den vormaligen Großmächten die verachtetste und am bagatellmäßigsten behandelte war — dann wird er den Schimpf auf sich sitzen lassen, und es wird sich dann nur noch darum handeln wie lange Er und sein Geschlecht noch auf dem Throne Frankreichs sitzen werden.

Alle Welt hat in dem neuesten Tuilerien-Brief vom 19. Januar, dem Vorläufer der bevorstehenden Thronrede

vom 14. Februar — die Antwort gesucht auf die große Frage. Der Brief mit dem beigefügten Dekret betrifft zwar zunächst nur die inneren Angelegenheiten des Reiches, er leitet die liberale oder parlamentarische „Krönung des durch den Volkswillen errichteten Gebäudes" ein und der Verfasser behauptet durch den Inhalt des Briefes diese Krönung zu „vollenden". Mit Recht hat man aber die Ursache und die Absicht des kaiserlichen Schrittes in den auswärtigen Beziehungen gesucht. Warum gerade jetzt das Gebäude krönen und warum es gerade so und nicht anders krönen? Dieser Zweifel muß unwillkürlich jedem Politiker aufsteigen und ebenso unwillkürlich wendet sich bei der Antwort der Blick auf Preußen.

Der napoleonische Brief trägt dasselbe Datum wie die ministerielle Erklärung in der bayerischen Kammer, das Datum vom 19. Januar. Möglich daß dieß äußerlich ein bloßer Zufall ist; aber doch ein sehr merkwürdiger Zufall und gewiß nicht ohne innern Zusammenhang. Die rücksichtslose Frontänderung des ältesten und sichersten Rheinbundsgenossen *in* Deutschland mußte dem Faß der französischen Geduld den Boden ausschlagen. Ob nun der Imperator das Unglück kommen sah oder nicht, er mußte jedenfalls Vorkehrung treffen, daß die Ungeduld innerhalb der nächsten zwölf Monate nicht über die Grenzen breche. Das kann und darf nicht seyn, schon der Weltausstellung wegen. Also mußte Luft gemacht werden auf dem constitutionellen Gebiet für den steigenden Schwall der französischen Unbehaglichkeit. So sehe ich mir den innern Zusammenhang an.

Daß die Ungeduld der tiefgekränkten Nation nicht zu früh explodire und der offene Unwille sich nicht unmittelbar gegen den Imperator kehre: dagegen mußte Vorkehrung getroffen werden. Darum beginnt die Reihenfolge der Maßregeln wodurch das volkssouveraine Gebäude „gekrönt" und den „öffentlichen Freiheiten" die größtmögliche Ausdehnung gegeben werden soll, sonderbarer Weise mit der Abschaffung des Rechtes der Adreßdebatte, einer Freiheit welche unter den

constitutionellen Freiheiten sonst überall obenan steht und der französischen Legislative erst durch das Dekret vom 24. November 1860 wieder gewährt worden war. Es wird erzählt daß der beredte Schatzwächter der traditionellen Politik Frankreichs, Herr Thiers, für die Adreßdebatte nicht weniger als sechs Reden vorbereitet gehabt habe über die Erniedrigung welche durch den politischen Rationalismus des Kaiserreichs der großen Nation zugefügt worden sei. Andere sagen freilich, Herr Thiers halte die Lage Frankreichs für so äußerst bedenklich, daß er es für unerläßliche Pflicht des Patriotismus erachtet hätte sich in Schweigen zu hüllen. Aber solch ein demonstratives Schweigen wäre nicht weniger gefährlich gewesen als jenes demonstrative Reden. Die nächste Thronrede des Imperators wird mehr als je auf Schrauben gestellt und aus vexirenden Orakelsprüchen zusammengesetzt seyn; ein solches Machwerk wenn es nicht zu früh sich verrathen soll, verträgt keinerlei öffentliche Kritik. Darum mußte die Adreßdebatte fallen und aus der Welt geschafft werden.

Den Ersatz soll „ein vorsorglich reglementirtes Interpellationsrecht" bieten. Gerade an diesem Punkt enthüllt sich die Absicht der neuen Freiheit ganz deutlich. Jede Interpellation muß im gesetzgebenden Körper nicht weniger als vier Abtheilungen passiren, und es müßte wunderlich zugehen wenn es da der Regierung nicht möglich wäre unangenehme Erörterungen fernzuhalten oder zu mitigiren; auf alle Fälle aber kann sich der interpellirte Minister sorgfältig auf die Antwort rüsten was bei der Adreßdebatte natürlich nicht ausführbar ist. Ueberdieß regt die letztere immer gleich die ganze Brandung der Opposition gegen die Ministerstühle auf, während die Interpellation, selbst wenn sie wie in Frankreich eine Debatte zuläßt, die feindlichen Kräfte zertheilt und einschränkt, sie durch Zeit und Umstände bindet.

Frankreich ist nicht gerüstet zu einem entscheidenden Coup, es will seine Armee erst neu bewaffnen und verdoppeln, und um keinen Preis darf durch eine unfriedliche Ver-

wicklung der Erfolg der dießjährigen Weltausstellung in der Seinestadt gestört werden. Darum dämpft und löscht der Imperator allenthalben den glostenden Brand; aber er macht sich in der Stille wahrscheinlich bereit nach zwölf Monaten selber aus vollen Backen in die glimmenden Kohlen zu blasen. Inzwischen muß Frankreich Unterhaltung haben um sich die Langeweile des Wartens zu vertreiben, und die fremden Gäste dürfen den Druck der Dezember-Gesetzgebung nicht allzu lästig fühlen, damit sie nicht durch nachtheilige Vergleiche dem Nationalstolz der Franzosen zu nahe treten und böses Blut aufregen gegen den Gewaltherrscher der Nation. Daher die „freisinnigen" Concessionen vom 19. Januar. Wäre dann die Frist der nothgedrungenen Passivität abgelaufen und ginge der Kriegslärm wieder an, so wären inzwischen die „öffentlichen Freiheiten in ihrer neuen Ausdehnung" an sich schon zur Inaktivität verurtheilt. Im Falle glücklicher Erreichung auswärtiger Erfolge ließen sich die neuen Freiheiten leicht unschädlich machen; im gegentheiligen Falle aber steht so wie so Alles auf dem Spiele. Das mag der Gedankengang seyn aus welchem die kaiserlichen Entschließungen vom 19. Januar entsprangen.

Ich mag mir dieselben ansehen wie ich will, immer scheinen sie mir auf gefährliche Absichten und auf die Intention zu deuten Alles auf eine Karte zu setzen, noch Einen großen Wurf zu wagen, ehe man sich selbst verloren gibt. In der Nacht vom 2. Dezember 1850 ist unmittelbar aus dem Palais Elysée der Befehl ausgegangen den Saal des legislativen Körpers zu demoliren, die Redner-Tribüne wie die Zuschauer-Gallerien herunterzureißen, den Raum zu beschränken und zu verbauen. In der Nacht vom 29. Januar 1867 kam wieder ein unmittelbarer Befehl aus den Tuilerien die Tribünen für die Redner und das Publikum wieder herzustellen und am frühen Morgen waren die Zimmerleute und Maurer an der Arbeit. Die ganze Klage und Sehnsucht der alten Parteien hatte sich seit fünfzehn Jahren in dem

Wort **la tribune** zusammengefaßt. Die „Tribune“ als Symbol des freien Worts ist nun wieder da. Aber was hat sich in der innerlichen Stimmung der französischen Geister geändert, seitdem die Tribune umgeworfen wurde und weßhalb ihre Aufrichtung jetzt weniger gefährlich und unerträglich erscheinen sollte als damals? So lautet in Wahrheit das Problem.

Niemand, denke ich, wird sagen daß die Stimmung der französischen Geister seitdem wirklich „disciplinirter“ geworden sei. Die „alten Parteien“ sind immer noch da, und was ihnen an numerischer Stärke vielleicht abhanden gekommen ist, das ersetzen sie durch intensive Verbissenheit. Der Imperator hat wiederholt und öffentlich (mehr noch die alten Meister der napoleonischen Schule wie der Herzog von Persigny) hoch und theuer geschworen, daß die Einführung einer „Freiheit wie in England“ für Frankreich eine sociale Gefahr und eine schlechthinige Unmöglichkeit wäre, solange die alten Parteien noch existirten und nur auf die parlamentarische Gelegenheit warteten, um ihr vorheriges Unwesen von vorne wieder anzufangen. Zu diesen alten Parteien ist aber während der fünfzehn Jahre des Imperiums noch eine viel bedenklichere Partei gekommen, nämlich die Partei der inzwischen herangewachsenen j u n g e n Generation.

Die Knaben der Dezember-Tage sind jetzt angehende Männer und Staatsbürger. Sie haben keine persönliche Erfahrung gemacht von der Misere und Corruption der parlamentarischen Parteiherrschaft, welche unter dem Bürger-Königthum den Staat und die Gesellschaft selber an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Auch das Kaiserthum und seine intime Geschichte, grob materialistisch und entsittlicht wie sie war und ist, hatte die Fähigkeit nicht die heranwachsende Generation mit dem Gefühl der Autorität zu erfüllen. Im Gegentheil hat die vom Imperium gegründete „Ordnung“ in ihr nur glühenden Haß der Autorität erzeugt, wie denn auch von der ältern Generation, von dem Volke

der Erwerbenden, die Ordnung des Kaiserreichs bloß als nothwendiges Uebel ertragen wurde zum Schutz der bürgerlichen Geschäfte und des gedeihlichen Fortgangs der nationalen Arbeit.

Seit dem Studenten-Congreß in Lüttich und dem Arbeiter-Congreß in Genf kann doch Niemand mehr im Zweifel seyn über den Geist welchen ein großer Theil der jungen Generation Frankreichs in das politische Leben mitbringt. Sobald die straffen Zügel des Dezember-Systems gelockert seyn werden, wird man die Zügellosigkeit in Kurzem ärger werden sehen als je. Dennoch will der Imperator eben jetzt die Zügel lockern zum gerechten Schrecken aller Vollbluts-Bonapartisten, eben jetzt wo die große Nation durch die Schuld eines zweiten Napoleon sich den Zeiten der tiefsten Erniedrigung wieder nahe gebracht sieht und ein dumpfes Gefühl der Unbehaglichkeit wie ein erdrückender Alp auf dem Lande lastet. Wohl sagt man und zwar mit Recht: der Mann sei alt und schwach geworden, der Blick und die Energie seien ihm erschlafft. Aber solange er überhaupt die Augen noch offen hat, kann er doch unmöglich den Abgrund übersehen den der Schritt vom 19. Januar zu seinen Füßen aufreißt, wenn es dabei allein sein Bewenden haben soll; und er kann den Schritt nur gethan haben mit der Reserve eines bestimmten Plans, wodurch der Abgrund wieder geschlossen oder wenigstens überbrückt werden könnte, sobald der Zweck erreicht ist. Innerhalb der französischen Grenzen wächst aber dieses Zaubermittel nicht, wenn anders nicht ein — Umguß der französischen Gesellschaft selber beabsichtigt werden sollte.

Der Imperator hat stets in dem Widerspruch zu der ächtconstitutionellen Regel: daß „der König nur herrsche aber nicht regiere", das unterscheidende Wesen seines Kaiserthums gesucht. Nicht ein Schattenkaiser durfte der Erwählte des allgemeinen Stimmrechts seyn, sondern er mußte selber regieren, in seiner eigenen Person die Verantwortlichkeit für

alle Regierungshandlungen und ihre Folgen unmittelbar vor allem Volke tragen. Den Kammern verantwortliche Minister welche folgerichtig auch die Geschöpfe der in den Kammern sich bildenden Mehrheiten seyn müßten, durfte es nicht geben, so etwas wäre die eklatanteste Negation des Kaiserthums gewesen. Darum erschien in der ersten Zeit des Imperiums überhaupt kein Minister als Vertreter der Regierung vor den gesetzgebenden Körpern. Im November 1860 wurde dann das Institut der Sprechminister eingeführt, welche ohne ein Portefeuille zu führen bloß die Bestimmung hatten, die Regierungshandlungen vor den Kammern zu vertheidigen. Unter dem 19. Januar hat sich nun der Imperator entschlossen, die eigentlichen Minister „kraft einer besondern Delegation in den Senat und in den gesetzgebenden Körper zu schicken um an gewissen Diskussionen Theil zu nehmen.“ Zwar legt er selbst Verwahrung dagegen ein, als ob daraus eine Consequenz zu ziehen wäre gegen die Bestimmungen der Verfassung, „welche keine Solidarität unter den Ministern zuläßt und sie ausschließlich vom Staatsoberhaupte abhängig macht.“ Aber gerade in der Schärfe dieser Verwahrung liegt der beste Beweis, daß der Imperator sich der Tragweite seines Schrittes vom 19. Januar sehr wohl bewußt ist und über die logischen Folgen sich keiner Illusion hingibt.

Sobald die Minister in die Lage kommen ihre Sache in eigener Person vor den Kammern vertheidigen zu müssen, so geräth ihre ausschließliche Abhängigkeit vom Staatsoberhaupt nothwendig in die Brüche und zwar aus einem doppelten Grunde. Der Imperator kann von den Ministern unmöglich mehr dieselbe Unterwürfigkeit unter seinen Willen verlangen, wenn dieselben für alle Maßregeln ihres Ressorts selber Red und Antwort stehen müssen vor dem gesetzgebenden Körper. Zweitens wird er sich eben darum in der Auswahl sehr beschränkt sehen. Das Kriterium der unbedingten Ergebenheit, der sprüchwörtlich gewordenen „Hingebung“ kann dann nicht länger allein maßgebend seyn; die Fähigkeit den

constitutionellen Proceß mit Erfolg durchzuführen muß vielmehr der Alles überwiegende Gesichtspunkt seyn. Von da an ist aber nur ein Schritt bis dahin wo die Idee des Kaiserthums auf den Kopf gestellt seyn wird, und der Imperator anstatt die ersten Würdenträger des Staats ausschließlich von sich abhängig zu wissen, vielmehr gegenüber seinen rasch wechselnden Ministerien in drückende Abhängigkeit gerathen wird. Und wie sollte es dann erst mit seinem etwaigen Nachfolger werden!

Ohnehin ist die Auswahl unter den bedingungslos ergebenen Bonapartisten außerordentlich beengt. Das Kaiserreich mit seinem überwuchernden Materialismus ist arm geblieben an Genie's, große Männer hat es nicht gereift, es war vielmehr fast ausnahmslos auf alle Ueberläufer aus den früheren Parteien angewiesen von Anbeginn bis Jetzt. Schon spricht man davon, daß einer der jüngsten und zweideutigsten aus der Cohorte der demokratischen Parteigänger, Ollivier, demnächst ein solidarisches Ministerium bilden werde, und käme es einmal so weit, dann werden diejenigen bald Recht behalten welche in den Concessionen vom 19. Januar den Keim einer naturnothwendigen Entwicklung zur vollen constitutionellen Ministerverantwortlichkeit erblicken. Das wäre aber bald das Ende des Kaiserthums: dessen Schöpfer hat es oft genug selbst gesagt. Um so weniger darf man zweifeln daß er das Gift nicht dispensirt haben wird, ohne das Gegengift in aller Stille vorzubereiten.

Auch die Preßfreiheit und das Vereinsrecht sollen nach dem kaiserlichen Brief vom 19. Januar gesetzlich geregelt werden, in freisinniger Weise wie man glaubt. Bezüglich der Presse ist bis jetzt bloß zugesagt, daß sie von der willkürlichen Gewalt der Administration befreit und ihre Vergehen von den Zuchtpolizeigerichten abgeurtheilt werden sollen. Ob die Gründung neuer Journale auch künftig von vorgängiger Erlaubniß der Regierung abhängig gemacht werden solle, das steht noch dahin sowie die Höhe der Cautionen.

Jedenfalls wäre es bei der heutigen Stimmung der Geister in Frankreich ein sehr gewagtes Spiel die Presse von dem Damoklesschwert des Systems der Verwarnungen zu emancipiren, wenn der Imperator nicht eines bestimmten Ventils sicher ist durch welches der Strom der comprimirten Oppositionsluft für ihn unschädlich ausgehen kann, in der von ihm gewollten Richtung oder vielleicht sogar im Dienst seiner geheimen Zwecke.

Jedenfalls darf er sich die Presse nicht über den Kopf wachsen lassen, wenn er nicht ein verlorener Mann seyn will. Aus der Art wie die wenn auch nur halb befreite Presse sich ergehen wird, ist demnach der Rückschluß erlaubt auf das geheime Augenmerk der Tuilerien. Ergießt sich die Bewegung der dem Kapzaum entronnenen Journalistik auf das Gebiet der auswärtigen Politik, so darf man überzeugt seyn daß der französische Herrscher seine Studien in derselben Richtung verfolgt, und daß er entschlossen ist den unumgänglichen Vorbereitungen eine That auf dem Fuße folgen zu lassen. Will er das nicht, so darf man sich darauf gefaßt machen, daß er im Innern eine ganz neue Lage zu schaffen gedenkt welche die Gedanken der Presse ausschließlich zu beschäftigen geeignet wäre.

Was er aber, wie sehr ihm Alter, Krankheit und Schwachheit zusetzen mögen, schlechterdings nicht zulassen kann und darf, das ist eine Wendung der Dinge wie unter dem Bürgerkönigthum, wo der Imperator mittelst der großen Mittel der liberalen Parteien, der Presse und des Vereinsrechts im Solde der Bourgeoisie, der nur zu bald mißachtete Sklave der sogenannten öffentlichen Meinung werden würde. Ein Napoleon geht nicht an Reformbanketten unter. Er würde jedenfalls noch einen verzweifelten Streich wagen, und nur soviel ist wahr daß das Wagniß nicht gerade unbedingt ein Krieg gegen Preußen seyn müßte, es könnte auch ein Anstoß auf dem socialen Gebiete seyn der die Stellung der Parteien in Frankreich in noch nicht dagewesener Weise umgestalten würde.

Man redet wohl davon, daß jede Ausdehnung des Vereinsrechts auch den Wählern des allgemeinen Stimmrechts zu gute kommen müßte, und daß die Regierungscandidaten im gesetzgebenden Körper bald verschwinden würden, wenn den Wählern wieder Wahlversammlungen und Vorbesprechungen erlaubt wären. Aber man bedenkt nicht, daß außer der liberalen Bourgeoisie noch eine andere und viel zahlreichere Volksklasse vorhanden ist, welche von dem neuen Vereinsrecht gleichfalls einen sehr energischen Gebrauch machen würde, zum Schrecken der „alten Parteien“ insgesammt. Dieses Mittel, wenn kein anderes, bleibt dem Imperator immer noch übrig wenn er gerade seine liberalen Gegner mürbe machen will für eine neue Reaktion.

Es ist auffallend daß schon seit dem 24. Nov. 1860 von Zeit zu Zeit, insbesondere dann wenn dem Lande finanzielle Krisen zu drohen scheinen, jedesmals von einem letzten Pfeile gemunkelt wird, den der Imperator im Köcher habe und der in nichts Anderem bestehe als in gewissen socialistischen Experimenten, welche durch eine progressive Einkommensteuer und entsprechende Erbschaftssteuer eingeleitet werden würden. Jedenfalls hat der „Kaiser der Leidenden“ die großen Fragen welche den im Blut der Junischlacht erstickten Brand entzündet hatten, nur zeitweilig stumm gemacht, endgültig beantwortet, organisch gelöst hat er nichts davon. So ungerne auch die liberale wie die bonapartistische Presse davon spricht, und so viele Mühe man sich auch gibt die Sache todtzuschweigen: es ist doch unbestreitbar daß die socialen Instinkte Frankreichs wieder erwacht sind und daß sie mit hastigem Eifer jeden Zipfel von Preßfreiheit und Vereinsrecht der dem Lande gewährt wird, als Wasser auf ihre Mühle benützen. Erst wenige Monate sind seit der Erhebung der Lyoner Seidenweber en masse verflossen. Etwa 30 Jahre vorher war unter den Webern von Lyon gleichfalls ein Aufstand ausgebrochen; damals beruhigten die bürgerköniglichen Minister die versammelten Kammern mit der Bemerkung: die

Ursachen des Aufstands seien nicht politischer sondern bloß socialer Natur. Jetzt war es umgekehrt. Frankreich erzitterte in seinem Innersten, der Kaiser spendete große Summen Geldes, die Regierung freigebige Concessionen; denn die Erhebung in Lyon konnte man nicht niederkartätschen, weil sie — „socialer und nicht politischer Natur sei."

So haben sich die Zeiten geändert, allerdings nicht bloß in Frankreich sondern ebenso in England. Bald wird sich die große Veränderung, die Transmutation des Politischen in's Sociale auch in Preußen, in Italien und überall, vielleicht mit Ausnahme Oesterreichs fühlbar machen. Noch Eine große politische Krisis die den Orient und das türkische Reich in ihre Kreise ziehen wird, steht uns menschlichem Ermessen nach bevor; dann aber jedenfalls, wenn nicht früher, werden alle diese Fragen an die wir solange das Heil der Welt geknüpft glaubten, als Kleinigkeiten zurücktreten und verschwinden hinter der großen Gesellschafts-Frage der modernen Civilisation.

Die social-demokratische Partei in Frankreich anticipirt bereits den welthistorischen Scene-Wechsel. Sie und unter allen Parteien sie allein lobt sich mit vollem Bewußtseyn den Sieg Preußens und seine Folgen. Denn sie berechnet: nachdem die große Nation nun auch auf dieser Seite von ihren politischen Begierden und Zerstreuungen abgeschnitten und abgesperrt sei durch mächtige Riegel, werde sie sich um so ausschließlicher auf dem Gesellschafts-Gebiete der Aufgabe widmen können die neue sociale Weltperiode einzuleiten. Es fragt sich nur, inwieferne der Imperator in der Lage wäre diesen Gedankengang zu seinem eigenen zu machen.

Eines ist gewiß: nach der ganzen Naturanlage und Geschichte Frankreichs kann und darf diese Nation niemals sich zum Nachtreten degradiren lassen. Frankreich muß aufhören zu bestehen oder es muß die Macht der europäischen Initiative seyn. Kann es auf dem politischen Gebiet die Initiative nicht mehr ausüben, so wird dieselbe auf das so-

ciale Gebiet übergehen. Je mehr die Verhältnisse dieses wunderliche Volk zu einer politischen Macht zweiten Rangs herabdrücken, desto gewisser ist seine Auferstehung an der Spitze einer innern Revolution wie die moderne Welt noch keine gesehen hat. Das ist meines Erachtens die einzige Wahl, welche die gegen den eigenen Urheber rückschlagenden Wühlereien des Imperators gegen alles Recht und alle Ordnung Europa's für Frankreich übriggelassen haben; aber so wie so, es ist keine leere Phrase von der großen Nation die immer an der „Spitze der Ideen" marschirt.

Für den Augenblick ist Frankreich wirklich eine Macht zweiten Rangs. Es darf sich nicht getrauen seine namenlose Schmach an Preußen zu rächen oder nur den Gedanken daran zu verrathen. Es hat allen Einfluß auf seine eigene revolutionäre Schöpfung in Italien verloren. Es hat durch die Flucht aus Rom selbst als katholische Macht das Recht eingebüßt das erste Wort zu sprechen. Es ist ihm die Basis einer großartigen transatlantischen Politik unter dem Hohngelächter der Welt von dem nordamerikanischen Radikalismus wegescamotirt worden. Es ist so ganz um alle Initiative in der europäischen Politik gekommen, daß es mit Entsetzen hört wie die hohe Pforte am Bosporus in allen Fugen kracht und wankt, und daß der Imperator mit Oesterreich und mit — Rußland sich verbündet um nur noch eine Weile den jähen Sturz des wurmstichigen Sultans-Throns hinauszuzögern. Mit Rußland, dem verruchten Mörder der polnischen Nation, mit Rußland gegen dessen panslavistische Pläne der Imperator vor eilf Jahren eine Milliarde und 100,000 Menschen in der Krim geopfert — verbündet er sich jetzt, um einer Galgenfrist willen die natürlich niemand Anderm als der verschlagenen Czarenpolitik zu Gute kommen kann.

Inzwischen muß er von Preußen jeden Hohn und Uebermuth gelassen hinnehmen, er kann an die Rache erst dann denken wenn Oesterreich wieder soweit erstarkt, um einen respektabeln Alliirten Frankreichs abgeben zu können. Oester-

reich aber — während alle Mächte der Welt sich einheitlicher organisiren und ihre Kräfte straff centralisiren, selbst Preußen in dem zerrütteten Deutschland — desorganisirt sich Oesterreich in demselben Augenblick; es zerlegt seine Reichseinheit in zwei Ministerien und zwei Parlamente, nicht etwa um sich von dem untergrabenden Nationalitäten-Kampf zu erlösen, sondern um diesen Kampf fortan gegen zwei Centren anstatt Einem entbrennen zu sehen. Um aber den Mißgeschicken des schuldbeladenen Herrschers die Krone aufzusetzen, verschwört sich nun auch noch die weiland geborne Clientelschaft der französischen Politik im deutschen Süden gegen Frankreich: sie wollen dem westlichen Nachbar nicht nur keinen Anknüpfungspunkt mehr darbieten zur Einmischung in die deutschen Händel, sondern sie wollen jeder Bewegung Frankreichs gegen den Rhein mit Gewalt der Waffen entgegentreten unter der Führung Neu-Preußens.

Unter solchen Umständen ist am Ende sogar der Gedanke erlaubt, daß die deutsche Politik des Imperators in das Unabänderliche sich werde fügen und gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. Soll aber je der Napoleonide als der Dupirte des pommerischen Junkers leben und sterben, dann darf er jedenfalls es dabei nicht bewenden lassen. Dann muß er erst recht den Acheron bewegen. Es gibt dann überhaupt keine politischen Fragen mehr sondern nur sociale, und in Frankreich wird Alles eher möglich seyn als eine neue liberale Aera.

XXIII.

War Shakespeare Katholik?

Zweiter Artikel.

Als wir vor ungefähr zwei Jahren in diesen Blättern (Bd. 54, S. 81 ff.) eine Analyse des Werkes von Rio über Shakespeare brachten, stellten wir eine Fortsetzung dieser Arbeit in Aussicht, welche kritische Bemerkungen und Zusätze zu dem Buche des französischen Gelehrten geben sollte. Die bis jetzt verzögerte Ausführung dieses Vorhabens setzt uns in den Stand, eine etwas näher eingehende Revision des nunmehrigen Status dieser Frage zu geben mit Benützung der bisher erfolgten Beurtheilungen des genannten Werkes. Unter diesen sind unstreitig die bedeutendsten zwei zuletzt erschienene Kritiken, die eine von einem ungenannten englischen Kritiker in der Edinburgh Review, und die andere von Bernays in dem Jahrbuch der deutschen Shakespear-Gesellschaft *).

Beide Kritiker, welche unabhängig voneinander und fast gleichzeitig ihre Recensionen verfaßt haben, weisen allerdings

*) S. The Edinburgh Review. January 1866. Nr. 251 p. 146—184. Jahrbuch der Shakespear-Gesellschaft. Berlin 1865. I. Jahrg. S. 220 — 299.

mehrere Irrthümer und Versehen in dem Buche des Herrn Rio nach. Diese sind vorzüglich dadurch entstanden, daß der Verfasser mit französischer Lebhaftigkeit und in Folge der von dem Geschmacke unserer Nachbarn jenseits des Rheines nun einmal geforderten rhetorischen Form literarischer Erzeugnisse, nicht streng genug die Demarkationslinie zwischen Hypothesen und Combinationen einerseits und bewiesenen Thatsachen andererseits eingehalten hat. Dadurch ist es gekommen, daß Herr Rio manche nur auf solchen Combinationen beruhende Ergebnisse mit einer so anschaulichen, in das Einzelne eingehenden Schilderung ausgemalt hat, welche bei historischen Werken nur zulässig ist wenn sie festgestellte Thatsachen zum Gegenstande hat. Dieses zu bemerken oder auch zu rügen hatten die beiden Kritiker das Recht und die Pflicht. Aber sie haben, darüber weit hinausgehend, mit Verschweigung und Uebergehung der interessanten und anerkennungswerthen Seiten des Buches, dasselbe mit einer höchst auffallenden Animosität beurtheilt. Besonders hat der deutsche Kritiker etwas die Grenzen des literarischen Brauches und Anstandes überschritten und ist an manchen Stellen fast wie ein crimineller Untersuchungsrichter aufgetreten. Wir glauben nicht daß ein französischer Gelehrter desselben Ranges wie Hr. Bernays sich jemals erlaubt hätte gegen einen deutschen Verfasser, dessen Werk er einer Beurtheilung von seiner Seite für werth hielt, seinen Tadel in einer solchen Form auszusprechen*).

*) Auch der Uebersetzer des Buches von Rio hat die Ungunst des genannten Kritikers sich im höchsten Maße zugezogen. Hr. Bernays sagt: „Rio hat nicht nur das Unglück, eine schlechte Sache mit schlechten Waffen zu vertheidigen; er ist auch überdieß einem schlechten Uebersetzer in die Hände gefallen." Außer einem einzigen wirklichen Versehen an einer Stelle, wo ein possessives Fürwort nicht auf das Hauptwort zu dem es gehört bezogen worden ist (Rio S. 68, Uebers. S. 63, wo statt Peeles Tochter Burghleys Tochter zu verstehen ist) — hat Hr. Bernays jedoch nur ein paar unbedeutende Ausstellungen



Der Grund dieser besondern Animosität und übertriebenen Schärfe liegt aber, wie manche Stellen dieser Beurtheilungen unzweideutig erkennen lassen, darin daß Hr. Rio die gräuelhaften Verfolgungen und das Martyrium der englischen Katholiken so anschaulich schildert. Bei uns in Deutschland ist man fast allgemein, von dem Eindrucke der ersten Schulbücher an, nur zu sehr daran gewöhnt, wenn von Bestrafungen oder Verfolgungen der Religion halber in frühern Jahrhunderten die Rede ist, immer nur an die katholische Kirche zu denken. Man scheint es gleichsam als ein Recht zu fordern, daß in dieser Beziehung nur immer von der katholischen Kirche geredet werden soll, und daß der Protestantismus lediglich gedacht werden soll als eine Institution die sofort die Welt von diesem Uebel befreite. Die wahrhafte Geschichte lehrt bekanntlich das Gegentheil. Ueberdieß vergißt man gewöhnlich dabei, daß es wenigstens nicht gegen die Logik war, wenn die Staatsgesetze (denn von diesen handelt es sich zunächst) den Abfall von der Staatsreligion bestraften zu einer Zeit wo allgemein der Glaube herrschte, das Christenthum und die christlichen Völker hätten in der lehrenden Kirche ein unfehlbares, mit der höchsten Autorität versehenes Organ der göttlichen Weltregierung. Wir gehen nun zur Sache selbst über.

Die hier vorliegende Frage ist zu beantworten: 1) aus den geschichtlichen Nachrichten über Shakespeare's Person und Leben; 2) aus Shakespeare's Werken.

Bekanntlich sind die geschichtlichen Nachrichten über Shakespeare's äußeres und inneres Leben sehr dürftig, wenn sich auch eine Reihe einzelner Notizen darüber erhalten hat.

---

namhaft zu machen. Im Uebrigen führt er alle Stellen des Werkes von Rio, die er bespricht, durchgehends nur nach dieser Uebersetzung an. Es wäre jedenfalls consequenter gewesen, diese Anführungen nach dem französischen Originaltext oder nach eigener Uebersetzung zu geben.

Dieser Mangel an direkten Zeugnissen und geschichtlichen Nachrichten tritt insbesondere hervor gegenüber der Frage: ob er Katholik oder Protestant war. Die Beweise die man dafür beibringt, daß Shakespeare Katholik war, sind daher großentheils indirekte Beweise, welche auf Combinationen und Schlußfolgerungen beruhen. Daß man sich bei geschichtlichen Darstellungen sehr oft nur mit solchen Beweisen begnügen muß, ist eben so bekannt, als daß auch auf diesem Wege die historische Wahrheit ermittelt werden kann.

Während der ganzen Lebenszeit Shakespeare's (1564 bis 1616) konnte man in England Katholik seyn nur als Martyrer oder ganz im Geheimen. Viele englischen Katholiken erlitten unter Königin Elisabeth den Martyrtod für ihren Glauben; aber noch viel mehr, Tausende von Katholiken bewahrten im Verborgenen ihre Religion, sei es aus Schwäche weil sie sich nicht stark genug für die Qualen der Folter und den Martyrtod fühlten; sei es weil sie die Verheimlichung ihres Glaubens unter solchen Umständen für entschuldbar hielten. Daß Shakespeare nicht ein katholischer Martyrer war, schließt an und für sich nicht aus, daß er wie so viele andere Tausende im Geheimen, im Innern der Familie dennoch eine katholische Erziehung erhalten konnte, dadurch Kenntniß der katholischen Religion gewann und Sympathie für dieselbe bewahrte. Es ist daher höchst sonderbar, wie Bernays schon aus dem bloßen Umstand, daß William Shakespeare protestantisch getauft und begraben worden ist, mit aller Sicherheit schließt, er müsse nothwendig Protestant gewesen seyn. War es denn damals überhaupt nur möglich, auch für die Tausende von heimlichen Katholiken in England, anders als protestantisch öffentlich getauft und begraben zu werden, sich der protestantischen Taufe und dem protestantischen Begräbnisse zu entziehen? Nicht minder macht sich Bernays einer ganz falschen Auffassung und einer übelwollenden Verdrehung der Ansicht Rio's schuldig, wenn er sagt (S. 298): „Rio schildert uns Shakespeare als einen heimtückischen im Ver-

borgenen schleichenden Katholiken, der feige seine Gesinnungen versteckt . . . Nicht beherzt genug um seine Ueberzeugungen zu bekennen, viel zu beschränkt um die Ueberzeugungen der Gegner zu ehren, hat dieser Dichter sein Leben lang ein haßerfülltes Herz im Busen getragen; der heimliche Grimm, der ihn zu verzehren drohte, hat ihn zu seinen Dichtungen angestachelt. Da aber diese Dichtungen weder seinen Glaubensbrüdern Nutzen noch seinen Feinden Schaden gebracht haben, so ist sein Leben nichtig und zwecklos dahingegangen." Setzen wir einmal den Fall, Shakespeare sei wie Tausende seiner Landsleute ein heimlicher Katholik gewesen, wer würde ihn darum jemals so ungerecht und so lieblos beurtheilen, als der deutsche Kritiker hier thut? Es möge gestattet seyn, dieser gehässigen Auslassung gegen den heimlichen Katholiken Shakespeare und gegen seinen französischen Biographen folgenden kurzen Beweis ad hominem entgegen zu stellen. Herr Bernays ist dieser seiner Kritik nach zu schließen, ein entschiedener und überzeugungstreuer Protestant. Setzen wir nun den Fall, in dem Lande wo er lebt, würde durch die Staats-Gesetzgebung jede Aeußerung des Protestantismus durch die schwersten Strafen, ja bei Todesstrafe den Protestanten verboten. Wenn nun in einem solchen Falle Herr Bernays mit seinem protestantischen Bekenntniß nicht offen aufträte und nicht ein Martyrer desselben würde, sei es weil er sich dazu nicht stark genug fühlte, oder weil er sich durch den Drang der Umstände in seinem Gewissen für entschuldigt hielte, oder weil er, ungeachtet des entschiedenen Vorzuges den er nach seiner Ueberzeugung dem Protestantismus gäbe, dennoch einen über dem Confessionellen stehenden geistigen Standpunkt einnähme — würde in einem solchen Falle Hr. Bernays damit einverstanden seyn, daß man ihn als heimlichen Protestanten gerade so beurtheile, wie er den heimlichen Katholiken Shakespeare beurtheilt hat?

Lassen wir also durch eine so gehässige Insinuation, die uns auch sonst noch nirgends bei den Vertheidigern des Pro-

testantismus Shakespeare's vorgekommen ist, nicht irre machen. Prüfen wir vielmehr unbefangen nach objektiven Gründen die vorliegende Streitfrage.

Herr Rio nimmt bei seiner Untersuchung folgenden Weg. Er geht von der Erörterung über die Confession der Eltern des Dichters und der darauf beruhenden häuslichen Erziehung aus. Darauf betrachtet er von demselben Gesichtspunkte die übrigen Lebensumstände des Dichters, in Verbindung mit seinen Werken. Er schließt dann mit der Besprechung des ältesten, ausdrücklichen historischen Zeugnisses für den Katholicismus Shakespeare's, welches er nach der ganzen vorausgeschickten übrigen Untersuchung der Frage für begründet hält. Bernays dagegen geht von der Besprechung dieses historischen Zeugnisses aus. Wir wollen hier der letztern Anordnung folgen. Mit diesem historischen Zeugnisse verhält es sich folgendermaßen.

In der Bibliothek des Collegs Corporis Christi zu Oxford befindet sich ein Manuscript von einem Verfasser Namens Fulman (gestorben 1688), welches vielerlei literarhistorische Notizen aus der Zeit des Verfassers, besonders biographischen Inhaltes, enthält. Dazu hat ein anglikanischer Geistlicher, der am Anfange des 18. Jahrhunderts (1708) starb, Namens Richard Davies (bei Rio irrthümlich David Davies genannt, was Bernays berichtigt) Zusätze gemacht. Zu diesen gehört Shakespeare betreffend die Notiz: „Er starb als Papist“ (He died a papist). Diese Notiz hat nicht, wie Herr Rio glaubt, der Engländer Simpson in seinem bekannten Aufsatze über Shakespeare in der englischen Zeitschrift Rambler (1858) zuerst bekannt gemacht, sondern wie Bernays nachweist, ist dieß vorher schon von mehreren Anderen geschehen.

Bernays spricht nun diesem historischen Zeugnisse alle Geltung ab, und zwar deßwegen weil Davies in anderen Notizen, die er gibt, sich sehr wenig mit Shakespeare und dessen Werken bekannt zeige; ferner deßwegen weil im Anfange des 17. Jahrhunderts zu Stratford ein puritanischer

Geist herrschte, so daß die Aufführung von Schauspielen verboten wurde. So habe denn Shakespeare, als Theaterdichter und früherer Schauspieler, damals unter seinen Mitbürgern in seinem Geburtsorte leicht in das Gerede kommen können, er sei ein Papist. Aehnlicher Weise erklärt vor Bernays auch Delius*) „die sonst kaum erklärliche Sage." (Warum aber „sonst kaum erklärlich", da des Dichters Vater ein Recusant war?) Endlich aber ist Bernays' Haupteinwendung diese: man könne dem Richard Davies keinen Glauben schenken, wenn er Etwas erzählt „das in vollkommenem Widerspruch steht mit Allem was wir sonst über Shakespeare wissen." Aber Letzteres ist ja gerade die Frage; Andere glauben Manches zu wissen was mit der Nachricht, Shakespeare sei Katholik gewesen, nicht nur nicht im Widerspruch steht, sondern sogar für die Wahrheit dieser Annahme spricht. Es hängt also die Entscheidung über die Glaubwürdigkeit dieser von dem anglikanischen Geistlichen gegebenen Nachricht ab von der Prüfung aller übrigen Indicien für den Katholicismus Shakespeare's aus dessen Leben und Werken, von welchen wir die wichtigsten in diesem unseren Aufsatze der Reihe nach anführen und prüfen werden. Dem ersten Eindrucke nach wird Jedermann diese kurze und kategorische Meldung des anglikanischen Geistlichen eher für glaubwürdig und wahr halten. Denn gerade in seiner Eigenschaft als anglikanischer Geistlicher war Richard Davies doch gewiß nicht besonders geneigt den berühmten Dichter den verhaßten Papisten zu überlassen; und diese einfach und positiv ausgesprochene Behauptung eines Mannes der darüber weder eine eigene Untersuchung angestellt hatte, noch überhaupt eine genauere Kenntniß von Shakespeare's Leben und Werken sich zu verschaffen suchte, weist um so mehr darauf hin, daß er nur eine in der Heimath Shakespeare's allgemein verbreitete und für wahr gehaltene Nachricht unverändert wiedergab.

*) Biograph. Nachricht. S. 9.

Herr Rio hoffte, daß zu jenem Zeugnisse des anglikanischen Geistlichen Davies noch ein anderes nicht weniger gewichtiges hinzukommen würde; allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. In der Bibliothek der medicinischen Gesellschaft (Medical Society) zu London befindet sich nämlich ein Manuscript, enthaltend das Tagebuch eines Arztes Namens Ward, der längere Zeit zu Stratford lebte und mit der Familie Shakespeare's, namentlich mit einer seiner Töchter bekannt war. Dieses Manuscript wurde von dem Sekretär jener gelehrten Gesellschaft, Dr. Severn, im J. 1839 zu London durch den Druck publicirt. Ehe dieß aber geschah, hatte der englische Schriftsteller Payne Collier, der bekannte Geschichtschreiber der englischen Bühne, schon früher dem mit ihm befreundeten Herrn Rio folgende Notiz mitgetheilt: „nach einer Aeußerung des Dr. Severn befinde sich in jenem Tagebuche Ward's, in welchem von Shakespeare Erwähnung geschieht, eine Bestätigung der Vermuthung, daß der Dichter als römischer Katholik gestorben sei." Nach der Publikation des Manuscriptes im Jahre 1839 suchte Herr Rio sogleich nach einer solchen Stelle in dem Buche; er fand jedoch nichts dergleichen. Herr Rio theilte dem Herrn Collier seine Ueberraschung darüber mit. Dieser antwortete in einem noch aufbewahrten Briefe: er selbst sei darüber nicht weniger verwundert; „denn (fährt Collier fort) ich bin gewiß darüber, daß Dr. Severn mir auf eine deßfallsige Anfrage geantwortet hat, ich würde bestimmt in demselben (jenem Tagebuch Ward's) Stoff finden zur Bestätigung der Vermuthung, daß Shakespeare als römischer Katholik starb" (that J should find matter in it decidedly *to confirm the suspicion, that Shakespeare died a Roman catholic**). Herr Rio macht darüber keine weiteren Bemerkungen; doch ist der Vorgang allerdings auffallend. Dessen Bedeutung wird von Bernays dadurch in Abrede ge-

---

*) Die letzten Worte sind auch in dem Briefe Colliers unterstrichen.

stellt, weil Collier selbst auf diese angebliche Mittheilung Severn's keinen Werth legen müsse, da er in seiner im Jahre 1844 herausgegebenen Biographie Shakespeare's sich entschieden dafür ausspreche, „daß der Dichter als Protestant erzogen, gelebt und gestorben sei." Nachdem nun auch noch der Verfasser des Artikels in der Edinburgh Review versichert: er habe das Manuscript Ward's genau verglichen und keine solche Stelle über Shakespeare's Confession darin gefunden, so muß die Sache für jetzt auf sich beruhen.

Es bleibt somit zur Zeit nur übrig eine Gegenprobe jener oben angeführten Aussage des anglikanischen Geistlichen Richard Davies (he died a Papist) durch Vergleichung der etwa sonst bekannten und auf diese Frage zu beziehenden Notizen über Shakespeare's Leben anzustellen. In erster Linie steht hiebei die Frage über die Confession der Eltern des Dichters: denn es wird wohl nicht zu bezweifeln seyn, daß sie die religiöse Erziehung ihres Sohnes nach ihrem eigenen religiösen Bekenntniß geleitet haben werden.

John Shakespeare, des Dichters Vater, verheirathete sich mit Maria Arden im J. 1557 und starb 1601. Sein Geburtsjahr wird nirgends angegeben; war er bei seiner Verheirathung etwa 27—30 Jahre alt, so wäre er um 1530 geboren. Ist dieß der Fall, so war John noch in der alten katholischen Zeit Englands, vor dem Anfange des Schisma (1534) geboren und lebte während der Regierungen Heinrichs VIII., Eduards VI., der katholischen Maria und der Königin Elisabeth. Das Schisma unter Heinrich VIII. brachte nur die beiden Veränderungen mit sich: die kirchliche Suprematie des Königs und die Unterdrückung der Klöster; Dogmatik und Cultus blieben wie vorher. Es konnte deßwegen die Masse der Bevölkerung und darunter solche einfache Gutsbesitzer wie John Shakespeare ganz in gutem Glauben die katholische Kirche in England als noch fortbestehend annehmen; jedenfalls in alter katholischer Weise fortleben. So kann man also annehmen, daß John Shakespeare katholisch

erzogen wurde und so bis in sein 17. oder 18. Jahr lebte. Die Reformation trat als solche und im Gegensatz gegen den alten Cultus erst unter Eduard VI. auf (1547 bis 1553). Aber man würde sich irren wenn man glaubte, der neue Cultus sei plötzlich wie auf einen Schlag überall eingeführt worden. Manches Alte wurde noch beibehalten, wie z. B. die vorgeschriebenen Fasten über welche 1552 ein besonderes Gesetz erschien. Daß ein großer Theil des Volkes sich den Neuerungen nicht recht fügen wollte, beweist ein anderes damals gegebenes Gesetz gegen die Urheber von Streit und Zank in den Kirchen und auf den Kirchhöfen. Ueberhaupt (wie ein deutscher protestantischer Geschichtschreiber der englischen Reformation schreibt) „ging die Reformation nicht vom Volke aus, sondern nur von den obern Classen der Gesellschaft; das Volk und seine geistlichen Führer hatten den Boden der scholastischen Kirchlichkeit nie verlassen“ *). Auch kam es bei der Durchführung des neuen Cultus viel auf die politisch-kirchliche Richtung des Bischofs der Diöcese an. In der Diöcese Worcester, welcher sowohl der Geburtsort (Snitterfield) John Shakespeare's, als sein späterer Wohnort Stratford angehörte, war bei dem Regierungs-Antritte Eduards VI. ein altgläubig gesinnter Bischof, Heath. Auch fanden gerade in der Grafschaft Warwickshire, welcher die beiden oben genannten Orte angehörten, Aufstände gegen die Einführung der neuen Liturgie unter Eduard VI. statt **). Endlich war die Regierungszeit dieses Königs von zu kurzer Dauer als daß das Werk der Reformation hätte überall sich verbreiten und Wurzel schlagen können. Unter diesen allge-

*) Weber Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten in Großbritannien I. Th. 2. Bd. S. 97. Ebenderselbe S. 221: „Glaube und Religion, sonst die mächtigsten Hebel aller Volksbewegungen, waren bei der englischen von der Regierung octroyirten Reformation von geringer Bedeutung.“

**) Weber I. 2. S. 53, 86.

meinen und lokalen Verhältnissen in der Diöcese Worcester ist es eher wahrscheinlich, daß John Shakespeare bei der alten Religion blieb, in welcher er geboren und erzogen war.

Unter der katholischen Königin Maria (1553 bis 1558) kehrte Alles in England, namentlich die ganze Masse des Volkes und die Geistlichkeit mit schneller Bereitwilligkeit, ja mit lebhaftem Eifer zur katholischen Kirche zurück; nicht minder auch der Adel und das Parlament nachdem der Besitz des geraubten Kirchengutes den neuen Erwerbern gesichert war. Um so mehr wird der Vater unseres Dichters, wenn er schon vorher altgläubig gesinnt war, bei der alten Religion geblieben seyn; jedenfalls war er wie fast alle Welt damals, während Maria's Regierungszeit katholisch. In derselben Zeit wurde er nach katholischem Ritus und mit einer Katholikin ehelich getraut. Es handelt sich also besonders darum zu ermitteln, welcher Confession und religiösen Ueberzeugung John Shakespeare während der Regierungszeit der Königin Elisabeth, bis zu seinem Tod folgte (1558 bis *1601*), in der Zeit als der Protestantismus in England fest begründet herrschte, nachdem das englische Parlament und Volk ebenso fügsam diese neue Religion sich hatte von dem Thron octroyiren lassen, wie kurz vorher die Wiederherstellung des alten Glaubens.

Rio's Buch sucht die These zu beweisen, daß John Shakespeare auch in dieser Periode Katholik war, so viel man es unter dem damaligen Drucke während der Regierung Elisabeths seyn konnte, wenn man nicht als Martyrer sein Leben opfern wollte. Der versuchte Beweis dafür nimmt folgenden Gang. Wir finden John Shakespeare auf einer officiellen Recusantenliste vom J. 1592, d. i. auf einer Anzeige- und Strafliste von Solchen welche sich weigerten, den protestantischen Gottesdienst nach gesetzlicher Vorschrift zu besuchen. Da die früher blühenden Vermögensverhältnisse der Familie Shakespeare schon mehrere Jahre vorher (seit ungefähr 1578) in Verfall geriethen, ohne daß die Ursache davon in den

übrigen geschichtlichen Quellen angegeben ist, so läßt sich mit gutem Grund annehmen, daß er schon von der Zeit an als Recusant, und zwar allen übrigen Umständen nach zu schließen als katholischer Recusant, durch Strafprozesse und Strafgelder in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen sei. Daraus wird denn weiter gefolgert, daß William Shakespeare in einer katholischen Familie, unter katholischen Einflüssen und Eindrücken aufgewachsen und seine religiöse Erziehung und religiöse Richtung erhalten habe.

Dagegen wird von der Gegenseite, namentlich von dem angeführten englischen und deutschen Recensenten der Schrift Rio's geltend gemacht: John Shakespeare habe mehrere Gemeindeämter zu Stratford bekleidet und in dieser Eigenschaft den protestantischen Suprematеid geleistet; das allein reiche hin um zu beweisen, daß er nicht Katholik habe seyn können. Das Erscheinen seines Namens auf einer Recusantenliste lasse auch eine andere Erklärung zu als durch die Annahme, daß er Katholik gewesen sei. Eine Verarmung John Shakespeare's habe weder in dem Maße stattgefunden als Rio annehme, noch müsse sie gerade in seiner Eigenschaft als Recusant ihren Grund haben.

Man sieht daraus, daß die Controverse sich um folgende Hauptpunkte bewegt: Suprematеid, Recusantenliste, Verarmung John Shakespeare's. Wir wollen diese Punkte der Reihe nach etwas näher betrachten.

Hinsichtlich des Suprematеides wird es auf die Beantwortung folgender zwei Fragen ankommen: Hat John Shakespeare wirklich den Suprematеid geleistet? Und: Ist der in jener Zeit geleistete Suprematеid ein unumstößlicher Beweis, daß der ihn leistende nicht bloß äußerlich und dem Namen nach, sondern auch innerlich und in der That Protestant war?

John Shakespeare bekleidete in dem Gemeindewesen seines Wohnortes der Reihe nach alle die dort vorkommenden zahlreichen Gemeindeämter, von der Stelle eines Geschwornen

in dem Gemeindegericht (Jury of the Court-leet) im J. 1556 an bis zu dem höchsten Municipalamt des High baillif im J. 1568. Bernays führt diese ganze Reihe im Einzelnen an (S. 234) zur Berichtigung und Vervollständigung der Angaben Rio's. Aber auch Bernays' Angaben sind zu vervollständigen aus Knight (The life of Shakesp. p. 9). Man nimmt allgemein an, John Shakespeare habe als Municipal-Beamter den Suprematеid geleistet. Rio dagegen sagt: der Suprematеid sei den Gemeindebeamten, welche ihr Amt durch Volkswahl erhielten, nicht auferlegt worden. Beide Kritiker, der englische und der deutsche übergehen diese Aeußerung Rio's mit Stillschweigen. Insbesondere wundert es uns, daß der sonst so strenge und exakte deutsche Kritiker dem französischen Verfasser nicht dafür eine Rüge gegeben oder diesen Punkt näher erörtert hat. Herr Rio selbst gibt zu dieser seiner Aussage keine nähere Nachweisung; doch ist nicht anzunehmen, daß er ganz willkürlich von der sonst allgemein angenommenen Ansicht abgewichen sei; er muß irgendwo darin einen Vorgänger gefunden haben, wenn er ihn auch nicht nennt.

Das nächste Mittel jene erste Frage zu beantworten wird darin liegen, daß man die betreffende Parlamentsakte unter der Königin Elisabeth über den Suprematseid (1559) vergleicht*). In dieser Akte ist zwar ausgesprochen, daß den Suprematseid leisten soll „jeder Erzbischof, Bischof und überhaupt jede geistliche Person, ferner jeder weltliche Richter und öffentliche Diener"; aber es wird gleich darauf das unmittelbar Vorhergehende zusammengefaßt mit den Worten: „und jede andere Person welche in Eurer Hoheit (der Königin) Lohn und Sold in diesem Königreich steht"**). Sollte man vielleicht daraus schließen können, daß überhaupt nur die

*) Stat. 1 Eliz. c. 1 in Dodd's Church history of England, with notes by Tierny. London 1839. Vol. II. Appendix Nr. XXXIV.

**) and every other person having your higheness fee or wages within this realm. App. p. CCXXXVIII.

vom Staate besoldeten öffentlichen Diener den Eid zu leisten hatten, nicht aber auch die unbezahlten Gemeinde-Beamten? Weiter unten werden in der Parlamentsakte noch andere Kategorien außer den öffentlichen Angestellten genannt, welche gleichfalls den Suprematseid zu leisten hatten; darunter werden aber die Gemeindebeamten nicht genannt, sondern Personen im Hofdienst, Vasallen und Graduirte der Universitäten, ehe sie den Grad erhalten. Wir wollen durch diese Bemerkung nicht gegen die hergebrachte Meinung entscheiden, sondern nur erklären, wie man auf den Gedanken kommen kann, die unbezahlten und vom Volke gewählten Gemeinde-Beamten von der Verbindlichkeit des Suprematseides auszunehmen.

Wenn aber John Shakespeare als Gemeindebeamter auch den Suprematseid leistete, so geht daraus durchaus nicht mit Nothwendigkeit hervor, daß er Protestant seyn mußte und nicht ein heimlicher Katholik war, deren es so viele tausende damals in England gab. Die Wiedereinführung der unter Heinrich VIII. zum Staatsgesetz erhobenen Suprematie der Krone über die Kirche, und die Wiedereinführung des Suprematseides fand bei dem sonst so fügsamen ersten Parlament unter Elisabeth den größten Widerstand. In dem Oberhaus waren sämmtliche Prälaten dagegen; auch im Unterhaus erfuhr die Suprematsakte mehrere mildernde Abänderungen und Zusätze. Die Bezeichnung „oberstes Haupt der Kirche“, welche die Suprematsakte unter Heinrich VIII. und Eduard VI. dem König beilegte, wurde geändert in „oberster Leiter (supreme governor) der Kirche.“ Dennoch verweigerten die Bischöfe, mit Ausnahme eines einzigen, alle den Suprematseid und gaben lieber ihre Bischofsstühle auf. Die niedere Geistlichkeit hatte sich zwar in ihrer Convokation gleichfalls gegen die Suprematsakte ausgesprochen. Nachdem aber im Parlamente diese Akte einmal durchgesetzt war und jeder Widerstand sich vergeblich zeigte, verweigerten von 9400 Curatgeistlichen nur 200 den Suprematseid. Das muß sehr

auffallend scheinen; es erklärt sich aber aus den Umständen. Gewiß die wenigsten unterzeichneten aus Ueberzeugung; sie fanden aber Gründe der Rechtfertigung die ihr Gewissen beschwichtigten. Sie hofften ferner auf eine baldige neue kirchliche Umgestaltung; sie wollten zugleich durch ihr Bleiben die Wirksamkeit der protestantischen Geistlichen verhindern; endlich außer den Mitteln zu ihrer eigenen Existenz dadurch auch Mittel zur Unterstützung ihrer bedrängten Glaubensgenossen erhalten. So kam es daß Jahre lang noch viele heimliche Katholiken als Geistliche der anglikanischen Kirche fungirten *). Unter den Laien die durch ihre Stellung zur Leistung des Suprematseides genöthigt waren, gab es gewiß nicht minder viele heimliche Katholiken, welche dieselben Milderungsgründe der Casuistik für sich geltend machten, nachdem die Geistlichen mit ihrem Beispiele vorausgegangen waren. Diese casuistischen Rechtfertigungen wurden dadurch erleichtert, daß die Königin nicht bloß in dem neuen Suprematseid sich „Leiter der Kirche" und nicht „Haupt der Kirche" nennen ließ, sondern auch noch ausdrücklich in einer eigenen Proklamation erklärte: es sei eine böswillige Auslegung übelgesinnter Personen, wenn man ihren geliebten Unterthanen die Worte des Suprematseides so vorstelle, als wenn die Königin dadurch irgend eine geistliche Gewalt in der Kirche sich beilege; sie fordere für sich nur die von alter Zeit her der Krone zustehenden Rechte **). Auch verfuhr man

---

*) Weber l. c. I, 2. S. 360 und die von ihm in Anm. 128 angeführten Schriftsteller.

**) S. Elizabeth's Admonition, in Explanation of her supremacy 1559, in Dodd's Church history of England. Vol. II. Append. Nr. XXXVI. Weber I. 2. S. 360, 361. Manche Anhänger der Reformation, namentlich die schottischen Presbyterianer, faßten auch jetzt noch die Suprematie der Krone so auf, daß der Titel eines governor of the Church die Unterwerfung der Kirchengewalt unter die Krone nur in äußerlichen Dingen bezeichne und im Grunde nicht mehr heische als die bürgerliche Unterthanen-Treue. Dodd Vol. II. p. 131.

bei der Ausführung der Maßregel sehr schonend; „man scheint es bei Manchen mit der Eidabnahme nicht sehr genau genommen, und hie und da Modifikationen und Erklärungen zugelassen zu haben“ (Weber). Erst einige Jahre nachher, als man sah daß man auf diesem Wege nicht zum Ziele kam, wurden bei der zweiten Parlamentssitzung unter Elisabeth (1563) die Maßregeln zur Abnahme des Suprematеides verschärft. Die darüber vorgelegte neue Bill, obgleich im Oberhaus und Unterhaus bekämpft, ging dennoch durch. Nach diesem Gesetz sollte der Suprematеid in der bisherigen Fassung, aber mit erhöhter Strafbestimmung, für gewisse Fälle selbst unter Androhung der Todesstrafe geleistet werden; dabei wurde diese Leistung auf mehrere Kategorien von Personen ausgedehnt, auch in vielen Fällen von denjenigen welche den Eid schon früher geleistet hatten, dessen Wiederholung gefordert. Man sah aber bald ein, daß diese Strenge gegen die Katholiken kaum ausführbar wäre, wegen der Zahl der Opfer welche dann fallen müßten. Nach dem Willen der Königin wurde von dem Erzbischof von Canterbury ein geheimes Cirkularschreiben an die mit der Abnahme des Suprемat-Eides beauftragten Bischöfe erlassen, wodurch sie zu besonderer Vorsicht und Milde in der Ausführung des Gesetzes ermahnt wurden*).

Aus dieser ganzen Darstellung der Sache wird hervorgehen, daß wenn auch John Shakespeare den Suprematеid leistete, die Frage wegen seiner Confession durchaus nicht entschieden ist, und daß er ungeachtet dessen ein guter Katholik seyn konnte.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten der oben bezeichneten controversen Punkte und betrachten John Shakespeare als katholischen Recusanten. Auch hier wird es angemessen seyn einen Blick auf die englische Gesetzgebung zu werfen.

---

*) Weber a. a. O. I. 2. S. 412—415.

Das erste Gesetz gegen Diejenigen welche einem andern als dem protestantischen Gottesdienst beiwohnten, wurde unter Eduard VI. (1552, also etwa in dem 20. bis 22. Lebensjahre John Shakespeare's) gegeben. Die dafür angedrohte Strafe war Gefängniß von sechs Monaten für das erste Vergehen, von einem Jahr für das zweite, und für das dritte Mal lebenslängliche Haft. Schon in dem folgenden Jahr starb Eduard. Unter der katholischen Maria wurde der Besuch des Gottesdienstes nicht ebenso durch ein Gesetz erzwungen; es war dieses auch gar nicht nöthig.

Unter Elisabeth dagegen, sogleich in dem ersten Parlament nach ihrem Regierungsantritt (1559), wurde die Uniformitäts-Akte über den Gottesdienst erlassen. Die Unterlassung des Besuches des sonn- und festtäglichen protestantischen Gottesdienstes wurde mit einer Geldstrafe von 12 Pence belegt zum Besten der Armen der Gemeinde. In einer Vollzugsverordnung (injonctions) der Königin wurde angeordnet, daß in jeder Pfarrgemeinde drei oder vier verständige Männer (**discret men**) von dem Bischof ernannt werden sollten, welche den regelmäßigen Kirchenbesuch der Pfarrangehörigen zu überwachen und die darin Säumigen dem Bischofe zur Anzeige zu bringen hätten*). Man sieht aus dieser letztern Anordnung, daß hinsichtlich des strengern oder mildern Vollzugs sehr viel auf die Person des Bischofs und der Aufseher ankam. Viele Katholiken besuchten darauf hin gewiß regelmäßig den protestantischen Gottesdienst, aus Furcht vor der Strafe und in der Hoffnung besserer Zeiten und einer Rückkehr zum alten Cultus: denn Elisabeth selbst zeigte in manchen Punkten eine offene Hinneigung zu demselben. Sie behielt den Gebrauch des Crucifixes und der Lichter in ihrer Privat-

---

*) Stat. 1. Eliz. c. 2. Dodd. Vol. II. 134 not. und Append. Nr. XL. Die dazu gehörigen Injonctions bei Dodd. Vol. II. Append. Nr. IV.

Kapelle bei und hatte eine entschiedene Aversion gegen verheirathete Priester. Viele andere glaubten auch aus Gründen, es sei für sie zulässig unter den obwaltenden Umständen ohne Sünde den protestantischen Gottesdienst zu besuchen. Es entstand darüber unter den katholischen Geistlichen in England eine Controverse. Man wandte sich deßfalls an die Theologen des Trienter Concils, welche die Frage verneinend entschieden. Aber die laxere Lehrmeinung muß doch noch lange nachher in England verbreitet gewesen seyn; denn noch im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde sie in eigenen Werken bekämpft *).

Eine strengere Praxis bei dem Vollzug des Gesetzes gegen die Recusanten trat aber erst nach Verlauf eines Jahrzehnts ein, so wie denn auch die Uniformität des Cultus nicht so schnell mit einem Schlage durchgeführt werden konnte und noch manches Katholische da und dort sich erhielt. Die in den nächsten Jahrzehnten (1570, 1580) immer mehr zunehmende Strenge gegen die Recusanten wurde herbeigeführt durch die steigende Zahl der heimlichen katholischen Wanderpriester, durch Norfolks Aufstand im Norden von England, durch die unter den Katholiken verbreitete Sympathie für Marie Stuart und ihre Hoffnungen auf sie, durch die Publikation der Excommunikationsbulle Pius' V. gegen Elisabeth. Neue geschärfte Strafbestimmungen gegen die Recusanten wurden durch eine Parlamentsakte im J. 1581 gegeben. Darnach sollten alle Personen über 16 Jahre alt, welche nicht nach der bestehenden Vorschrift den protestantischen Gottesdienst besuchten, für jeden Monat zwanzig Pfund Strafgeld bezahlen und bei fortgesetzter Widersetzlichkeit ein Strafgeld von zweihundert Pfund. Diese Strafgelder sollten zu gleichen Theilen vertheilt werden zwischen der Königin, den Armen der Gemeinde und dem Angeber; wer nicht zahlen

*) Dodd. Vol. III. p. 37. Butler Mem. of Catholics I. 171.

kann, soll dafür eine Gefängnißstrafe erstehen*). Ungeachtet der exemplarischen patriotischen Haltung der englischen Katholiken bei dem Erscheinen der spanischen Armada (1588) dauerte die Strenge gegen die Katholiken und namentlich gegen die Recusanten bis zu dem Tode der Königin fort. Die bessere Ausführung der oben angeführten Parlaments-Akte wurde später noch durch mehrere neue Akte gesichert und die Strafbestimmungen gegen die Recusanten verschärft**).

Aus dieser ganzen Ausführung über die Gesetzgebung gegen die Recusanten ergeben sich in Beziehung auf die Confession John Shakespeare's folgende Resultate. Man sieht daraus wie John Shakespeare, wenn auch Katholik, doch Jahre lang sich von dem protestantischen Gottesdienst ungestraft entfernt halten konnte; ferner wie die gegen Ende der siebenziger Jahre des 16. Jahrhunderts eintretende Verschlimmerung seiner Vermögensverhältnisse, wenn sie durch die von ihm zu zahlenden Strafgelder herbeigeführt worden ist, der Zeit nach mit den verschärften Maßregeln gegen die Recusanten gut zusammenstimmt.

Worauf beruht nun aber die Nachricht, daß des Dichters Vater ein Recusant war? Auch hierüber fehlt es nicht an Controversen. Die Quelle dieser Nachricht ist bekanntlich eine Liste von Recusanten aus Warwickshire vom J. 1592, welche Collier aus dem Staatsarchiv erhalten und in seiner Biographie Shakespeare's zuerst veröffentlicht hat***). Diese Liste der Recusanten ist enthalten in dem Bericht einer Commission, unter deren Mitgliedern auch Sir Thomas Lucy war (jener aus der Anekdote von der jugendlichen Wilddieberei

*) Stat. 23 Eliz. c. 1. Dodd. III. p. 15. Note und Append. Nr. VI.

**) Dodd III. p. 26. not. Append. Nr. X. Stat. 29 Eliz. c. 6. — Stat. Eliz. 35. c. 2. Dodd III. Append. Nr. XI. — Dodd. III. Append. Nr. XXXVIII. Das zuletzt angeführte Aktenstück ist ein Geheimer-Rathsbefehl von 1594.

***) Delius Biograph. Nachricht. S. 13. Anm. 8.

William Shakespeare's bekannte Richter), aufgestellt zur „Aufsuchung von Jesuiten, Priestern ausländischer Seminarien, Flüchtlingen und Recusanten in Warwickshire." Die Liste der Recusanten hat die Ueberschrift: „Die Namen aller Recusanten, welche vormals schon sich herausgestellt haben als Solche die nicht monatlich nach Ihrer Majestät Gesetzen in die Kirche kommen, und die jetzt so angesehen werden als meiden sie die Kirche wegen Schulden und aus Furcht vor einem Prozeß, oder wegen anderer schlimmeren Fehler, oder wegen Alters, Krankheit oder körperlicher Schwäche." Die ganze Liste enthält fünfzehn Namen. John Shakespeare ist mit noch anderen acht Personen auf der Liste verzeichnet als der Classe Derjenigen angehörend, „welche aus Furcht vor einem Schuldprozeß nicht in die Kirche kamen."

Die einfachste Auslegung dieses Dokumentes, welcher außer Andern auch Hr. Rio folgt, ist gewiß diese: John Shakespeare war schon früher als Recusant bekannt; denn alle hier verzeichneten Recusanten hatten sich schon vordem als solche dargestellt*). Jetzt aber gehörte er zu denjenigen welche nicht einfach wegblieben und Strafe bezahlten, sondern sich entschuldigten, daß sie aus Furcht vor Schuldforderungen ihrer Gläubiger sich nicht öffentlich zeigten und daher auch nicht in die Kirche kämen, nicht aber aus Widerspenstigkeit gegen das Gesetz. Die Commissäre scheinen selbst diesen Entschuldigungsgrund haben gelten lassen: denn nach den neun Namen dieser Classe von Recusanten steht in dem Berichte die Bemerkung: „Wir vermuthen (suspect), daß die nächstfolgenden neun Personen sich aus Furcht vor einem Prozeß entfernt halten." Gegen die aus diesem Dokument abgeleitete Folgerung: John Shakespeare sei ein katholischer

---

*) Nach der Ueberschrift: The names of all sutch recusants, as have been *heretofore* presented for not coming monthly to the church.

Recusant gewesen, bringen nun Edinburgh Review und Bernays vornehmlich folgende zwei Gründe vor, welche uns übrigens durchaus nicht stichhaltig scheinen. Sie sagen: es kann sehr wohl seyn, daß John Shakespeare lediglich aus der angegebenen Ursache, aus Furcht vor der Verfolgung von Seiten seiner Gläubiger nicht in die Kirche ging, und durchaus nicht aus Religionsscrupel. Aber außerdem daß er doch jedenfalls sehr verdächtig gewesen seyn muß, weil er sonst gar nicht auf die Recusantenliste gekommen wäre, so ist in der Ueberschrift von den hier verzeichneten Recusanten insgemein ausdrücklich gesagt: „daß sie vormals schon als Recusanten bekannt waren." Ferner sagen sie, wie auch Knight in seiner Biographie Shakespeare's: es könne John Shakespeare auch ein puritanischer Recusant gewesen seyn; denn um diese Zeit habe die puritanische Sekte wie anderwärts so auch zu Stratford sehr zugenommen, besonders seit im Jahre 1596 ein puritanischer Geistlicher Namens Richard Bifield dort angestellt worden sei. Aber abgesehen davon daß die vorliegende Recusantenliste vom Jahre 1592 datirt, so wird diese Einwendung dadurch widerlegt, daß die Commission deren Bericht wir hier haben, beauftragt war nicht auf Puritaner, sondern lediglich auf Katholiken (Jesuiten u. s. w.) zu fahnden. Es scheint uns demnach fest zu stehen, daß des Dichters Vater ein katholischer Recusant, somit ein heimlicher Katholik war.

(Schluß folgt.)

XXIV.

Ueber Flugschriften, vorzugsweise im siebenjährigen Kriege.

Lange bevor sich die regelmäßig erscheinende Tagespresse auch nur in ihren Anfängen organisirte, gab es eine Literatur welche die Stelle unseres heutigen Zeitungswesens vertrat: es waren dieß die „fliegenden Blätter“ oder Flugschriften. Zuerst erscheinen dieselben im Gewande der Poesie, unter deren vielgestaltigen Formen sich eine politische, religiöse oder sociale Tendenz Ausdruck verschafft. Tiefer Ernst bis zur Langweiligkeit, beißende Satyre in Gestalt des Scherzes, Pasquille, schneidender Witz, unschuldig erscheinende Naivität treten auf als Waffen in der Hand der Parteien. Am häufigsten begegnen wir derartigen Schriften, die auch durch die wunderlichsten Bilder oft eine Stütze fanden, im Zeitalter der Reformation. Dann bot sich für literärische Erscheinungen in der Form von Flugblättern ein reicher Stoff in den erbitterten Kämpfen des 30jährigen Krieges, später im spanischen Erbfolgekrieg und zuletzt in der an politischer Rancune so reichen Zeit des deutschen Bruderkampfes im siebenjährigen Kriege.

Seitdem haben sie einer großartigeren Entfaltung der Presse Platz gemacht. Die geistige Hast mit welcher die sich

rasch entwickelnden Ereignisse gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgefaßt wurden, war nicht mehr zufrieden mit Publikationen die vielleicht durch Wochen von einander getrennt waren, sondern täglich wollte man von der Lage der Dinge, dem Gang der Ereignisse unterrichtet seyn, und so entwickelte sich je nach dem Maße der sich ausbildenden Verkehrsmittel und der technischen Vervollkommnung des Drucks die Tagespresse allmählig zu der Vollendung wie wir sie heute besitzen.

Was für die Geschichte des Mittelalters die meist sehr knappen Aufzeichnungen in Chroniken und Annalen sind, das ist für die neueste Zeit die so ausgebildete Zeitungsliteratur. Für das 16., 17. und zum Theil 18. Jahrhundert aber müssen die „Fliegenden Blätter" einen guten Theil des historischen Quellenmaterials bilden, da sie die besten Spiegel ihrer Zeit sind. Die meisten derselben gehen aus dem Volke hervor und sind für dieses berechnet, so daß man also in ihnen am besten den Geist der Zeit erkennt, die Stimmen des Volkes hört, die Vorgänge nach Ursache und Wirkung durchschauen und würdigen lernt. Alle officiellen Kundgebungen unterliegen weit mehr dem Verdacht der einseitigen Anschauung, einer für einen bestimmten Zweck berechneten Absicht, während die unmittelbar aus den beobachtenden, der Aktion ferner stehenden Kreisen hervorgehenden Betrachtungen und Urtheile das Wesen einer Zeit naturgetreu wiedergeben und so recht eigentlich den Blick in die Werkstätte der schaffenden Geister eröffnen. Mehr als je ist es in unseren Tagen zum Bewußtseyn gekommen, daß nicht die Gewaltigen der Erde und nicht die Diplomaten die eigentlichen Schöpfer der Ereignisse, sondern meist nur die Träger derselben sind. Wollen sie sich dieser Rolle entschlagen, dann werden sie zu Fremdlingen im Hause des Zeitgeistes und müssen vor den Söhnen desselben in ihren Rechten zurücktreten. Auch aus dieser Ueberzeugung erhellt also, daß schriftliche Denkmale die der unmittelbare Ausdruck der in den Massen herrschenden Anschauungen sind, die Par-

teien, ihre Bestrebungen und Leidenschaften noch viel wahrer kennzeichnen als dieß Staatsschriften*), Rechtsdeduktionen, officielle Lobreden oder officiöse Schmähschriften vermögen. Indessen verdienen natürlich auch solche Elaborate die größte Würdigung und wir können heute bestätigen, was im J. 1758 der Verfasser der Schrift „Lob der Historie“ ꝛc. in einer richtigen Erkenntniß der historisch belangreichen Dinge fast divinatorisch behauptet: „Wer von dem Anfange an des jetzigen Krieges die von beiden höchsten kriegenden Theilen, auch von Privatis, herausgekommene Schriften colligirt hat, der wird wohl das daran gewendete Geld niemals bedauren, und wer in solcher Sammlung bis zu dem höchst erwünschten Frieden fortfähret, der sammlet sich wahrhaftig einen gelehrten Schatz für sich und für die Nachkommen.“

Im Angesichte einer solchen schon vor hundert Jahren ausgesprochenen Ueberzeugung müßte es fast wunderbar erscheinen, daß die Gelehrten und eifrigen Forscher auf dem Gebiete der Kunde der letzten drei Jahrhunderte erst neuerdings den ganzen Werth der Flugschriften erkannt haben, wenn man sich nicht alsobald erinnerte, daß neue Bahnen der Wissenschaft zu eröffnen oft die stärksten Geister nicht im Stande sind, wenn sie nicht durch das Zusammentreffen günstiger Umstände unterstützt werden. Wäre nicht mit dem Erwachen des deutsch-nationalen Bewußtseyns im Anfang dieses Jahrhunderts ein so mächtiger historischer Geist in unserem Volke eingekehrt der die größten Wirkungen hervorgebracht und zu stetem Forschen antreibt, wahrscheinlich würden zur Stunde noch neben den kostbarsten Ueberlieferungen aus tausendjähriger und zum Theil noch viel älterer Vergangenheit auch die schätzbaren Flugblätter aus der Neuzeit unbeachtet im Staube liegen. Doch unsere Literatur der

*) Ueber die Staatsschriften im siebenjährigen Krieg handelt ausführlich Wuttke in seiner Schrift „Drei Kriegsjahre.“

Geschichtsquellen hat sich glücklicherweise eines günstigen Geschickes zu erfreuen, und was insbesondere die Flugschriften-Literatur angeht, so findet sie heutzutage bei allen gebildeten Nationen ihre verdiente Würdigung. Der Nordamerikaner Motley hat nach eigenem Geständniß seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande durch Benutzung der Pamphlete Licht und Farbe gegeben — wir fürchten, leider etwas zu sehr nach einer Seite. Der Engländer Macaulay fand in der 41,000 Nummern zählenden Flugblätter-Sammlung des brittischen Museums eine reiche Quelle für seine meisterhaften Werke. In Frankreich schrieb Nisard eine zweibändige Histoire des livres populaires ou de la littérature du colportage *). Deutscher Sammlerfleiß hat mehrere Bände durch die Verzeichnung von Flugschriften des 16. und 17. Jahrhunderts gefüllt. Wir erinnern hier an die trotz ihrer Unvollkommenheit bezüglich der Abbildungen doch immerhin sehr bemerkenswerthe Schrift von Scheible: „Die fliegenden Blätter des XVI. und XVII. Jahrhunderts in sogenannten Einband-Drucken zunächst aus dem Gebiete der politischen und religiösen Caritatur." In der jüngsten Zeit hat man, was zum Theil wohl eine Frucht der in unserem Vaterlande sich begegnenden politischen Strömungen ist, auch die im siebenjährigen Krieg entstandenen Streitschriften, welche in allen denkbaren Formen von der Predigt bis zum Gassenhauer erschienen, wieder mehr zu würdigen angefangen und sie als Zeugen der Geschichte vorgeführt. Ihre Stimme verdient um so mehr einer vollen Beachtung, als selbst Friedrich II. von Preußen unmittelbar durch sie sich vernehmen läßt. Nach den gründlichen Forschungen des Herrn Dr. Cauer in einem Artikel in den Preußischen Jahrbüchern: „Zur Literatur der

*) Vor Kurzem erschien, mit einer interessanten Einleitung und historisch erläuternden Noten versehen: „Recueil de poésies calvinistes (1550—1566) publié par P. *Tarbé*, Correspondant de l'Institut." Reims 1866. 210 S.

Polemik gegen Friedrich den Großen", sind von den vierzehn Flugschriften in den Oeuvres de Frédéric le Grand mindestens eilf als ächt zu betrachten. Auch auf Seiten Oesterreichs, wo man in vielen Dingen um einige Meilen der Weltgeschichte nachhinkt, ist man auf die Bedeutung der Flugschriften aus dem siebenjährigen Krieg aufmerksam geworden, und Herr Dr. J. M. Richter hat sich in der Oesterreichischen Revue (einer wahrhaft ausgezeichneten, den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Disciplinen, den ästhetischen Genüssen und praktischen Beziehungen des Lebens gewidmeten Zeitschrift) durch die Abhandlung: „Oesterreichische Volksschriften im siebenjährigen Kriege", das unzweifelhafte Verdienst erworben die auch von Göthe vertretene Meinung, daß der Gegenpartei der Preußen die Flugblätter-Literatur gefehlt habe, als einen großen Irrthum zu kennzeichnen *).

Richter weist aus einem Schreiben welches Friedrich an den Minister Kaunitz richten ließ, nach daß jener den Krieg mit den Mordwaffen weniger fürchtete als den Federkrieg. Zu weiterer Bekräftigung des hiefür erbrachten Beweises machen wir auf eine Stelle in der Schrift des preußischen Rathes Dohm: „Ueber den Fürstenbund" aufmerksam, an welcher dieser gegen die Wiener Broschüren das Censur-Collegium in Wien anruft. „Jeder Deutsche, sagt er, ist berechtigt von dem Wiener Censur-Collegium eine bestimmte Erklärung zu fordern, entweder daß diese Schriften nicht in Wien, wenigstens wider Wissen des Censur-Collegiums gedruckt und verbreitet sind, oder zu gestehen daß es einer strafbaren Nachlässigkeit sich schuldig gemacht habe, die seinen Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt auf immer beflecken muß." Wie sehr er hiezu Veranlassung haben mochte, das zeigen eben die zahlreichen Satyren und Volksschriften, die gegen den Preußenkönig aus allen Enden

---

*) Oesterreichische Revue. Vierter Jahrgang 1866.

Europa's und namentlich aus Oesterreich gerichtet wurden und von denen sich an der bezeichneten Stelle eine an hundert Stücke zählende Sammlung aufgeführt und besprochen findet.

Zur allgemeinen Charakteristik dieser Gattung von Poesien bemerkt Dr. Richter: „Nach Inhalt und Form bieten die Erzeugnisse der Volksmuse im siebenjährigen Krieg eine wahrhaft erstaunliche Mannigfaltigkeit. Fast alle Typen der Gesellschaft treten auf. Der salbungsvolle Priester, der Kaufmann, der loyale Kleinbürger, der Soldat, der Musensohn, der Modeherr, der dünkelhafte Gelehrte sprechen jeder in ihrem Gedankenkreise zu uns. Einer dieser Dichter kennt den Horaz und preist, wie sein Gefährte der den Pindus besucht, die Götter um des Sieges willen, den ein anderer dem heiligen Johann von Nepomuk zuschreibt. Wahrhaft proteusartig verändert die patriotische Muse ihre Gestalt und wir sehen sie sozusagen jeden Augenblick in ein anderes Gewand schlüpfen. Wie aber soll man erst Ton und Haltung dieser Geistesprodukte charakterisiren? Wie ist die ungeheure Verschiedenheit zu bezeichnen, welche wir nicht selten an den ein und denselben Gegenstand behandelnden Leistungen erblicken? Ueberrascht uns hie und da gesunde Natürlichkeit, so tritt uns andererseits manirirte Ueberschwänglichkeit entgegen, ein vollständiges Ausreißen aus der Bahn der Logik, Ungeheuerliches im sprachlichen Ausdruck. Die zöpfische Sprechweise, der erst Lessing den Garaus machte, gebiert Allegorien von zweifelhaftem poetischen Werthe, die Dichter prunken gern in erborgtem Glanze, und gilt es z. B. die Waffenthat eines Generals zu verherrlichen, so wird die Mythologie gebrandschatzt und unter dem Aufgebote von Göttern und Helden werden Vergleichsobjekte unbarmherzig rekrutirt. Schreitet der Gelehrte in cokett antikisirender Weise einher, so erblicken wir nicht weit von ihm irgend einen derben frischen Gesellen, der in wohlthuender Laune sein Publikum von den Geschehnissen des Krieges unterhält."

Die Verfasser dieser Flugschriften nennen sich nur selten. Als Druckort erscheint meist Wien, doch gingen auch viele dieser Schriften von Prag, Brünn, Gratz, Innsbruck, Klagenfurt aus. Natürlicherweise ist der gewaltige Friedrich am häufigsten Gegenstand der Behandlung, dann aber auch die bedeutenderen Feldherrn, und vorzüglich gab das Unglück Sachsens reichen Stoff für Klagelieder über das unmenschliche Verfahren der Preußen.

Herr Richter hat das ihm der größeren Menge nach von Herrn Haydinger in Wien, zum Theil auch von Wuttke in Leipzig gebotene Material immer in Zusammenhang mit den Zeitereignissen gesetzt, dann aber auch Proben aus demselben gegeben und hält somit seine Aufgabe in der Hauptsache für erschöpft, „einmal einer zukünftigen Geschichte der politischen Literatur einiges Material zuzuführen, andererseits ein Bild der Zeit zu geben welche reich war an hervorragenden Thaten und Persönlichkeiten, an vielfachen Kämpfen der rohen Gewalten und der geistigen Kräfte wider einander.“ Dem Wunsche, daß die noch verborgenen Schätze gleichen Inhalts wie die behandelten, namentlich in Schlesien und Sachsen, recht bald an das Licht treten möchten, können wir nur von Herzen beistimmen, und zwar möchten wir die Privaten welche sich im Besitz der bislang wenig beachteten Flugschriften befinden, darauf hinweisen, dieselben doch vor den Händen Unkundiger zu bewahren, damit sie nicht dem Untergang geweiht werden. Hatte doch der Schreiber dieses noch jüngst die Gelegenheit mehr als siebenzig Broschüren aus der Zeit des siebenjährigen Krieges der Gefahr einer sicheren Vernichtung zu entreißen.

XXV.

Culturhistorische Skizzen aus Rom.

Neue Folge *).

I. Die Aesthetik am päpstlichen Hofe.

Görres hat einmal den Ausspruch gethan: die Schönheit ist nur ein Reflex der Wahrheit, darum wo die höchste Wahrheit wohnt, da muß auch die größte Fülle der Schönheit zu finden seyn. Dieser Gedanke des Meisters stand mir oft vor der Seele, wenn ich durch die fast unendlichen Räume und Hallen des Vatikan in stiller Betrachtung wanderte. Nirgends wahrhaftig auf dem ganzen Erdenrunde ist eine solche überwältigende Fülle des Schönen, Erhabenen und Großartigen auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, als gerade hier. Könnte man nicht aus dieser auffallenden Erscheinung bei dem oben angedeuteten Zusammenhange der höchsten Ideen auch einen neuen Beweis bauen für die Wahrheit der katholischen Kirche, die in Rom ihren Mittel- und Quellpunkt, im Papste ihr sichtbares Oberhaupt und ihren ersten Repräsentanten auf Erden hat? Wenn das

---

*) Vergl. die früheren drei Skizzen Bd. 57 S. 515 ff., Bd. 58 S. 299 und 948 ff.

Papstthum noch jetzt die reichste Fülle des Schönen besitzt und schützt, liebt und gibt, sollte das nicht auch ein Beweis dafür seyn, daß hier das von Gott gegebene, unvergängliche Depositum des Wahren und Guten zu suchen und zu finden sei?

Ich will einige Gedanken darüber zusammenstellen. Es ist hier nicht meine Absicht, Alles vorzuführen was die Päpste überhaupt für Pflege des Schönen, für Förderung aller Künste im Laufe der Jahrhunderte gethan haben. Das hieße Eulen nach Athen tragen und viele Bücher würden diese Beweise nicht fassen können. Nur die äußere Erscheinung und Umgebung des Papstthums in der Gegenwart, die päpstliche Residenz und ihre Zierden möchte ich vom Standpunkte der Schönheit aus betrachten.

Wenn man „St. Peters wunderbaren Dom" zur Linken lassend, beim Reiterbilde Constantin's eintritt in das Bauten-Labyrinth des Vatikan, um den heiligen Vater jubelnd zu begrüßen, gelangt man zuerst zum herrlichen Stiegenhause, zur scala regia, die Bernini gebaut und der jetzige Papst verlängert und erneut hat, und die in Bezug auf Großartigkeit, Pracht des Materials und perspektivische Wirkung wohl schwerlich eine ähnliche in der Welt hat. Zwar sind die Wände nicht wie im Stiegenhause des Museums zu Berlin mit Kaulbach's kolossalen Fresken geziert, aber die dem Aufsteigenden gegenüberliegenden Fenster sind mit zwei herrlichen Glasgemälden geschmückt, die durch ihre höchst günstige Stellung, durch den Adel ihrer Gestalten und die leuchtende Pracht der Farben einen weit mächtigeren Eindruck machen, weil die Berliner Wandbilder an ungünstiger Beleuchtung leiden und Schwierigkeiten dem Beschauer bieten. Hier aber leuchten die jedem Christenauge wohlbekannten Gestalten der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus im magischen Lichte dem Eintretenden wundersam entgegen und verschwinden ihm nicht, bis die Gemächer selbst ihn aufgenommen haben. Jene beiden Glasgemälde, ausgeführt in der

Glasmalerei-Anstalt zu München unter Ainmüller's erprobter Leitung, sind ein Geschenk des Königs Maximilian II. von Bayern an den von ihm hochverehrten Papst Pius IX. Daher die Inschrift: Papae Pio nono *feliciter regnanti* Maximilianus II. Bavariae Rex. Als Pius IX. zum erstenmale diese Inschrift las, soll er in seiner liebenswürdigen, immer sich gleichbleibenden Heiterkeit gesagt haben: „Ach, der gute König von Bayern nennt meine Regierung eine glückliche! Dieses Glück wollte ich mit Freuden Jeglichem überlassen!“ Gewiß ein erhebender und passender Eingang zum Nachfolger der Apostel-Fürsten, zum Wächter an ihrem Grabe! Ihre Bilder laden hier die Kommenden ein.

Betritt man dann wirklich die ersten Gemächer selbst, so nahen dem zu einer besonderen Audienz Berufenen die Hausdiener Sr. Heiligkeit, um mit Wandellichtern ihm voranzugehen. Wie unten an der Stiege die kleine Schweizer-Garde in ihrem Costüme des 16. Jahrhunderts, mit schwarzgelben Pumphosen und geschlitzten Aermeln, mit funkelnden Helmen und Hellebarden noch als die geschmackvollste der fürstlichen Leibwachen erscheint, so tragen jene Palafrenieri (eigentlich Reitknechte) eine Gewandung in Stoff, Farbe und Schnitt von solchem Reize, daß man das Auge kaum von ihnen abwenden kann. Sie haben glänzende Seidengewänder von amaranthrother Farbe mit fliegenden Aermeln und weichen Biretten. Man sagt, Raphael selbst habe die Zeichnung zu diesem Costüme entworfen und ich glaube dieser Tradition, da die Tracht aus Raphaels Zeit stammt und auch auf seinen Gemälden vorkommt.

Endlich sind wir in den Gemächern des Papstes selbst angelangt. Sie machen einen anderen Eindruck als man sich erwartet. Man denkt sich diese Wohnzimmer großartig, prunkvoll, mit Goldzierden, reichen Möbeln und Kunstschätzen ausgestattet. Das ist aber ein Irrthum. Die Wohnung des Papstes zeichnet sich durch hohe Einfachheit aus. Ich bemerkte nichts von besonderem Werthe als die Tapeten von

rothbraunem Seidensammt. Diese aber sind ein Geschenk des türkischen Sultans an den Papst als Zeichen seiner Verehrung. Sonst finden sich nur die nöthigsten Möbel im Vor- und Wohnzimmer des heiligen Vaters, einige Stühle, sein Tisch mit dem Brevier und Crucifixe. Aber gerade diese noble Einfachheit des päpstlichen Wohnzimmers in Mitte der unendlichen Schätze die der Vatikan ringsum enthält, macht einen wohlthuenden, erhebenden Eindruck auf den Besucher.

Und in dieser Umgebung erblicken wir dann den heiligen Vater selbst, an seinem Tische sitzend im weißen Talare und mit weißem Käppchen sein Haupt bedeckt, wie eine Lichterscheinung aus anderer Welt. Sein heiteres, stets mit einem Zuge des Ekstatischen leuchtendes Antlitz aber gleicht der Rosenblüthe, so daß wir hier jene Eigenschaften des Schönen vor uns haben welche die Braut im Hohenliede von ihrem Geliebten wünscht: „Mein Geliebter ist weiß und roth und auserwählt aus Tausenden!“ Ich habe schon eine ziemliche Anzahl der Größen dieser Erde gesehen bei Audienzen und Aufzügen, aber ich gestehe, keiner in all seiner schimmernden Pracht kann in seiner Erscheinung mit der einfachen, armen und doch mächtig ergreifenden Schönheit des Papstes verglichen werden.

Aber nicht bloß in diesem weißen Hauskleide umgibt den heiligen Vater der Nimbus der Schönheit, sondern auch bei seinen kirchlichen Funktionen wenn er mit dem Ornate des Hohenpriesters angethan ist. Nur die Tiara (Triregnum), welche weltlichen Ursprung hat und durch das allmählige Anwachsen des Kirchenstaates durch neue Gebiete (regna) entstanden ist, macht in seiner jetzigen oben ausgebauchten Form einen abstoßenden Eindruck. Dagegen entspricht die ganze übrige Gewandung und Erscheinung wirklich den Gesetzen malerischer Schönheit. Wenn der heilige Vater bei einer Festprocession oder zu einer Allokution und Cardinalseinführung in die Scalaregia auf goldenem Stuhle sitzend, mit

dem Pluviale angethan getragen wird von acht glänzenden Dienern, während zwei andere zu beiden Seiten die kolossalen Pfauenwedel mit ihren brillanten Regenbogenfarben schwingen, so sieht sich das so erhaben und malerisch-schön an, daß man immer wieder gerne diesem Schauspiele beiwohnt. Dasselbe gilt von den Funktionen des Papstes in der Sixtina, in der Peterskirche und selbst bei seinen täglichen Spazierfahrten wo die Guardia nobile, die aus jungen Adeligen Roms besteht, in glänzender Uniform und auf feurigen Rossen den päpstlichen Wagen, dem zwei Vorreiter weit vorauseilen, zu begleiten pflegt. Kurz, wo der Papst erscheint, bietet sich immer dem Auge eine an Farben und Formen mannigfache, reiche, malerische Scene dar.

Verlassen wir aber nun die Person des Papstes, um uns seine Umgebung zu beschauen. Kaum tritt der heilige Vater aus seinem bescheidenen Gemache, so geräth er in einen Wundergarten der Schönheit, in ein unausschöpfbares Meer des Herrlichsten und Schönsten, was die besten Jahrhunderte der Weltgeschichte geschaffen haben. Er tritt hinaus in die Loggien, jene berühmten Hallen die gegen den Hof zu offen, an der Wand und im Plafond aber mit den unübertroffenen Bildern aus der Genesis und mit den köstlichen Arabesken von Raphaels und seiner Schüler Hand geziert sind. Diese bilden aber nur die Propyläen, die Vorhallen zum Heiligthum. Von da gelangt man erst in die Stanzen, die großen Zimmer der Päpste von ehemals, jetzt von keinem Menschen mehr bewohnt, aber erfüllt vom Geiste Raphaels der hier seine großartigsten Visionen geschaffen, und darum täglich besucht und bewundert von Tausenden aus Nah und Fern. Zwar zeigen auch diese Bilder das Schicksal des Irdischen, sie haben ihre erste paradiesische Schönheit verloren durch Staub, Rauch und Nachdunkelung; aber für Den, der durch den Schleier zu blicken vermag, bieten sie doch noch unsägliche Reize und die Spuren der früheren Vollkommenheit. Auch sie können sagen mit der Braut im Hohenliede:

Schwarz, gedunkelt bin ich, aber doch schön über alle Gezelte von Cedar! Diese Malereien sind, solange sie währen, ein steter Hymnus auf die Wirkungen und Segnungen des Christenthums, der Kirche, auf die Welt und alle Gebiete ihres Lebens. Sie verkünden, wie Philosophie (scola d'Atene), Theologie (disputà), Poesie und Jurisprudenz von der Kirche aufgenommen und zur höchsten Entfaltung gebracht worden; sie schildern den Sieg des Christenthums über das Heidenthum (Sieg Constantins über Maxentius und Leo's III. bei Ostia) und über die Feinde des Heiligthums (Heliodor und Attila); sie feiern die Fortdauer der Wundermacht in der Kirche (Messe von Bolsena, Brand des Borgo) und die außerordentliche Hülfe die Gott immer der bedrängten Kirche gesendet (Befreiung des Petrus). Welche Fülle des Schönen ist in diesen Sälen zusammengedrängt! Die harmonische Vereinigung der Vorzüge aller andern Meister der Malerei hat hier Raphael wie in ein duftendes Blumenbouquet gebunden, das ohne Unterlaß Tausende erhebt und entzückt.

Gehen wir durch die unteren Loggien wieder zurück, so gelangen wir in den ungeheuren Corridor der den Eingang bildet zur vatikanischen Sammlung der Skulpturen, zur berühmtesten und reichsten Gallerie antiker Schönheiten. In nimmer endenden Sälen und Hallen sind nämlich jene antiken Statuen, Gruppen und Reliefs aufgestellt, welche die reinmenschliche Schönheit in vollendetster Weise wiedergeben. Ich nenne nur den Laokoon und den Apollo von Belvedere, denen eigene Tempel hier eingeräumt sind. Es sind alle Götter der alten Welt hier versammelt. Das Evangelium hat diese Götzen von den Altären gestoßen und aus den Herzen gebannt, aber das Siegel der Schönheit das diesen ihren Bildern aufgeprägt ist, hat sie Gnade finden lassen vor den Augen der Päpste; diese Väter der Christenheit haben die Statuen der alten Götter um sich versammelt und gerettet, weil sie nicht Bilder der sittlichzerfressenen Heidenwelt sind, sondern Bilder des paradiesischen Menschen, wie er lauter

und fehllos aus Gottes Hand hervorgegangen. Und von diesem Walde von herrlichen Statuen (ca. 20,000) der griechisch-römischen Welt ist noch jetzt der Papst umgeben. Wenn er wegen ungünstiger Witterung seine Spazierfahrt unterlassen muß, ergeht er sich sogar in diesem Haine von antiken Götterbildern. An keinem Punkte der Welt sind so viele schöne Werke antiker Kunst zusammengedrängt als gerade hier, in der Nähe, ja sozusagen in den Vorzimmern des Papstes.

Eine Thüre führt aus der ersten Gallerie der Sculpturen in die berühmte vatikanische Bibliothek. Auch die Ausstattung dieser unvergleichlichen Sammlung übertrifft an Schönheit alle Bibliotheken der Welt. Während in Paris, Wien, München, Stuttgart, mit Ausnahme eines geschmückten Stiegenhauses etwa, das Gebäude der Kunstzierde entbehrt und alle Wände von unten bis oben mit Büchern unschön gefüllt sind, treffen wir in der Vaticana alle Säle mit großen historischen Fresken ausgeschmückt, welche die Geschichte der Päpste, besonders der um die Bibliothek hochverdienten, bis zu unserm Jahrhundert uns vor Augen führen. Die Bücher und Manuscripte sind in niedern Schränken aufbewahrt, so daß sie den monumentalen ästhetischen Eindruck des ganzen Saales nicht zu stören vermögen. Auch bei dieser Einrichtung hat man also die Idee der Schönheit stets im Auge behalten.

Steigen wir noch eine Treppe höher, so gelangen wir in die Gemäldegallerie des Papstes. Die Zahl dieser Gemälde ist nicht groß; sie füllen nur vier Säle, aber es sind Pretiosen, wahre Perlen der Malerei die an Werth jede Sammlung der Welt wohl aufwiegen. Man erinnere sich nur, daß hier Raphaels Meisterwerke der Oelmalerei aus den drei Epochen seiner Entwicklung zu finden sind, seine Himmelfahrt Mariä neben kleineren Heiligenbildern seiner ersten Zeit, seine Madonna di Foligno, und seine Verklärung Christi, an der er von Fieberglut schon brennend noch gemalt und die bei seiner Leiche als herrlichster Leichenstein aufgestellt war. Daneben noch die besten Gemälde von Pin-

turichio, von Pietro Perugino, von Titian, Correggio, Giulio Romano, Dominichino (St. Hieronymus) und Murillo. Eine solche Fülle des vollendet Schönen tritt uns hier entgegen, daß wir wie betäubt zwischen all' den Herrlichkeiten wandeln!

Doch ich käme nie zu Ende, wollte ich alle Blüthen der Schönheit aufzählen die hier in der Wohnung der Päpste aufbewahrt sind. Ich übergehe die großen gewebten Tapeten Raphaels, welche auch in einem nahen Gange aufgehangen sind und die Hauptscenen aus dem Leben der Apostelfürsten zeigend zum Schmuck von St. Peters Dom an den Festtagen bestimmt waren; ebenso die überreiche etrurische Sammlung mit ihren großartigen Vasen und Gemälden, die ägyptische Sammlung, die Sammlungen von Werken altchristlicher Zeit. Ich mache nur noch aufmerksam, daß der Vatikan auch fünf Hofkapellen hat die an Schönheit der Kunstausstattung mit einander wetteifern. Ihre Nennung genügt. Wo ist etwas Aehnliches wie die Kapelle des heil. Laurentius, die Fiesole, der Engel unter den Malern, mit seinen engelmilden und himmlischen Bildern ganz ausgeschmückt hat? Daran schließt sich die Capella Paulina, von Paul III. erbaut, mit zwei Hauptgemälden des greisen Michel Angelo; endlich die Sistina, deren Ruhm in der ganzen Welt verbreitet ist, weil Michel Angelo's unsterbliche Fresken sie zieren, jene Bilder der Genesis, der Propheten und Sibyllen und endlich des jüngsten Gerichtes über dem Hochaltare, Bilder die ob ihrer Tiefsinnigkeit, gigantischen Kraft, Großartigkeit und sturmvollen Bewegung nicht ihres Gleichen in der ganzen Kunstwelt haben. Schließlich gehört die an den Vatikan angebaute Peterskirche selbst mit all' ihren Herrlichkeiten zu den Hofkirchen des Papstes, ja sie ist seine erste und vorzüglichste Hofkirche.

So hat im Palaste der Päpste ein Schönheitssinn und eine Liebe zum Schönen gewirkt wie an keinem Winkel der Erde. Selbst die den Vatikan umgebenden Gärten zeigen noch den Nachklang des im Palaste selbst waltenden feinen

ästhetischen Gefühls. Nicht bloß daß in den Gartenanlagen die glückliche Mitte zwischen steifer französischer Manier und regelloser englischer Art der Anlage getroffen ist, auch die Zierden dieser Gärten sind alle wohl gewählt, schön und bedeutsam. Wohin paßte die kolossale Pigna (Pinienzapfen) die einst das nahe Grabmal des Hadrian abgeschlossen, besser als hieher in einen Garten mit seinen immergrünen Bäumen und blühenden Bosquets, ebenso das große Pfauenpaar aus Erz das nebenan prangt? Wie zierlich macht sich das Sommerhaus des Papstes, mit Mosaiken und Reliefs ausgeschmückt! Dann die vielen Säulentrümmer und Statuen zeugen auch hier bei jedem Schritte, daß wir auf klassischem Boden, auf den Trümmern einer erstorbenen Welt wandeln in Mitte des ringsum blühenden Lebens. Wünscht man ein Wasserwerk zu sehen, so ist hier ein kleines Linienschiff aufgestellt das die reichsten Wasserkünste spielen läßt, indem es durch die Schußlöcher auf allen Seiten Ströme von Wasser gegen die nahenden Feinde ausgießt. Selbst das Schreckensollende, das zur Häßlichkeit Prädestinirte kann sich in Rom, in der Nähe des Papstes nicht ganz den Einflüssen der Schönheit entziehen. Ich sah im vatikanischen Garten eine Vogelscheuche, d. h. eine Puppe die bestimmt war zur Aerntezeit die naschenden Vögel von den eben reifen Früchten der Bäume abzuschrecken. Es stellte einen Reiter vor der seinen Säbel gegen die frechen Diebe zu schwingen schien. Aber selbst diese Figur war in Haltung, Ausdruck und Bewegung so naturwahr, correkt und malerisch, daß ich dießseits der Alpen schon viele Heiligenstatuen in Kirchen gesehen habe welche von jener Vogelscheuche im vatikanischen Garten an Schönheit übertroffen wurden.

Noch eine anmuthige Zier der päpstlichen Gärten muß ich erwähnen, welche wohl sonst nirgends mehr gefunden wird. Ich meine nämlich eine Wasserorgel die in einer Vertiefung des ungeheuren Gartens am Quirinal bei einer Quelle zu sehen ist. Zu gewissen Zeiten setzt man das Wasserwerk

in Bewegung und die Orgel läßt ihre bald weichen, bald brausenden Töne durch die langen, mit reichem Buschwerk besetzten Gänge des Gartens erschallen. Es machen diese Naturtöne einen wundersamen Eindruck auf den Hörer. Man fühlt sich bald in die Zeit Karls des Großen versetzt wo die Kirchen und Klöster noch mit solchen Wasserorgeln versehen waren, bald in einen Roman unsers empfindseligen Jean Paul der die Wasserorgeln noch in den Gärten von Lilar zum Entzücken seiner Albano's und Lianen spielen läßt. Ein solches Instrument ist jedenfalls noch ein anziehender poetischer Schmuck und Reiz eines Gartens.

Doch ich ende, um nicht zu sehr zu ermüden. Meine Absicht ist erreicht, meine Gedanken über das angekündigte Thema sind wenigstens angedeutet. Nirgends findet sich auf einem so engen Raum so viel des Schönsten zusammengedrängt, nirgends sieht man vielleicht unbewußt das Schönheitsgefühl so allseitig herrschen als am Hofe des Papstes.

Wilhelm von Humboldt, der Freund der Päpste, hat in einem Briefe geäußert: „Die tropischen Länder haben in der Großartigkeit und Schönheit ihrer Pflanzen und Thierwelt Vieles vor uns voraus, wir aber in der gemäßigten Zone besitzen als Ersatz dafür die wunderbaren Schöpfungen der Kunst, welche jene entbehren müssen". Dieses Wort erfüllt sich im reichsten Maße in Rom. Hier unter dem milden Himmel des christlichen Centrums entzückt eine wahrhaft tropische Vegetation der Kunstwelt, hier am Sitze des Papstthums wohnt die reichste Fülle des Schönen. Wir dürfen darum wohl sagen: wie in Rom der Schatz der geoffenbarten, zum Heile dienenden Wahrheit niedergelegt ist, wie das von Gott gewollte Gute von dort ohne Unterlaß in die Verirrungen der Welt hineingerufen wird, so ruht dort auch der reichste Schatz des Schönen, zu welchem mit Recht die Kunstjünger aller Völker pilgern, um dort ihre Ideenwelt zu bereichern, ihren Formensinn zu bilden, ihre Begeisterung für das Ewigschöne zu entflammen.

XXVI.

Eine pädagogische Real-Encyklopädie.

Real-Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Principien. Unter Mitwirkung von geistlichen und weltlichen Schulmännern für Geistliche, Volksschullehrer, Eltern und Erzieher bearbeitet und herausgegeben von Hermann Rolfus, Pfarrer zu Reiselfingen in Baden, und Adolph Pfister, Pfarrer und Schulinspektor zu Rißtissen in Württemberg. Mit Approbation des hochwürdigen Ordinariates zu Mainz. IV Bde. Mainz, Kupferberg 1863—1866.

Die pädagogische Literatur ist in Deutschland seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zu einer ungeheuren Masse angewachsen. Die deutsche Liebhaberei für Theorien und Systeme, die übertriebene Wichtigkeit welche man bald nach Anfang dieses Jahrhunderts der Elementarschule beigelegt hat, die zunehmende literarische und buchhändlerische Industrie: dieß sind die Hauptursachen dieser Erscheinung. Gewiß ist unter diesen Tausenden von Büchern auch eine Anzahl guter und selbst vorzüglicher; aber bei allem Respekt vor der „deutschen Wissenschaft“ kann man es sich nicht verhehlen, daß gerade auf diesem von uns Deutschen vorzugsweise angebauten Felde der pädagogischen Literatur sich die charakteristischen Fehler und Schwächen, welche unsrer deutschen Bücher-Produktion neben ihren gewiß un-

bestreitbaren Vorzügen eigen sind, in nicht geringem Maße zeigen als da sind: Mangel an praktischem Sinn und Geschick, Weitschweifigkeit, Formlosigkeit und Pedantismus.

So erklärt es sich, daß von dieser Ueberfülle der pädagogischen Literatur in Deutschland doch nur äußerst wenig, ja nur ein verschwindend kleiner Theil in den allgemeinen Gebrauch übergeht und von allgemeinerer Wirkung ist, obgleich die Erziehung der Jugend ein Gegenstand von dem allgemeinsten Interesse und der größten Wichtigkeit ist. Fast alle Produktionen auf diesem Gebiete, auch die von allgemeinerem Inhalte, bleiben auf den Kreis derjenigen eingeschränkt welche nach ihrem Fach und Beruf davon Kenntniß zu nehmen genöthigt sind. Am Ende ist diese Beschränkung kein so großes Uebel, weil die rechte Erziehung ihrer Natur nach mehr Kunst als Wissenschaft ist, mehr auf Gesinnung und Praxis als auf Theorie und Wissen beruht; abgesehen davon daß durch unsre pädagogische Literatur neben dem Guten auch eine Menge von Irrthümern verbreitet wird.

Zu denjenigen Personen welche außer den Lehrern eine genauere Kenntniß der pädagogischen Literatur sich zu verschaffen genöthigt sind, gehören Alle welche Theil zu nehmen haben an der Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens, in erster Linie somit die Geistlichen. Für alle mit der Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens Betrauten, weltlichen und geistlichen Standes, sind aber zum Zwecke der Uebersicht und der Praxis ihrer berufsmäßigen Thätigkeit encyklopädische Werke über Pädagogik ein Bedürfniß. Namentlich gilt dieses von den Geistlichen um so mehr, da die Beaufsichtigung der Pfarrschule zwar einen höchst wichtigen Theil ihres Berufes bildet, aber ihre Thätigkeit noch für so viele andre priesterliche und der Seelsorge gewidmete Geschäfte in Anspruch genommen ist. Nach der Stellung welche die moderne Volksschule nun einmal thatsächlich einnimmt, sei es mit Recht oder mit Unrecht, ist es für den Geistlichen ganz unerläßlich um mit Erfolg wirken zu können, daß er

mit der pädagogischen Literatur sich mehr bekannt mache als früher. Es ist zwar für einen studirten und liberal gebildeten Mann, es ist für einen Theologen welcher als Gegenstand seiner Lektüre und seiner Studien, wenn er dazu freie Zeit und Neigung hat, doch ganz andre Bücher wählen kann, eine harte Zumuthung seine Zeit dem Lesen pädagogischer Bücher und dem Studium der allerhand künstlichen Methoden zu widmen welche man für den unnatürlich hinaufgeschraubten Unterricht der ABC=Schule ersonnen hat. Aber wie jetzt die Verhältnisse sind, ist dieses unerläßlich: der Pfarrer muß für seine Pfarrschule dieses Opfer bringen. Nur so kann er Verkehrtheiten und Uebertreibungen des Unterrichtes der Elementarschule mit Erfolg entgegen wirken; nur so kann er seine Stellung und seine Autorität dem Schullehrer gegenüber behaupten.

Für die katholischen Geistlichen hat es bis in die neueste Zeit an einem geeigneten encyklopädischen Werke zur Unterstützung und Erleichterung ihrer berufsmäßigen Thätigkeit auf dem Gebiete der Schule gefehlt. Wir Katholiken haben alle Ursache uns anzuklagen, daß wir auch hier wie auf andern literarischen Gebieten so säumig und gleichgiltig für die Ausführung eines zeitgemäßen Unternehmens waren. Zeitgemäß sind aber katholische literarische Unternehmen überall, wo es nöthig ist Irrthümer und Angriffe der Zeit gegen die katholische Kirche zu bekämpfen. Die vorhandenen encyklopädischen Werke in lexikaler Form sind entweder veraltet oder gehen nicht von einer katholischen Grundlage aus. Das neueste Werk der Art von Schmid geht zwar von der Grundlage der christlichen Offenbarung aus, behandelt aber und beurtheilt die pädagogischen Fragen und Leistungen von dem protestantischen Standpunkte aus, und ist überdieß seinem Umfange nach für den allgemeinen Gebrauch zu voluminös.

Jetzt endlich haben wir von katholischer Seite in der oben angeführten Real=Encyklopädie ein Werk erhalten, wel=

ches nicht dem Worte nach, sondern in der That ein längst gefühltes Bedürfniß befriedigt. Man kann von Seiten der Katholiken, insbesondere von Seiten der Geistlichkeit den Herrn Verfassern und der Verlagshandlung nur aufrichtig danken, daß sie den Muth hatten ein solches Werk zu unternehmen und daß sie die Energie anwendeten, es in verhältnißmäßig kurzer Zeit und so wie es seinem inneren Gehalte nach ist, zur vollendeten Ausführung zu bringen. Es ist jetzt nur noch zu wünschen, daß das Werk allgemeine Verbreitung finde und recht fleißig von den Lesern für welche es bestimmt ist, gebraucht werde. Es wird auf diese Weise viel Nutzen stiften, und zugleich ist dieses der Weg, daß dasselbe immer noch mehr vervollkommnet werden kann.

Es kann nicht die Rede davon seyn, hier an diesem Ort auf eine specielle Beurtheilung einzelner Artikel des Werkes sich einzulassen. Doch wird man vielleicht den nachfolgenden Bemerkungen Raum gönnen, zur näheren Charakterisirung des vorliegenden Werkes, aber auch um zu beweisen daß unser oben ausgesprochenes allgemeine Urtheil auf einer genaueren Kenntnißnahme beruht.

An eine „Real-Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Principien", als welche das vorliegende Werk sich ankündigt, wird man im Allgemeinen folgende Anforderungen zu stellen haben. Ein solches Werk soll dem Geiste und den Grundsätzen nach katholisch seyn; es soll in wissenschaftlicher und literarischer Beziehung, nach Inhalt und Form die gehörige Tüchtigkeit haben; die Auswahl des Stoffes soll keine unnöthigen Artikel aufnehmen, keinen nöthigen auslassen und Artikel verwandter Materien gehörig abgrenzen und rubriciren; es soll endlich bei jedem einzelnen Artikel das richtige Maß der Ausdehnung eingehalten werden.

Was nun die erste dieser fünf Anforderungen betrifft, so gibt dafür die Approbation des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariates zu Mainz die beste Bürgschaft. Die katholischen Grundsätze werden mit Entschiedenheit gewahrt, aber

mit Einsicht ohne verletzende Schroffheit, und nur da polemisch wo es zur Vertheidigung und Rechtfertigung der eignen Grundsätze unabweisbar nothwendig ist. Man vergleiche um dieses Urtheil begründet zu finden, nur die Artikel: Aufklärung, Erziehung, Kirche, Pädagogik, Pensionat. Bei dieser vollkommenen Correktheit des Werkes im Ganzen sind uns ein paar Artikel vorgekommen bei welchen ein katholischer Pädagog das katholische Moment etwas mehr hervorgehoben wünschen könnte. So hätte unsers Erachtens in dem Artikel Kleinkinderschulen ausdrücklich bemerkt werden sollen, welche Mißstände confessionell gemischte Anstalten der Art mit sich führen: die Sache selbst ist klar genug; man darf nur den folgenden einen Umstand erwägen. In den Kleinkinderschulen läßt man die Kinder beten; wie soll es nun dabei mit dem Zeichen des Kreuzes gehalten werden? Kein Theil kann vernünftiger Weise verlangen, daß der andere Theil seine kirchliche Sitte aufgebe. So wird also ein Theil der Kinder bei dem gemeinschaftlichen Gebet nach der Sitte der früheſten christlichen Jahrhunderte das Kreuz machen, der andre nicht. Dieß muß auffallen und Erklärungen herbeiführen, die mit der Naivetät der kindlichen Frömmigkeit unvereinbar sind. In dem Artikel National-Literatur hat es uns gewundert einen Tadel dagegen zu finden, daß nach dem bekannten preußischen Regulativ vom 1. Oktober 1854 die sogenannte classische deutsche Literatur von der Privatlektüre der Schulseminaristen ausgeschlossen seyn soll. Vom katholischen Standpunkte aus scheint uns dieses Verbot vielmehr Billigung zu verdienen. Die erste Blüthezeit unsrer National-Literatur im Mittelalter war ganz katholisch; sie blieb auch noch nach der Reformation bis auf Klopstock und Gellert christlich. Darauf kam in unsre nationalen Classiker seit den letzten drei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ein merkwürdiges Durcheinander von Formen und Geistesrichtungen, in welchem bei allem Trefflichen was wir in dieser Periode finden, eine Entfremdung, ja eine Feindseligkeit gegen

die Religion des Volkes vorherrscht. Es ist dieses für die Jugenderziehung und Schulbildung unsrer deutschen Jugend ein wahres Unglück. Wie viel besser hat es hierin die französische Jugend! Bei all' der großen Masse gottloser und sittenverderbender Bücher haben die Franzosen Classiker, welche durch und durch christlich und katholisch sind wie Bossuet, Fenelon, Racine und die großen Kanzelredner des 17. Jahrhunderts, dabei so allgemein anerkannt, daß sie jeder Franzose von liberaler Erziehung von seiner Jugendbildung her kennt und kennen muß. Unsre jungen katholischen Schulcandidaten ihren Göthe und Schiller von Anfang bis zu Ende ohne Auswahl in ihrer Privatlektüre, während sie in dem Schulseminar sind, lesen zu lassen, wäre gewiß nicht zu rechtfertigen.

Was die zweite Anforderung betrifft, die Tüchtigkeit der wissenschaftlichen und literarischen Arbeit, so muß hier wie bei allen ähnlichen Unternehmungen die Rücksicht eintreten, daß in einer solchen Encyklopädie unmöglich alle Artikel von einer gleichen Preiswürdigkeit seyn können, und daß man alle Ursache hat zufrieden zu seyn, wenn ein solches Werk im Ganzen dem jedesmaligen Stande der Wissenschaft entspricht. Dieses ist hier aber der Fall und um so mehr anzuerkennen, da das Werk auf diesem Gebiete gleichsam der erste Wurf, in Deutschland die erste pädagogische Real-Encyklopädie nach katholischen Principien ist. An wissenschaftlich controversen Punkten und Einwendungen kann es auch unter denjenigen Lesern des Werkes welche auf dem gemeinsamen katholischen Boden stehen, bei einzelnen Artikeln der Natur der Sache nach nicht fehlen. So z. B. scheint uns wenigstens daß in den betreffenden Artikeln (Aufsicht über die Volksschule, Oberschulbehörde, Familie, Gemeinde, Gemeindeschulen, Staat) der Staatsgewalt den confessionellen Schulen gegenüber, so wie der moderne Staat sich jetzt gestaltet hat, etwas zu viel Einfluß und Recht zugestanden wird. So finden wir in dem Artikel Pestalozzi diesen

berühmten Pädagogen, wenn auch seine schwachen Seiten nicht verschwiegen sind, doch immer noch zu hoch gestellt. Pestalozzi ist durch ein Zusammentreffen von Umständen weit über Verdienst gelobt und bewundert worden. Stimmen wie die des Pädagogen Karl von Raumer in seiner vor Kurzem erschienenen Selbstbiographie sind geeignet Pestalozzi richtiger zu würdigen. So können wir endlich uns auch nicht mit dem in dem Artikel Preußen S. 9 mit dem weniger günstigen Urtheil über das erste der drei preußischen Regulative vom 1. Oktober 1854 (den Unterricht in den Schullehrer-Seminarien betreffend) einverstanden erklären. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß sich Preußen durch diese Schulregulative, das erste mit einbegriffen, um die deutsche Nationalbildung verdient gemacht hat.

Hinsichtlich der äußeren Oekonomie des Werkes, der Aufnahme und Rubricirung der Artikel, dürfte Manches zu bemerken seyn was bei einer folgenden Ausgabe des Werkes einer Revision zu unterziehen wäre. Manche getrennten Artikel dürften dann wohl besser in einen zusammengezogen werden; andere die eine zu allgemeine Ueberschrift haben, ihrem Inhalt nach genauer zu rubriciren, einige aus andern Wissenschaften wie aus der Physiologie, Psychologie und Ethik herüber genommene Materien etwas zu beschränken seyn.

In der Ausdehnung der einzelnen Artikel scheint uns im Uebrigen das rechte Maß eingehalten. Bei dem Artikel Baden, sowohl in dem Hauptartikel (I. 149) als in dem Anhang (IV. 681) sind wir dem Verfasser zwar dankbar, daß er uns mit einer ausführlichen Erzählung des unerquicklichen Schulstreites, der sog. badischen Schulkrankheit verschont hat. Aber seine Bescheidenheit ist hier etwas zu weit gegangen. Die Hauptpunkte um welche sich der Conflikt zwischen Kirche und Staat auf dem Gebiete der Schule bewegt, waren anzugeben und wenn auch sonst keine Literatur darüber, so waren doch jedenfalls die officiellen Denkschriften

des Erzbischofes von Freiburg und des badischen Klerus als historische Aktenstücke anzuführen.

Die obigen Bemerkungen sollen nur das Interesse beweisen, welches dieses Werk erregt und verdient, und zu dessen näherer Charakteristik einen Beitrag geben. Wir können zum Schlusse nur wiederholen, daß das Werk eine Lücke in der katholischen Literatur ausfüllt; daß wir Katholiken überhaupt, namentlich aber alle welche bei dem katholischen Erziehungs- und Unterrichtswesen mitzuwirken haben, also in erster Linie der Klerus, diesem so lobwürdigen Unternehmen gewiß Dank und Anerkennung zuwenden, und daß die Verbreitung und der Gebrauch des Werkes sehr zu wünschen und auf alle Art zu befördern ist.

XXVII.

Zeitläufe.

Der Ausgleich mit Ungarn und der neu-österreichische Dualismus.

In dem Chaos der liberalen Entwicklung Oesterreichs und seiner Verfassungs-Experimente steht also wieder ein Abschnitt bevor, ungefähr der zehnte seit neunzehn Jahren, und zwar ein sehr tiefer. Um die Wendung ganz zu verstehen, muß man sich in der österreichischen Confusion zurückdenken mindestens bis auf den Erlaß des Patents vom 26. Februar 1861.

Nachdem der Kaiser aus eigener und edler Initiative durch das berühmte Diplom vom 20. Oktober 1860 den Ver-

such gemacht hatte eine Reichsverfassung auf föderalistischer Grundlage herzustellen, kam der Ritter von Schmerling als hochtrabender Stimmführer des deutschen Liberalismus und verdarb den kaiserlichen Gedanken durch die centralistische Tendenz seiner Februar-Verfassung. Vier Jahre lang wurde fortan das ganze Heil Oesterreichs von der rücksichtslosen Durchführung dieses Statuts abhängig gemacht und vier der schönsten Friedensjahre gingen über diesem — wie jeder nicht-liberale Politiker voraussehen konnte — völlig vergeblichen Getriebe verloren. Als dann am 20. September 1865 die todtgeborne Verfassung vom Februar auch formell „sistirt“ wurde und auf die föderalistischen Grundlagen der freien Vereinbarung zwischen den einzelnen Länder-Vertretungen zurückgekehrt werden sollte, da war abermals wie schon so oft, die Gelegenheit versäumt. Der Weg war richtig, aber man betrat ihn längst zu spät. Nicht nur die Vertreter der ungarischen Revolution von 1848 bestanden hartnäckig auf ihrem Schein, sondern auch der deutsche Liberalismus gebärdete sich wo möglich noch selbstmörderischer. So ist denn die Partei glücklich bei dem schnurgeraden Gegentheil ihrer centralistischen Heilslehre von 1861 angelangt: anstatt der parlamentarischen Reichseinheit wird in Oesterreich ein constitutioneller Dualismus aufgerichtet voll von unerhörten Abnormitäten.

Dennoch klatscht der deutsche Liberalismus von Wien bis Salzburg kindlich vergnügt in die Hände. Wie ist's möglich? Sehr einfach dadurch, aber freilich nur dadurch daß das Reichsinteresse ganz und gar dem Parteiinteresse untergeordnet wird. Es war — wir haben oft darauf hingedeutet — schon ein Hintergedanke der Schmerlingischen Politik oder Nichtpolitik: wenn alle Stricke brechen würden und die Magyaren durchaus in den Reichsrath der Februar-Verfassung nicht sollten eintreten wollen, so müsse man die widerspänstigen Transleithaner eben aufgeben und ihrer eigenen Constituirung überlassen, dafür aber den constitutionellen

Centralismus um so energischer in den deutsch-slavischen Kronländern durchführen. Das ist auch jetzt die Absicht der Partei. Je augenscheinlicher die Sackgasse gewesen war in die der hochfahrende, durch und durch doktrinäre Urheber der Februar-Verfassung sich verrannt, bis endlich selbst die eigene Parteimehrheit im Reichsrath sich gegen die geschäftige Richtsthuerei empörte: desto ungescheuter trat schon damals der Gedanke zu Tage mittelst des constitutionellen Dualismus einen Ausweg aus der gänzlich zerfahrenen Lage zu finden. Man hätte hiezu nicht einmal den Sächsischen Baron von Beust zu berufen nöthig gehabt; das hätte auch der verbrauchte Ritter von Schmerling zuwege gebracht, und man hätte sich dann wenigstens das Blutgeld einer unnöthigen Ministerpension erspart.

Um Alles zu sagen, so muß auch zugestanden werden, daß unter Schmerling für den Ausweg eines constitutionellen Dualismus immerhin noch entschuldigende oder rechtfertigende Gründe vorzubringen gewesen wären, von welchen jetzt schlechthin keine Rede mehr seyn kann. Herr von Schmerling hätte nicht nur sagen können, es sei eigentlich im eigensten Interesse des österreichischen Deutschthums gelegen, daß die Völker der St. Stephanskrone den Eintritt in den weitern Reichsrath der Februar-Verfassung ablehnten; denn wenn dieselben kämen, so wäre es unvermeidlich daß die nichtdeutschen Elemente die Mehrheit erhielten in der Centralvertretung, und es sei somit besser daß das Deutschthum in der Einen Hälfte des Reiches unbedingt herrsche, als im Gesammtumfang der Monarchie überstimmt und beherrscht werde. Man hätte dann freilich diesem wunderlichen Staatsmann entgegenhalten können: aber warum hast Du denn, wenn es so ist, diese Verfassung aufgestellt und die vier schönen Friedens-Jahre deren geizigste Ausnützung für das Reich so nothwendig gewesen wäre wie das tägliche Brod, mit der Durchführung eines staatsrechtlichen Experiments vertrödelt dessen

Scheitern Du selbst aus den dringendsten Gründen wünschen mußtest?

Herr von Schmerling hätte aber noch ein anderes Motiv gehabt zur Empfehlung des constitutionellen Dualismus, welches Motiv zwar gleichfalls auf's stärkste von dem ebengedachten Vorwurf betroffen worden wäre, das sich aber immerhin hätte hören lassen. Das Motiv das ich meine, lag auf dem Gebiet der auswärtigen oder der deutschen Politik. Damals bestand noch der alte Bund, damals schien das Großdeutschthum noch eine sehr starke Partei im Reich zu seyn; alle Welt beschäftigte sich mit der deutschen Bundesreform als mit der Cardinalfrage welche auch für die Neugestaltung Oesterreichs den Ausschlag geben müsse, und Herr von Schmerling selbst schwärmte mit Ostentation für das großdeutsche Frankfurter Parlament. Er hätte folgerichtig sagen können: die centralisirende Verfassung Gesammtösterreichs ist ein unübersteigliches Hinderniß für eine parlamentarische Verfassung des deutschen Bundes; diese zwei Begriffe schließen sich nicht ein sondern aus; entlassen wir also lieber die Völker der St. Stephanskrone aus dem Verbande der constitutionellen Reichseinheit, um dafür mit den deutsch-slavischen Bundesländern um so enger in den reformirten deutschen Bundesstaat einzugehen.

Es hätte einen Sinn gehabt, wenn der Staatsminister Oesterreichs so gesprochen hätte. Wir selbst haben oft genug darauf hingewiesen welcher Widersinn darin liege, mit der rechten Hand an der Durchführung der Verfassung vom 26. Februar und mit der linken Hand an der Herstellung einer Volksvertretung am deutschen Bunde zu arbeiten. Was die Eine Hand aufgebaut haben würde, das hätte die andere wieder niederreißen müssen. Jetzt freilich ist auch den sublimen Politikern in Wien das Licht aufgegangen. Damals aber wollte Niemand den Widerspruch eingestehen. Auch Hr. Baron Beust nahm daran nicht den geringsten Anstoß. Erst jetzt äußert sich eine seiner inspirirten

Federn rund und nett wie folgt: „Es ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache, daß die Februar-Verfassung ein wesentliches Hinderniß einer Reorganisation des Bundes war, wie sie dem deutschen Volkswunsch entsprach. Sie schloß die parlamentarische Gemeinsamkeit mit Deutschland aus; mit Recht ist bemerkt worden, daß selbst ihre ausgiebigste Revision ein Hinausgehen über das Delegationssystem des Reformprojekts kaum gestattet hätte. In einem unglücklichen Augenblick hatte sie sich als neue Scheidewand zwischen Oesterreich und das übrige Deutschland geschoben. In der That wird man schwerlich ignoriren dürfen, daß die Zeit der engsten Verbindung Oesterreichs mit Deutschland nicht die Zeit einer geschlossenen centralisirten Reichsverfassung der Monarchie war. Der Beginn der kleindeutschen Partei fällt zusammen mit den ersten Ansätzen zu einer derartigen Verfassung" *).

So spricht man jetzt in Wien; aber vor vier und fünf Jahren wußte man kein Sterbenswörtchen von dem doch so klaren Zusammenhang der Dinge. Ich muß die Leser um Entschuldigung bitten, daß ich mich solange aufhalte bei diesem Punkt; aber er ist mir immer charakteristischer als alles Andere erschienen für den Ernst und die Einsicht womit der Wiener Liberalismus die deutsche Frage behandelt hat. Während der hervorragendste Staatsmann dieser Partei sich mit einer Verfassung abarbeitete, welche nothwendig Wasser auf die kleindeutsche Mühle schütten mußte, brachte er die großdeutschen Elemente hier außen im Reich in steigende Bewegung und Erhitzung; und während er Oesterreich auf eine verfassungsmäßige Basis zu stellen suchte welche die Verwirklichung der großdeutschen Reformidee ausschloß, schürte er unablässig die Flamme der eifersüchtigsten Rivalität gegen Preußen, bis dieselbe ihm auf dem Fuße in den unseligen Krieg vom vorigen Jahre ausschlug. An dem ganzen un-

*) Allg. Zeitung vom 14. Februar 1867.

ermeßlichen Unheil ist Niemand anders Schuld als die Thorheit und Verblendung des Wiener Liberalismus.

Hätte Schmerling rechtzeitig sich zu der Idee des österreichischen Dualismus zurückgewendet, um dafür in Deutschland mit aller Macht sich auf die großdeutsche Reformidee zu werfen, wer weiß wie es ergangen wäre. Jetzt ist es zu spät; jetzt läßt sich durch eine solche Aussöhnung mit Ungarn nach außen hin schlechterdings nichts mehr gewinnen, nach innen aber Alles verlieren. Der Bund existirt nicht mehr, Oesterreich ist vertragsmäßig aus Deutschland ausgeschlossen, und Herr Baron Beust kann sich nichteinmal mehr des Vorwands bedienen: für das Opfer der österreichischen Reichseinheit zu Gunsten des constitutionellen Dualismus werde Oesterreich eine verstärkte Stellung zu Deutschland gewinnen. Ja noch mehr: wenn jene Rede wahr gewesen ist, welche unter den Wiener Staatsmännern lange Zeit als Axiom galt, daß nämlich das deutsche Element in Oesterreich an sich zu schwach sei, um ohne engern und stärkenden Zusammenhang mit dem übrigen Deutschland dem Andrang der fremden Nationalitäten die Stange zu halten: dann dürfte es sogar auch mit dem Beruhigungsgrund mißlich stehen, wornach die Einführung des Dualismus in Oesterreich wenigstens in der Einen Hälfte des Reichs dem Deutschthum die Herrschaft sichern würde. Kurzgesagt: die Reichseinheit der Habsburgischen Monarchie wird zum Opfer gebracht ohne jeden Gewinn und anderweitigen Ersatz. Baron von Beust ist im alten Kaiserstaat erschienen als ihr Todtengräber glattweg.

Was der Prager Friede war auf dem Gebiet der deutschen und europäischen Politik Oesterreichs, das ist dieser Ausgleich mit Ungarn auf dem Gebiet der innern Politik. Beides ist die Frucht der Katastrophe von Sadowa und der gehäuften Fehler welche nach außen und innen seit Jahren einer solchen Katastrophe vorgearbeitet hatten. Der Ausgleich ist nicht die Folge anderer politischen Erwägungen als jener einzigen, daß eben kein anderer Ausweg mehr übrig bleibe.

Die verschiedenen Regierungen nacheinander haben die besten Gelegenheiten jedesmal versäumt und immer nur nach einer großen Niederlage hat man freisinnige Concessionen angeboten. Ganz natürlich daß das unter solchen Umständen Gebotene niemals genug schien, und daß von der andern Seite, namentlich von den hochmüthigen Magyaren, immer noch mehr verlangt wurde. So ist es gekommen, daß alle die ungeheuern Anstrengungen für die Einheit des Reichs welche seit siebzehn Jahren vom Kaiser constant als die Lebensfrage Oesterreichs erklärt ward, nun mit einem Male als fruchtlos hingeworfen und aufgegeben werden und werden müssen.

Nachdem die deutsche Politik der Periode von 1850 auf dem Schlachtfelde besiegt ward, fällt nun auch das ganze Restaurationswerk von dazumal dahin als wäre es nie dagewesen. Die Todten des Jahres 1848 stehen alle wieder auf sowohl dießseits als jenseits der Leitha; die Gesetzgebung der magyarischen Revolution erhält ihre Sanktion und folgerichtig wird auch für die Gesetzgebung der Wiener Aula die Sanktion nicht lange auf sich warten lassen. In der That heißt das von Herrn Baron Beust nichts weiter verlangen als — Consequenz.

Der Ausgleich mit Ungarn sei unter allen Umständen die erste Bedingung geordneter Zustände in Oesterreich. So sagt man, und das ist gewiß wahr. Aber es fragt sich doch was für ein Ausgleich? Von denjenigen welche bei uns auf Grund des jetzt bevorstehenden Ausgleichs den innern Frieden und die ruhige Entwicklung des Reichs erwarten, kennt wohl keiner die näheren Bedingungen, wie dieselben in dem Elaborat der „siebenundsechsziger Commission des ungarischen Landtags über die gemeinsamen Angelegenheiten“ eingetragen sind. Das Referat — es rührt bekanntlich von Deak her — ist ein Meisterstück der magyarischen Advokatenkunst. Zum Verständniß aller Spitzfindigkeiten des Elaborats folgen wir dem Commentar den eine jüngst erschienene Schrift zu rechter Zeit uns bietet und deren Endresultat dahin geht, daß einem

solchen Löwenvertrag über die „gemeinsamen Angelegenheiten" und deren constitutionelle Behandlung die volle und reine — Personalunion weit vorzuziehen wäre. Dann nämlich wäre die andere Reichshälfte wenigstens nicht fortwährend von Ungarn überlastet, übervortheilt, bei jedem Schritte gehemmt und von dem magyarischen Bleigewicht niedergedrückt*). Das Reich wäre dann völlig zerrissen, aber die beiden Theile würden sich wenigstens nicht fortwährend geniren.

Indem die Commission des Pesther Landtags kein anderes Band zwischen den Ländern des Kaisers annimmt als die pragmatische Sanktion von 1722, anerkennt sie auch keine andere gemeinsame Verpflichtung Ungarns an als die Vertheidigung und Aufrechthaltung der gemeinsamen Sicherheit. Was daraus nicht direkt gefolgert werden muß, das ist in den Augen Ungarns auch keine gemeinsame Angelegenheit. Wie weit diese Consequenz geht, zeigt sich am deutlichsten in der Frage von dem Zollwesen, den indirekten Steuern und andern Staatsmonopolen. „Auch die Gemeinsamkeit der commerciellen Angelegenheiten folgt nicht aus der pragmatischen Sanktion": so sagt der Ausschuß. Doch versichert er, daß sich der Reichstag in Rücksicht auf die mannigfache Berührung der Interessen bereit erklären werde: „daß rücksichtlich der commerciellen Angelegenheiten zwischen der ungarischen Krone einerseits und den übrigen Ländern Sr. Majestät andererseits zeitweise Zoll- und Handelsbündnisse geschlossen werden." Bei diesem Zoll- und Handelsbunde sollen auch gleich das Münzwesen, der Geldfuß und die großen Eisenbahnfragen subsumirt werden. Der Bericht fügt aber ausdrücklich bei: „Das Schließen des Bündnisses hätte durch einen gegenseitigen Vertrag zu erfolgen, wie ähnliche Vereinbarungen zweier gesetzlich von einander unabhängiger Länder geschehen." Wie zum Beispiel

---

*) Der Ausgleich mit Ungarn vom österreichischen Standpunkt beleuchtet. Wien, Gerold 1867.

zwischen Preußen und Frankreich. So sollen die zwei Reichstheile zu einander stehen; daß der „norddeutsche Bund“ vermöge seiner Verfassung viel enger unter Preußen centralisirt ist als fortan die zwei Hälften der österreichischen Monarchie unter dem Kaiser: das erkennt sich auf den ersten Blick.

Nicht einmal die fürstliche Hofhaltung ergibt sich dem Ausschuß des Pesther Landtags als gemeinsame Angelegenheit aus der pragmatischen Sanktion. Als solche gemeinsame Angelegenheiten durch welche Ungarn künftig mit Oesterreich noch zusammenhängen soll, erkennt der Ausschuß nur an die die Leitung des auswärtigen Amts, die Armee und einen Theil der Staatsschuld. Aber selbst die dem Kaiser zugesprochene einheitliche Leitung, Führung und innere Organisation des Heeres sinkt großentheils zur Fiktion herab, wenn man bedenkt, daß der Landtag in Pesth sich das Recht der Rekrutenbewilligung, die Feststellung des ganzen Wehrsystems, die Dislocirung und Verpflegung des ungarischen Militärs ausdrücklich vorbehält, und daß die weiteren Forderungen des früheren ungarischen Staatsrechtes, nämlich das Verbleiben der ungarischen Regimenter im Lande und der Ausschluß aller Nichtungarn von den Officiersstellen, unfehlbar noch nachkommen werden. Die oberste und fast einzige Verkörperung der österreichischen Reichseinheit war bis jetzt die Armee des Kaisers in ihrem wunderbar verwachsenen Organismus. Dieser Körper soll jetzt mitten auseinander geschnitten werden, und die Folgen des Kaiserschnitts lassen sich leicht ermessen. Preußen wird künftig viel mehr Recht haben über die Militärkräfte der Staaten des norddeutschen Bundes als der Kaiser von Oesterreich über seine Armee in Ungarn. Vergleiche man nur die Verfassung des norddeutschen Bundes mit dem Bericht der 67ger Commission in Pesth, und man wird seinen Augen kaum trauen!

Daher wird es auch keinen gemeinschaftlichen Kriegsminister geben in Oesterreich. Gemeinschaftliche Minister werden nur seyn: der der auswärtigen Angelegenheiten und der

Reichsfinanzminister. Aber der letztere hat, etwa mit Ausnahme der Zölle, keine unmittelbaren Einnahmen; er ist lediglich auf das rechtzeitige und gehörige Eingehen der auf die beiden Reichstheile entfallenden Quoten angewiesen; und wenn diese Quoten nicht gehörig eingehen, so fehlt es ihm an allen Mitteln executiver Beitreibung. Die Quoten aber werden bestimmt und überhaupt alle finanziellen und commerciellen Fragen des Reichs erledigt durch einen wahrhaft unerhörten Mechanismus von Verhandlungen zwischen vier legislativen Faktoren. Mit einem Vierkammersystem soll die österreichische Großmacht künftig hausen und sich fortbewegen, wozu dann erst noch das vermittelnde System der „Deputationen" kommt. Das Oesterreich der Zukunft wird hienach in der That ein staatsrechtliches Wunder seyn.

Den schwerfälligen Proceß durch alle diese constitutionellen Hecheln hat insbesondere auch die Frage von der auf Ungarn treffenden Quote an der Staatsschuld, der gegenwärtigen sowohl als der künftigen, durchzumachen. Vorerst verpflichtet sich der Landtag zu gar nichts. Erst wenn das „volle Recht" Ungarns, d. h. die ganze revolutionäre Verfassung von 1848 wieder hergestellt ist, wird Ungarn den Weg internationaler Verhandlungen mit den andern Ländern Sr. Majestät, „als freie Nation mit einer freien Nation" betreten und zusehen welcher Theil der Staatsschuldenlast etwa auf Ungarn fallen dürfte. Diese Verhandlungen werden natürlich nicht die kürzeste Zeit in Anspruch nehmen, und inzwischen wird die gesammte Last der Verzinsung und Tilgung der öffentlichen Schuld, im Betrage von mehr als 140 Millionen des Jahrs, ausschließlich auf die Länder der westlichen Reichshälfte fallen.

Man darf überhaupt mit Sicherheit annehmen, daß der ungarische Landtag seine Quote zu den Kosten des gemeinsamen Aufwands möglichst niedrig und wohlfeil bemessen wird und ebenso seinen Antheil an der Staatsschuld. Eine Reihe von Ausgaben, z. B. Pensionsetat, Grundentlastung, Festungs-

dotationen ꝛc., fallen schon durch die beliebte Ausscheidung der gemeinsamen Angelegenheiten von Ungarn ab. Man hat bereits berechnet, daß Ungarn anstatt seines bisherigen Beitrags von 88 Millionen in Zukunft für die jährlichen Kosten der zwei Reichsministerien nur 32 Millionen bezahlen würde, wogegen die Länder der westlichen Hälfte 258 Millionen oder 89 Procent jährlich aufzubringen hätten. Eine entsprechende Uebernahme der Staatsschuld auf ungarische Rechnung würde freilich dieses Verhältniß mehr oder weniger ändern. Jedenfalls aber hängt Alles nur von dem Billigkeitsgefühl und dem guten Willen des ungarischen Landtags ab. Mittel des Zwangs werden dem Reiche nicht mehr zur Verfügung stehen. Die Macht und mit der Macht die fraglichen Mittel gibt die Regierung durch einen solchen Ausgleich von vorneherein aus der Hand.

Mit Recht sagt der Verfasser der oben citirten Broschüre: „Als im Wiener Frieden Venetien an Italien abgetreten wurde, war man wohl so vorsichtig, das Festungsviereck in dem unsere siegreichen Fahnen flatterten, nicht früher zu räumen als bis die von Italien an Oesterreich zu zahlende Entschädigung für den auf Venetien entfallenden Theil der österreichischen Staatsschuld bestimmt und auch deren Leistung entsprechend sichergestellt war. In Ungarn wird durch die vorausgängige Einsetzung des ungarischen verantwortlichen Ministeriums und durch die Uebergabe der gesammten militärischen und finanziellen Mittel des Landes an dasselbe, das Land militärisch und politisch geräumt und an die nationale Parteiregierung abgetreten, ohne daß für die fortwährende und getreue Erfüllung der als Gegenzugeständniß in Aussicht gestellten, zur Zeit noch ganz unbestimmten Beitragsquote zu dem gemeinsamen Reichsaufwande irgend eine Garantie gegeben worden wäre.“

Der müßte Ungarland und die Geschichte des Jahres 1848 schlecht kennen, der nur einen Augenblick daran zweifeln könnte, wie die von der Regierung gestreckten Waffen von

den Parteiführern des Vollblut-Magyarismus aufgenommen und benützt seyn werden, sobald diese Leute deren einziger Lebensberuf das politische Umtreiben ist, von Wien aus keinen Rückschlag mehr zu fürchten haben. Gerade die gedachten Geldfragen werden der willkommene Hebel seyn, um die liberale Mittelpartei in der öffentlichen Meinung zu discreditiren und mit den Wurzeln auszureißen. Die Börse hat im ersten Moment den Ausgleich mit Ungarn durch ein namhaftes Steigen der Curse begrüßt. Aber die hinkenden Boten werden bald nachkommen. Und wenn sonst gar nichts zu fürchten wäre als die endlose Langeweile jener „internationalen Verhandlungen“ über die Beitragsquoten, so wäre dieser Eine Umstand bei dem Mangel aller unmittelbaren Einnahmsquellen des Reichsfinanz-Ministeriums schon genug, um vorauszusagen daß in Folge eines solchen Ausgleichs das Eintreten einer finanziellen Katastrophe nur mehr eine Frage der Zeit seyn könne. Wer den österreichischen Finanzen auch noch die Freiheit der Bewegung unterbindet, der muß auf Alles gefaßt seyn.

Um aber die advokatische Raffinirtheit der 67ger Commission und ihres Elaborats ganz zu durchschauen, muß man insbesondere den Modus in's Auge fassen, welcher allein und ausschließlich eines jeden andern von der Commission für die constitutionelle Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten für zuläßig erachtet wird. Es soll nämlich nach dem Princip der Parität von beiden Reichstagen je eine Deputation von 60 Mitgliedern auf Ein Jahr gewählt werden. Diese Deputationen versammeln sich abwechselnd in Wien und in Pesth, sie arbeiten mit je ihrem Ministerium einen Vorschlag aus, welcher von beiden Reichstagen zu genehmigen ist; sollten dann die beiden Deputationen sich über ihre Vorschläge nicht einigen können, so geht das Gutachten einer jeden wieder an den betreffenden Reichstag, und sollten auch die beiden Reichstage sich nicht einigen können, so entscheidet Se. Majestät. Die beiden Deputationen dürfen aber nie in

gemischter Sitzung berathen und sie dürfen überhaupt nur schriftlich miteinander verkehren; auch hat jede Deputation ihre „Nuntien“ in ihrer eigenen Sprache auszufertigen, unter Anschluß authentischer Uebersetzungen. Erst wenn ein dreimaliger Schriftenwechsel erfolglos bleibt, hat jede Deputation das Recht eine Plenarsitzung zu beantragen. Dieselbe hat stattzufinden unter wechselnden Präsidenten; aber es darf dabei nicht debattirt werden, sondern die Versammlung hat lediglich den Zweck gemeinsamer Abstimmung, nach absoluter Stimmenmehrheit. Es muß darum auch nach dem Princip der Parität genaue Vorsorge getroffen werden, daß auf jeder Seite immer gleich viel Mitglieder abstimmen. Wie es in dem Fall zu machen wäre, wo in der Einen Deputation mehr Mitglieder fehlten als in der andern: das bleibt erst noch künftiger Normirung durch das Gesetz und nach ungarischem Staatsrecht vorbehalten.

So sieht der constitutionelle Organismus aus, oder besser gesagt der künstliche Mechanismus in welchem sich fortan die Geschicke Oesterreichs entwickeln sollen. So *will es* die Partei der „Gemäßigten“ am Pesther Landtag, der vielgepriesene „österreichisch-gesinnte“ Liberalismus Deaks und seines Anhangs in Ungarn.

Daß nun der Wiener Reichsrath an diesen exorbitanten Forderungen noch Wesentliches sollte abmarkten können, ist nicht zu glauben. Schon Graf Belcredi hat diesem Reichsrath nur berathende Stimme über den ungarischen Ausgleich zuzugestehen sich getraut; und wenn jetzt Baron Beust den Ausgleich verwirklichen wollte, so mußte er vor Allem das verantwortliche ungarische Ministerium einsetzen. Darin liegt aber die Ergebung auf Gnade und Ungnade. Der Vertretung der westlichen Reichshälfte wird der Ausgleich oktroyirt werden müssen*), und ihre verfassungsmäßige Mitwirkung wird

---

*) So ist gemäß dem kaiserlichen Reskript an die am 18. Februar versammelten Landtage auch wirklich geschehen.

sich darauf beschränken im eigenen Kreis sich so gut es geht, einzurichten innerhalb des vom Magyarismus erlaubten und gewollten Spielraums.

Es ist seinerzeit viel hin- und hergestritten worden, ob Oesterreich bei einer reinen Personalunion wie sie zwischen Schweden und Norwegen besteht oder vor nicht langer Zeit zwischen England und Hannover bestand, noch als Großmacht forteristiren könnte oder nicht. Daß man sich in Bezug auf dieses Problem nicht auf das vormärzliche Verhältniß Ungarns zum Reiche berufen kann, leuchtet ein. Es war sozusagen ein administrativer Dualismus, dessen Spitzen am Wiener Hofe zusammenliefen; der ungarische Landtag war kein centralisirendes Parlament, kein verantwortliches Ministerium stand zwischen dem Lande und seinem Könige, noch weniger standen zwei verantwortliche Ministerien sich gegenüber. Alles das ist erst das Werk der ungarischen Revolution von 1848 gewesen. Ob nun die Fortbildung zur reinen Personalunion für die Großmachtstellung Oesterreichs nicht *ein* besserer Ausweg gewesen wäre als die jetzt eintretende Gestaltung der Dinge: das mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist aber ein Ausgleich wie dieser constitutionelle Dualismus gleichbedeutend mit der absoluten Machtlosigkeit des Gesammtreichs. Die Centralregierung wird an Händen und Füßen gebunden hülflos daliegen, bewegungsunfähig gerade in dieser unserer schrecklichen Zeit, während die zwei Parlamente dießseits und jenseits der Leitha mit den „gemeinsamen Angelegenheiten" Ball spielen werden zwischen einander, über dem nationalen Parteiinteresse das Reichsganze vergessend *).

*) Anders sieht freilich das angeführte k. k. Rescript in die Zukunft. Es sagt von den Anträgen des ungarischen Landtags: „sie seien geeignet die Machtstellung der gesammten Monarchie zu wahren und stellten in ihrer Durchführung eine gedeihliche Entwicklung derselben in Aussicht." Das Rescript fügt bei: „Vor Behebung dieses Conflikts ist die Wiederherstellung der Größe und der altgeschicht-

Wer an die Zukunft des Reiches glaubt, der muß auch glauben daß sich früher oder später eine gewaltige Reaktion im Sinne der Reichseinheit erheben wird gegen das knechtende Advokatenwerk des liberalen Doktrinarismus hüben und drüben. Entweder oder; es ist nicht anders möglich. Aber auch sonst ist ein solcher Ausgleich mit Ungarn keineswegs der „Friede" und kann es nicht seyn. Vielmehr wird der innere Krieg sofort von Neuem entbrennen, und zwar in zwei Richtungen in beiden Reichshälften.

Weder dießseits noch jenseits der Leitha hat es sich jemals bloß um constitutionelle Einrichtungen und um freie Institutionen für ein homogenes Volk gehandelt. Sondern hier wie dort waren alle diese Verfassungsfragen von vornherein zugleich Fragen nationaler Hegemonie und zwar in erster Instanz. Vom Magyarenthum ist dieß allgemein bekannt; die Magyaren nennen sich die „souveraine Nation", weil sie berufen seien über alle andern Nationen im Bereich ihrer Krone, über die Croaten im „dreieinigen Königreich", über die Rumänen und Sachsen in Siebenbürgen, über die Serben in der Woiwodschaft, über die Slovaken in Nord-Ungarn und die Deutschen allenthalben im Lande, die Herrschaft zu führen. Siebenbürgen war bereits in den Wiener Reichsrath eingetreten und hatte seine selbstständige Verfassung; die Croaten, im Jahre 1848 die Retter der Monarchie gegen die ungarische Insurrektion, waren als selbstständige Nation in den Reichsrath geladen und hatten stets gegen jede Unterordnung unter den Pesther Landtag entschieden protestirt. Alle diese Völkerschaften mußten nun dem Belieben der Magyaren geopfert werden, damit der gerühmte Ausgleich mit Ungarn zu Stande kommen konnte. Es wird

lichen Stellung des Kaiserstaats in dem europäischen Staatensystem nicht zu erhoffen." Quod Deus bene vertat! Aber mit welchem officiellen Sanguinismus hat man in Wien noch jede der vielen politischen Wendungen, auch die widersprechendste, begleitet, auch schon lange zuvor ehe ein Baron Beust dort die Goldfeder führte!

fast unmöglich seyn, daß die Geopferten unter dem Eindruck des Ausgleichs nicht noch den letzten Rest ihres Glaubens an das Reich verlieren. Aber den Glauben an sich selber werden sie nicht verlieren; sie haben auch keine Ursache hiezu, denn sie bilden die große Mehrheit gegenüber den fünf Millionen des magyarischen Elements, das überdieß durch weit verbreitete Uncultur und allartige Unordnung des Lebens zu den aussterbenden Racen zählt.

Aber darin besteht nicht die einzige Quelle der Friedlosigkeit in Ungarn. Auch die „souveraine Nation" selbst trägt die Keime des Zwiespalts und innerer Zerrüttung reichlich in sich. Wie bekannt ist es schon wiederholt sehr zweifelhaft gewesen, ob die liberale Partei Deaks oder die radikale Partei der sogenannten Beschlußmänner im Lande die wirkliche Mehrheit habe. Die Frage wird nicht mehr lange zweifelhaft seyn, sobald man in Pesth einmal das Heft in Händen hat und von Wien keine Reaktion mehr fürchten zu dürfen glaubt. Die Liberalen haben dann ihre Dienste gethan, sie können gehen und sich schlafen legen. Ist es doch überall in der Welt das Schicksal dieser Mittel-Parteien, daß sie nur die Feuerleitern anlegen auf welchen der stärkere Hintermann, der Radikalismus zu Dache steigt. Der leichte Rausch der ersten Befriedigung wird bald verflogen seyn und dann werden die Radikalen zeigen, um wie viel besser sie es mit Ungarn gemeint hätten. An Gelegenheit diesen Beweis zu führen und dem Reiche gar nichts zu bewilligen fehlt es nicht. Eine so volksthümliche Politik aber muß nothwendig ziehen. Die Centralregierung in Wien wird sich um ihrer Selbsterhaltung willen wehren müssen, und wo bleibt dann der „Ausgleich mit Ungarn"?

Auch in der westlichen Reichshälfte wird der ungarische Ausgleich keineswegs den Frieden, den innern Frieden bringen; sondern er wird nur das Signal geben zu neu entbrennendem Kampf, und zwar in zwei Richtungen welche parallel laufen mit der Doppelbewegung in Ungarn, zu einem

innern Krieg der Nationalitäten und einem innern Krieg der Parteien.

Dießseits der Leitha ist es der deutsche Liberalismus welcher sich als „souveraine Nation" geltend machen will. Die Czechen und Polen, die Ruthenen, Slovenen und Süd-Slaven sollen pflichtmäßig dazu verdammt seyn nach der Pfeife der Partei zu tanzen. Erst kürzlich war der deutsche oder sagen wir lieber der Wiener Liberalismus in der Lage seine Hegemonie-Ansprüche offen zur Sprache zu bringen. Als nämlich das kaiserliche Patent vom 2. Januar einen außerordentlichen Reichsrath berief, damit derselbe mit berathender Stimme sein Urtheil über den ungarischen Ausgleich abgebe, da wurde den neugewählten Landtagen zugleich freigestellt ihre Abgeordneten zum Reichstag entweder aus den Gruppen der Februar-Verfassung oder aus dem Plenum zu wählen. Herr von Schmerling hatte nämlich, angeblich in Consequenz der ihm vorschwebenden Interessen-Vertretung, für die landtäglichen Wahlen zum Reichsrath ein künstliches Gruppensystem aufgestellt, so daß z. B. die Handelskammern eigens, die Abgeordneten der Städte gesondert von den bäuerlichen, der Großgrundbesitz getrennt vom kleinen ihre Vertreter zu wählen hatten. Dieses Gruppensystem war aber zugleich die künstliche Schutzwehr der Deutschen in Böhmen, Mähren ꝛc. gegen die Ueberstimmung durch die andern Nationalitäten. Darum erhob nun der deutsche Liberalismus ein so furchtbares Zettergeschrei gegen die gedachte Bestimmung des Januar-Patents. Es wurde offen der Satz ausgesprochen: das Majoritäts-Princip dürfe nicht glattweg entscheidend seyn im constitutionellen Oesterreich, weil die Abdankung des deutschen Elements von seinem dominirenden Einfluß die nothwendige Folge davon wäre. Gewiß die schlagendste Bestätigung unseres Satzes, daß es sich in Oesterreich keineswegs allein und nichteinmal in letzter Instanz um constitutionelle Einrichtungen handle sondern um haßerfüllte Fragen der nationalen Hegemonie.

Durch die innerliche Natur der Dinge wird aber auch in der westlichen Reichshälfte der „gemäßigte“ Liberalismus das Heft nicht in der Hand behalten, sondern von dem stärkeren Hintermann abgelöst werden. Jene Partei kann immer nur die Bahn eröffnen; das Werk zu vollenden ist sie nie im Stande, sondern dieß ist stets die Sache des nachschiebenden Radikalismus. Auch in dieser Beziehung hat sich die Zukunft Oesterreichs in dem brausenden Sturm gegen das Januar-Patent deutlich präfigurirt, und die Gedanken Vieler sind offenbar geworden, wie sehr für sie der Herr von Schmerling zu den überwundenen Standpunkten gehört. Es lag auf platter Hand, daß zur Befragung über den ungarischen Ausgleich wirklich nur ein außerordentlicher Reichsrath geeignet seyn konnte; denn der weitere Reichsrath der Februar-Verfassung war ohne den Beitritt der Ungarn eben eine rechtliche Unmöglichkeit geblieben und der sogenannte engere Reichsrath war hiefür ohne Competenz. Dennoch fanden sich alle liberalen und radikalen Fraktionen Deutsch-Oesterreichs in dem Feldgeschrei zusammen: die Landtage dürften schlechterdings nur für den ordentlichen Reichsrath wählen und die Rechtsbasis der Verfassung sei zu wahren um jeden Preis. Freilich war es vorauszusehen, daß dann der Ausgleich mit Ungarn oktroyirt und dadurch die Rechtsbasis der Februar-Verfassung erst recht ruinirt werden müßte. Aber gerade damit ist der Radikalismus einverstanden.

Das Haupthinderniß für diese Richtung oder für den consequenten Liberalismus ist nämlich die constitutionelle Mittelmacht der Landtage in den einzelnen Kronländern. Diese Landtage müssen unbedingt entleert und zu Schemen herabgedrückt werden, wenn die Omnipotenz eines Central-Parlaments Platz greifen soll, wo sich dann der Radikalismus festsetzen kann wie die Kreuzspinne in ihrem Netz. Gerne läßt man sich daher selbst die Oktroyirung des ungarischen Ausgleichs gefallen, wenn nur die dadurch nothwendig gewordene Revision der Februar-Verfassung sich so weit aus-

dehnen läßt, daß die Länder-Autonomie dem Wiener Centralismus zum Opfer fällt und dem rollenden Berg nicht ferner im Wege steht. So ist es gemeint, wenn eines der Hauptorgane der fraglichen Richtung die Aeußerung thut: „Wir Deutsche sind höchstens um den Preis des Ersatzes durch den dualistischen, von jeder föderalistischen Schlacke freien Paritäts-Gedanken geneigt uns von dem stolzen, den edelsten politischen Zielen zugewendeten Einheitsgedanken zu entwöhnen.“ In der westlichen Reichshälfte solle demnach ein „Vollparlament“ die staatsrechtliche Einheit darstellen, und „da ist allerdings die Wahl aus den Landtagen das riesigste Fragezeichen“ *). Das Vollparlament kann nur zu Stande kommen durch direkte Wahlen, welche zwar dem ganzen Princip der Februar-Verfassung schnurstracks widersprechen; aber Hr. von Schmerling gehört ja überhaupt jetzt in's alte Eisen. Darum sieht man dieselben Leute welche soeben noch die „Rechtsbasis der Verfassung“ gegen den Minister Belcredi auf Tod und Leben vertheidigt haben, nun plötzlich nach einer constituirenden Versammlung und nach der Kremsierer Verfassung von 1848 schreien. Denn das Werk vom Februar 1861 sei nicht nur für Ungarn, sondern nach dem Grundsatze der Parität auch für die westliche Reichshälfte nun ein völlig überwundener Standpunkt.

Aber haben nicht dieselben Leute soeben aus vollem Halse lamentirt, daß das deutsche Element nothwendig der numerischen Mehrheit der anderen Nationalitäten unterliegen müßte, wenn die künstliche Barriere des Gruppensystems bei den deutsch-slavischen Landtagen zu Boden fiele; und jetzt verlangen sie direkte Wahlen unmittelbar aus dem Volke? Allerdings; indeß läßt sich aus dem scheinbaren Selbstwiderspruch nur entnehmen, welchen Terrorismus die Partei zu üben gesonnen seyn müßte, um sich trotzdem über dem Wasser zu halten. Zu einer eigentlich terroristischen Herrschaft ist aber

*) Neue freie Presse vom 8. Februar.

der gemäßigte Liberalismus nirgends geeignet, das ist die Sache des Radikalismus.

Gegenüber den Bewegungen die in Oesterreich unzweifelhaft folgen werden, aus dem legalen Bett in's illegale, hat auch die zweifellos widerstrebende Stimmung des Hofs für uns wenig Beruhigendes. Es wird sich zeigen, daß man nicht in Ungarn die Zügel fallen, in der westlichen Reichshälfte aber dieselben festhalten oder gar noch straffer anziehen kann. Schon jetzt, ehe noch die zwei Parlamente in Wien und Pesth zusammengetreten sind, gibt es in der ganzen politischen Welt keinen nach innen wie nach außen machtlosern Monarchen als den Kaiser von Oesterreich. Wie soll das erst werden, wenn von beiden Seiten die Sturmböcke gegen den Grundpfeiler des Reiches donnern?

Es heißt jetzt bereits, Baron von Beust habe sich die Bedingung gestellt, daß das Concordat aufgehoben werden müsse. Dem Ritter von Schmerling war es noch verwehrt an diesen Vertrag zu rühren. Unter dem Baron Beust wird die Frage bald zu einer bloßen Nebensache herabsinken, die man höchstens als Schlägel benützt um das Eis der etwa noch vorhandenen Tradition der Treue und Ehrfurcht damit zu brechen. Ist der erste Schritt geschehen, so sind die weiteren Schritte leicht vorauszusehen. Wir haben unmittelbar nach der Niederlage von Sadowa vorausgesagt, daß diese Katastrophe den Sieg des Radikalismus dießseits und jenseits der Leitha bedeute. Die Zeit der Erfüllung ist jetzt nahe.

Was die Vorsehung damit will, wer möchte es zum voraus bestimmen wollen? An dem oft gerühmten „Neuen Oesterreich" ist Vieles kernfaul gewesen, die Verjüngung war überhaupt nur eine sehr oberflächliche und sie stand größtentheils bloß auf dem Papier. Möglich daß der Radikalismus der berufene Arzt wider Willen seyn muß für den Kranken dem ohne Brennen und Schneiden nicht mehr zu helfen ist.

Möglich auch, daß erst diese Kur, in Mark und Bein

eindringend, den Patienten wieder befähigt da eine Rolle zu spielen, wo er sich die innere Niederlage geholt hat und folgerichtig auch wieder die innere Kräftigung holen muß — nämlich auf dem Gebiet der auswärtigen Politik und auf den europäischen Schlachtfeldern. Es scheint trotz Allem ein bestimmtes Gefühl von diesem Zusammenhang in der Wiener Staatskanzlei sich geltend zu machen. Man könnte es sich sonst nicht wohl erklären, daß der neue Minister des Auswärtigen bald nach seinem Antritt sich berufen fühlte in der orientalischen Frage eine unveranlaßte Initiative zu ergreifen, die zwar sehr unglücklich ausgefallen zu seyn scheint, aber nichtsdestoweniger als denkwürdiges Symptom dasteht. Ein Oesterreich das unter den gegenwärtigen Umständen sich bereit erklärt den Pariser Vertrag von 1856 umzustürzen, und die damals verbürgte „Integrität und Souverainetät der Türkei" nach den Wünschen Rußlands von 1854 zu modificiren — ein solches Oesterreich bezeugt hiemit, daß es lieber heute als morgen die letzte und größte Krisis in dem fieberkranken Europa heraufbeschwören möchte.

Es ist kein Zweifel daß eine solche Krisis das alte Oesterreich rehabilitiren könnte, vorausgesetzt daß es in Wien noch wie ehedem die eminent geschickten und sachkundigen Hände gibt, welche so große Weltangelegenheiten zu behandeln verstehen. Das muß sich erst zeigen. Inzwischen aber ist und bleibt der Sächsische Baron der Todtengräber der österreichischen Reichseinheit glattweg, und zu diesem Geschäft hätte man um viel billigern Preis die Leute auch im Inland haben können.

XXVIII.

Zur Memoirenliteratur.

Friedrich von der Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach Trenck's eigenhändigen Aufzeichnungen in dessen gegenwärtig im Besitze Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen befindlichen Gefängniß-Bibel wortgetreu herausgegeben von J. Petzholdt. Dresden, Schönfeld 1868. XXVIII. und 76 Seiten.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck, des unglücklichen Gefangenen von Glatz und Magdeburg Ein Beitrag zur Geschichte der Höfe ꝛc. Neue Ausgabe in drei Theilen. Celle, Schulze 1865.

Zwei Reliquien des durch seine unglücklichen Schicksale bekannt gewordenen Freiherrn Friedrich von der Trenck — nicht zu verwechseln mit seinem Vetter, dem Panduren-Obersten Franz von der Trenck — sind durch Zufall in den Besitz des Königs Johann von Sachsen gekommen. Dieß gab dem Dresdener Bibliothekar Petzholdt, in dessen Verwahrung die beiden Gegenstände, nämlich Trencks Gefängniß-Bibel und Becher kamen, Veranlassung sich eingehender mit der ziemlich umfänglichen und vormals sehr beliebten, jetzt aber fast in Vergessenheit gerathenen Trenck-Literatur zu beschäftigen. Aus der bibliographischen Untersuchung ist die oben in erster Reihe genannte Schrift hervorgegangen, welche dreierlei enthält: erstlich eine möglichst genaue Uebersicht sämmtlicher Schriften von Trenck

und über Trenck; dann eine Beschreibung der erwähnten „Trenck-Reliquien"; und drittens die Hauptsache, die ursprüngliche nach Trencks eigenhändigen Aufzeichnungen genau wiedergegebene Erzählung seiner Gefangenschaft und Fluchtversuche zu Magdeburg.

Aus dem Verzeichniß der Schriften ersieht man, daß Trenck ein sehr fruchtbarer Dichter gewesen, der sich fast in allen Gattungen der Poesie, in Lyrik und Drama, in Roman, Fabel und Satire versuchte. Freilich die Einsamkeit einer zehnjährigen Haft bot Muße mehr als genug. Mußten ja eben der Becher und die Bibel vorzüglich das Material liefern worauf er seine Ideen verewigte. Trencks Becher, den er in der Gefangenschaft als Trinkgefäß gebrauchte, enthält eine Menge von Bildern, welche er mit einem fein zugespitzten Brettnagel kunstvoll eingravirt hat, nebst erklärenden Versen, großentheils Sinnsprüche und satirische Fabeln deren Moral sich auf sein Schicksal bezog. Eines dieser vierzehn Bilder, in welchem Trenck seine Leidens-Geschichte symbolisch dargestellt hat, ist der Schrift von Petzholdt in einer getreuen Nachbildung als Titelbild beigegeben. Der Schluß der dazu gehörigen Verse enthält den philosophischen Trost:

„Wer in Fesseln edel denket und im Unglück lachen kann,
bleibt, wird gleich sein Recht gekränket, in sich selbst ein großer Mann."

Trenck hat mehrere solche zinnerne Becher nach und nach mit ähnlichen Gravierarbeiten und Sprüchen versehen; sie wanderten alsbald in Curiositäten-Sammlungen. Einer dieser Becher, der unter die Augen der Kaiserin Maria Theresia kam, soll sogar die erste Veranlassung zu seiner endlichen Befreiung geworden seyn.

Die Trenck-Bibel ward von dem gegenwärtigen Eigenthümer aus dem Besitz des Buchhändlers O. A. Schulz um den Preis von 200 Thalern erworben. Während der Gefangenschaft zu Magdeburg verwendete sie Trenck zu einer Art von Tagebuch, worin er theils Aufzeichnungen über die von ihm unternommenen Fluchtversuche, theils Ergüsse in Reim und Prosa philosophischen, politischen und satirischen Inhalts niederlegte. Er benützte dazu allen freigebliebenen Raum am Rand und in der

Mitte der Verscolumnen, und schrieb, da ihm Tinte versagt war, mit seinem eigenen Blute.

. Was sich nun in der Trenck-Bibel auf die Fluchtversuche bezieht, die „Wahrhaffte auf Gewissen, Ehre und Beweiß gegründete Erzehlung von dem Zusammenhang meiner zur Entweichung von Magdeburg vorgehabten Anschläge", erscheint hier zum erstenmal wortgetreu im Druck. Sie umfaßt 76 Seiten. Der Inhalt stimmt übrigens nicht in allen Punkten mit den Angaben der von Trenck später nach seiner Befreiung verfaßten und bei Lebzeiten in Druck gegebenen größern Selbstbiographie überein. Hr. Petzholdt vermuthet den Grund dieser Abweichungen darin, „daß Trenck den in der Bibel aufgezeichneten Bericht in der Gefangenschaft unter strenger Aufsicht, also unter Verhältnissen niedergeschrieben hat wo er Vieles offen nicht sagen durfte, Manches nur andeuten konnte und Anderes sogar verschweigen mußte, wogegen in der von Trenck in voller Freiheit verfaßten Selbstbiographie Alles unverholen zu sagen erlaubt war."

Diese spätere mehrbändige Selbstbiographie Trencks, welche nicht bloß seine Gefangenschaft zu Magdeburg, sondern die Denkwürdigkeiten seines übrigen Lebenslaufs bis an seine letzten acht Jahre umfaßt, erschien im J. 1786 und führt den Titel: „Des Friedrich Freiherrn von der Trenck merkwürdige Lebensgeschichte, von ihm selbst als ein Lehrbuch für Menschen geschrieben, die wirklich unglücklich sind oder noch gute Vorbilder für alle Fälle zur Nachfolge bedürfen." Das Buch machte in und außerhalb Deutschland großes Aufsehen. Es wurde mehrfach in's Französische und Englische übersetzt. Es rief in Deutschland zahlreiche Auflagen und Bearbeitungen, Nachträge, Beleuchtungen und Gegenschriften hervor.

Die jüngste dieser deutschen Bearbeitungen ist nun die oben in zweiter Reihe angeführte Schrift im Verlag von Schulze in Celle. Im J. 1860 zuerst als Memoiren-Roman veröffentlicht, erschien sie im Jahre 1865 in neuer Titelausgabe als „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Friedrich von der Trenck, des unglücklichen Gefangenen von Glatz und Magdeburg." In drei Bänden. Sie berichten den ganzen

Lebenslauf, namentlich auch das Nähere über das Ende des abenteuerlichen Mannes; den breiten Mittelgrund nimmt aber auch hier die Zeit der Magdeburger Kerkerhaft ein.

Seine zehnjährige Gefangenschaft (1754—64) hatte Trenck wie man weiß, einem hochromantischen Liebesverhältniß, der Liebe zur Prinzessin Amalie von Preußen, jüngster Schwester Friedrichs II., zu danken, indem es ihm, dem anfänglichen Günstling Friedrichs, den Haß und die unerbittliche Verfolgung dieses despotischen Herrschers zuzog und sein ganzes so hoffnungsreich und glänzend begonnenes Leben jammervoll verdarb. Trenck behandelt in seiner Selbstbiographie dieses Verhältniß aus Rücksicht auf die lebenden Personen nur mit großer Discretion. In den angeführten „Denkwürdigkeiten" ist dagegen diese Seite, da inzwischen die früheren Rücksichten weggefallen sind, bestimmter hervorgehoben und mit neuen Zuthaten ergänzt. Wir können nicht controliren, wieweit die neue Darstellung in allen Einzelheiten der Wahrheit entspricht; in der Hauptsache scheint aber das historische Verhältniß richtig getroffen.

Die Lebensgeschichte des preußischen Gardeoffiziers und nachmaligen österreichischen Majors Friedrich von der Trenck ist jedenfalls ganz merkwürdiger Art, wenn man auch, in der ursprünglichen wie in der gegenwärtigen Bearbeitung, manches Widerwärtige mit in Kauf nehmen muß. Spannend und fesselnd in der ersten größern Hälfte, abstoßend und unerquicklich in ihrer letzten, bietet sie immerhin eine mannigfach lehrreiche Lektüre, lehrreich namentlich auch für die Beurtheilung Friedrichs II. und seiner Gerechtigkeitspflege, welche es diesem Fürsten gestattete über einen Mann der vor den Gesetzen schuldlos war, die Qualen einer zehnjährigen höchst grausamen Einkerkerung zu verhängen — ohne Untersuchung und ohne richterlichen Urtheilsspruch.

Jener belobten erstern Hälfte gehört Trencks Jugendgeschichte, sein Verhältniß zur Prinzessin Amalie und seine Gefangenschaft zu Glatz und Magdeburg an, bis zur endlichen Befreiung um Weihnachten 1763. Da ist viel Anziehendes. Die Irrfahrt seiner ersten Flucht aus Glatz durch Polen gehört zum Wunderlichsten was man lesen kann: ein Abenteuer löst

das andere ab. Aehnlich die Fluchtversuche aus den Kasematten von Magdeburg, aus einem gräßlichen Kerker worin der große König seinen ehemaligen Gardeoffizier mit Ketten hatte angeschmieden lassen! Die Geistesgegenwart und die stählerne Kraft des Mannes, der nach den entsetzlichsten Enttäuschungen immer wieder mit neubelebtem Muth und erfinderischem Scharfsinn auf Rettung sinnt, hat etwas Staunenerregendes.

Die spätere Lebensgeschichte Trencks dagegen hat, wie gesagt, nicht mehr das Fesselnde der ersten Hälfte. Trenck selber ist ein anderer geworden, nicht zwar gebrochen durch die lange Haft, aber durch das erlittene Unrecht und durch den verzehrenden Drang eines lang gehemmten Ehrgeizes, der auch jetzt nicht Befriedigung findet, in Verbitterung verkehrt. Er ist Malcontent und unverbesserlicher Weltverbesserer geworden, noch dazu mit den unerquicklichen Phrasen des Jahrhunderts der Aufklärung. Ohne ein höheres leitendes Princip als jenes der Ehre, lax in der Moral bei zärtlichen Abenteuern, steckt er doch — das Musterbild eines Aufklärers — voll Tugendphrasen, in deren Namen er die Welt schulmeistern will. Er spielt die Rolle eines „Weltweisen" und er gefällt sich mit den Jahren so darin, er lebt sich in die Ueberzeugung von seiner eigenen Vortrefflichkeit so sehr hinein, daß er mit ernsthaften Worten der Welt sich als Tugendmodell zur Nachahmung empfiehlt. „Ruhmsucht war nie meine Schwäche", sagt er am Ende seiner Selbstbiographie; „wem meine Schriften nicht gefallen, der ahme mir in meinen Handlungen, in Standhaftigkeit und moralischen Tugenden nach, so ist er unfehlbar ein guter Christ, ein brauchbarer Mann im Staat und ein redlicher Mensch. Dieses war der Zweck meines Daseyns; den habe ich erfüllt, und mehr will ich nicht!"

In Wahrheit fehlte ihm dazu die Hauptsache, der höhere religiöse Halt. Ja, es ging ihm selbst zur billigsten „Weltweisheit" dasjenige ab was auch die Alten als ein erstes Erforderniß bezeichneten: Maß. Das verhängnißvolle Agens dieser ohne Frage hochbegabten Natur war und blieb die Tollköpfigkeit, jener leidenschaftliche Ungestüm der stets dem ersten Impuls folgte. Er konnte in solchen Momenten ebenso hochherzig han-

deln als er den höchsten Zornausbrüchen und Rachegedanken augenblicklich und blindlings sich hingeben konnte. In religiösen Fragen spielte er den aufgeklärten Freigeist, gegen Andersdenkende, namentlich aber gegen den Klerus oft mit widerlicher Gehässigkeit. Seine Ausfälle gegen Alles was Macht und Einfluß besaß und ihm im Wege stand, sind mit Bitterkeit getränkt. Der Ehrgeiz verzehrte ihn. Nach Wiedererlangung seines confiscirten Vermögens sprach er einen Augenblick den Vorsatz aus, den Rest seiner Tage in stiller Zurückgezogenheit auf seinen österreichischen Gütern zu verbringen; aber die Unruhe seines Geistes litt es nicht lange, er glaubte sich überall in die öffentlichen Angelegenheiten wieder einmischen und den Staatslenkern als Mentor aufdringen zu müssen. Das Mißvergnügen in politischen Dingen trieb ihn von einem Land in das andere, zuletzt nach Paris und in die Arme der Revolution, vor deren Tribunal er sich berühmte, daß er „der Erste gewesen der zu Wien laut und öffentlich die französische Revolution vertrat." Daß er schließlich als ein Opfer dieser Revolution durch die praktischen Vollstrecker seiner eigenen destruktiven Ideen fällt, daß der heißblütige Verfechter schrankenloser Freiheit auf der Pariser Guillotine endet (Juli 1794): ist nach diesem gar nicht zu verwundern. Das Princip dessen Priester er sich nannte, hat ihn zermalmt — das ist die Logik der Geschichte.

XXIX.

War Shakespeare Katholik?

Zweiter Artikel (Schluß).

Mit dem Umstande, daß des Dichters Vater Recusant gewesen, hängt die dritte Frage zusammen, die Frage nach den Vermögensverhältnissen John Shakespeare's und auf welchen Ursachen deren Verschlimmerung zu einer gewissen Zeit beruhte. Nach Rio ging diese Verschlimmerung der Vermögensverhältnisse fast bis zur Verarmung und wurde herbeigeführt durch die Strafgelder welche John Shakespeare als Recusant bezahlen mußte, durch die dadurch entstandenen Schulden und Schuldprozesse. Sowohl der englische als der deutsche Recensent Rio's bestreiten die beiden Annahmen; sie läugnen daß eine Verarmung der Familie statt fand und daß, wenn auch eine Verschlimmerung der Vermögensverhältnisse John Shakespeare's eintrat, dieses durch Strafgelder die er hätte als Recusant bezahlen müssen, herbeigeführt worden ist. Prüfen wir diese beiderseitigen Behauptungen etwas näher.

Ausgemacht ist, daß John Shakespeare ein wohlhabender Gutsbesitzer war, welcher außer der Landwirthschaft auch die damit in Verbindung stehenden Gewerbe eines Metzgers, Wollhändlers und Weißgerbers oder Handschuhmachers be-

trieb. Auf seine bessern Vermögensverhältnisse deuten auch seine Gemeindeämter hin*). Ebenso wird ziemlich allgemein angenommen, daß sich dessen Vermögensverhältnisse gegen Ende der siebenziger Jahre des 16. Jahrhunderts verschlimmerten. Als Beweise oder doch Anzeichen dafür werden verschiedene Umstände angeführt, welche sich aus den Akten des Gemeinderathes von Stratford ergeben**). Aus dieser Quelle wissen wir, daß John Shakespeare sein von seiner Frau ihm beigebrachtes Landgut Asbies im J. 1578 verpfändete; daß er in demselben Jahre bei einer Gemeindeumlage zu einem gewissen Zweck weniger als seine Collegen, die andern Aldermen bezahlte, indem für ihn der Beitrag von 6 Schilling auf 5 Schilling ermäßigt wurde; daß er ferner eben um diese Zeit von Bezahlung der Armentaxe befreit wurde; endlich daß er 1586 aus der Liste der Aldermen, in deren Versammlung er längere Zeit nicht erschienen war, gestrichen wurde. Dazu kommt nun noch, außer dem Schuldprozesse den er oder andere für ihn auf der Recusantenliste vorschützten, daß John Shakespeare (1578) in dem Testamente eines Bäckers zu Stratford, Roger Sadler, als dessen Schuldner mit fünf Pfund erscheint, für welche Summe noch zwei Bürgen genannt werden.

Nun wollen wir nicht läugnen, daß jene in den Stratforder Gemeindeakten ganz kurz angegebenen urkundlichen Nachrichten auch noch möglicherweise eine andere Erklärung als nur aus der Verarmung John Shakespeare's zulassen; daß die Schuld bei Sadler nicht gerade eine Brodschuld, wie Rio annimmt, nothwendig seyn muß; und daß nirgends sich ein urkundlicher ausdrücklicher Beweis dafür findet, als seien

*) Knight Biograph. p. 4—16. Delius Shakesp. Werke, Bd. VII. (Biographische Nachrichten) S. 3.

**) Besonders genau behandelt die Frage über den ökonomischen Rückgang John Shakespeare's Knight p. 33—38, 84—88; in der Kürze Delius S. 4.

gerade Strafgelder und Strafprozesse, welche John Shakespeare auszustehen hatte, die Ursache seiner ökonomischen Verlegenheiten gewesen. Aber andererseits ist die auch von Rio angenommene Erklärung jener Vorgänge eine sich von selbst darbietende: eine Schuld bei einem Bäcker, von diesem Betrag und noch durch Bürgen gewährleistet, wird so ziemlich Jedermann als die Brodschuld eines Mannes vermuthen dessen Credit so gelitten hat, daß er noch Bürgen braucht. Ebenso haben sich über die Ursachen der verschlimmerten ökonomischen Lage John Shakespeare's keine ausdrücklichen Nachrichten erhalten. Aber ebendeßwegen und da er nicht ein Geschäft betrieb womit Spekulationen von wechselndem Erfolg verbunden zu seyn pflegen, muß man wohl auf den Gedanken kommen, die Strafgelder und Strafprozesse, denen die Recusanten ausgesetzt waren, seien die Ursachen davon. Andere nehmen die wachsende Kinderzahl der Familie Shakespeare als Ursache an, und Knight sucht zu beweisen, die damals im Allgemeinen eintretenden national-ökonomischen Verhältnisse hätten gerade den Stand der Gutsbesitzer und Landwirthe, dem John Shakespeare angehörte, besonders beschädigt. Aber der erste Grund ist nicht stichhaltig (es waren in der Familie nie mehr als fünf lebende Kinder beisammen) und die letztere Erklärung ist mehr oder minder ebenfalls Hypothese. Allerdings hat Hr. Rio seine Hypothese etwas zu sehr als Wirklichkeit erscheinen lassen durch die lebhafte Schilderung der Zustände, wie er sich dieselben dachte. Allein darum verdient er nicht den so scharf tadelnden Ton, in welchem sein deutscher Recensent diese Hypothese bespricht.

Ueberhaupt aber ist diese ganze Untersuchung über den ökonomischen Rückgang des Vaters unseres Dichters und deren Ursachen für die Frage nach der Confession des erstern gar nicht von entscheidender Bedeutung, wenn es einmal ausgemacht ist, daß er ein Recusant und zwar ein katholischer Recusant war.

Dafür daß John Shakespeare Katholik war, insoweit

man dieses unter Elisabeths Regierung seyn konnte ohne den Martyrtod zu erleiden, dafür sprechen außer den bisher angeführten Gründen noch zwei weitere Gründe, welche weder von Rio noch von seinen Recensenten genugsam beachtet worden sind: nämlich John Shakespeare's Heirath mit Marie Arden, und ferner dessen nachgelassene letzte Willenserklärung über sein religiöses Bekenntniß.

Die Arden bildeten eine in Warwickshire sehr zahlreiche und sehr angesehene katholische Familie*). Der Vater von Marie Arden, der Mutter des Dichters, war Katholik, wie die Form seines Testamentes vom J. 1556 zeigt, welches mit den Worten beginnt: „Ich vermache meine Seele dem allmächtigen Gott und unserer benedeiten heiligen Jungfrau Maria und der ganzen Schaar der Heiligen im Himmel." Das Testament wurde zwar verfaßt zur Zeit der Königin Maria, wo die katholische Religion die herrschende war. Allein eine solche katholische Kundgebung in einem Testamente wurde gewiß nicht gesetzlich gefordert. Außerdem gibt es auch sonst Anzeichen, daß die Familie Arden auch unter der Regierung Elisabeths dem alten Glauben zugewendet blieb, wie namentlich das Beispiel jenes Robert Arden, des Schwiegervaters des unglücklichen Somerville beweist, der aus Fanatismus für den katholischen Glauben sogar daran dachte die Königin Elisabeth zu ermorden, und dadurch auch seinen Schwiegervater auf das Schaffot brachte. Vor seinem Tode bekannte dieser Robert Arden noch laut seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche. So war denn auch Marie Arden ohne Zweifel Katholikin, und vielleicht eine sehr eifrige. Kann man nun annehmen daß sie, eine sehr angesehene und reiche Tochter, sich mit dem Sohne des Pächters ihres Vaters (denn in diesem untergeordneten Verhältnisse zu Robert Arden stand Richard Shakespeare, der Vater John's) ver-

*) Knight p. 5. Delius S. 4.

heirathet hätte, wenn er von der Zeit Eduard's VI. her, in welcher er schon erwachsen war, eine protestantische Richtung gehabt hätte, wenn er nicht ein wirklicher Katholik gewesen wäre? Das ist überhaupt nicht wahrscheinlich, namentlich aber nicht in jener Zeit religiöser und confessioneller Aufregung und Spannung.

Das dem John Shakespeare zugeschriebene schriftliche Glaubensbekenntniß wird jetzt allgemein für unächt angesehen. Hr. Rio thut davon keine Erwähnung. Der englische Recensent in Edinburgh Review führt dasselbe nur im Vorbeigehen an als ein „absurdes" Machwerk, und auch Bernays schließt sich der hergebrachten Meinung an, um so mehr „weil nicht einmal ein Rio von demselben Gebrauch gemacht habe." Wir unsererseits wundern uns, daß ein so selbstständiger und scharf auftretender Kritiker wie Hr. Bernays hierin dem großen Haufen folgt, ohne eine eigene Prüfung angestellt zu haben; wenigstens läßt er sich in keine Erörterung darüber ein. Es gibt ein eigenes Buch zur Vertheidigung der Aechtheit jener Schrift von George Chalmers (Apologie for the believers in the Shakespeare-Papers. 1797). Die Benützung dieses Buches stand uns nicht zu Gebot; die unten folgende Erörterung hat zur Grundlage was Drake (Shakespeare and his times. Paris 1838. p. 5 ff.) darüber sagt; er gibt einen Abdruck des Schriftstückes, spricht ziemlich ausführlich darüber und zeigt sich geneigt die Aechtheit desselben anzuerkennen. Der Leser möge aus der folgenden Darstellung der Sache selbst urtheilen, ob diese kritische Frage so ganz sicher entschieden ist, als Hr. Bernays der jetzt herrschenden Meinung folgend sich vorstellt.

Im J. 1770 ließ Thomas Hart zu Stratford, ein Nachkomme im fünften Grad von Johanna Hart geb. Shakespeare, der Schwester des Dichters, das Dach seines von ihm bewohnten Hauses in Henley Street repariren, desselben Hauses in welchem William Shakespeare, wie man annimmt, geboren wurde. Als das Dach mit neuen Ziegeln belegt

wurde, fand der damit beschäftigte Maurer, Namens Mosely, zwischen einem Ziegel und dem Dachsparren versteckt ein Schriftstück. Dasselbe bestand aus sechs zusammen gehefteten Blättern Papier. Der Maurer Mosely der als ein braver, fleißiger Mann bekannt war, gab dasselbe einem Alderman von Stratford, Namens Peyton, ohne dafür irgend eine Bezahlung zu verlangen oder zu erhalten. Der genannte Alderman schickte das Schriftstück durch einen damaligen Vikar zu Stratford, Namens Davenport, an den bekannten Herausgeber Shakespeare's, Malone. Unglücklicherweise ging vor dieser Ueberschickung das erste Blatt verloren; aber Mosely hatte eine Abschrift von der Handschrift genommen, und so wurde aus derselben diese Lücke wieder ergänzt. Die Tochter von Mosely und Thomas Hart selbst, welche im J. 1790 noch lebten, erinnerten sich damals noch genau aller Umstände dieses Fundes. Das Schriftstück wurde von Malone 1790 durch den Druck veröffentlicht in seiner Ausgabe Shakespeare's. Er sagt darüber: „Ich habe mir Mühe gegeben die Aechtheit dieser Handschrift zu ermitteln, und nach einer wahrhaft sorgfältigen Untersuchung bin ich vollständig überzeugt, daß die Schrift ächt ist.“ Im J. 1796 dagegen sagt derselbe Malone in einer Druckschrift (Inquiry relative to the Inland papers p. 198): „In meiner Vermuthung über den Schreiber jener Urkunde war ich gewiß im Irrthum; denn ich habe inzwischen Dokumente erhalten welche klar beweisen, daß die Urkunde nicht von einem Mitgliede der Familie unseres Dichters hat verfaßt werden können.“ Nähere Aufklärung oder Gründe über diese Aenderung seiner Meinung fügt er nicht bei. Jene oben angegebene Nachricht über die Auffindung des Schriftstückes ist aber bisher von keiner Seite her widersprochen oder auch nur hinsichtlich irgend eines Umstandes bezweifelt worden. Das Schriftstück selbst soll jetzt verloren seyn.

Der Inhalt der Schrift ist folgender. Sie besteht aus vierzehn Artikeln oder Absätzen, von welchen der erste also lautet:

„In dem Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; der heiligsten und gebenedeiten Jungfrau Maria, Mutter Gottes; der heiligen Heerschaaren der Erzengel, Engel, Patriarchen, Propheten, Evangelisten, Apostel, Heiligen, Martyrer und der ganzen Gesellschaft des himmlischen Hofes, ich John Shakespeare, unwürdiges Mitglied der heiligen katholischen Religion, bei diesem meinem gegenwärtigen Schreiben in vollkommener Gesundheit des Leibes und bei gesundem Sinn, Gedächtniß und Verstand, aber eingedenk der Ungewißheit des Lebens und der Gewißheit des Todes, sowie daß ich möglicherweise abscheiden muß in der Blüthe meiner Sünden und gerufen werde Rechenschaft zu geben über alle meine Vergehen, äußerliche und innerliche; sowie daß ich dann für das furchtbare Gericht nicht genug vorbereitet seyn kann durch Sakrament, Buße, Fasten, Gebet oder durch irgend ein anderes Mittel der Reinigung: ich also mit meiner eigenen freien und freiwilligen Entschließung mache und verordne diesen meinen letzten geistlichen Willen, Testament und Bekenntniß.“

Darauf folgt ein allgemeines Sündenbekenntniß und der Ausdruck des Vertrauens auf die göttliche Barmherzigkeit (Art. 2); Anrufung des Schutzengels (3); Anordnung in Betreff der letzten Oelung (4); Erneuerung guter Vorsätze (5); Hoffnung auf die ewige Seligkeit nicht aus dem Verdienst der eigenen guten Werke, sondern durch das Verdienst Christi (6); Gelöbniß einer bessern Standhaftigkeit im Glauben als bisher; Vergebung für seine Feinde und Bitte um Vergebung für sich (8); Dank an Gott gerichtet für alles Andere, und besonders daß Er ihn Reue und Besserung hat erleben lassen (9); Anrufung der heil. Maria und anderer Heiligen, daß sie ihm in der Todesstunde beistehen (10); ebenso an seinen Schutzengel (11); Bitte an Verwandte und Freunde, daß sie durch Gebet und Meßopfer das Fegfeuer für ihn abkürzen (12); Vermächtniß seiner Seele in die Seitenwunde Christi (13); Ausdruck der Ergebung in Gottes Wille, was er auch schicken möge (14); Schlußformel mit der ausgesprochenen Willensmeinung, daß dieses von ihm

unterzeichnete Testament ihm in das Grab mitgegeben werden soll (15).

Eine Schrift von diesem Inhalt mag wohl dem Kritiker in der Edinburgh Review und andern Lesern in unserer jetzigen Zeit „absurd" scheinen; aber gilt denn irgendwie der kritische Kanon, daß eine alte Schrift unächt seyn müsse wenn der Inhalt derselben einem Leser in spätern Jahrhunderten absurd, einfältig oder abergläubisch vorkommt? Statt so zu urtheilen oder der Meinung Anderer so geradezu zu folgen, hätten beide Recensenten, der englische und deutsche, besser daran gethan den Gegenstand genauer zu untersuchen und zu sehen, ob der von ihnen sonst doch mit so großer Strenge und Schärfe behandelte französische Gelehrte nicht mit Unrecht dieses Dokument unerwähnt gelassen hat. Wir wollen durch einige Bemerkungen über die Gründe, welche für oder gegen die Aechtheit desselben sprechen, unsererseits diese Lücke zu ersetzen suchen.

Die äußern Umstände des Fundes sprechen ganz für die Aechtheit. Der oben gegebene Bericht darüber wird von Niemand in Zweifel gezogen; es ist keine Spur eines Betruges aus Gewinnsucht oder einer Mystifikation vorhanden. Das Dokument ist so wie es ist in dem ehemals von John Shakespeare bewohnten Hause versteckt gefunden worden. Malone, ein Rechtsgelehrter dem doch manche alte Akten und Urkunden vorgekommen seyn müssen, findet in dem Aeußern der Urkunde durchaus keinen Grund des Verdachtes; er sagt vielmehr: nach den Schriftzügen zu schließen müsse die Schrift um die Zeit von 1600, jedenfalls nicht viel früher geschrieben worden seyn. (John Shakespeare starb 1601.) Wenn John Shakespeare ein heimlicher Katholik war, so paßt dazu ganz wohl, daß er sein schriftliches Glaubensbekenntniß an einem Ort versteckte wo es nicht leicht Jemand finden oder auch nur suchen würde. Denn es war durch Staatsgesetze erlaubt und sogar angeordnet, daß die Wohnungen der Recusanten und der des Katholicismus verdächtigen Personen zu jeder Stunde

durchsucht werden konnten, um Beweisstücke gegen sie, wie Gebetbücher, Rosenkränze u. dergl. aufzufinden*).

Das Schriftstück ist nicht unterzeichnet, obgleich am Schlusse desselben dieß gesagt ist. Dieser Umstand kann aber nicht als Beweis gegen die Aechtheit geltend gemacht werden; sondern er beweist nur, daß wir nicht das Exemplar haben, welches nach der Meinung John Shakespeare's ihm in das Grab mitgegeben werden sollte. Es kann entweder das Concept oder eine Abschrift der Originalurkunde seyn.

Betrachten wir nun die Gegengründe, die man bis jetzt gegen das Dokument vorgebracht hat. Malone, wie schon bemerkt, bringt keine nähern Beweisgründe vor, sondern nur die einfache Behauptung: nach Dokumenten die er erhalten habe, könne diese schriftliche Arbeit (the composition) nicht von irgend einem Mitgliede der Familie Shakespeare seyn. Was mögen dieses für Dokumente seyn? Es ist schwer sich Dokumente von der Art zu denken, welche einen solchen unzweifelhaften Beweis liefern könnten. Vielleicht meint Malone die Urkunden von Stratford, aus welchen hervorgeht, daß John Shakespeare seinen Namen wie so manche andere Aldermen nicht mit Buchstaben schrieb, sondern statt dessen nur ein Handzeichen (ein Kreuz oder eine Figur wie zwei geöffnete Zirkel) hatte**). Aber soll darum auch kein Mitglied seiner Familie diese Erklärung haben schreiben können? Oder konnte sie nicht (und das ist Chalmers Vermuthung) das Werk eines der katholischen Priester seyn, welche damals in England, obgleich in beständiger Lebensgefahr wenn sie entdeckt wurden, dennoch versteckter Weise den bedrängten Katholiken die Sakramente spendeten und geistlichen Trost brachten?

Knight behauptet (p. 24) das Dokument könne nicht von einem Katholiken verfaßt seyn, weil es in diesem Falle

*) Dodd. Vol. III. p. 26 not.

**) Knight p. 10.



genauer in die confessionellen Unterscheidungslehren hätte eingehen müssen; und ferner weil es unnöthig lange Stellen enthielte die gegen den Protestantismus feindselig und herausfordernd wären. Aber hinsichtlich der ersten Behauptung bemerken wir: dieses „geistliche Testament", die „Protestation und Confession", wie das Dokument selbst sich nennt, sollte seiner Bestimmung nach nicht ein polemischer Aufsatz seyn, sondern die Ergießung eines gepreßten katholischen Herzens und ein Mittel der Beruhigung von Gewissensscrupeln. Die zweite Behauptung ist einfach nicht wahr; auch war ja das Dokument dazu bestimmt ganz geheim gehalten zu werden.

Ebensowenig stichhaltig ist ein anderer von Knight vorgebrachter Grund. Er meint, es sei ein Zeichen der Unächtheit daß in dem Dokumente Seelenmessen für den Verfasser verlangt würden. Derselbe habe doch wissen müssen, daß nach einer Parlamentsakte von 1581 das Messelesen unter Strafe von einem Jahr Gefängniß und 200 Mark verboten war, das Hören einer Messe unter gleicher Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 100 Mark. Ein sonderbarer Grund; wie wenn nicht im Geheimen damals häufig Messen in England gelesen worden wären, oder diese Anordnung nicht hätte können in einem der außerhalb England damals bestehenden englischen Klöster und Priesterseminarien zum Vollzug gebracht werden.

Dagegen fehlt es nicht an positiven Gründen für die Aechtheit des Dokuments. Der Inhalt paßt ganz auf die individuelle Lage John Shakespeare's, welcher längere Zeit vorher ehe er als Recusant beschuldigt wurde, den protestantischen Gottesdienst besucht haben mag und auch später statt ein offenes Bekenntniß abzulegen, Strafgelder zahlte und sich mit der Furcht vor Schuldprozessen entschuldigen ließ, dadurch aber ein übles Beispiel gab*). So konnte er wohl

*) Art. 7: „Item, ich John Shakespeare erkläre durch gegenwärtige Schrift, daß ich hinfort will geduldig aushalten und leiden alle

entweder selbst den Gedanken einer solchen schriftlichen Retraktation und Protestation in seinen letzten Lebensjahren fassen oder ein solches Schriftstück als einen Rath und Vorschlag aus geistlicher Hand zu weiterer Ueberlegung entgegennehmen. Nicht minder spricht für die Aechtheit die natürliche Sprache eines durch religiöse Gefühle und Gewissensscrupel aufgeregten Herzens. Wir bedauern daß das Aktenstück zu lang ist um hier mitgetheilt zu werden; aber wir meinen, jeder unbefangene Leser, namentlich der katholische Leser werde diesen Eindruck davon erhalten. Außerdem findet sich darin ein specifisch katholischer Zug, welcher gerade auf die Zeit der Katholikenverfolgung unter Elisabeth unverkennbar hindeutet, und auf welchen eine spätere betrügerische Fälschung oder eine scherzhafte Mystifikation schwerlich gekommen wäre. John Shakespeare legt in seinem geistlichen Testament mit sehr affektvollen Ausdrücken seine Seele in die Seitenwunde Christi (Art. 13). Nun muß in jenen Zeiten unter den englischen Katholiken gerade die Andacht zu den fünf Wunden des Erlösers besonders populär gewesen seyn. Denn in dem Aufstande, welchen zur Zeit Elisabeths Thomas Percy Graf von Northumberland mit dem katholischen Adel des nördlichen Englands zur Wiederherstellung des alten Glaubens unternahm, hatte das katholische Heer als sein Haupt-Panier eine Fahne worauf das Kreuz mit den fünf Wunden dargestellt

---

Art von Schwachheit, Krankheit, ja selbst den Tod, wenn mich Solches trifft (was Gott verhüte) und wenn ich dabei durch die Heftigkeit der Qual und des Todkampfes oder durch die List des Teufels in eine Ungeduld oder in die Versuchung gerathen sollte eine Blasphemie oder auch nur ein Murren zu äußern gegen Gott oder den katholischen Glauben, oder irgendwie ein böses Beispiel zu geben. Ich bereue dieses jetzt und in Zukunft und ich bin sehr betrübt darüber; ich widerrufe Alles was ich damals gethan oder gesagt habe, indem ich die Mildigkeit Gottes bitte, daß er mich nicht verlassen möge in diesem schweren und qualvollen Todeskampf."

war, und welche der greise Ritter Richard Norton dem Heere vorantrug*).

Chalmers**) führt zur Unterstützung der Aechtheit des Dokumentes an, es sei damals öfters vorgekommen und gleichsam eine Sitte der Zeit gewesen solche Glaubensbekenntnisse zu hinterlassen, und er nennt als Beispiele die Namen des Lord Bacon, Lord Burghley und Erzbischof Parker. Wir sind im Stande ein noch viel zutreffenderes Beispiel hier anzuführen; einen Fall der mit dem vorliegenden die größte Aehnlichkeit hat. Unter den Personen welche Dodd aufzählt in der Liste derjenigen die unter Elisabeths Regierung wegen ihres katholischen Glaubens in das Gefängniß kamen und dort starben, findet sich eine Mrs. Ann Foster (gest. um 1580). Der neue Herausgeber Dodd's gibt über ihr Schicksal folgende Erzählung***), welche wir als zugleich für die englischen Zustände unter Elisabeth charakteristisch hier mittheilen wollen; dabei kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wie viel besser es für John Shakespeare war daß sein Glaubensbekenntniß mehr als zweihundert Jahre nach seinem Tod unter einem Dachziegel seines Hauses, als gleich nach seinem Tod in seinem Sarg gefunden wurde. Der Bericht lautet:

„Auf ihrem Todbette veranlaßte Mrs. Ann Foster ihren Beichtvater, Vater Derbyshire der ihr Mitgefangener war, eine Schrift aufzusetzen welche besagen sollte, daß sie in dem katholischen Glauben sterbe; daß sie alle Sakramente und den Beistand der Kirche erhalten habe; und daß ihr letzter Wille und Testament sei, daß kein protestantischer Geistlicher (minister) noch sonst eine ähnliche Person sich mit ihrem Leichnam etwas zu thun mache. Dieses Papier wurde nach ihrem eigenen Ver-

---

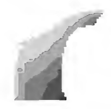
*) Dodd's Church history. Vol. III. p. 8.

**) Apology p. 100.

***) Dodd, Vol III. p. 168. not.

langen ihr nach ihrem Tod in die Hand gegeben. Hier wurde es von den Gefängnißwärtern gefunden und dem Geistlichen der Pfarrei gezeigt. Dieser setzte sogleich die ganze Stadt (York) in Aufruhr. Er klagte bei dem Rath der Königin und bei dem Grafen von Hutingdon, einem Puritaner, dem Präsidenten der Königin in dieser Stadt. Nicht minder klagte er bei dem Erzbischof, bei dem Dekan und Domcapitel. Er that nicht bloß das, sondern auf eine sehr inhumane Weise ließ er den Leichnam aus dem Gefängniß holen und öffentlich auf der Brücke hinlegen zum allgemeinen Schauspiel. Inzwischen versammelte sich schnell der königliche Rath sehr erregt über diese „„verwegene und verrätherische Handlung““ der Verstorbenen. Einige schlugen vor, man sollte den Leichnam in dem nächsten besten Dunghaufen begraben; Andere gaben den Rath ihn in den Fluß zu werfen. Alle aber stimmten darin überein, Foster, den Ehegatten der Verstorbenen, zu ermahnen und ihm einen Theil der Schuld seiner Frau aufzubürden. Foster erwiderte darauf: er sei bei ihrem Tode nicht gegenwärtig gewesen und könne daher nicht für ihre Handlungsweise verantwortlich gemacht werden; wie aber auch diese ihre Handlungsweise gewesen seyn möge, so sollte man nicht vergessen, daß sie eine Frau war, daß sie jetzt todt ist und Niemanden mehr schaden kann. Besonders aber sollte man bedenken, daß er ihr Ehegatte war, durch Gottes Gebot verpflichtet sie zu lieben, zu ehren und zu beschützen. Er bäte daher demüthig die hochgeehrten Herrn, in ihrer Entscheidung nicht weiter zu gehen, den Leichnam nicht zu verunehren, und ihm als das Letzte und Geringste was er für sie thun könne zu erlauben, daß er ihren Leichnam ohne Unbill zur Erde bestatte. Auf diese Aeußerung war der fühllosere Theil der Räthe im Begriff, Fosters Verhaftnahme als eines verdächtigen Papisten zu befehlen. Er hatte jedoch glücklicherweise auch Freunde im Rath. Diese brachten es dahin, daß man ihm erlaubte den Leichnam zu begraben, wo er wolle, aber in aller Stille."

Nach der von uns bisher gegebenen Darstellung der Frage über die Aechtheit des schriftlichen Glaubensbekenntnisses John Shakespeare's nehmen wir keinen Anstand zu



erklären, daß uns dasselbe nach der jetzigen Lage der kritischen Akten als ächt erscheint*).

Ist dieses der Fall, so folgt daraus in Verbindung mit der Recusantenliste welche John Shakespeare's Namen enthält, daß der Vater unseres Dichters Katholik und zwar ein eifriger Katholik war; dasselbe haben wir allen Grund von dessen Mutter Marie Arden anzunehmen. Demnach ist William Shakespeare als Sohn einer katholischen Familie aufgewachsen. Er hat so die Lehren der katholischen Religion, katholische Gebete und Andachtsübungen in der Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens kennen gelernt. Er hat katholische Eindrücke in seiner Jugend empfangen, wenn er auch nach den damaligen Zeitumständen eine protestantische Schule und protestantischen Gottesdienst besuchen mußte. Wie sich auch später sein äußeres Verhalten und seine innere Entwicklung in religiöser und confessioneller Beziehung gestaltet haben mag, so wird man der Natur der Sache nach annehmen müssen, daß diese seine ersten Jugendeindrücke einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung seines geistigen Lebens hatten. Dabei ist jedoch die folgende gewiß treffende

*) Die Mitgabe einer solchen Urkunde in den Sarg hat eine Analogie mit folgender alten christlichen Sitte, welche in der griechischen Kirche der Russen noch heutigen Tags sich erhalten hat. Hier nämlich verliest der Priester bei der kirchlichen Leichenfeier am Sarge die Formel der Absolution und legt darauf einen Abdruck derselben in die Hand des Todten, damit er das Blatt als Zeugniß seiner Reinigung mit in das Grab nehme. So hat man auch in französischen und englischen Gräbern des Mittelalters auf dem Skelette des Todten liegende bleierne Kreuze gefunden mit der Aufschrift der Absolutionsformel, welche der Priester dem Sterbenden nach der letzten Oelung zu ertheilen pflegt. S. darüber Abbé Cochet Sépultures Gauloises, Romaines, Franques et Normandes. Rouen 1857. p. 303—330, und darnach Fiedler in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein. XVII. Heft. Köln 1866. S. 53 ff.

Bemerkung Rio's (S. 36) wohl im Auge zu behalten: „Auf die Ueberlieferungen der Familie beschränkt, erhielt die religiöse Erziehung Shakespeare's zwar durch die Verfolgungen die höchste Weihe. Aber da diese Familien-Tradition nicht unterstützt wurde, weder durch einen regelmäßigen Religions-Unterricht, noch durch den so mächtigen Einfluß des äußern Gottesdienstes, noch durch die Sakramente, das einzige gründliche Heilmittel gegen die akuten oder chronischen Krankheiten der Seele, konnte sie eine genug starke Schutzwehr gewähren gegen den bei vorkommender Veranlassung hervorbrechenden Ungestüm dieser leidenschaftlichen Natur? Denn das ist die psychologische Charakteristik, welche Shakespeare selbst von sich zurückgelassen hat (Sonett 110). Auch muß man in Anbetracht dessen im voraus erwarten, daß bei ihm zeitweise ein Nachlaß eintreten mußte."

Wir wollen nun weiter untersuchen, ob sich in dem spätern Leben William Shakespeare's, nachdem er das elterliche Haus verlassen hatte, Nachrichten oder Anzeichen finden über sein Verhältniß zur katholichen Kirche. Jedermann der nur einige Kenntniß von dem Leben des Dichters hat und von der Zeit in welcher er lebte, wird im voraus wenn überhaupt eine Kunde über diesen Gegenstand, doch nur eine äußerst geringe und mangelhafte erwarten. Denn einmal haben wir ja überhaupt nur ganz wenige und dürftige Notizen über Shakespeare's Leben; und dann war damals ja die katholische Kirche und jede Aeußerung des religiösen Lebens der Katholiken in England aufs grausamste unterdrückt, so daß dasselbe nur in den Folterqualen und dem Martyrtod ihrer Bekenner hervortrat, sonst aber sich allein in den Herzen derselben und in der Verborgenheit des Hauses erhielt. Die Vorgänge in Shakespeare's äußerm Leben, welche man mit der Frage über seine Confession in Verbindung gebracht hat, sind die folgenden.

Rio vermuthet (er nennt den Gedanken selbst nur eine Hypothese), Shakespeare habe seinen 1585 gebornen Zwillings-

Kindern die Namen Judith und Hamnet (Hamlet) nicht zufällig gegeben, sondern in einer absichtlichen, katholisch-oppositionellen Tendenz. Der Name Judith sei von ihm gewählt worden als oppositionelle Demonstration, weil die Theologen der Staatskirche das Buch Judith unter den Schriften des alten Testamentes damals für apokryph erklärten; und der Name Hamlet in Erinnerung an die tragische Geschichte jenes dänischen Prinzen und seiner Mutter, einer verbrecherischen Königin welche durch widerrechtliche Usurpation herrschte, wie in den Augen der Katholiken auch Elisabeth erscheinen mußte; zugleich könne Shakespeare dabei auch an den unglücklichen Somerville, den Schwiegersohn des Edelmannes Arden, eines Namens- und Stammverwandten seiner Mutter gedacht haben, welcher in ähnlicher Weise wie Hamlet eine schuldbeladene Königin, so die Königin Elisabeth zu tödten sich vorgenommen hatte. Der englische Kritiker (Edinb. Rev. p. 158) und Bernays (S. 245) zeigen dagegen, wie willkürlich diese Hypothese Rio's ist, da diese Namengebung einfach darauf beruht, weil die Gevattersleute Shakespeare's, das Ehepaar Hamnet Sadler und Judith Sadler, diese Namen ihren Taufpathen zugebracht haben. „Hamlet" Sadler ist auch im Testamente Shakespeare's mit einem Legat bedacht. Wenn es sich der Mühe lohnte über eine so ungewisse und nicht bedeutende Sache zu streiten, könnte freilich der französische Verfasser immer noch dagegen excipiren: gerade dieser Namen wegen habe Shakespeare diese Gevattersleute gewählt.

Auch einen andern Fall einer Gevatterschaft, wo aber unser Dichter selbst zu Gevatter stand, hat man irrthümlich mit der Confession unseres Dichters in Verbindung gebracht. Simpson (nicht Rio, der diese Sache nicht berührt) sieht darin daß Shakespeare ein Kind seines katholisch gewordenen Freundes Ben Jonson über die Taufe hob, einen Beweis oder doch ein Anzeichen des Katholicismus unseres Dichters. Aber der englische Kritiker (Ed. Rev. p. 156) weist nach, daß das Pathenkind Shakespeare's vor Jonsons Uebertritt zur

katholischen Kirche geboren war, und daß die katholische Confession der Mutter des Kindes nicht erwiesen sei.

Rio (S. 13, 97) glaubt in der Schauspielertruppe, welcher Shakespeare als thätiges Mitglied und als Aktionär angehörte, katholische und oppositionelle Elemente vermuthen zu dürfen. Er bezeichnet außer Shakespeare selbst zwei andere Mitglieder, James Burbadge und Richard Burbadge, Landsleute des Dichters aus Warwickshire, (letzterer das Haupt der Gesellschaft und der berühmteste Mime seiner Zeit) nebst William's jüngerm Bruder Edmund Shakespeare, gleichfalls Mitglied der Gesellschaft, als Katholiken. Wenn letztere Annahme aus den oben dargelegten Verhältnissen der Familie Shakespeare sich ergibt, so beruht die andere Annahme darauf, daß der Name Burbadge gleichfalls auf einer Recusantenliste (von 1592) vorkommt. Dagegen bemerkt Bernays (S. 12): die Truppe sei in Diensten des Grafen Leicester, der Königin Elisabeth und des Königs Jakob gestanden, könne daher zu keiner Zeit Katholiken unter sich gehabt haben (aber auch keine heimlichen Katholiken?). Rio führt ferner an: diese Schauspielergesellschaft, welche vorzugsweise von Shakespeare mit neuen Stücken zur Aufführung versehen worden sei, habe schon dadurch sich entfernt gehalten von dem protestantischen Zelotismus und dessen Schmähungen gegen die katholische Religion, sowie von den übertriebenen Schmeicheleien gegen Elisabeth, welche sonst im Allgemeinen auf der damaligen englischen Bühne herrschten. Damit, meint Rio (S. 119), hinge es vielleicht zusammen, daß diese Schauspielergesellschaft nicht so oft gespielt habe vor dem Hofe als man sonst nach ihrer Stellung im Dienste desselben hätte erwarten sollen. Der Recensent in Edinb. Rev. (p. 166) führt dagegen an: Rio verschweige die Beweise die man dafür habe, daß Shakespeare bei der Königin Elisabeth in Gunst gestanden; und in den Akten des geheimen Rathes über die Kosten theatralischer Vorstellungen bei Hof kämen Zahlungen an jene Schauspielergesellschaft vor aus den Jahren 1575 — 1581 und

1593—1597; die Rechnungen von 1582—1585 seien verloren gegangen. Aber wenn der englische Kritiker unter den von Rio verschwiegenen Dokumenten auch den mit H. S. unterzeichneten Empfehlungsbrief für die Black-Friar's Schauspielgesellschaft an den Lordkanzler Ellesmere unter König Jakob anführt, so begegnet ihm dasselbe was er dem französischen Verfasser an anderer Stelle vorwirft. In dem angeführten, gewöhnlich dem Gönner Shakespeare's, Henry Southampton zugeschriebenen Briefe wird zwar Shakespeare genannt als „bei der Königin Elisabeth besonders beliebt"; aber auch bei diesem Dokumente, wie bei anderen von Collier entdeckten, hat sich die Unächtheit herausgestellt *). Und wenn man auch die anderen von Delius (S. 29 Anm. 39, 40, 41) zusammengestellten Zeugnisse vergleicht, welche nach der gewöhnlichen Ansicht die besondere Achtung und Gnade beweisen sollen in der Shakespeare bei der Königin Elisabeth gestanden sei, so sieht man, daß sie sehr unbestimmt und allgemein gehalten sind. Was aber die Rechnungen für theatralische Vorstellungen der Black-Friars Gesellschaft am Hofe Elisabeths betrifft, so kann es immerhin auffallen daß, wenn die Anführungen des englischen Recensenten genau sind, sich aus den Jahren 1585 bis 1593 in den aus dieser Zeit übrigen Hofrechnungen keine Auszahlung an die genannte Schauspielergesellschaft bemerkt findet. Wenn demnach dasjenige was Rio über den Geist der Schauspieler-Gesellschaft sagt, nur Vermuthung und Hypothese, nicht eine bewiesene Thatsache ist: so kann man doch andererseits nicht sagen, daß seine Recensenten die absolute Unzulässigkeit dieser Hypothese bewiesen haben.

Wenn es an direkten Nachrichten über das innere Leben und über die Denkweise eines Menschen fehlt, so kann man in manchen Fällen aus seinem Umgange und aus den Freun-

---

*) Delius Biograph. Nachr. S. 25.

den mit denen er in näherer Beziehung stand, etwas hierüber erschließen. In dieser Hinsicht liegt es nahe zu erwägen, ob vielleicht aus dem Verhältniß Shakespeare's zu seinem bekannten Gönner und Freund, dem jungen Grafen Southampton Andeutungen über die uns hier vorliegende Frage sich gewinnen lassen. Man kann dagegen von vornherein sagen: dieser vornehme junge Herr interessirte sich vor allem für Shakespeare nur als Dichter und nur für die Erzeugnisse seiner Muse. Aber wer das innige Freundschaftsverhältniß beider und den Lebensgang Southampton's in Betracht zieht, dem muß sich der Gedanke aufdrängen, daß in dem Verkehr der beiden Freunde unmöglich lediglich nur ästhetische und poetische Interessen, sondern daß nicht minder auch politische Interessen, von denen die kirchlichen und confessionellen damals fast untrennbar waren, zur Sprache kommen mußten und sich geltend machten. So sieht Rio die Sache an und bespricht von diesem Gesichtspunkte aus das freundschaftliche Verhältniß zwischen Southampton und Shakespeare (S. 117, 157 — 167). Die beiden Recensenten übergehen diese sowie manche andere interessante Partie des Buches von Rio, indem sie nur da anbinden wo etwas zu berichtigen ist, oder wo sie Grund zum Tadeln zu haben glauben. Thatsache und beachtenswerth ist folgendes: des jungen Grafen Southamptons Vater, Henry Wriothesley, Kanzler des geheimen Rathes zur Zeit der Regentschaft Eduard VI. und als Kanzler zum Graf von Southampton ernannt, war ein Gegner der neuen kirchlichen Veränderungen wie sie damals im Sinne der deutschen Reformation in England eingeführt wurden; auch unter Elisabeths Regierung behielt er diese Richtung und wurde, zugleich durch seine Theilnahme für Maria verdächtig, in das Gefängniß des Tower gesetzt 1572. Sein Sohn, der als Kind schon seinen Vater verlor, erhielt zwar eine protestantische Erziehung; es läßt sich aber annehmen, daß das Andenken an das Schicksal seines Vaters nicht ohne Eindruck auf ihn bleiben konnte. Zum Manne herangereift und unter dem

Despotismus der Königin Elisabeth leidend, welche ihm seine heimliche Vermählung mit der schönen Elisabeth Vernon, einer Nichte des Grafen Essex nicht verzeihen konnte, ward er ein Oppositionsmann und betheiligte sich bei dem revolutionären Unternehmen des Grafen Essex das einen so tragischen Ausgang nahm. Auf das Gelingen der Bestrebungen des Grafen Essex hatten aber Alle welche unter dem Drucke der Staatskirche litten, Puritaner und Katholiken, ihre Hoffnung gesetzt. Hätte nun Southampton mit Shakespeare bei aller Bewunderung seines poetischen Talentes eine solche persönliche Freundschaft eingehen können, wenn Shakespeare ein Bewunderer und Anhänger der Königin Elisabeth und ihres Regierungssystems gewesen wäre und wenn er nicht in politischer und kirchlicher Beziehung ähnliche oppositionelle Grundsätze wie Essex und Southampton gehabt hätte? Rio weist auf eine interessante Weise nach, was vor ihm schon Knight*) angedeutet hatte, wie sich in dem Stücke As you like it, das in die Zeit fällt, die Theilnahme für das Unternehmen und das Schicksal des Grafen Essex erkennen läßt. Allerdings beweist dieses nicht, daß Shakespeare Katholik war; aber wenn man aus anderen Anzeichen schließt, daß er von Haus aus Sympathie für die katholische Religion hatte, wenn man ferner mit Entschiedenheit annehmen kann, daß er Gegner der Puritaner war: so ist es keine zu kühne Vermuthung, daß seine Theilnahme für die Bestrebungen, das damalige so intolerante Regierungssystem zu stürzen, mit seinen katholischen Ueberzeugungen und Sympathien im Zusammenhang stand.

In dem Anfange des Testamentes unseres Dichters haben Manche einen Beweis dafür sehen wollen, daß er Protestant gewesen seyn müsse und nicht habe Katholik seyn können. Die betreffenden Worte sind folgende: „Zuerst em-

*) Life of Shak. p. 12.

pfehle ich meine Seele in die Hand Gottes meines Schöpfers, hoffend und zuversichtlich glaubend, daß ich durch die alleinigen Verdienste Jesu Christi meines Erlösers theilhaftig gemacht werde des ewigen Lebens; und meinen Leib der Erde, woraus er gemacht ist.“ Man hat in den Worten: „durch die alleinigen Verdienste Jesu Christi“*) die protestantische Lehre von dem Glauben und den guten Werken finden wollen; aber mit Unrecht. Wie Lingard in seiner englischen Geschichte**) bei der Vergleichung der 39 Artikel des anglikanischen Bekenntnisses mit dem Glaubensbekenntnisse der alten Kirche nachweist, verhält es sich damit also: „Beide lehren gleichmäßig, daß die Rechtfertigung des Sünders nicht erlangt oder verdient werden kann durch irgend eine natürliche Anstrengung, und daß dieselbe frei geschenkt wird in Anrechnung der Verdienste Christi; sie sind aber darin verschieden oder scheinen vielleicht nur verschieden, daß das eine Glaubensbekenntniß den besondern Nachdruck legt auf die Rechtfertigung durch den Glauben allein, das andere als Zugabe zu dem Glauben auch noch verlangt die Hoffnung und die Liebe.“ So ist auch in dem oben mitgetheilten Glaubensbekenntnisse John Shakespeare's das sich sonst ganz als ein katholisches gibt, von der Rechtfertigung durch die alleinigen Verdienste Christi die Rede.

Andererseits kann man dem englischen Recensenten in Edinb. Rev. (p. 160) zugeben, daß die bekannte Inschrift auf einem Steine der Begräbnißstätte Shakespeare's, welche er selbst verfaßt haben soll, nicht, wie Rio annimmt, gerade nothwendig nur darauf beruhen muß, „weil Shakespeare den sacrilegischen Handel gesehen hatte den man mit Grabsteinen aus der alten katholischen Zeit trieb.“ Es kann diese mit Segen und Fluch verstärkte Mahnung: die hier ruhenden

*) trough thonely merites of Jesus Christe. S. das Testament bei Delius Biograph. Nachr. S. 38.

**) Lingard VII. 381; auch bei Dodd Church hist. vol. II. Append. Nr. L.

Gebeine und ihren Staub nicht zu stören, wohl auch eine Nachahmung ähnlicher Formeln aus dem classischen Alterthum seyn. Von Andern, wie z. B. von Knight*), wird diese Inschrift unserm Dichter als Verfasser ganz abgesprochen. Dabei muß man sich aber wundern, wie der Recensent in Edinb. Rev. darin daß die Mitbürger Shakespeare's ihrem berühmten Landsmann einen Ehrenplatz für sein Begräbniß in der Nähe der Kanzel ihrer protestantischen Kirche gewährten, einen sehr bedeutenden Umstand (a most important Item) für die Entscheidung der Frage über Shakespeare's Confession sehen und es auffallend finden will, daß Simpson und Rio diesen Umstand verschweigen.

Das Ergebniß unserer ganzen bisherigen Besprechung läßt sich so zusammen fassen: William Shakespeare war der Sohn katholischer Eltern und wuchs in einer katholischen Familie auf, wo er, wie man mit Grund annehmen kann, die Hauptlehren der katholischen Religion kennen lernte und religiöse Eindrücke im katholischen Sinne erhielt. Sein Leben fällt in eine Zeit wo die Ausübung der katholischen Religion in England verboten und unterdrückt war, und wo für diejenigen welche Anhänglichkeit an die katholische Kirche im Innern bewahrten (und deren gab es in England damals noch sehr Viele), jede Aeußerung ihres religiösen Glaubens mit den strengsten Strafen, selbst mit dem Tode bedroht war. Wir finden nach den für uns noch übrigen Nachrichten William Shakespeare nirgends als Katholiken äußerlich auftreten; aber außer der allgemein gesetzlichen und damals unvermeidlichen Theilnahme an der protestantischen Staatskirche (wie durch Taufe, Trauung, Begräbniß) finden wir ebensowenig in Shakespeare's Leben einen Beweis von Theilnahme oder Anhänglichkeit für das protestantische Bekenntniß. Ganz indifferent gegen beide Bekenntnisse kann er aber schon nach

---

*) Life of Shak. p. 160.



dem ganzen Geiste und nach den Verhältnissen seiner Zeit nicht gewesen seyn.

Es bleibt daher zur möglichen Lösung der Frage über die religiösen Ueberzeugungen und Ansichten Shakespeare's, sowie über seine persönliche Stellung zu den beiden christlichen Confessionen nur noch übrig zu untersuchen, was sich darüber Zweckdienliches in seinen schriftstellerischen Werken findet. Davon soll von uns, mit besonderer Berücksichtigung des Buches von Rio und seiner Recensenten, in einem dritten und letzten Artikel gehandelt werden.

XXX.

Zur Arbeiter = Frage.

Einige Bemerkungen zu den „Aphorismen über die social = politische Bewegung" Band 57 Heft 5 der Histor.=polit. Blätter.

IX.

Exemplifikation einer handwerksrechtlichen Gerichtsbarkeit.

Wir müssen uns sehr kurz fassen bei dem Punkt an welchem wir nun angekommen sind, denn der Raum dieser Blätter, durch uns ohnehin bereits über die Grenzen der Bescheidenheit hinaus in Anspruch genommen, ist ein limitirter. Weitaus das Meiste müssen wir dem ergänzenden Nachdenken des Lesers anheimgestellt lassen, und uns hier darauf beschränken, auszugsweise nur einfach in Bezug auf einige Fälle den Inhalt der Protokolle einer Gerichtsbarkeit

wiederzugeben, die in Wirklichkeit so construirt ist, wie wir behaupten daß handwerksrechtliche Gerichtsbarkeit im Wesentlichen construirt seyn müßte, damit durch sie der Zweck erreicht werde innerhalb der Sphäre der besitzlosen Arbeit Gerechtigkeit zu schaffen.

Zum Verständnisse des Verfahrens in seinem ganzen Verlaufe, aus dessen Verhandlungen wir hier Mittheilung machen, bemerken wir vorweg folgendes. Jenes Verfahren führt auf dieselben leitenden Motive sich zurück, die dem entsprechenden Verfahren zu Grunde lagen, wie es in den handwerksrechtlichen Institutionen der am Lande betriebenen Handwerke, so lange diese Institutionen ihren Bestand hatten und wenn sie auch noch so viel zu wünschen übrig ließen, sich ebenfalls vorfand, modificirt je nach der Verschiedenheit der Verhältnisse. Was für den Arbeiter in den am Lande betriebenen Handwerken, also für den Zimmermann, den Maurer u. s. w. hinsichtlich der Auffindung und der Erreichbarkeit des Rechtsschutzes in seinen streitig gewordenen Arbeitsverhältnissen, das „Amthaus" war, das ist hier für den Arbeiter des Gewerbes der Seefahrt das Haus des „Wasserschout". Jede „Anmusterung", mit anderen Worten: jeder Arbeitsvertrag eines Arbeiters im Gewerbe der Seefahrt, muß durch den Wasserschout protokollirt und vor diesem von den Parteien unterschrieben werden. Jeder unter hamburgischer Flagge fahrende Arbeiter zur See kennt also das Haus des Wasserschout und weiß dasselbe aufzufinden, sobald er des Rechtsschutzes zu bedürfen glaubt. Dahin verfügt er sich, trägt mündlich seine Sache vor und wird, mag auch der Vortrag noch so unvollkommen seyn, dennoch sofort verstanden; denn der Wasserschout selbst gehört ebenfalls dem Gewerbe des vor ihm klagenden Arbeiters an. Zu dem Amte eines Wasserschout wird nur angestellt, wer selbst als Schiffsführer die See befahren hat.

Dem Wasserschout liegt es sodann ob die Gegenpartei vorzuladen zum Behuf gütlicher Ausgleichung. Diese Vor-

ladung geschieht in der Regel für den nächstfolgenden Tag. Gelingt der Versuch gütlicher Ausgleichung nicht, so bringt der Wasserschout die Sache sofort an das Collegium der Schiffer-Alten. Abermals sofort und auf den nächstfolgenden Tag werden beide Parteien vorgeladen, die Sache wird mündlich und fast immer in derselben Sitzung vollständig verhandelt und in der Regel schon am folgenden Tage den Parteien das Erkenntniß schriftlich mitgetheilt. Vom Tage der Insinuation des Erkenntnisses an läuft eine zehntägige Frist, innerhalb welcher die Appellation an das Obergericht freisteht. Für diese höchste Instanz sind die Parteien dann freilich im Allgemeinen auf schriftliches Verhandeln angewiesen; allein auch hier tritt dafür, je nachdem die Beschaffenheit der Sache dieß anempfiehlt, persönliche Vernehmung der Parteien im Wege commissarischer Behandlung an die Stelle und die Erledigung des Rechtsstreites folgt stets innerhalb so kurzer Zeit, wie dieß überhaupt möglich ist ohne der Gründlichkeit Abbruch zu thun. Uebrigens gehören Berufungen gegen die Erkenntnisse der hier in Rede stehenden ersten Instanz an das Obergericht zu den Ausnahmen. In den folgenden Fällen fand die Berufung nur einmal statt.

Nur beispielsweise wird der Leser die Aburtheilung eines Falles finden, wie sie durch das Obergericht in Bremen stattgefunden hat. Auch in Bremen nämlich erhielt, gleichwie in Hamburg, das Berufsrecht der Arbeiter zur See in neuester Zeit seine mit der hamburgischen im Wesentlichen übereinstimmende Codificirung. Eine handwerksrechtlich construirte Gerichtsbarkeit aber für die Pflege der Gerechtigkeit auf diesem Gebiete gibt es in Bremen nicht. Das Rechtsprechen in arbeitsrechtlichen Streitsachen geschieht in Bremen ausschließlich durch juristisch geschulte Richter.

A.

Auszug aus dem Gerichtsprotokolle des Schiffer-Alten-Collegii

zu Hamburg. 1860. Sonnabend den 28. April 7 Uhr Abends*). Sitzung zur Verhandlung der Sache Jens Christian Jensen, Schiffskoch, von dem hamburgischen Schiffe ..... geführt durch Capitain N. N. Kläger gegen N. N. Kaufmann, Rheder des genannten Schiffes Beklagter. Betreffend: Verpflegung zur Heilung im Schiffsdienst zugezogener Krankheit. — Der Vorsitzende, nachdem bis 7½ Uhr auf das Erscheinen des vorgeladenen Beklagten vergeblich gewartet worden, trug vor: Der Capitain des hamburgischen Schiffes ... dessen Rheder der vorgeladene aber nicht erschienene hiesige Kaufmann ... sei, habe von Newcastle in England seinen Schiffskoch krank hieher nach Hamburg geschickt, damit solcher in's Hospital geschafft und in Kur genommen werde. Der Rheder habe jedoch auf desfallsiges Anfordern sich geweigert, den Mann in's Hospital zu schaffen und liege letzterer nunmehr ohne Subsistenzmittel bei dem Schlafbaas N. N. in St. Pauli, welcher seinerseits die Sache zur Anzeige gebracht und erklärt habe, er könne den Mann nicht länger im Hause behalten. Nach geschehener Erörterung der Sache wurde beschlossen: Der Protokollist der Schiffer-Alten wird beauftragt den kranken Jensen in's Hospital schaffen zu lassen, auch dem Rheder davon, sobald solches geschehen, die Anzeige zu machen, wonach dann seiner Zeit das Weitere vorbehalten bleibt.

(Zwölf Wochen später.) 1860. Sonnabend den 4. August Abends 7 Uhr. Sitzung zur Verhandlung der Sache: Jens Christian Jensen u. s. w. — Der Kläger Jensen in Person erschienen. Der Beklagte bis 7½ Uhr erwartet, erschien nicht. Der Kläger Jensen reichte eine durch den Protokollisten auf Anordnung der Schiffer-Alten für ihn aufgemachte Rechnung über die betreffenden Verpflegungs- und Kurkosten ein, und trug darauf an

---

*) Das Collegium, in Gemäßheit einer von jeher im handwerksrechtlichen Verfahren beobachteten Ordnung, hält seine Gerichtssitzungen Abends, das will sagen: Nach Feierabend. Gerichte der Unterinstanzen, die ihre Sitzungen während der Tageszeit halten, sind schon allein um dieses Grundes willen für den besitzlosen Arbeiter so gut wie gar nicht vorhanden.

den Beklagten in die Zahlung solchen Betrages zu verurtheilen, wie auch in die Kosten dieses Verfahrens, auch ferner in Zahlung von Kostgeld für den Kläger bis zur Beendigung dieser Sache. — Erkannt: Daß der nichterschienene Beklagte abermals vorzuladen sei und zwar auf nächstbevorstehenden Dienstag um 7 Uhr Abends, unter der Verwarnung daß im Falle abermaligen Nichterscheinens er aller seiner Einreden für verlustig werde erklärt und in der Sache ferner werde erkannt werden, wie Rechtens. — Dem Kläger wurde die Vorladung sofort mündlich kundgethan. Derselbe erklärte, daß er im Begriffe stehe eine neue Hauer anzunehmen auf einem nach England segelfertig liegenden Schiffe und also wohl annehmen müsse, daß er in Folge dessen verhindert seyn werde der Vorladung Folge zu leisten. Er ersuche demnach für den Fall seines Ausbleibens um Vertretung von Amtswegen. Die Vertretung wurde dem Kläger zugesichert.

(Drei Tage später.) 1860. Dienstag den 7. August Abends 7 Uhr. Nachdem es 7 Uhr voll ausgeschlagen hatte, erklärte der Vorsitzende Herr Schiffer-Alte B. die Gerichtssitzung für eröffnet. Kläger in Person gegenwärtig, Beklagter nicht erschienen. Kläger trug vor: Er wiederhole seinen Antrag auf Ersatz der laut aufgemachter Rechnung für ihn verausgabten Herstellungs- und sonstigen Kosten, sowie Ersatz für die Kosten seines Lebensunterhaltes hieselbst bis zur Entscheidung der Sache. Dem Kläger wurde hiernächst der Inhalt eines den Schiffer-Alten vom Wasserschout mitgetheilten Schreibens von Seite des beklagten Rheders vorgelesen und er befragt, was er auf die Behauptung zu erwidern habe, daß er bereits krank in Dienst getreten und überhaupt sich untüchtig erwiesen habe für seine Arbeit. Kläger erklärte, er sei gesund gewesen als er seinen Dienst angetreten, und der Arbeit eines Schiffskochs sei er vollkommen kundig. Er berufe sich auf das Zeugniß des Capitains, welches ihm dieser mitgegeben als er ihn weggeschickt. Kläger wurde entlassen. — Nach somit geschehener Anhörung des Klägers und nachdem Beklagter auf erste und zweite Vorladung nicht erschienen war, wurde die Sache zum Spruche gestellt, als Kläger abermals erschien, begleitet von einem Sr. welcher letztere unter Vorzeigung

des dem Beklagten behändigten Vorladungs-Zettels erklärte: er erscheine Namens und im Auftrage des Herrn . . . um in Vertretung desselben die Sache gegen Jensen zu verhandeln. Dem Sr. wurden die bis daher in der Sache erwachsenen Protokolle vorgelesen und derselbe aufgefordert, sich darüber auszusprechen, ob Beklagter Willens sei den Anspruch des Jensen anzuerkennen, oder vorzubringen, was er anderweitig zur Sache dienlich erachte. Der Sr. erklärte, der Beklagte, sein Auftraggeber, sei durchaus nicht Willens den Anspruch des Klägers anzuerkennen, sondern trage darauf an, daß die Sache bis zur Rückkehr des dermalen auf einer Reise von England nach Rio de Janeiro begriffenen Capitains nach Hamburg ausgesetzt bleibe, damit dieser vernommen werde. Dem Sr. wurde die aufgemachte Rechnung vorgelegt und derselbe befragt, ob er gegen diese Rechnung etwas einzuwenden habe. Derselbe erklärte nach Durchsicht der Rechnung: er müsse den Werth oder Unwerth dieser Aufmachung auf sich beruhen lassen. Nach somit geschehener Anhörung beider Parteien und vorgängig durch den Wasserschout vergeblich versuchter gütlicher Ausgleichung haben Schiffer-Alte in dieser Sache:

Erkannt. Der Kläger Jens Christian Jensen auf dem hamburgischen, von Capitain N. N. geführten Schiff . . . genannt, als Schiffskoch f. 3. ordnungsmäßig angemustert, wurde auf der Reise dieses Schiffes von Bremerhafen nach Newcastle in England von einer rheumatischen Krankheit befallen, in Folge dessen vom Capitain aus dem Schiffsdienst entlassen und alsdann vermittelst Schiffsgelegenheit nach Hamburg zurückgesandt, woselbst er am 20. April a. c. eintraf. Bei der Ankunft hieselbst war der Kläger völlig hülflos und unfähig zu gehen; derselbe wurde vom Schiffe dem Schlafbaas N. N. in St. Pauli bei welchem er früher in Schlafstelle gelegen, in's Haus getragen und von diesem einstweilen aus Mitleiden aufgenommen. Der genannte Schlafbaas machte demnächst dem Rheder des Schiffes, auf welchem Jensen angemustert gewesen, von dem Vorgefallenen die Anzeige und forderte ihn auf, den Mann in's Hospital schaffen zu lassen. Der Rheder jedoch weigerte sich dessen, worauf der Schlafbaas die Vermittlung des Wasser-

schout anrief, worauf, da diese vergeblich blieb, die Sache in üblicher Weise an die Schiffer-Alten gelangte. Auf die zur Verhandlung der Sache ergangene Vorladung zum 28. April a. c. erschien der Rheder nicht. Die Schiffer-Alten verfügten demnach daß der kranke Jensen einstweilen in's Hospital zu schaffen sei, was demgemäß geschah und wonach Jensen am 28. Juli a. c. als genesen aus dem Hospital wieder entlassen worden. Nach geschehener Entlassung aus dem Hospital meldete sich Jensen selbigen Tages bei den Schiffer-Alten nunmehr als Kläger auftretend gegen den Rheder für den Betrag der Heilungs- und Verpflegungskosten, nach Maßgabe der für den Kläger, da dieser des Schreibens sowie der hochdeutschen Sprache nur mangelhaft kundig, von Amtswegen formirten Rechnung. Der Rheder, alsdann zur Verhandlung auf den 4. August vorgeladen, erschien nicht; danach auf den 7. August unter Verwarnung wie Rechtens abermals vorgeladen, erschien derselbe, vertreten durch den Sr. welcher unter Bezugnahme auf ein zu den Akten genommenes durch den Beklagten an den Wasserschout gerichtetes Schreiben die Zahlung der in Rede stehenden Kosten weigerte, diese Weigerung auf die Behauptungen gründend, Jensen sei schon krank gewesen als er sich habe anmustern lassen und sei außerdem überhaupt unfähig der Arbeit eines Schiffskoches vorzustehen, weil er diese Arbeit nicht verstehe, und müsse die Entscheidung ausgesetzt bleiben, bis das Schiff, gegenwärtig auf einer Reise nach Rio de Janeiro begriffen, zurückgekehrt seyn werde, damit der Capitain in Betreff dieser Punkte vernommen werde. — Die Papiere des Klägers sind in Ordnung. Die Anmusterung und die Entlassung desselben sind durch Musterrolle und Seefahrtsbuch bewiesen. Das in letzteres durch den Capitain eingetragene Abgangszeugniß enthält keine Andeutung aus welcher eine Bestätigung der Behauptungen sich entnehmen ließe, der Kläger sei schon krank gewesen als er anmusterte, und es verstehe derselbe seine Arbeit nicht. Außerdem ist Kläger im Besitz einer von ihm zu den Akten eingelieferten besonderen Bescheinigung des Capitains, lautend wie folgt: „Daß der Koch J. Chr. Jensen am Bord des von mir geführten Schiffes . . . im Schiffsdienst erkrankt und deßhalb in Newcastle entlassen ist,

um wieder nach Hamburg befördert zu werden, bescheinige ich hiemit. Newcastle 5. April 1860. (gez.) N. N. — Die Berechtigung des Klägers auf Grund Art. 19 der hamburgischen Seemanns-Ordnung freie Verpflegung und Heilung zu fordern, stand demnach bei seiner Entlassung außer Zweifel und die Frage kann jetzt nur die seyn, ob Kläger gegenwärtig berechtigt ist solchen Ersatz jetzt sofort vom Rheder zu erlangen, oder ob ihm ein solcher Anspruch nur an das Schiff zustehe, nicht aber gegen den Rheder unmittelbar. Diese Frage ist im vorliegenden Falle dahin zu beantworten, daß der Kläger nicht darauf angewiesen ist, das Schiff zu erwarten oder dasselbe aufzusuchen, um zu erlangen, was ihm gesetzlich zukommt, sondern daß der Rheder verpflichtet ist, die von dem Capitain seines Schiffes in seinem, des Rheders Interesse und als dessen Bevollmächtigter, zur Ersparung größerer Ausgaben getroffene Maßregel der Hersendung des erkrankten Jensen anzuerkennen. Wäre die Hiehersendung des Kranken nicht ausführbar gewesen, so war der Capitain gesetzlich verpflichtet, den Mann an Ort und Stelle, also in Newcastle in's Hospital schaffen, verpflegen und heilen zu lassen. Zu solchem Ende wäre er ferner genöthigt gewesen, entweder für Rheders Rechnung dort Sicherheit zu leisten für die muthmaßlichen Kosten, oder mit dem Schiffe liegen zu bleiben bis zur Genesung des Kranken und zur Berichtigung der Kosten, denn ohne das Eine oder das Andere würde die Behörde in Newcastle dem Schiffe die Abfahrt nicht gestattet haben, es sei denn, daß dieses den Kranken zuvor wieder an Bord und mit von dort weggenommen hätte. Da nun die Kosten der Verpflegung und Heilung hier in Hamburg jedenfalls geringer als in England, so wählte der Capitain im Interesse des Rheders den Ausweg der Herübersendung des Mannes und kann demnach die Verpflichtung des Rheders, den Jensen sofort bei dessen Ankunft hieselbst, auf deßfalls ihm gewordene Meldung für seine, des Rheders Rechnung in's Hospital schaffen zu lassen, keinerlei Zweifel bestehen. Schiffer-Alte erkennen demnach in dieser Sache für Recht u. s. w.

B.

1862. Donnerstag den 31. Juli Abends 7 Uhr. Sitzung

zur Verhandlung der Sache: Steuermann J. G. vom hamburgischen Schiffe ... Kläger, gegen Capitain P. H. als Führer des genannten Schiffes, betreffend Auszahlung verdienten Lohnes. Kläger trug vor: Das von Capitain P. H. geführt gewesene Schiff mit welchem er, Kläger, als Steuermann gefahren, sei auf der Reise von Iquique mit Salpeter nach Hamburg bestimmt auf der Insel Anegada gestrandet und total verloren gegangen. Die gesammte Besatzung sei geborgen und nach St. Thomas befördert, woselbst sie sämmtlich vor dem dortigen hamburgischen Consul abbezahlt worden seien. Der Consul habe daselbst in der Abrechnung laut producirten Duplicates derselben nur bis zum Tage der Ankunft des Schiffes zu Iquique, den 12. November 1861 berechnet, es komme ihnen aber die Gage zu bis zum Wiederabgange des Schiffes von Iquique, dem letzten Ladeplatze, und dieser Wiederabgang habe erst am 20. Dezember 1861 stattgefunden. Kläger verlange demnach Zuerkennung dieses annoch rückständigen, ebenfalls verdienten Lohnes. — Beklagter erklärte: Er habe die Angelegenheit zu St. Thomas dem Consul überlassen, dem es in solchen Fällen obliege den Gesetzen gemäß die Abrechnung aufzumachen. Diese Consulats-Abrechnung liege vor und könne er demnach der Rhederei gegenüber sich nicht befugt erachten, in Widerspruch zu der Consulats-Abrechnung den erhobenen Anspruch anzuerkennen, sondern müsse solchen der gerichtlichen Beurtheilung überlassen. Die Parteien hatten nichts weiter zur Sache beizubringen und traten ab. — Nach somit geschehener Anhörung beider Parteien und vorgängig durch den Wasserschout vergeblich versuchter Ausgleichung der Parteien haben Schiffer-Alte in dieser Sache erkannt: Da der Grundsatz, daß dem Schiffsvolke für seine verdiente Hauer im Falle eines Verlustes von Schiff und Ladung der Rheder nicht verhaftet ist, von jeher in dem Sinne verstanden wurde und der Natur der Sache gemäß in dem Sinne verstanden werden muß, daß die Verhaftung des Rheders für die auf der früheren — der den Verlust des Schiffes in sich begreifenden Reise vorhergegangenen — Reise verdienten Gage bis zu dem Tage stattfindet, an welchem das Schiff von dem Hafen in welchem es zuletzt Ladung einnahm, wieder abging, nicht aber nur bis zu dem Tage an

welchem es in solchem Hafen angekommen war, welches letztere schon um deßwillen nicht stattnehmig, weil vor dem Löschen der angebrachten Ladung die Reise keinenfalls für beendigt anzusehen, so erkennen Schiffer-Alte nach Anleitung Art. 25 der hamburgischen Seemanns-Ordnung: Daß Beklagter schuldig sei, dem Kläger dessen bis zum 20. Dezember 1861 verdiente Gage, soweit solche noch rückständig, innerhalb 24 Stunden nach Eintritt der Rechtskraft dieses Erkenntnisses auf dem Bureau des hiesigen Wasserschout zu bezahlen nebst Kostgeld vom Tage der Insinuation dieses Erkenntnisses an bis zum Tage der Abbezahlung, nach Maßgabe einer durch den Wasserschout zu formirenden Abrechnung. Alles bei Strafe der Exekution. Hamburg den 31. Juli 1862. — (Beiden Parteien insinuirt am 1. August e. a. und am nächstfolgenden Tage durch Zahlung der in Rede stehenden Gage die Sache erledigt, wie auch demnächst der gleiche Anspruch der übrigen Mannschaft, bei deren Eintreffen, ohne weiteren Anstand ebenfalls.)

C.

1866. Sonnabend den 1. Dezember. 7 Uhr Abends. Sitzung u. s. w. zur Verhandlung der Sache: Capitain A. F. vom hamburgischen Schiffe Trias Kläger, gegen den Zimmermann J. Koop, den Koch H. Peters, die Matrosen P. Fritz, A. Moller, H. Lie, H. Hintz und G. Jürgensen, sowie der Decksjungen H. Ehlers, Beklagte betreffend Arbeitsweigerung auf gemeinsame Verabredung und anderweitiges ordnungswidriges Verhalten im Schiffsdienst. — Die vom Kläger schriftlich eingereichte Klage wurde vorgelesen. Der Zimmermann, aufgefordert sich hinsichtlich der Klagepunkte auszusprechen, erklärte: Was zunächst den Vorfall mit dem Beisetzen des Marssegels betreffe, so sei er körperlich unvermögend gewesen nach oben zu gehen, indem er in Folge der gehabten Anstrengungen durch anhaltendes Pumpen und schlechtes Wetter so ermattet gewesen, daß ihm die nöthige Kraft gefehlt habe; die beiden Leute Fritz und Jürgens seien noch einigermaßen bei Kräften gewesen und demgemäß auch nach oben gegangen um bei dem Setzen des Segels zu helfen. — Der Koch Peters, auf Befragen, erklärte: Bei dem Vorfalle

mit dem Marssegel sei er gar nicht auf Deck gewesen; er sei kurz zuvor durch das Schoonersegel dermaßen gegen die Nagelbank geworfen, daß er fast ohnmächtig etwa eine Stunde lang in der Koje gelegen habe. Als er dann wieder nach oben gekommen, sei das Marssegel bereits gesetzt gewesen. Matrose Moller erklärt: Er habe bei dem Vorfalle mit dem Marssegel am Ruder gestanden, habe also mit der Sache nichts zu thun gehabt. — Der Matrose Lee erklärt: Er sei durch Kälte und Nässe so verklaamt und so kraftlos gewesen, daß er ungeachtet guten Willens nicht habe nach oben gehen können; er habe nur gesagt, pumpen wolle er noch, so lange er könne, aber nach oben gehen könne er nicht mehr. Matrose Hintz erklärt: Er sei als das Marssegel habe gesetzt werden sollen, gar nicht auf Deck gewesen. In Folge der Kälte und Nässe habe er verfrorne Hände und Füsse gehabt, indem er kurz vorher zwei Stunden lang am Ruder gestanden. Er sei deßhalb in der Kajüte gewesen, um sich zu erwärmen und als er wieder auf Deck gekommen, sei das Marssegel schon gesetzt gewesen. Matrose Fritz erklärte: Er sei, nach Ertheilung der Ordre zum Beisetzen des Vormarssegels, so schnell wie es ihm möglich gewesen nach oben gegangen und habe gerufen, wer noch Kraft habe möge kommen und ihm helfen, worauf Jürgensen ihm gefolgt sei. Schon vor dem Capitain habe er in der Wandt gestanden. Der Matrose Jürgensen bestätigte dieß.

In Betreff der Weigerung, das Schiff in den Hafen von Glückstadt binnen zu holen, sowie im Hafen es zu vertäuen, erklärte der Zimmermann, er habe so dick angeschwollene Füsse gehabt, daß ihm das Stehen fast nicht mehr möglich gewesen. Die übrigen Leute erklärten übereinstimmend, daß sie durch Geschwulst der Beine und Füsse und durch Gliederschmerzen so mitgenommen gewesen, daß sie nicht mehr hätten arbeiten können. Nachdem sie vier Etmale (Tage und Nächte) hindurch unaufhörlich gepumpt, ohne warmes Essen zu erhalten, hätten sie schließlich, nachdem sie das Schiff bis vor Glückstadt gebracht, auch noch nicht anderes bekommen als Brod und etwas warmen Thee und hätten dann sich in die nassen Betten legen müssen, wo ihre Schmerzen nur schlimmer geworden statt besser. Sie

28

hätten deßhalb, als ihnen die Möglichkeit geboten gewesen das Schiff zu verlassen, durch die vom Capitain ihnen gestellte Frage, ob sie vom Schiffe abwollten, sich so schnell als möglich bereit gemacht, an's Land zu gehen. Wegen der vom Capitain aufgestellten Beschuldigung der Beschmutzung des Volkslogis, erklärten die sämmtlichen Leute, daß sie nichts wüßten, wie ebensowenig von dem breitgeschlagenen Kaffeetopf. Der Zimmermann erklärte, er sei der Letzte gewesen der das Logis verlassen habe und sei eine derartige Beschmutzung, wie die vom Capitain behauptete, nicht von ihm bemerkt worden. — Der Capitain blieb bei den in seiner Klageschrift gemachten Angaben. Er bestreite, daß die Leute sämmtlich so erschöpft gewesen wie sie es jetzt behaupteten. Sobald er sie gefragt, ob sie an's Land gehen wollten, hätten sie sogleich eiligst ihre Seekisten aus dem Logis heraufgeholt und seien sehr gut im Stande gewesen sich zu bewegen. Der Zimmermann allerdings habe geschwollene Füsse gehabt und so auch der Decksjunge, auch Hintze; mit den übrigen dagegen sei es nicht so schlimm gewesen und beim Einholen in Glückstadt hätten sie sämmtlich wenn sie nur gewollt, wohl noch etwas mit Hand anlegen können. — Die Parteien traten ab. Nach somit geschehener Anhörung beider Parteien und durch den Wasserschout vergeblich versuchter gütlicher Ausgleichung haben Schiffer-Alte in dieser Sache erkannt: Daß, in Anbetracht des in Verhandlung der Sache genügend constatirten Zustandes fast gänzlicher Ermattung, in welchen mehr oder weniger die gesammte Mannschaft sich versetzt gesehen, in Folge anhaltenden Sturmwetters und angestrengter Arbeit an den Pumpen und während mehrere Etmale hindurch es nicht möglich gewesen warmes Essen zu machen, von der durch die Klage in Rede gestellten Weigerung zum Beisetzen des Vormarssegels nach oben zu gehen, gänzlich abzusehen, indem hier straffällige Weigerung der Arbeit hier überhaupt nicht als vorliegend angenommen werden kann; daß dagegen, wegen der den Beklagten zur Last gebrachten Weigerung beim Einholen des Schiffes in den Hafen von Glückstadt zu helfen, nachdem bereits Mannschaft vom Lande zur Assistenz angenommen worden, welche Weigerung als in wirklicher Arbeitsunfähigkeit begründet vorliegenden Umständen nach

nicht angenommen werden kann, sondern als einer unzulässigen Unwilligkeit entsprungen sich darstellt, wobei jedoch die vorhergegangenen schweren Strapazen und so insonderheit der Umstand, daß noch kein warmes Essen wieder zu schaffen gewesen, als wesentlich mildernde Umstände in Betracht zu nehmen sind: Daß Beklagte schuldig seien, wegen ihrer Weigerung beim Einholen des Schiffes in den Hafen von Glückstadt und dem Verholen desselben an seinen Liegeplatz behülflich zu seyn, Jeder eine halbe Monatsgage als Strafe zu bezahlen, welche Strafe durch den Wasserschout bei der Abbezahlung der Beklagten denselben in Abzug zu bringen ist. Hamburg den 1. Dezember 1866. (Alle derartigen Strafgelder fallen der Casse der Seefahrer-Armen zu.)

D.

1866. Freitag den 21. Dezember Abends 7 Uhr. Sitzung u. s. w. zur Verhandlung der Sache Matrose Stephan Hancock und Consorten früher von dem Schiffe Juanita Kläger, gegen Capitain Peter Thomsen als Mitrheder des genannten Schiffes, Beklagten betreffend: Zahlung verdienter Gage. — Die Parteien beiderseitig in Person erschienen, sowie außerdem, durch den Beklagten sistirt, der Obersteuermann und der Untersteuermann des genannten Schiffes. Die von den Klägern beigebrachte Klageschrift wurde verlesen und demnächst das von dem Beklagten beigebrachte Consulats-Protokoll d. d. Pernambucco den 1. Oktober 1866 deßgleichen. Aufgefordert, einen bestimmten Klageantrag zu stellen, da die eingereichte Klageschrift eines solchen ermangle, erklärte Stephan Hancock, für sich und die übrigen Leute redend: Sie verlangten, daß ihnen das Guthaben an verdienter Gage ausbezahlt werde, welches ihnen an dem Tage zuständig gewesen, an welchem sie zu Pernambucco das Schiff verließen. — Der Beklagte, Capitain Thomsen erklärte: Er sei der Meinung, da sie zu Pernambucco ohne gesetzliche Berechtigung sich geweigert mit dem Schiffe die Reise fortzusetzen, wodurch dem Schiffe Aufenthalt und Kosten verursacht worden, keinen Anspruch auf ihre bis dahin zu Gut habende Gage zu machen hätten. Die Leute hätten die Weiterreise mit dem

Schiffe zu machen sich geweigert und in dieser Beziehung sei ihrem Willen nachgegeben, obschon ein Seemann vor beendigter Reise nicht befugt sei seinen Abschied zu fordern. Der Consul selbst habe die Leute darauf aufmerksam gemacht, daß sie durch ihre Weigerung gesetzlich ihrer guthabenden Gage verlustig gehen würden, sie hätten aber dennoch darauf bestanden die Weiterreise nicht mitzumachen. Er trage demnach darauf an, die Leute mit ihrer Klage abzuweisen. — Der Matrose Hancock erklärte: Sie hätten, zu Pernambucco angekommen, den Capitain schon an dem ersten Morgen nach der Ankunft, noch ehe derselbe an's Land gegangen, gebeten, das Schiff besichtigen zu lassen. Der Capitain habe dann erwidert, wenn sie ihm auf der See gesagt, daß sie nicht wieder mit dem Schiffe in See gehen würden, so würde er einen andern Hafen zum Anlaufen gewählt haben als Pernambucco, denn hier sei es unmöglich zu repariren. Er, der Capitain, wisse wohl, daß das Schiff schlecht sei, aber hier lasse sich nichts bei der Sache thun. Sie hätten dann, nachdem sie zum Consul gekommen, Besichtigung des Schiffes verlangt, und sei dann das Schiff zwar auch von einigen Schiffs-Capitainen in Augenschein genommen worden, diese hätten jedoch dasselbe nur von außen angesehen, indem sie mit einem Boot um dasselbe herumgefahren seien und danach ihr Urtheil abgegeben hätten. — Befragt, ob sie bei solcher Besichtigung gegenwärtig gewesen, erklärten die Kläger sämmtlich, sie seien dann am Bord und bei der Verhandlung gegenwärtig gewesen. Hancock fügte noch hinzu, sie hätten dem Capitain erklärt daß, falls er das Schiff von unparteiischen Schiffsbesichtigern der Assekuranz besichtigen lassen werde, sie, wenn solche das Schiff für gut befinden würden, jederzeit bereit seyn würden, mit dem Schiffe die Weiterreise zu machen, sonst aber nicht. — Die Parteien hatten weiter nichts hinzuzufügen und traten ab. — Nach somit geschehener Anhörung beider Parteien u. s. w. erkannt: Das in jeder Beziehung ordnungsmäßig und tadellos geführte Schiffsjournal ergibt, daß das in dieser Sache in Rede stehende Schiff Juanita genannt, nachdem es im März 1865 zu Shields eine Ladung [illegible]inkohlen ei[illegible]men hatte, damit nach San Francisco [illegible]fornien [illegible]oselbst es ohne

Vorfälle von Bedeutung im Oktober s. Js. anlangte. Von dort ging es in Ballast nach Honolulu, wo es im Dezember s. Js. ankam und woselbst es verschiedene Güter für Bakers Island einnahm, die es dort löschen und dafür eine Ladung Guano für Europa einnehmen sollte. Im Januar d. Js. 1866 kam das Schiff zu Bakers Island an, konnte jedoch noch nicht an die Moorings gelangen und mußte deßhalb wieder nach See halten. In der Nähe der Insel ab und zu liegend kreuzte es ohne bemerkenswerthe Umstände bis zum 30. Januar, an welchem Tage durch Unvorsichtigkeit eines der Matrosen beim Auszapfen von Firniß aus einem Gebinde im Unterraum des Schiffes Feuer ausbrach welches, obwohl nicht ohne Anstrengung, doch ohne dem Schiffe erheblichen bemerkbaren Schaden zugefügt zu haben, wieder gelöscht wurde. Das Schiff lavirte dann fernerweitig in der Gegend von Bakers Island bis zum 16. März, an welchem Tage es sich daselbst an die Moorings legte, löschte und danach seine Ladung Guano einnahm, mit welcher es am 16. März a. c. für Europa wieder unter Segel ging. Als das Schiff solchergestalt von Bakers Island absegelte, war es dicht und in gutem seefähigen Zustande. Einige Zeit hernach fing es an, Wasser zu machen; in der Nähe von Cap Horn, während mehrerer Tage anhaltend schweren Sturmwetters nahm das Leck bedeutend zu, nahm jedoch, nachdem sich das Wetter gebessert hatte, wieder soweit ab, daß das Schiff durch mäßiges einmaliges Pumpen in der Wache lens gehalten wurde. Am 27. September lief der Capitain die Rhede von Pernambucco an, um die Proviantvorräthe zu ergänzen, und wollte, nachdem dieß am 28. s. Mts. in Ausführung gebracht worden, am folgenden Tage die Reise fortsetzen, zu welchem Ende um 6 Uhr Morgens die Ordre ertheilt wurde Anker zu lichten. Die Kläger nebst annoch neun der übrigen Matrosen (im Ganzen dreizehn) weigerten sich der Ordre Folge zu leisten und verlangten, daß eine Besichtigung vorgenommen werde, um festzustellen ob dasselbe in annoch seefähigem Zustande sei, um die Reise nach Europa fortsetzen zu können, indem sie ihrerseits die Seetüchtigkeit des Schiffes in Zweifel zogen. Diese von ihnen geforderte Besichtigung wurde in ihrem, der sämmtlichen Kläger und Consorten Beiseyn, durch

drei hiezu durch den Consul ernannte unbetheiligte Sachverständige vorgenommen und das Schiff für die annoch zu machende Weiterreise seetüchtig erklärt, womit auch der übrige Theil der im Ganzen aus 25 Personen bestehenden Besatzung sich einverstanden erklärte. Kläger und Consorten dessenungeachtet auf ihrer Weigerung beharrend mit dem Schiffe in See zu gehen, wurden in Folge dessen durch Vermittlung des Consuls vom Schiffe entfernt, alsdann andere Leute angemustert und danach am 8. Oktober die Reise fortgesetzt, worauf das Schiff am 12. dieses laufenden Monates Dezember im Hafen dieser Stadt angekommen ist. Während der Fahrt von Pernambucco auf hier fuhr das Schiff fort Wasser zu machen, wurde jedoch ohne besondere Anstrengung jede Wache lens gemacht. — Auf Grund solchen wie vorstehend aus dem Schiffsjournale sich ergebenden Thatbestandes, mit welchem sowohl die von den Klägern schriftlich eingereichte Darstellung, als auch das Ergebniß der mündlichen Vernehmung der Kläger in allen wesentlichen Beziehungen übereinstimmt, verlangen die Kläger, ihrerseits vermeinend, mit ihrer Weigerung die Reise mit dem Schiffe von Pernambucco aus fortzusetzen, im Rechte gewesen zu seyn, nunmehrige Auszahlung ihrer bei ihrem Abgange von Pernambucco annoch rückständig gewesenen Gage. — Schiffer-Alte erkennen hiernach in dieser Sache für Recht: In Erwägung, daß die Kläger zwar befugt waren, nach Ankunft auf der Rhede von Pernambucco eine Besichtigung des Schiffes durch Sachkundige zu verlangen, um festzustellen, ob dasselbe zur Fortsetzung seiner Reise seetüchtig sei, dagegen aber ebenmäßig verpflichtet, die Reise unweigerlich mit dem Schiffe fortzusetzen, sobald eine derartige Besichtigung ordnungsmäßig abgehalten und vermittelst derselben die Seetüchtigkeit des Schiffes erkannt worden; in Erwägung ferner, daß die auf Verlangen der Kläger zu Pernambucco durch den Consul angeordnete, im Beiseyn der Kläger ordnungsmäßig abgehaltene Besichtigung, ausweise des darüber durch den Beklagten beigebrachten Consuls-Protokolles d. d. Pernambucco 2. Oktober 1866 die Seetüchtigkeit des Schiffes für die Fortsetzung seiner Reise nach Europa feststellte; in Erwägung endlich, daß hiernach und um so mehr noch angesichts der Bereitwilligkeit des übrigen Theiles der Besatzung, das Verbleiben der Kläger bei ihrer Weigerung

Anker zu lichten ein durchaus unberechtigtes Verhalten ihrerseits war: Daß, nach Anleitung Art. 14 und 21 der hamburgischen Seemanns-Ordnung, Kläger ihrer beim Abgange vom Schiffe zu Gute habenden Gage verlustig geworden, sie demnach mit ihrer Klage abzuweisen, auch solidarisch schuldig seien, die Kosten dieses Verfahrens zu bezahlen rc. Hamburg den 21. Dez. 1866. — Obergericht zu Hamburg 1867. Donnerstag den 7. Februar. In Supplikations-Sachen Stephan Hancock u. s. w. dekretirt das Obergericht: daß die fruchtlos gehaltene Commission wieder aufzuheben und in der Sache selbst, daß das Erkenntniß der Schiffer-Alten d. d. u. s. w. zu bestätigen sei.

Diese hier wiedergegebenen Protokolle und Erkenntnisse werden hinreichen, eine übersichtliche Anschauung dessen zu geben was wir eine Rechtspflege nennen, wie sie vernunftgemäß construirt seyn muß, um für handwerksrechtliche Streitigkeiten den Erfordernissen zu entsprechen: erstens daß das Gericht, zunächst das Untergericht, das Recht nach welchem es seine Urtheile abzugeben hat, kenne; zweitens daß es die technische Sprache derer verstehe die von ihm ihr Recht nehmen; drittens daß es in seinem Verfahren den Lebensverhältnissen der vor ihm ihr Recht Suchenden entspreche; endlich viertens daß es von denjenigen deren Rechtsschutz ihm obliegt, aufzufinden und ihnen erreichbar sei, in welch letzteren beiden Beziehungen wir hier noch hinzufügen, daß den Parteien regelmäßig durch die Unterinstanz genaue Anweisung ertheilt wird, wie sie sich zu verhalten haben, falls sie dem Erkenntniß derselben sich nicht unterwerfen, sondern an das Urtheil des Obergerichtes appelliren wollen. Einer Rechtsprechung durch derartig construirte Unterinstanzen ist, wir wiederholen es, die Controllirung durch akademisch geschulte Jurisprudenz unentbehrlich, aber eben so unentbehrlich ist der akademisch geschulten Jurisprudenz jene Unterlage lebendiger Rechtskenntniß, wie sie im Handwerke nur vermöge einer ihm eigenthümlicher Institution darzustellen ist.

Das Eine ist so unentbehrlich für den gedeihlichen Gang des Ganzen wie das Andere; gelehrte Jurisprudenz und lebendige Rechtskenntniß, jede an dem Platze wohin sie gehört und beide ineinandergreifend, einander ergänzend.

Es liegt uns nunmehr noch ob, dem Vorstehenden ein vom Obergerichte in Bremen abgegebenes Urtheil an die Seite zu stellen. Das Bremer Obergericht ist ein aus akademisch geschulten Juristen bestehendes Collegium und handwerksrechtlich construirte Untergerichte, wie gesagt, gibt es in Bremen nicht, auch kein solches für das Gewerbe der Seefahrt.

Der bezügliche Fall stellt einen Vorgang dar, welcher von den vorhin unter C. und D. mitgetheilten Fällen sich nur in soferne unterscheidet, als die rechtliche Mangelhaftigkeit des Verhaltens der Matrosen dieses Bremer Schiffes, im Vergleich zu dem Verhalten jener hamburgischen Mannschaften, namentlich in dem Falle der Juanita jedenfalls auf ein Minimum sich reducirt. Vorgänge ganz gleicher Art würden wir, allein schon aus den Vorkommnissen während der Stürme, die in den letztverflossenen Monaten den Ocean fegten, in genügender Anzahl nachzuweisen vermögen, um zur Evidenz zu erweisen daß in derartigen Fällen von „Arbeitsweigerung in Folge gemeinsamer Verabredung", der Gedanke in solcher Weigerung ein Vergehen, geschweige denn gar ein Verbrechen zu erblicken, allgemein gänzlich außer Frage bleibt. In der Sprache des Gewerbes vorgetragen lautet der Bericht der Schiffsjournale, unwesentlicher Variationen vorbehaltlich, stets ungefähr wie folgt: „Uebergeschossene Ladung, das Schiff mit einer Schlagseite und unklaren Pumpen; die Mannschaft kam nach hinten und erklärte sie könne nicht aushalten, beschlossen deßhalb zur Erhaltung von Schiff und Ladung den nächsten Hafen als Nothhafen anzulaufen." Kauffardei=Disciplin ist civile Arbeits=Disciplin, ist nicht Kriegs=Disciplin. Kriegsrechtliche Arbeitsordnung zur See kennt keinerlei Mitverantwortlichkeit des gemeinen

Volkes für Schiff und Ladung, demgemäß fehlt auch dem Kriegsrecht zur See der Begriff der „Seeverklarung." Die arbeitsrechtliche Ordnung der Kauffarteifahrt dagegen formirt das ganze Schiffsvolk zu einer für Schiff und Ladung gemeinsam verantwortlichen Gesammtheit. Wenn an Schiff und Ladung Schaden sich ergibt, so ist es das gemeine Schiffsvolk, welches von Sachverständigen auf Eid genommen wird, daß der stattgehabte Schaden „in keiner Weise durch Nachlässigkeit, Versehen oder bösen Willen des Capitains oder sonst irgend Jemandes der Besatzung entstanden ist, auch nicht durch irgend einen Mangel oder eine Untüchtigkeit des Schiffes u. s. w." Daß also eine Berathung der gemeinen Mannschaft unter sich, in Betreff der Frage ob das Schiff noch fernerweit als seetüchtig zu betrachten sei oder ob nicht, so wie daß eventuell eine gemeinsame Verabredung der Leute zu dem Zwecke dem Capitain vorzutragen, sie, die gemeine Mannschaft, halte das Einlaufen in einen Nothhafen für unerläßlich, daß dieß alles an sich rechtlich zulässige, unter Umständen sogar pflichtmäßig gebotene, jedenfalls völlig unverfängliche Proceduren seien, ist dem gemeinen Rechtsbewußtseyn innerhalb des Gewerbes der Kauffarteifahrt ein durchaus geläufiges und klares Verhältniß.

In einem Vorgange dieser Art nun erblickte, wie aus dem Nachstehenden zu ersehen, die akademisch geschulte Jurisprudenz in Bremen die Kriterien des Verbrechens der Meuterei und des Complottes, demgemäß die Betreffenden der Ehrlosigkeit des Zuchthauses überliefert werden.

„In Untersuchungssachen wider den Matrosen Robert Meier aus Libau, den Schiffszimmermann Johann Gerhard Meyer aus Delmenhorst, den Matrosen Thomas Koch aus Rundhof in Schleswig, den Leichtmatrosen Johannes Silberbauer aus Hamburg, den Schiffskoch Friedrich Wilhelm Venhof aus Melle, den Leichtmatrosen Johann Wilhelm Langenberg aus Vleren und den Leichtmatrosen Georg Müller aus Bremen, wegen Meuterei, ergeben die Akten: Die bremische Brigg Elise Capitain Johann

Wilhelm Dieckmann, auf welcher außer dem Steuermann Hans Rumpf und dem Schiffsjungen Johann Renken die Inculpaten die ganze Besatzung bildeten, segelte am 19. Januar 1860 mit einer vollen Ladung Roggen, welche nach Bremen bestimmt war, von Odessa ab und gelangte nach einer stürmischen Reise in die Nähe von Malta, wo der Sturm so heftig wurde, daß das Schiff verschiedene Beschädigungen erlitt und ganz auf die Seite gelegt wurde, so daß das Wasser bis an die mittlere Luke reichte. Nachdem der Sturm einige Tage gedauert hatte, wurde es besseres Wetter, das Schiff wurde wieder aufgerichtet und gingen darauf sämmtliche Inculpaten mit Ausnahme des Leicht-Matrosen Müller, welcher am Steuer stand, auf's Hinterdeck und erklärten dem Capitain, sie wollten nicht weiter gehen mit dem Schiffe. Wenn der Capitain nicht binnen gehe, in den Hafen von Malta einlaufe, würden sie keine Arbeit thun. Der Matrose Robert Meier führte das Wort und die Uebrigen erklärten, es sei das ihre Meinung. Alle Vorstellungen des Capitains und des Steuermannes die Leute von ihrem Vorhaben abzubringen, waren vergeblich, sie begaben sich in's Volkslogis und wollten keine Arbeit verrichten. Ungefähr dreiviertel Stunden thaten die Leute nichts, der Steuermann verrichtete während dieser Zeit die nöthige Arbeit und erst als der Capitain sich überzeugt hatte, daß die Leute nicht von ihrer Meinung abzubringen seien, ließ er dieselben eine schriftliche Erklärung unterschreiben und lief dann in La Valette in Malta ein. Die Untersuchung hat nun ergeben, daß die Inculpaten Robert Meier, Johann Gerhard Meyer und Thomas Koch, mithin die beiden Vollmatrosen und der Schiffszimmermann, als sie einmal beieinander saßen und über den Zustand des Schiffes sprachen, den Beschluß faßten, wenn der Capitain nicht einlaufen wolle, ihn durch Niederlegung der Arbeit dazu zu zwingen. Der Zimmermann Johann Gerhard Meyer will sich freilich nicht bestimmt erinnern, daß die Niederlegung der Arbeit schon vorher verabredet worden, aber es leidet keinen Zweifel, daß dieß geschehen ist, es war auch in der That seine Absicht, das mildeste Mittel anzuwenden, um den beabsichtigten Zweck bei dem Capitain zu erreichen, und Meyer hat nachher gleich den Uebrigen die Arbeit niedergelegt. Von den übrigen Inculpaten haben der

Schiffskoch Benhof und die Leichtmatrosen Müller und Langenberg sich den übrigen angeschlossen und verabredet die Arbeit niederzulegen, wenn der Capitain ihrem Verlangen nicht nachgebe. Mit Silberbauer verhält es sich ebenso, nur erinnert derselbe sich nicht, daß schon vorher verabredet worden, man wolle die Arbeit niederlegen. Müller unterscheidet sich insoferne von den übrigen Inculpaten, als er bei der Ausführung des Complottes am Steuer stand und dort während der ganzen Zeit der Verhandlung mit dem Capitain blieb, mithin nicht in der Lage war, die Uebrigen durch eigene Thätigkeit oder Weigerung zu unterstützen. — In der Handlungsweise der Inculpaten liegt das Verbrechen der Meuterei, welches im §. 29, 30 der Verordnung vom 15. November 1852, wie folgt beschrieben wird *): „Unternehmen es zwei oder mehrere den Capitain oder einen andern Vorgesetzten zu einer Handlung oder Unterlassung, welche sich auf die Leitung des Schiffes oder auf die Aufsicht über das Schiff, die Mannschaft, die Passagiere oder die Ladung bezieht, durch Verweigerung der Dienste zu nöthigen, so tritt wider die Schuldigen Gefängnißstrafe von zwei Monaten bis zu vier Jahren ein; ist aber eine Verabredung dazu vorhergegangen, so soll gegen die Anstifter und Rädelsführer auf zwei bis zehn Jahre Zuchthaus und gegen die übrigen

*) Gleichlautend mit Art. 16 der hamburgischen Seemanns-Ordnung. Diese Bestimmungen „beschreiben" allerdings das Verbrechen der Meuterei und des Complottes, das heißt, dieses Verbrechen ist es, auf welches jene Bestimmungen ihre Anwendung finden sollen. Eben deßhalb aber können eben diese Bestimmungen nicht auf Vorgänge bezogen werden, denen das juristische Kriterium des Verbrechens der Meuterei und des Complottes von vorneherein nicht innewohnend ist. Dieß Kriterium aber liegt, wie aus jedem Compendium des Strafrechts zu ersehen und wie außerdem der gewöhnliche Menschen-Verstand von selbst sagt, darin, daß der einer Verabredung Mehrerer zu Grunde liegende letzte Zweck ein an sich selbst verbrecherischer sei, in dem vorliegenden Verhältnisse also etwa auf Piraterei gerichtet, oder auf Sklavenhandel, auf Schmuggel, auf Versegeln des Schiffes um alsdann zu desertiren, genug auf irgend einen an sich unrechtlichen Zweck.

Theilnehmer auf ein bis fünf Jahre Zuchthaus erkannt werden.“ — Alle Inculpaten sind nun darin einig, sich zu dem gedachten Zweck verabredet zu haben, auch haben alle mit Ausnahme von Müller an der Ausführung Theil genommen, endlich haben alle die Erklärung unterschrieben. Nur bei Johannes Silberbauer steht nicht fest, daß er schon vorher sich verabredet, den Capitain durch Niederlegung der Arbeit zu seinem Willen zu zwingen, da er weder die Behauptung einräumt, noch sagt, es sei dieß bereits bei der Verabredung seine Absicht gewesen und wenn es einigermaßen unwahrscheinlich ist, daß ein so wesentlicher Theil des Planes ihm verborgen geblieben seyn könne, doch die Möglichkeit, daß seine Angaben richtig seien, nicht ausgeschlossen ist. Bei ihm fehlt mithin das für die Erschwerung der Strafe in §. 30 angegebene Merkmal. Müller dagegen hat die Drohung nicht ausgeführt, auf ihn findet daher analogisch die mildere Beurtheilung Anwendung, welche §. 31 in dem Falle vorschreibt, wenn die verabredete That nicht zur Ausführung gekommen ist. — Die Rolle eines Anstifters oder Rädelsführers ist keinem der Inculpaten beizulegen, denn obgleich Robert Meier und Koch zuerst den Gedanken zur That ausgesprochen haben, so sieht man doch nicht, daß sie irgend besondere Mittel angewandt hätten, die Anderen dem Plane günstig zu stimmen, ebensowenig kann Robert Meier deßhalb als Rädelsführer angesehen werden, weil er derjenige war welcher das Wort führte. Vergl. Heffter Lehrbuch p. 79. Tittmann Handbuch §. 102. — Als Motiv seiner Handlungsweise gibt Robert Meier an: „Wenn ein Schiff sich auf die Seite legt, so muß man damit binnen gehen. Auch hörte ich den Capitain sagen, wir müßten nach Malta abhalten. Ich wollte nur nach Malta, weil ich nicht ertrinken wollte.“ — Johann Gerhard Meyer gibt an: „Das Schiff habe sich früher auf die Seite gelegt und bei solchen Gelegenheiten könne ein Schiff umschlagen. Wären die Pumpen nicht unklar gewesen, so hätte ich das Abhalten nicht verlangt.“ — Die Anderen haben sich mehr den Vollmatrosen angeschlossen. Soweit nun diese Motive in Betracht kommen, so können sie eine Milderung in der Beurtheilung des Verbrechens nicht herbeiführen, vielmehr prägen sie nur noch deutlicher der Handlungsweise der



Inculpaten den Charakter dieses Verbrechens auf, indem sie sich selbst ein Urtheil über die zu ergreifenden Maßregeln anmaßten und den Capitain zwangen ihrem Willen sein Urtheil unterzuordnen*). Daß der Capitain zu der Zeit als das Schiff noch in Gefahr war, selbst davon gesprochen, Malta anzulaufen und dieß ihnen zu Ohren gekommen, kann ebensowenig zu ihrer Entschuldigung dienen. Vielmehr ging daraus hervor, daß der Capitain keineswegs abgeneigt war, eine solche Maßregel unter Umständen zu ergreifen. Auch zeigt der Erfolg und das Gutachten des Hafenmeisters Johann Koch, daß ein vernünftiger Grund, die erzwungene Maßregel zu ergreifen, nicht vorhanden war. — Dagegen liegen aber auch keine Indicien in den Akten, daß das Verbrechen aus anderen Motiven, als den angeführten begangen sei; man kann den Inculpaten füglich glauben, daß sie eine Gefahr darin gesehen, mit dem Schiffe weiter zu fahren und die dadurch in ihnen entstandene Besorgniß sie zu der That verleitet habe. Zu Gunsten der Inculpaten Silberbauer, Langenberg und Müller ist anzuführen, daß der Capitain andeutet, die Vollmatrosen hätten eine Art moralischen Zwanges auf die Leichtmatrosen ausgeübt, was bei Ausmessung der Strafe zu berücksichtigen seyn wird. Auch kann berücksichtigt werden daß Silberbauer 19½ Jahr, Langenberg 17 Jahr und Müller 16 Jahr alt ist. — Endlich hat der Vertheidiger noch geltend gemacht, daß nicht mit Sicherheit aus den Akten erhelle, ob die Inculpaten zu der in Rede stehenden Reise förmlich angemustert seien und außerdem, daß sie die Verordnung vom 15. November 1852

---

*) Man traut hier in der That seinen Augen nicht; für denselben Matrosen, von welchem Gesetz und Recht nach Ankunft des Schiffes im Hafen fordern, daß er, als zum Schiffsvolke gehörig, auf seinen Eid ein Urtheil darüber abgebe — vermittelst Ablegung der „Seeverklarung“ — ob die vom Capitain ergriffenen Maßregeln als Nachlässigkeit, Versehen, Verschulden oder gar als böser Wille zu qualificiren seien oder ob nicht, für diesen selben Mann will hier die Jurisprudenz es zur „Anmaßung“ machen und zum erschwerenden Umstande, daß er zu einem solchen Urtheil nur überhaupt sich befugt hält!

nicht kannten. Das Gesetz schreibt nun freilich vor, es solle jeder der auf bremischen Schiffen fahren wolle, die Musterrolle unterzeichnen, fügt aber nicht hinzu, daß wenn dieß unterblieben sei, die in der Verordnung angedrohten Strafen auf ihn keine Anwendung finden sollten. Ebensowenig macht sie diese Anwendung von der Voraussetzung der Kenntniß ihrer Bestimmungen abhängig. — Was endlich die Kosten anlangt, so sind die Untersuchungskosten solidarisch, die Kosten der Vorhaft von jedem Einzelnen zu tragen, den zu Gefängniß Verurtheilten fallen überdieß die Kosten ihrer Atzung während der Dauer der Strafhaft zur Last. — Demzufolge erkennt das Obergericht für Recht u. s. w. Bremen im Obergerichte am 2. Juli 1860.

So viel betreffend: Arbeits-Ordnung, juristische Wissenschaft und Unwissenschaft, Recht und Gerechtigkeit.

X.

Schlußwort.

Wer die selbstständige Bedeutung der Dinge nach dem Maßstabe mißt, den das Verhalten der Staatsmänner unserer Zeit als Werthmesser an die Hand gibt, muß hinsichtlich der Arbeiterfrage zu der Annahme gelangen, daß es in derselben um eine Angelegenheit von nur sehr untergeordneter Bedeutung sich handle; um eine Angelegenheit die für die Regierenden gleichwie für den Besitzstand der Begüterten ohne irgend direktes Interesse sei. Wer andererseits das Gewicht der Arbeiterfrage nach eigener Kenntniß der Dinge bemißt, wie er sie thatsächlich vor Augen hat, fühlt die Annahme sich ihm aufbringen, die Staatsmänner unserer Zeit seien in dem Wahne, daß um in einen Abgrund vor ihren Füssen nicht hinabzustürzen, sie nur nöthig haben die Augen zu verschließen.

Aus kaiserlichen und aus königlichen Kabinetten, aus dem Notenwechsel der hohen Diplomatie, aus den Schriften wie aus den Reden aller derer die wir an der Spitze der

Nationen stehen sehen, geht die Klage in die Welt hinaus, ein Geist der Verneinung durchziehe die Gegenwart; eine Propaganda der Revolution um der Revolution willen unterhöhle die Fundamente des Staates, arbeite auf den Umsturz der gesammten politischen und socialen Ordnung hin; ein Geist und eine Propaganda unbegreiflich, unbelehrbar, unbekehrbar, rastlos unermüdlich.

Was kann man thun, um denen die so als die Ankläger unserer Zeit auftreten, die Augen darüber zu öffnen, daß sie selbst die Vermittler sind für diesen Geist der Verneinung, daß sie selbst die Helfer sind dieser Propaganda, daß sie selbst dieß sind durch ihr Verhalten als Staatsmänner zu eben der großen Arbeiterfrage, auf die sie mit jener kühlen Gleichgültigkeit herabblicken welche aus der Ueberzeugung völligen Unbetheiligtseyns sich zu ergeben pflegt?

Ob es einem geringen Menschen, einem Matrosen, einem Gesellen, einem Arbeiter möglich ist, in dem Elende des Siechthums sein Recht auf Fürsorge und Verpflegung zur Heilung geltend zu machen als sein Recht, oder ob er darum betteln muß; ob irgend ein armer Junge, Decksjunge, Schusterjunge oder Schneiderjunge, sein Recht auf seinen kärglichen Lohn gegen ungerechten Abzug durchzufechten sich in den Stand gesetzt sieht oder ob nicht; ob endlich die schwieligen Hände, wenn es für sie um ihr Alles sich handelt, um ihre Ehre, um ihre Freiheit, um ihren immer schwer verdienten Arbeitslohn, alsdann von Richtern Recht zu nehmen haben die das Recht der Arbeit dieser Hände kennen, oder ob von solchen Richtern die das Recht nicht kennen, die dabei nicht die Partei verstehen und die hinwiederum nicht verstanden werden von der Partei über die sie Gericht halten — nun ja, dieß alles mag zwar immerhin einiger Bedeutung für die jeweilig Betroffenen nicht ermangeln, aber Zurückführung des allgemeinen Charakters unserer Zeit auf Verhältnisse von so untergeordneter Beschaffenheit — lieber Himmel, wie viel Geschrei um so wenig Wolle!

Die Wahrheit zu gestehen, als vor nunmehr vier Jahren der „Deutsche Handwerker-Bund" an die Gesammtheit der deutschen Fürsten und Regierungen sich wendete mit seiner Zeugnißablegung in der Arbeiterfrage, da waren wir nicht darauf gefaßt gewesen, in den hohen Regionen einer Abneigung zu begegnen, wie sie in der That uns entgegengetreten ist. Der Abneigung nämlich den Causal-Nexus zwischen der Arbeiterfrage und dem in den regierenden Regionen erkannten und mit Grund so sehr gefürchteten principiell-revolutionären Charakter unserer Zeit ins Auge zu fassen und sich an das Gewissen treten zu lassen. Aufrichtig gesprochen, wir hatten mit Zuversicht das Gegentheil erwartet. An den Stellen von welchen aus man das Wesen des Regenten-Amtes als von Gottes Gnaden stets betonen hört, sei — so meinten wir — geneigtes Entgegenkommen zu ernstem Eingehen auf eine Erörterung der Arbeiterfrage vorzugsweise aus jenem apostolischen Gesichtspunkte der Gnade Gottes in ihrem Zusammenhange mit dem zum Himmel hinaufdringenden Rufe der Arbeiter mit Sicherheit vorauszusetzen. Daß diese Voraussetzung gleichwohl bis jetzt als eine verfehlte sich darstellt, ist eine Erfahrung von der wir zwar nicht leugnen, daß sie uns mit Trauer erfüllte, die aber hinsichtlich der Ursachen, wie sie dem Verhalten der regierenden Kreise in Betreff der Arbeiterfrage zu Grunde liegen, uns die Augen öffnete. Denn mit der Sicherheit, die der Sphäre des Besitzes eigenthümlichen Anschauungen jetzt ganz zu verstehen, gewannen wir die Zuversicht noch dahin durchzudringen, daß auch unsererseits wir verstanden würden, und dieß genügt uns zur Aufrechthaltung unserer Hoffnung auf den schließlichen Sieg der von uns vertheidigten Sache.

Lösung der Arbeiterfrage heißt: Vermittlung der natürlichen Gegensätze zwischen der Sphäre des Besitzes und der Sphäre der Besitzlosigkeit. Eine solche Vermittlung, damit sie gelinge, fordert vor Allem Herbeiführung beiderseitigen Verständnisses zwischen diesen beiden Sphären und die

Schwierigkeiten liegen hier keineswegs nach der Seite der Besitzlosigkeit hin, sondern sie liegen auf der entgegengesetzten, auf der Seite der Besitzenden. Die Sphäre der Besitzlosigkeit ist dem Menschen angewiesen als die von vorneherein ihm bestimmte, als die seinem wahren, seinem dauernden Wesen entsprechende. Der Mensch, wenn gleich habend, soll doch den Besitz nur haben als hätte er nicht. Hiernach ergibt sich schon, daß innerhalb der Sphäre des Besitzes die Schwierigkeit des richtigen Erkennens dessen, was den Menschen als solchen und abgesehen von seiner Eigenschaft als Habenden betrifft, größer seyn muß, als dieß innerhalb der Sphäre der Besitzlosigkeit der Fall seyn kann.

Die Schwierigkeiten der Herbeiführung einer Verständigung in der Arbeiterfrage liegen, nach der Seite der Sphäre des Besitzes hin, in dem Einflusse, welchen der Besitz allgemein auf das Auge des Besitzenden ausübt und dieser Einfluß wird sofort erkennbar, wenn wir den Besitzenden seinen Blick auf die menschlichen Verhältnisse richten sehen, welche außerhalb der Basis liegen die der Besitz gibt. Eine mit dem ganzen Scharfsinn eines hellen Kopfes und dem vollen Wohlwollen eines edlen Herzens ausgerüstete Beobachtung der Dinge, wenn sie auf die Basis des Besitzes gestellt, des täuschenden Einflusses dieser Basis auf das intellectuelle Vermögen sich nicht vollkommen klar bewußt ist, sieht die Dinge welche außerhalb der Basis des Besitzes sich befinden, entweder überhaupt nicht, oder sieht sie wesentlich anders als sie sind. Dem Besitzenden als solchem, wenn er in der Sache des Besitzlosen urtheilt, erscheint winzig klein was in Wahrheit von erhabener Größe ist; es erscheint ihm leicht was schwer, wichtig was nichtig, und die leere Stelle, das Vacuum in dem den ganzen Unterbau des modernen Culturstaats tragenden Gewölbe ist von der Basis des Besitzes aus überhaupt nicht zu erkennen. Der Schlußstein, dessen Fehlen unabwendbar den Zusammensturz des Ganzen nach sich ziehen muß, ist die staatliche Anerkennung der Ehre der be-

sitzlosen Arbeit. Für das Wesen dieser dem Bestehen des Ganzen absolut nothwendigen tragenden Kraft fehlt dem Besitzenden als solchem von vorne herein das Verständniß. Aneignen zwar kann er es sich, so gut wie er auch haben kann als hätte er nicht; aber nur dadurch, daß er eben aufhört die Dinge mit den Augen des Besitzenden zu betrachten, und dazu bedarf es seinerseits zunächst eines so energischen Aufraffens von innen heraus gegen sein eigenes Bewußtseyn als Besitzender, daß man einen derartigen Effekt auf einmalige Anregung hin zu erwarten nicht befugt seyn kann. Hierin eben lag unsere Täuschung. Es bedarf hier der Geduld, der nicht ermüdenden, nicht verzagenden Geduld. Immer auf's neue muß der Sphäre des Besitzes vorgetragen und muß ihr nachgewiesen werden, daß die Frage der besitzlosen Arbeit eine solche ist, in welcher der Besitzende in seinem Bewußtseyn als Besitzender völlig urtheilslos, von welcher der Besitzende als solcher absolut ohne Verständniß ist. So wird in den leitenden Geistern jener Sphäre es allmählich Tag werden in dieser Frage; sie werden endlich nicht umhin können selbst sich zu sagen, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, von der sie aus sich selbst heraus als Besitzende nichts verstehen, um eine Angelegenheit deren wahre Beschaffenheit sie erst noch lernen müssen. Wird aber nur erst d i e s e Erkenntniß einmal zum Durchbruch gelangt seyn, dann ist auch die Schwierigkeit der Sache selbst überwunden; denn wer für sich die Nothwendigkeit des Lernens erkannt, dem wird auch das Lernen selbst nicht schwer, auch tritt dann die Liebe zur Sache hinzu, die Liebe die Alles überwindet.

Hätte die Sphäre des Besitzes aus sich selbst heraus Verständniß des wahren Inhaltes der Arbeiterfrage, wie wäre dann wohl irgendwie diese fortwährende, stets intensiver werdende Angst und Sorge in den hohen und höchsten Kreisen nicht nur der Cabinette und Diplomatie, sondern auch der hohen Finanz, des Handels und der Industrie zu erklären,

diese Angst und Sorge um den revolutionären Charakter unserer Zeit? Wie! Ein Dogma gibt man dem nationalen Leben zur Basis dahin lautend: „menschliche Arbeitskraft ist ihrer Natur nach Waare, ihr vernunftgemäßer Werthmesser demgemäß ausschließlich das Handels-Verhältniß von Angebot und Nachfrage“, und gleichzeitig hält man den allerdings nicht zu verkennenden revolutionären Charakter unserer Zeit für ein Unglück welches man fürchtet wie eine Seuche, und welches man abzuwenden die enormsten Anstrengungen nicht scheuen will. Wie stimmt denn, um nur auf diesen einen Gesichtspunkt hinzuweisen, wie stimmt denn das ganze bestehende politische System, wie stimmt die ganze Institution der Monarchie, gleichviel ob absolut oder constitutionell, mit allen ihren Consequenzen, wie stimmt dieß alles mit eben jenem Dogma von der „menschlichen Arbeitskraft“ für welches doch diese selbigen Cabinette, Diplomaten, Finanzmänner und Börsenmänner die Propaganda machen? Wenn „menschliche Arbeitskraft“ in Wahrheit ihrer Natur nach eine Waare ist und demgemäß ihr Werthmesser vernünftiger Weise kein anderer als das Handelsverhältniß von Angebot und Nachfrage, wozu dann dem besitzlosen Arbeiter allein die undankbare Aufgabe zuschieben, die Consequenzen dieses Dogmas zu allgemeiner Durchführung zu entwickeln; weßhalb thut die Sphäre der Besitzenden dieß nicht lieber sofort selbst, indem sie einfach die Gesammtheit der bestehenden Staatsinstitutionen aufhebt und dafür solche Institutionen an die Stelle setzt, wie jenes Dogma sie unabweislich voraussetzt? Denn Mensch ist Mensch, und wenn menschliche Arbeitskraft vernunftgemäß keinen andern Werthmesser für sich in Anspruch nehmen darf, als das Handelsverhältniß von Angebot und Nachfrage, so fordert die Consequenz die Anwendung dieser Sätze nicht für 80 Proc. der Individuen nur, aus denen die Menschheit besteht, sondern für die vollen 100 Procent. Das ist, von der Sphäre der Besitzlosigkeit aus angesehn, an sich vollkommen klar und unbe-

streitbar. Will irgend wer behaupten, daß aus der Sphäre des Besitzes herab klar sehende Augen dieß nicht ebenfalls klar erkennen müßten? Wenn aber so, was ergibt sich dann daraus für die Sphäre des Besitzes?

Aber auch dieß noch, daß jenes Dogma von der menschlichen Arbeitskraft, welches die politische und sociale Revolution zur selbstverständlichen Folge macht, ein falsches Dogma sei, auch dieß noch wird in der Sphäre der Besitzlosigkeit gefühlt, erkannt, klar eingesehen. Allein was soll sie dabei thun, diese Sphäre der Besitzlosigkeit? Sie ist es nicht die den Staat regiert, die Gesetzgebung leitet; also was soll, was kann sie ihrerseits anderes bei der Sache thun, als das was sie thut, indem sie die Ursache wirken läßt, wie die Natur dieser Ursache es mit sich bringt? Wollen die Besitzenden durchaus die Revolution haben, die ganze Revolution und nichts als die Revolution — je nun, die Besitzlosen ihrerseits können es nicht verhindern.

Der „Deutsche Handwerkerbund" ging aus der Ueberzeugung hervor, daß in den Fürsten und Regierungen Deutschlands, daß überhaupt in der Sphäre des Besitzes mit der Wahrnehmung des principiell revolutionären Charakters unserer Zeit die Vermuthung verbunden sei, es stehe dieser Charakter unserer Zeit in Zusammenhang mit der sogenannten socialen Frage oder Arbeiterfrage, und daß neben jener Vermuthung zugleich die Erkenntniß stehe des Verständnisses eben dieser Arbeiterfrage zu ermangeln. In dieser Auffassung bloßen Illusionen gefolgt zu seyn, kann der „Deutsche Handwerkerbund" allerdings nicht in Abrede stellen, aber jene Illusionen waren nicht auf die Sache selbst bezüglich. Die Frage die hier zur Erörterung steht, fordert ihre Lösung; abweisen läßt sie sich nicht. Mancherlei Arten der Lösung sind schon versucht worden, auch die von Blut und Eisen. Aber wer diese Frage versteht, der weiß, daß es nur Eine Quelle gibt, aus der sie ihre Lösung annimmt, jene Quelle zu welcher hinzuführen der Zweck der

Gründung des „Deutschen Handwerkerbundes" ist. Die Quelle heißt: Handwerksrecht; ihr Inhalt ist: Recht und Gerechtigkeit für die Sphäre der besitzlosen Arbeit. Möge uns beschieden seyn, es noch mitzuerleben, daß der Bund für dieses Recht auf seine Fahne wird schreiben dürfen: Obdurando pertuli.

XXXI.

Zur Kunstgeschichte.

Biblia Pauperum. Nach dem Original in der Lyceumsbibliothek zu Constanz herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von Pfarrer Laib und Dekan Dr. Schwarz. Zürich, Wörl 1867.

Die beiden wackern Schwaben, welche schon durch ihre Geschichte des christlichen Altares (1857), durch ihre Beiträge zur monumentalen Wandmalerei (1859) und durch die Herausgabe des „Kirchenschmucks" so viele Verdienste um die christliche Archäologie und Kunst sich erworben, bieten hier einen neuen Beitrag zur Aufhellung einer noch ziemlich dunklen Partie der mittelalterlichen Kunstgeschichte, die schon das Genie eines Lessing angezogen und zur Erklärung gereizt hat. Es ist das die sogenannte biblia pauperum, Armenbibel. Es finden sich nämlich Bilderreihen aus dem Mittelalter, welche die Hauptscenen aus dem Leben Christi einerseits und ähnliche prophetische Bilder aus dem alten Testamente andererseits sammt Inschriften und Bibeltexten enthalten. Man brachte diese Bilderreihe auf die mannigfachste

Weise an, auf Kirchenwänden, in Metall, auf Glasgemälden, in Kreuzgängen, in Stein, in Gebetbüchern als Miniaturen und in Bibelwerken als Holzschnitte.

Es erheben sich nun hiebei viele Fragen. Man wünschte zu wissen, seit wann diese Bilderbibel aufgekommen, wer sie erfunden und welche Bestimmung sie gehabt haben. Die beiden Verfasser haben nun durch Professor Wörl an der Bibliothek des Lyceums zu Constanz eine solche Bilderbibel, Pergamenthandschrift mit Federzeichnungen und reichlichem Texte, kennen gelernt, welche zu den vollständigsten und ältesten von allen zählt, und wahrscheinlich um 1300 entstanden ist. Indem sie dieses Buch in Großquart in getreuester Copie wiedergeben, haben sie zugleich die Gelegenheit benützt, über obige Fragen in umfassender Weise sich auszusprechen. Das ist der Inhalt der Einleitung, während die Wiedergabe der Handschrift selbst mit ihren 34 Parallelbildern nachfolgt.

Was das Alter dieser Armenbibeln anlangt, so möchten die Verfasser es wahrscheinlich machen, daß der heil. Ansgarius, Bischof von Hamburg (831), der erste gewesen ist der diese Zusammenstellung versucht hat, da auf dem hannover'schen Exemplare geschrieben steht: Ansgarius est auctor hujus libri. Die Möglichkeit läßt sich nicht bestreiten. Früher galt der sogenannte Werinher von Tegernsee (†1091), der Dichter des Marienlebens, als Erfinder dieser Bilderreihen. Hiebei (zu S. 19) müssen wir bemerken, daß nach den neuesten Forschungen sich herausgestellt, daß jener Priester Werinher kein Mönch, sondern Weltgeistlicher gewesen, der sich als fahrender Schüler in Tegernsee, besonders aber in Passau beim Priester Manegolt aufgehalten hat und dort sein Marienleben dichtete (vergl. Feifalik: Wernher's Marienleben). Uebrigens sind auch wir der Ueberzeugung, daß sich wohl nie der Erfinder dieser Bilder wird finden lassen. Die Sache selbst ist so alt wie die katholische Kirche. Alle heil. Väter betrachten bereits den alten Bund mit seinen Personen und Vorgängen als Typus

und Vorbild des neuen Bundes. Die Exegesen und Homilien sind voll dieser Deutungen. Es ist altkirchliche katholische Ansicht welche in einem alten Fastnachtspiel der Christ dem Juden gegenüber ausspricht, wenn er sagt:

Hör Jud, so merk dir und verstee
Daß alle Geschicht der alten Ee
Und aller Propheten Red gemein
Ein Figur der neuen Ee ist allein.

Es wäre sonderbar, wenn bei dieser Sachlage nicht früher, auch bei den Griechen schon, solche Versuche gemacht worden wären, die entsprechenden Vorgänge aus dem alten und neuen Bunde zusammenzustellen. Jedenfalls ist diese Bilderreihe nicht ein Mönchswitz, wie Lessing meinte, sondern eine Schöpfung welche von der Kirche ausgegangen und auf der Anschauung aller Väter und Doktoren der Kirche erbaut ist.

Den Namen Armenbibel halten die Verfasser für unhistorisch und unberechtigt. Es sei dieser Name unpassend, weil solche theure Bücher nicht für das arme Volk bestimmt waren. Der Name komme von einer späteren Inschrift auf einer Wolfenbüttler Handschrift. Die alten Bücher der Art haben andere Titel wie: Typos et antitypos veteris et novi testamenti. Die Verfasser schlagen vor als geeignetsten Titel: Leben Jesu (im Vorbild und in der Erfüllung). Wir erklären uns den Namen aus der bekannten Stelle bei Gregor dem Großen: Die Bilder sind die Bibel der Armen. Da die Unbemittelten in alter Zeit lesen zu lernen nicht im Stande waren, hat man ihnen die Bilder der heil. Geschichte an den Kirchenwänden angemalt und aus dieser Quelle schöpften sie eine gründlichere Kenntniß der beiden Testamente, als viele Hochgebildete in unserer Zeit trotz aller Bibelwerke und Bibelvereine besitzen. Und da nun die Manuscripte vielleicht ursprünglich nach den großen Wandbildern in der Kirche copirt wurden, so ging von da der Name auch auf diese

Bücher über. Es ist diese Erklärung übrigens auch nur Hypothese.

Was dann die Bestimmung dieser Bilderwerke betrifft, so sprechen sich die Verfasser dahin aus, daß sie den Künstlern und Malern von der Kirche in die Hand gegeben wurden, wenn sie solchen Schmuck der Kirchen herzustellen hatten. Was also das Buch über die Malerei auf dem Berge Athos für die griechischen Maler, das wäre die biblia pauperum für die Künstler des Abendlandes gewesen.

Wir stimmen dieser Ansicht bei. Doch wäre noch fraglich, ob sie bloß für die Künstler bestimmt war oder doch auch andern Lesern und Beschauern dienen konnte. Ich finde in einem sehr alten Tegernseer Codex der Münchener Bibliothek (Cod. l. m. Nr. 1586) bei einer Zusammenstellung ähnlicher Bilder, die freilich nicht ganz mit denen der biblia pauperum harmoniren, sondern auch die zum Himmel führenden Wege und Tugenden zeigen, die Inschrift: Speculum humanae salvationis *pro praedicatione* et *contemplatione* multum utilis. Es wäre daher wohl möglich, daß man jene Bücher auch für Prediger und für vornehme Leute fertigte, welche an dieser Krücke zur Betrachtung des Heilswerkes sich erheben wollten.

Endlich zählen die Verfasser mit großem Fleiße alle Exemplare der biblia pauperum auf, welche bisher aufgefunden worden. Manuscripte des Buches kennt man bisher nur fünf, wovon das aus dem Nonnberg-Kloster in Salzburg stammende (jetzt in München) als das älteste erscheint. Hiezu fügen wir die Nachricht, daß wir selbst im Besitze eines Fragmentes einer solchen Handschrift sind. Es sind Pergamentblätter in Quart, welche oben mit feinen Federzeichnungen der Vorbilder und der Leidensbilder Christi geziert, unterhalb mit erklärenden deutschen Versen versehen sind. Sie stammen aus dem Kloster St. Veit in Freising und waren als Bücher-Deckel benützt, welche bei einem Obstler gefunden wurden. Die Zeichnungen sind die besten, originell, zart und empfunden

im Geiste des 14. Jahrhunderts. Das Ganze scheint mit dem Manuscripte Simrocks am meisten Aehnlichkeit zu haben, ist aber nach dem Zeugniß der Sprache in Bayern entstanden, während jenes niederdeutschen Ursprung hat.

Wir heben hervor das Bild, wie Apemen, die Concubine des Darius, diesem die Krone nimmt und einen Backenstreich gibt, wie Semmei den David verhöhnt und das Horn der Herrschaft ihm abzuschlagen sucht, wozu als Gegenstück der Heiland mit verbundenen Augen erscheint, verhöhnt von drei Juden mit Spitzhüten und von den Pharisäern. Auch Abels Opfer und Ermordung durch Kain ist in origineller, reizend-zarter Weise dargestellt. Als Muster des Textes dieser bisher unbekannten biblia pauperum geben wir die Verse, die bei der Verspottung Jesu stehen:

Ihesus wird verspeyt verspottet mit gewaltigkeit.

Wir haben gehort wie unser herr Ihesu crist
Verraten und gevangen ist
Wir sullen aniz horen wie er in derselben nacht
Zu viel smaheyt wart verbracht
Sie zogen in von onfrey für annas
Der des hohen byschofes sweher was
Da fragte annas unsern lieben herren
Was er pflege die lewte zu leren
Er sprach frage die lewte die meine wort
Und meine predigen haben gehort
Zu hant war im ein groß slag
Gegeben an seinen heiligen back
Hie merket lieben brueder wie er nit slug
Und wie gedultikleichen er vertrug
Ach wen euch burde ein slag
Und er vermochte also vil als cristus vermag
Nu merket was wolde er anegan
Ich wen er wurde gar sere wider slan
Oder er burd heiß als sant jakob und johannes
Als sy zu iren zeyten wolden han getan
Den leyten die den meyster nicht wolden empfan
Mit dem hellischen fewer lassen slan
O lieben brüder es sol also nicht seyn

Gedenket an unsers herren peyn
Und lernet das ir kundt halden gedult.

So haben die Verfasser mit ihrer schönen Arbeit wahrhaft sich um die christliche Kunst verdient gemacht. Wir wünschen von Herzen, daß Künstler und Prediger sich mit dem Inhalte dieses Buches wieder recht vertraut machen. Ihre Schöpfungen und Predigten werden dann wieder sinnig, kirchlich, gehaltvoll, ansprechend für das Volk, denn sie werden dann ein Hymnus auf Christus der im alten Bunde verschleiert, im neuen offenbar ist.

J. S.

XXXII.

Eudoxia von Gräfin Hahn-Hahn.

Eudoxia, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Kirchheim 1866. Zwei Bände.

Eine fernabliegende Geschichte, und doch eine zeitgemäße Erzählung. Die Freiheit und Autonomie der Kirche ist ja auch in unsern Tagen wieder eine brennende Frage, deren Tragweite in dem immer mehr alle Leidenschaften aufwühlenden Kampf der Geister und der politischen Gewalten nachgerade auch dem Kurzsichtigen verständlich werden muß. Ob diese Unabhängigkeit von dem Absolutismus der Alleinherrscher oder von dem Despotismus liberaler Kammermehrheiten in Frage gestellt wird, das kommt in den Wirkungen auf Eins hinaus. Auch in den Mitteln sind beide gleich wenig wählerisch, und der Unterschied liegt gewöhnlich nur darin, daß der erstere einfach das Recht des Stärkern übt, während

der letztere seine Gewaltakte mit einer heuchlerischen Legalität umkleidet.

In dem ältesten Beispiel des Cäsaropapismus können sich daher die spätern so ziemlich alle spiegeln. Für das byzantinische Kaiserreich bleibt es gewiß charakteristisch, daß es ein Weib war welches hier zuerst die Schirmherrschaft über die Kirche in eine bevormundende Gewaltherrschaft umzuändern unternahm: Eudoxia, die gebietende Gemahlin des schwachen Kaisers Arcadius. Eudoxia ist in Wahrheit der erste Vertreter des Cäsaropapismus; als solcher wird sie typisch dastehen für alle späteren Jahrhunderte. Glücklicherweise stand ihr als Vertheidiger der kirchlichen Unabhängigkeit ein Mann gegenüber von solcher geistigen Hoheit und unerschütterlichen Beharrlichkeit, daß auch seine Gestalt als ein leuchtender Trost in allen ähnlichen Kämpfen der Kirche fortleben wird. Aus welchen Motiven und mit welchem Erfolg nun der erste cäsaropapistische Versuch ins Werk gesetzt wurde: das lebensvoll aufzurollen ist die Aufgabe, welche Gräfin Hahn-Hahn in der neuen Erzählung sich selber gestellt hat.

Gräfin Hahn-Hahn nennt die Erzählung ein Zeitgemälde. Das ist auch die zutreffendste Bezeichnung dafür. Für einen Roman im strengeren Sinn ist das Gefüge zu lose; der erste Band bildet gleichsam nur eine in mehrere Bilder auseinander gelegte breite Exposition für die tragische Katastrophe, die in der Verbannung des Patriarchen Chrysostomus zuletzt zum Ausbruch kommt. Aber die historische Treue galt der Erzählerin als das Wichtigste; sie wollte, wie sie ausdrücklich sagt, nicht erfinden, weder Personen noch Ereignisse, sondern nur gruppiren, d. h. die äußeren Erscheinungen und Vorgänge in ihrem innern Zusammenhang veranschaulichen. Das ist vollkommen erreicht. Die versunkene Welt des byzantinischen Kaiserthums am Anfang des fünften Jahrhunderts steigt in diesem poetischen Zeitgemälde mit seinen hellen Lichtern und tiefen Schatten lebenswahr empor.

Mit gewiegter Meisterschaft hat die Erzählerin die hervorragenden Tendenzen und Charaktere erfaßt, umrissen und gegen einander wirkungsvoll in Contrast gestellt. So ist „Eudoxia" ein farben- und gestaltenreiches Spiegelbild der Culturzustände an den leuchtenden Gestaden des Bosporus, wie der welthistorischen Strebnisse und Kämpfe jener Zeit geworden.

Die Handlung beginnt mit den Vorbereitungen zum Sturze Eutrops, des allgewaltigen Günstlings des Kaisers, und endigt mit der Verbannung des Patriarchen Chrysostomus und der damit zusammenhängenden blutigen Ostervigilie des Jahres 404 in der Sophienkirche zu Constantinopel. Die Heillosigkeit des byzantinischen Günstlingswesens wird in Eutrop, der vom niedrigen Sklaven und Stallknecht sich zum Hofmarschall und übermüthigen Reichsverwalter emporgeschwungen, mit eindringender Lebendigkeit geschildert. Auf der andern Seite tritt die ehrwürdige Gestalt des hl. Chrysostomus in ihrer vollen sittlichen Größe und historischen Bedeutung ans Licht. Das Wort, das Olympia mit Bezug auf den Patriarchen ausspricht, gewinnt im Zusammenspiel der Begebnisse einen beredten Commentar: „Wie göttlich muß der Glaube seyn, der fort und fort Männer bildet welche so gut, so groß, so heilig sind, daß die Bösen durch den charakteristischen Haß der Sünde gegen die Tugend sich gedrängt fühlen sie zu hassen!" (I. 259).

Die Hauptrolle in der Erzählung fällt aber wiederum den Frauen zu, die ebenfalls in zwei Gruppen sich scheiden, die eine das Reich der Welt, die andere das Reich Gottes vertretend. Herrliche altchristliche Gestalten, diese Diaconissin Pentadia, diese jugendlich schöne heroische Wittwe Olympia! Besonders der letztern Leben und Erscheinung bietet ein lieblich rührendes, von der Verfasserin mit seelenvoller Wärme ausgeführtes Bild, das noch obendrein ein Bild der lautern Wahrheit ist, nicht der Phantasie. Die einzige nicht historische Gestalt ist Gunild, das trotzige sittlich gesunde Gothen-

kind, als Tochter des Gothenführers Gainas an den byzantinischen Hof versetzt; ihr Charakter und ihre Bekehrung vom Arianismus zum Christenthum wird übrigens mit feiner Folgerichtigkeit entwickelt.

Neben dieser christlich frommen Trias, die freilich in das schwüle Getriebe der übrigen Welt wie eine fremde selig stille Oase hineinragt, steht nun im eigentlichen Mittelpunkt des Zeitgemäldes die Hauptperson Eudoxia, die strahlende Beherrscherin des Orients mit ihrer ganzen knechtischen Umgebung, mit dem grundsatzlosen Schwarm der intriguirenden Höflinge, der schamlos servilen Schmeichler und aller nach Gold und Würden jagenden Creaturen. Auch diese Welt des hochfliegenden Ehrgeizes und der niedrigsten Leidenschaften wird mit brennenden Farben ausgemalt, jedoch immer mit der nöthigen maßvollen Zurückhaltung, welche ein reines Gemüth in diesem Dunstkreis sybaritischer Lüste verlangt. Die plastische Figur der jungen Kaiserin ist unzweifelhaft dazu angethan in dem Gedächtniß des Lesers sich festzuprägen. Welche Gegensätze spielen und schillern in dieser merkwürdigen Frau, dieser glänzenden, hochbegabten edlen Frankentochter und Augusta des Morgenlandes, mit ihren frommen Anwandlungen und ihrem launenhaften Eigenwillen, mit der tiefen unbegrenzten Herrschsucht und jener oberflächlichen Religiosität welche das Christenthum wie eine Hofsache behandelte, die auf dem Thron die Todfeindin des heiligen Chrysostomus und — wunderbare göttliche Ausgleichung! — die Mutter einer Heiligen, der jungfräulichen Kaiserin Pulcheria geworden.

Man möchte sagen, es sei die Geschichte des Morgenlandes, was sich in dem Leben Eudoxia's widerspiegelt. Wenigstens kann die junge Kaiserin als die Verkörperung des dortigen Zeitgeistes im 5. Jahrhundert gelten. Auch von diesem Gesichtspunkt hat das Zeitgemälde, das uns Gräfin Hahn=Hahn an jenem Leben entworfen und mit dem wohlbekannten Zauber ihrer Schilderungen umzogen hat, unver-

kürztes Lob und die gleiche lebhafte Anerkennung zu beanspruchen, welche alle ihre neueren Schriften in der christlichen Welt gefunden. Die byzantinische Kaiserzeit ist in ihren Einzelnheiten den größern Kreisen gemeinhin weniger bekannt, als die Frühgeschichte des Christenthums im Abendland. Durch dieses Zeitgemälde ist sie dem allgemeinen Verständniß um vieles näher gebracht. „Eudoxia" wird in solcher Hinsicht ein werthvolles Seitenstück zur römischen Fabiola bilden.

XXXIII.

Zeitläufe.

Der Bischof von Mainz über unsere gegenwärtige Lage.

Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, hat sich mit einer ausführlichen Würdigung der großen Fragen unserer Gegenwart und Zukunft in einem Moment vernehmen lassen, wo guter Rath buchstäblich theuer geworden ist und wo jeder kluge Mann sich aufrichtig Glück wünscht, wenn er nicht in der Lage ist von Amtswegen guten Rath wissen zu müssen. Der unerschrockene Muth des hochwürdigsten Herrn ist aller Ehre werth und ein dankbares Publikum lauscht seinen Worten. Auch will es uns vorkommen, daß von allen den Broschüren die seit einer Reihe von Jahren aus derselben geweihten Feder geflossen sind, die vorliegende die reifste sei wie sie nach Inhalt und Volumen die umfassendste ist.

Der Herr Bischof stellt sich auf den hohen Berg welchen das Jahr 1866 auf dem platten Terrain der neuesten deutschen Geschichte aufgeworfen hat; er schaut wehmüthigen Herzens nach rückwärts, dahin wo wir hergekommen sind; und er blickt mit besorgten Mienen nach vorwärts, da wo wir hinkommen werden. Es bedürfte eines Buches, wollte man bis in's Einzelne alle die Veränderungen aufzeichnen welche durch die Ereignisse des Jahres 1866 in und mit Deutschland, folgerichtig auch in und mit Europa vor sich gegangen sind. Man darf sagen: wir alle, die Norddeutschen nicht weniger als die Süddeutschen und die Oesterreicher, sind ganz plötzlich und gleichsam wie im Traume in eine uns ganz neue Welt versetzt worden. Kein politischer Gedanke von gestern paßt mehr auf die Lage von heute. Alle Standpunkte sind erschüttert und ruinirt. Kein Sternchen sieht man dießseits des Maines blinken, an dem die sichere Orientirung möglich wäre über den Weg nach einem neuen Princip; und selbst den Siegern jenseits des Mains ist nicht wohl zu Muth bei der Sache.

Den Kern der großen Veränderung die über uns gekommen ist, faßt der hochwürdigste Herr ganz treffend zusammen in den Worten: die segensreiche Ueberzeugung daß ein innerer Krieg in Deutschland unmöglich sei, ist zerstört. „Selbst viele ausrückenden Officiere glaubten, es könne nicht geschehen daß sie gegen Deutsche kämpfen würden, und irgend ein unerwartetes Ereigniß werde das abwenden.“ Man mußte sich vom Gegentheil überzeugen; und dieser moralische Verlust allein, der Verlust jener Ueberzeugung die eines der höchsten nationalen Güter war die wir besaßen, hat schon den ganzen Stand der sogenannten deutschen Frage verändert. Daß ein zuvor unerhörter militärischer Raptus so plötzlich alle deutschen Staaten, große und kleine, kopflos dahin reißt, das ist nur Ein Symptom des vernichteten Vertrauens; zugleich liegt darin daß man an den Gedanken des deutschen Bruder-Kriegs ohne Schmerz und Empörung sich wieder gewöhnt

hat, eine weitere Gefahr für die Zukunft, eine wahre Drachensaat die in Deutschland ausgesäet worden ist, wie der Hr. Bischof sehr richtig bemerkt.

So energisch indeß der Verfasser den Krieg und seine Urheber verurtheilt, so will er doch nicht jener finstern Welt-Anschauung huldigen, die bei jedem ungerechten Ereignisse sofort nur an die strafende Gerechtigkeit Gottes denkt. Er widmet einen eigenen Abschnitt des Buches dem Nachweis, daß im öffentlichen Leben ein großes Unglück oft die Quelle der größten Segnungen werde. Möglich, meint er, daß nach den Worten: wer Wind säet wird Sturm ärndten, die Zukunft sich gestalten werde, und in Deutschland und Europa große Erschütterungen bevorstehen. Aber er warnt männiglich ernstlich davon ab in die Flammen zu blasen und sich in der Politik bloß vom Rachegeist leiten zu lassen.

Eine so milde und unbefangene Anschauung ist dem Herrn Bischof möglich und natürlich, weil er auch die Ursachen welche zu dem unglücklichen Kriege geführt haben, und die Ereignisse welche demselben vorangegangen sind, mit gemessener Objektivität beurtheilt und weil er nicht eingestimmt hat in das gedankenlos rechthaberische Geschrei der Parteien, durch deren Verblendung ohne daß sie es dachten oder wollten, so namenloses Unheil über das gesammte deutsche Vaterland hereingebrochen ist. Wir freuen uns hier die Hauptgedanken alle wiederzufinden, welche wir in diesen Blättern schon vor dem Kriege ohne Furcht und Scheu wiederholt ausgesprochen haben, ohne daß freilich die Wirkung eine andere gewesen wäre als ärgerliches Aufsehen und verdächtigende Deutungen.

Es war ein sonderbares Geschick: gerade die Erscheinung in Preußen welche den mächtigsten Impuls zum Kriege gab und welche es dem Grafen Bismark eigentlich allein ermöglicht hat seinen in streng conservativen Anschauungen altgewordenen König zum offenkundigen Bunde mit der Revolution zu bewegen — dieselbe Erscheinung wurde auf unserer

und auf österreichischer Seite als der zuverlässigste und bedeutendste Alliirte betrachtet, nämlich der preußische Verfassungsconflikt. Ja wohl, die übermächtige Stellung welche die gegen das Ministerium Bismark bis zur Tollwuth gereizte Fortschrittspartei in der Berliner Kammer einnahm und im Lande einzunehmen schien — sie war es; in dieser Lage der preußischen Dinge erblickte man zu Wien und zu München die sicherste Bürgschaft des Sieges. Wenn man freilich zurückdenkt, welche Sprache die sämmtlichen Organe der Partei gegen die Regierung und deren Kriegspolitik Jahre lang führten, so hätte man es nicht für möglich halten sollen, daß dieselben Organe einige Monate später in schweifwedelndem Servilismus vor den Erfolgen des Grafen Bismark kriechen würden, wie jetzt z. B. das „Wochenblatt des Nationalvereins“ thut. „Der jetzt beendigte Krieg“, so hat das Organ der Lassalleaner in Berlin ganz richtig bemerkt, „ist geführt worden gegen den Willen der Bourgeoisie und obschon dieselbe an den König von Preußen ebenso viele Friedenspetitionen und Resolutionen einsandte, als er Soldaten auf den Beinen hatte“ *). Auf den Ernst dieser Bewegung rechnete man bei uns und in Wien unglücklicherweise so sehr, daß man fast überzeugt war, die Fortschrittspartei in Preußen werde es eher zur Revolution treiben als diesen Krieg zum Ausbruch kommen lassen. Das war der verhängnißvolle Irrthum.

Anstatt dessen hätte man bei uns und in Wien bedenken sollen, daß die königliche Regierung in Preußen sich der Fortschrittspartei und dem innern Conflikt gegenüber wirklich im Stande der Nothwehr befand. Die Regierung mußte etwas unternehmen um sich aus einer Lage herauszuhelfen, die auf die Dauer nicht bestehen konnte. Und in eben diesem Moment wo das preußische Königthum mit zwingender Gewalt sich zu einer äußersten Entschließung gedrängt fühlte, wurde die schleswig-holsteinische Frage brennend durch das

*) Social-Demokrat vom 8. August 1866.

unbesonnene Drängen und Nergeln Oesterreichs und der „Bundestreuen“. Hätte die Regierung in Berlin hierin nachgegeben, so wäre das ihr sicherer Untergang gewesen, die Ergebung des Königthums an die Gnade und Ungnade der Fortschrittspartei hätte die unmittelbare Folge seyn müssen, und Oesterreich hätte es dann mit dieser zu thun gehabt. Nichts ist gewisser als daß die Dinge so und nicht anders hätten kommen müssen. Der Herr Bischof zeichnet die Lage, wie sie zu Berlin in dem entscheidenden Momente war, ebenso treffend als präcis. Der greise König sah sich zu einem Akte der Verzweiflung gezwungen; er war seinem Minister der vor nichts zurückschreckt und keine Rücksicht kennt, wehrlos und widerspruchslos in die Hände gegeben; die Allianz mit Italien war unter diesen Umständen noch das Unbedenklichste was dem preußischen Monarchen angeboten werden konnte, und wenn es schlimm gegangen wäre, so hätte er selbst den vielbesprochenen Compensationen an Frankreich keinen Widerstand mehr entgegensetzen können. Dahin hatte es die Fortschrittspartei in Preußen gebracht, und die unbesonnene Berechnung der Gegner Preußens, daß diese Partei ihnen die Festung von innen öffnen würde.

„Jetzt liegt die Partei vorläufig der siegreichen Macht zu Füssen, worüber wir uns auch nicht im mindesten wundern. Wenn aber vor Ausbruch des Krieges die schleswig-holsteinische Frage an den Bund gebracht worden wäre, wenn dann der Bund sich für das Erbrecht des Augustenburgers ausgesprochen, wenn unter dem Jubel der Fortschrittspartei in ganz Deutschland der Augustenburger die Huldigung des Landes empfangen hätte: dann wäre die ganze Sachlage zermalmend auf das königliche Regiment in Preußen zurückgefallen. Nicht der Herzog von Augustenburg hätte dann gesiegt, sondern die Fortschrittspartei in und außer Preußen hätte mit ihren Plänen, am Schlepptau führend die vielen schwachen Regierungen die wir in Deutschland haben, einen Triumphzug durch Deutschland gehalten. Es ist kaum zu denken, wie in diesem Falle die preußischen Minister als Diener ihres Königs vor einer solchen Majorität der preußischen Kammer hätten bestehen können. Wie die Sachen sich gestaltet hatten, konnte die Regierung sich einem Bundesurtheil nicht mehr unterwerfen, dessen Resultat

sie vorhersah, ohne sich selbst aufzugeben, obgleich sie dadurch mit ihren eigenen Worten (vom Dec. 1863) in den unerhörtesten Conflikt kam" *).

Schlangenhaft gewunden war die Politik der preußischen Regierung in dieser schleswig-holsteinischen Unheilsfrage; schlangenhaft gewunden war auch die Politik der Fortschrittspartei und der Berliner Kammermehrheit. Die Kammer konnte bekanntlich im letzten Stadium der Frage gar nicht mehr zum Sprechen gebracht werden über die Sache. Nur so viel war gewiß, daß keine von den beiden Parteien mit leeren Händen aus Transalbingien wieder herausgehen würde. Oesterreich hatte also die Wahl seine Politik nach dem Bedürfniß der preußischen Regierung einzurichten oder nach dem Bedürfniß der preußischen Fortschrittspartei. Oesterreich zog das letztere vor. Die Berliner Regierung hatte in Wien noch in den letzten Monaten des Jahres 1865 die Solidarität der conservativen Interessen angeboten; die Intervention bei dem Frankfurter Senat gegen das maßlose Treiben des „National-Vereins" wäre das sichtbare Zeichen der neuen Verständigung gewesen. Aber in Wien stieß man im letzten Augenblicke die dargebotene Hand zurück. Die fortschrittliche Partei in ganz Deutschland brach in hellen Jubel aus. Die preußische Regierung aber gab es nun auf, den deutschen Nationalverein bekämpfen zu wollen, sie gedachte vielmehr mit demselben gemeinsame Sache zu machen. Fortan lag es in der Natur der Dinge, daß man sich in Berlin — aber im Ernste erst jetzt — der revolutionären Diplomatie von Florenz annäherte und endlich den unseligen Bund mit Italien abschloß.

Das war im allgemeinen Umriß der wahre Hergang der Verwicklung. Mit vollem Recht führt der Herr Bischof die desperate Lage in welche die preußische Regierung durch den innern Conflikt gekommen war, als einen Entschuldigungs-

*) Deutschland nach dem Kriege von 1866 von Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz, Kirchheim 1867. S. 17.

grund an. „Diese Lage Preußens konnte Oesterreich berücksichtigen, da es nicht durch offenbare Rechte Anderer gebunden war... Oesterreich konnte deßhalb ohne Rechtsverletzung Preußen eine Concession machen, wodurch die nächste Ursache dieses unseligen Bruderkriegs abgewendet und zugleich die Elbherzogthümer-Frage in einer dem allgemeinen deutschen Interesse entsprechenden Weise geregelt wurde. Wir bedauern, daß dieß nicht geschehen ist, und daß dadurch Oesterreich einigermaßen Mitschuld am Ausbruch des Krieges trägt."

Indeß ist der hochwürdigste Verfasser der Meinung: so gefahrdrohend auch jetzt unsere Lage sei, so dürfe man doch die großen Uebelstände nicht übersehen, die in den deutschen Zuständen vor dem Kriege vorhanden waren. Das ist sehr wahr. Es konnte eben schlechterdings nicht mehr so fortgehen, wie es ging; und wir selbst haben Jahre lang, gegenüber den schwächlichen Versuchen der Reformvereins-Politik, die große „Katastrophe" prophezeit von der jetzt Graf Bismark behauptet, daß sie nach einer unerträglichen Lage von sechszehnjähriger Dauer zur unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden sei. Selbst Oesterreich, meint der Herr Bischof, habe durch den Einsturz der baufälligen alten Bundesverfassung doch nicht bloß verloren, sondern auch gewonnen. „Jetzt hat Oesterreich wenigstens freie Hand; es ist, wenn auch unter den schwersten Opfern, frei von äußern Fragen die es erdrückten und lähmten; es kann sich ungehemmt der Ordnung der inneren Zustände zuwenden. Wenn das aber gelingt, wie wir zuversichtlich erwarten, so wird Oesterreich bald wieder, bei den großen Hülfsmitteln über die es noch verfügt, mächtig erstarken, und endlich auch zu Deutschland die Stellung wieder gewinnen die ihm gebührt... Wir können nicht wünschen, daß Oesterreich sein Verhältniß zu Deutschland durch Kriege wiederherstelle, wir glauben aber, daß ein sicherer Weg die rechte Stellung wiederzugewinnen, die innere Regeneration Oesterreichs ist."

Wir sind hier an dem Kernpunkt der politischen An-

schauung angekommen die der Herr Bischof uns vorträgt. Offen gesagt theilen wir wohl ihre Hoffnung, aber nicht ganz ihre Zuversicht. Der Hr. Verfasser scheint uns zu ausschließlich bloß den Verlust der deutschen Stellung Oesterreichs im Auge zu haben, und weniger zu beachten daß durch den gleichzeitigen Verlust der italienischen Stellung des Reichs nicht nur das „doppelte Erbe des alten deutschen Kaiserthums“, sondern die ganze Weltstellung Oesterreichs, seine Werthung als europäische Macht, ich hätte bald gesagt sein eigentlicher Existenzgrund verloren worden ist. Unter diesen Umständen wird auch die innere Regeneration nicht leichter sondern ungleich schwerer seyn, wie ein Blick auf die rasch steigende Rand- und Bandlosigkeit der österreichischen Völkerschaften schlagend beweist. Unter diesen Umständen wird es auch nicht leichter sondern ungleich schwerer seyn, den unsichern und mühsam zu realisirenden Wechsel der Vorsehung auf den Orient einzulösen und auf diesem Wege den Weltberuf Oesterreichs neu zu begründen. Täuscht nicht Alles, so hat Herr von Beust bereits einschlägige Erfahrungen gemacht.

Gerade weil wir von einem Doppelkampf mit zwei Großmächten, einer in der Front und einer im Rücken, den Verlust der doppelten Stellung Oesterreichs sowohl zu Deutschland als zu Italien so sehr gefürchtet haben, gerade darum haben wir vor dem Krieg so dringend gerathen: man möge in Wien sich zu möglichst bedeutenden Concessionen an Preußen in der deutschen Frage entschließen und so die drohende Katastrophe um jeden Preis verhüten. Wir waren damals der Meinung, Oesterreich könnte seine Zugehörigkeit zu einem erneuerten Bund freiwillig in der Weise modificiren, wie das Gagern'sche Projekt einer engern und weitern Union noch im Jahre 1862 verlangte. Jetzt schlägt der Herr Bischof den Gedanken Heinrichs von Gagern als Mittel und Weg vor, wie das Bundesverhältniß zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland unter Preußens Führung neu geordnet werden könnte, er macht davon die Rettung Deutschlands abhängig.

Inzwischen sind aber Veränderungen vorgegangen, die nicht bloß vom engern Standpunkt der weiland sogenannten deutschen Frage gewürdigt werden wollen. Als Gagern seinen Gedanken aussprach und wir ihn reproducirten, da hatte Oesterreich noch seinen starken Fuß am italienischen Abhang der Alpen und an der Adria, da flatterten noch die kaiserlichen Fahnen über dem Festungsviereck zum unbezwinglichen Schutze der deutschen Hinterländer. Diese italienische Stellung gab Oesterreich auch eine natürliche und sehr reale Stellung zu Deutschland. Solange Oesterreich als Grenzwächter in Oberitalien stand, konnte im Ernste die Frage gar nicht aufgeworfen werden: was die österreichische Monarchie in Deutschland zu thun habe? Solange konnte man Oesterreich nicht ausschließen von uns oder man mußte es bald wieder in irgendeiner Weise hereinlassen. Jetzt aber ist Alles anders geworden. An der Stelle des Festungsvierecks steht nunmehr die preußisch-italienische Allianz, und ich fürchte man unterschätzt die Tragweite dieser Thatsache welche unauslöschlich in die deutsche und die europäische Geschichte eingetragen ist. Es war verhältnißmäßig leicht von dem Verhältniß der zwei deutschen Großmächte zueinander zu reden, solange Preußen keinen sogenannten „natürlichen Alliirten“ in Europa hatte. Jetzt ist es anders; und je unnatürlicher dieser natürliche Alliirte ist, desto schlimmer.

Aus allen diesen Gründen theilen wir wohl die Hoffnung, aber nicht ganz die Zuversicht des Herrn Bischofs. Auch wundern wir uns nicht, daß Oesterreich in seinem Schweigen über seine eigentliche Auffassung der neuen Lage zu verharren fortfährt. Wir können uns dieses Schweigen aus zwei Motiven nur zu wohl erklären. Für's Erste ist die Lage Oesterreichs seit dem Prager Frieden in der That so unerhört und neu, daß es ohne allen Vorwand Zeit brauchen kann und wird, bis sich die österreichische Diplomatie über alle Bedingungen der neuen Situation nur einigermaßen orientirt hat. Für's Zweite aber scheint es uns in der Natur der Sache zu liegen, daß das erste Wort nicht an Oesterreich

ist sondern an Preußen. Wenn wir aber für unser armes und zertretenes Vaterland das Beste hoffen wollen, so werden wir uns trotz Allem unbedenklich die noblen Worte zur Richtschnur nehmen, in welchen der Herr Bischof im Vorwort seine politische Anschauung zusammenfaßt:

„Ich habe in dieser Schrift die Ansicht ausgesprochen, daß wenn kein neuer verderblicher Bruderkrieg über uns kommen soll, was ich unmöglich herbeiwünschen und deßhalb ebenso unmöglich als Mittel zur künftigen Gestaltung Deutschlands berücksichtigen kann, nur ein Anschluß der Südstaaten an den Nordbund unter gewissen Bedingungen fast als die einzig mögliche Lösung erscheint, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen bei der nächsten Katastrophe zu Grunde zu gehen, oder was für uns dasselbe ist, mit dem linken Rheinufer französisch zu werden — ich bitte hiebei nicht zu übersehen, daß die erste dieser Bedingungen ist: Zustimmung Oesterreichs und ein friedlicher, Oesterreich befriedigender Bruderbund zwischen den beiden dann entstehenden Theilen Deutschlands. Zu unserer überaus peinlichen Situation gehört vor Allem das Schweigen Oesterreichs über seine Auffassung, über seine Anforderungen bezüglich der allgemeinen deutschen Fragen. Wir gestehen Oesterreich vollkommen, trotz Nikolsburg und Prag, das Recht mitzusprechen und seine Ansprüche über Alles zu erheben was über die Maingrenze hinaus geschieht. Wir können aber nicht warten und vielleicht Deutschland dem Untergange preisgeben, bis Oesterreich gesprochen hat. Wenn Oesterreich seiner innern, durch das Zusammenwirken der gesammten europäischen Revolution schlau bewirkten Verwicklungen wegen sich vielleicht veranlaßt sieht noch länger zu schweigen, so müssen wir in Gottes Namen, doch immer mit offenen Armen gegen Oesterreich, uns einrichten so gut es geht."

Uebrigens verkennt der hochwürdigste Verfasser im weitern Verlauf der Darstellung auch selber keineswegs, daß das erste Wort nicht an Oesterreich sondern an Preußen sei. Er sagt ausdrücklich: bei den großen moralischen Schulden die Preußen gegen Oesterreich habe, hätte es allen Grund und das größte Interesse das Bündniß so fest als möglich zu knüpfen und für Oesterreich so vortheilhaft als möglich zu machen. Er verspricht der Vereinigung des Südens mit dem Norden und beider mit Oesterreich nur dann Aussicht

auf Gedeihen, wenn die berechtigte Selbstständigkeit der deutschen Länder darin ihre sichere Gewähr finde; wenn Preußen auf den schließlich doch nur zur Revolution führenden absoluten Einheitsstaat verzichte und nicht die Mehrung seiner Hausmacht, sondern die Größe und Freiheit Deutschlands und in ihm aller deutschen Stämme, Länder und Fürsten als seine Aufgabe betrachte. Auch der Herr Bischof erklärt es nicht nur für ein Unrecht an der deutschen Geschichte, sondern auch für einen großen Fehler durch den Preußen sich selbst am meisten geschadet, daß es einen Theil der norddeutschen Länder annektirt hat, anstatt sich mit dem Primat im Nordbunde zu begnügen. „Jeder Schritt — so schließt er und jedes dieser Worte ist uns aus der Seele geschrieben — auf dem Wege nivellirender Centralisation ist nur ein Schritt näher zum Umsturz. Preußen hätte sich selbst innerlich weit mehr befestigt, wenn es sich mit einer kräftigen Centralgewalt begnügt, dagegen die alten Fundamente deutschen Rechts und deutscher Geschichte stehen gelassen hätte. Sie wären für es selbst eine Stütze geworden. Die Verfassung des Nordbundes wird uns in den nächsten Tagen zeigen, was wir in dieser Hinsicht zu erwarten haben.“

Nun, die Verfassung des Nordbundes ist erschienen, und was zeigt sie uns? Wir wären begierig das Urtheil des Herrn Bischofs darüber zu hören. Unsererseits können wir in dieser Verfassung nichts Anderes erblicken als eine geregelte Institution zur unfehlbaren Aufsaugung der Einzelstaaten auf dem Wege der finanziellen und militärischen Plusmacherei. Ob man dieß in Berlin absichtlich so gewollt hat oder nicht, die Wirkung wird jedenfalls nur eine Frage der Zeit seyn, und sie wird mit Naturgewalt eintreten, wenn die Entwicklung nicht durch mächtigere Störungen unterbrochen wird.

Der Herr Bischof thut der Thatsache Erwähnung, daß noch der Vater des jetzigen Königs auf dem Todbette seinen Kindern vor Allem eine innige Verbindung mit Oesterreich anempfohlen habe, nachdem er in den furchtbarsten Welter-

eignissen die Wichtigkeit dieses Bündnisses für Deutschland und Preußen kennen gelernt hatte. Sehr wohl; aber von diesem Preußen existirt jetzt kein Faden mehr. Ein ganz anderer Geist hat seitdem den gesammten Staat von oben bis unten dahingerissen und nun völlig besessen: der Geist des Borussismus. Dem Herrn Bischof ist dieses Faktum nicht entgangen; er handelt sogar in einem eigenen Abschnitte von dem sogenannten „Beruf Preußens“. Er zeigt daß diese fixe Idee von einer Preußen gestellten Weltaufgabe, von einer mit Naturnothwendigkeit sich erfüllenden Weltmission Preußens anfangs nur das doktrinäre Hirngespinst überspannter Köpfe, namentlich der gothaischen Historiker gewesen sei. Die praktische Consequenz der neuen Lehre war ein absolutes Recht Preußens sich weitere Theile in Deutschland auf Kosten der übrigen Staaten „anzugliedern“; und mit dieser Praxis hat die preußische Politik gleich nach dem Kriege begonnen sich feierlich zur Lehre des Borussismus zu bekennen.

Darum spielt auch die „Vorsehung“ eine so große Rolle in den officiellen Verlautbarungen über den jüngsten Krieg und seine Folgen. Die eigenthümliche Gesalbtheit dieser Ansprachen würde sicher unterschätzt werden, wenn man dieselben bloß aus pietistischen Reminiscenzen erklären wollte. Man kann es sich auch nur aus dem fraglichen „Beruf“ erklären, wenn trotz der jüngsten Friedensschlüsse die erste Thronrede vor dem Berliner Reichstag für Preußen die Mission in Anspruch nimmt, allen „den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren welche ihnen der Entwicklungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat.“ Es ist überhaupt bezeichnend, daß diese Thronrede wiederholt deutsche Herrlichkeiten in Aussicht stellt die „seit Jahrhunderten“ nicht mehr dagewesen. Warum denn gerade seit „Jahrhunderten“?

Ist nun dieser Geist des Borussismus erst durch die Erfolge des Kriegs allgemein zum Ausbruch gekommen, so ist allerdings kein Zweifel, daß die entsprechende Tendenz der Gesinnung des leitenden Ministers schon von vorneherein

entsprach. Daß dieser Mann ganz und gar auf dem antik classischen Standpunkt stehe, versichern seine genauesten Kenner, und der ausgeprägte Militarismus des ganzen Staats kann seiner altrömischen Staatsidee nur förderlich seyn. Sehr richtig bemerkt der Herr Bischof: „Graf Bismark hat unglaubliche Resultate erreicht; und dennoch können wir über den bleibenden Werth seines Wirkens für Preußen erst dann urtheilen, wenn wir das System seiner innern Politik kennen lernen werden.“ Dieses System glauben wir aber zum vorhinein zu kennen; es wird ganz dem System der äußern Politik entsprechen das der Graf inaugurirt hat und bei Königgrätz die Bluttaufe empfangen ließ. Wenn der Herr Bischof für diesen Fall prophezeit, daß schwere innere Kämpfe hievon die Folge seyn würden und schließlich die Revolution die Rache für Königgrätz übernehmen werde: so ist dieß ganz auch unsere Meinung.

Wir möchten noch einen besondern Grund anführen, weshalb wir glauben, daß die weitere Entfaltung des preussischen Weltberufs für Preußen selbst am gefährlichsten sei und daß die von exaltirten Köpfen, dem Vernehmen nach, bereits projektirte Ausrufung des preußischen Königs zum „Deutschen Kaiser“ den Dingen bald eine sehr merkwürdige Wendung geben könnte. Es fehlt nämlich dem preußischen Wesen ein gewisses Etwas zur Versöhnung der widerstrebenden Elemente; dieses preußische Wesen stößt vielmehr noch mehr ab, wo es näher herantritt, und schafft sich immer neue Gegner. Das demselben mangelnde Etwas ganz genau zu bezeichnen ist nicht ganz leicht; ich glaube aber man drückt sich am füglichsten dahin aus: es sei der — Mangel an Noblesse. Preußen hätte in Folge des Kriegs die herrlichste Gelegenheit gehabt sich endlich einmal nobel zu zeigen; es hat aber eklatanter als je das Gegentheil gethan und ganz Europa hat den Eindruck davon empfangen.

Innere Kämpfe in dem neuen Preußen werden aber fortan viel gefährlicher seyn als vorher. Denn für's Erste hat in Folge des Kriegs gerade der mit Eminenz königliche Staat

dem monarchischen Prinzip eine tiefe Erschütterung zugezogen. In den maßgebenden Kreisen scheint man an eine solche moralische Wirkung des Annexionsprinzips gar nicht gedacht zu haben; die Fortschrittspartei aber hat ihren Vortheil instinktiv gemerkt; die moralische Frucht eines so benützten Sieges fällt schließlich doch ihr in den Schooß. Für's Zweite und logisch ganz richtig ist in Folge des Kriegs die preußisch-conservative Partei, nachdem sie in schweren inneren Krisen die stärkste Stütze des Königthums gewesen, innerlich nun völlig gebrochen, äußerlich zersprengt und moralisch vernichtet. Eine solche Partei konnte und durfte unmöglich, wie sie that, durch Dick und Dünn mit der Politik Bismark gehen, ohne ihre eigenen heiligsten Prinzipien wegzuwerfen und einen qualificirten Selbstmord an sich zu begehen. Man braucht nur die „Kreuzzeitung" zu lesen um sich von dieser Thatsache zu überzeugen. Das Blatt sieht sich selber nicht mehr gleich, so kraft- und saftlos, seiner ganzen Vergangenheit baar und ledig, schleppt es sich in purer Machtanbetung dahin. Der Herr Bischof äußert sich darüber in starken Ausdrücken, aber er sagt nicht eine Sylbe zu viel, wenn er der Partei folgende Wahrheiten zu Gemüthe führt:

„Das Wort „conservativ" ist vieldeutig; es bedeutet Gutes und Böses, und so schließt auch die conservative Partei in Preußen mancherlei Verkehrtes ein. Es besteht aber dort eine wahrhaft christliche conservative Partei mit hoher Intelligenz und hoher Tüchtigkeit, vor der wir jederzeit große Achtung gehabt haben. Diese Partei hat leider bei Königgrätz eine nicht minder große Niederlage erlitten wie Oesterreich; sie hat dem Erfolge gehuldigt, vor den vollendeten Thatsachen und der Macht ihr Knie gebeugt und fast ausnahmslos jene Grundsätze verläugnet, die sie seit so vielen Jahren vertreten hat. Ganz und gar dasselbe, was sie in diesem langjährigen Kampfe allen ihren Gegnern vorgeworfen, hat sie jetzt selbst gethan. Das ist eine schwere sittliche Niederlage; denn eine Partei, die christlich seyn will, muß vor Allem der Macht gegenüber den Muth der Wahrheit haben. Huldigung, lediglich der Macht erwiesen, Feigheit der Macht gegenüber hat mit Christenthum nichts zu schaffen. Die conservative Partei in Preußen hat diese Probe nicht bestanden. Ob sie sich von diesem Schlag erheben wird, können wir nicht übersehen, wir hoffen es. Wir wünschen ihr aber, daß nie eine

Zeit kommen möge, wo die Revolution in der Lage seyn wird, ihr diesen Abfall öffentlich mit jenem Hohne und jener schneidenden Logik nachzuweisen, wozu sie die Energie und den Geist in sich trägt. Die conservative Partei hat der Revolution durch diesen Abfall von ihren Grundsätzen, durch diese Huldigung für die Thatsachen eine mörderische Waffe in die Hand gegeben, von der sie unter veränderten Verhältnissen Gebrauch zu machen wissen wird".

Der hochwürdigste Verfasser verbreitet sich sofort und in der größeren Hälfte des Buches über die Stellung der katholischen Kirche unter den neuen Umständen und über die brennenden Fragen derselben. Der deutsche Katholicismus hat aufgehört Träger irgend eines großmächtlichen Weltberufes zu seyn, er hat keinen Arm von Fleisch mehr zu seiner Stütze und Schutzmacht. Dagegen drängt sich der Protestantismus aller Schattirungen eifrig herbei, um sich als Träger des preußischen Weltberufs zu präsentiren. Wir beneiden ihn nicht um diese neue Stellung und Würde welche von den Vertretern des Borussismus längst für die protestantische Welt in Anspruch genommen worden ist. Auch der Herr Bischof ist weit entfernt das andere Bekenntniß in dieser Beziehung zu beeifersüchtigen. Er ist vielmehr der Meinung: die katholische Kirche in den deutschen Ländern bedürfe, um alles Andere ruhig über sich ergehen lassen zu können, weiter nichts als einer gesetzlichen und ehrlichen Freiheit wie in Preußen. Seine ganze Anschauung drängt er in einer sehr bezeichnenden Stelle zusammen die wir uns nicht enthalten können zum Schlusse hier anzuführen:

„Thiers hat im vorigen Jahre im Parlament gesagt, er habe im Laufe seines Lebens schon viele ausgezeichnete Erzbischöfe von Paris kennen gelernt; sie alle seien sehr verdienstvolle Männer gewesen, alle hätten aber einen sehr fühlbaren Fehler gehabt, daß nämlich Notre Dame zu nahe bei den Tuilerien liege. — St. Hedwig liegt noch viel näher beim königlichen Schlosse in Berlin. Ein Hofbischof in Berlin der mehr Werth auf äußerliche Etiquette als auf Heiligkeit legte, könnte vielleicht der Kirche mehr schaden als alle Feinde der Kirche in Preußen zusammengenommen. Wir würden ein Bisthum in Berlin für ein Unglück halten."

XXXIV.

Der modern-liberale Staat und die Kirche.

Aus Baden.

Der Staat welcher bei dem bevorstehenden Völkergericht noch eine Zukunft haben will, muß gründlich mit dem Liberalismus brechen. Das sagen nicht bloß wir; sondern selbst schon die anerkanntesten Gelehrten der liberalen Partei, z. B. das „Wochenblatt des Nationalvereins“ vom 13. Dezember v. Js. unter Berufung auf eine „Selbstkritik des deutschen Liberalismus“, die Hr. H. Baumgarten in der D. Vierteljahrsschrift geliefert hat. Im weitern Verlauf dürften nun freilich die Meinungen der verschiedenen Antiliberalen sehr auseinander gehen. Nach unserer Ansicht muß der zukunftsfähige Staat, wie Kaiser Franz Joseph am 12. April 1856 sagte, das Band der bürgerlichen Gesellschaft durch die Innigkeit der religiösen Ueberzeugung befestigen. Er muß mit einem Worte nach den Grundsätzen des christlichen Rechtsschutzstaats regiert werden. In den nachstehenden Zeilen sollen diese Grundsätze, wie die Principien und Consequenzen des „modernen Staates“ und das Verhältniß zwischen dem Rechtsstaate und der Kirche besprochen werden.

I. Physiognomie des „modernen Staats".

Der moderne Staat soll nach dem Ausspruche der bekannten Durlacher Conferenz eine Tochter des Protestantismus seyn. Jedenfalls wurde er in Deutschland durch die seit 300 Jahren immer mehr überhand nehmende Bureaukratie, in Frankreich durch die herrschsüchtige Politik Ludwigs XIV. eingeführt. Diese Tendenz der absolutistischen Staatsomnipotenz und bureaukratischen Centralisation war durch ein paar Generationen bestrebt jede Eigenthümlichkeit aufzulösen, die Staatsmaschine als die einzige bestehende Macht zu etabliren und die Gesellschaft in einen Mechanismus umzuwandeln in welchem es neben dem Staate nur Rechte der isolirten Individuen, in der französischen Revolution so betitelte Menschenrechte gibt.

In politischer Hinsicht unterdrückte man das Eigenleben der öffentlichen Associationen, Corporationen und der Stände. Das System verdrängte den Adel aus seiner Stellung als regierende Aristokratie und machte ihn zur bloßen bevorrechteten, politisch bedeutungslosen Kaste der Bürger; das vorherrschend civilisirende und corporative Volks-Element wurde zum Stoffe des engherzigen Philisters ausgeprägt, welcher wie ein hohles Rohr lediglich dem ersten Windstoße der herrschenden Partei folgt. Der Bauernstand verlor, soweit seine zähe Natur nicht opponirte, seine das historische Recht bewahrende Eigenthümlichkeit und jedes Interesse am Gesammtwohle. Das Regieren wurde bei diesem Systeme ein Geschäft, deßhalb drängten sich so viele bloß des Brodes wegen dazu, und dienten jedem Herrn *). Diese Centralisation bewirkte aber auch, daß das Beamtenheer immer vermehrt werden

---

*) Tocqueville, l'ancien régime et la révolution. Paris 1857. Histor.-polit. Blätter 43. Band S. 577, 581. „Um solche Staatsstellen zu erhalten, gibt man heutzutage nicht mehr sein Geld, man gibt sich selbst."

mußte, der Staat immer schwerfälliger und theurer, und das servile, religiös indifferente Beamtenthum immer unzuverlässiger wurde.

Die innere Politik des „modernen Staats" nun beruhte auf demselben Absolutismus. Die Kirche erhielt die Freiheit, insoweit sie eine sogenannte ecclesia invisibilis ist. Jedes Eingreifen und Wirken derselben auf das Leben des Volkes sollte an den „Staat" übergehen. Die Erziehung und Bildung, das Familien- und das sociale Leben wurde von der Kirche getrennt. Die Selbstständigkeit auf allen Lebensgebieten welche dieser moderne Staat auf seine Fahne schrieb — wie hat sie sich in dem modernen Staat katexochen ausgebildet? Es wurde eben die Alleinherrschaft der herrschenden Partei überall durchgeführt und diese Herrschaft zum Vortheile der Parteigenossen — der Bourgeoisie und der Bureaukratie ausgebeutet. Der Name der Freiheit selbst diente zum Deckmantel für den neuen Absolutismus.

Was ist die absolute Gewerbe-, Umzugs- und Handels-Freiheit anders als die Bedrückung der vielen Armen oder minder Pfiffigen durch das Capital und die Spekulation? Die Gemeindefreiheit des „modernen Staats" ist in der That die ausschließliche Herrschaft einer radikalen Sippe, beziehungsweise der ministeriellen Partei, und das Satellitenthum der Gemeindevorstände. Die Preßfreiheit ist das Privileg der kirchenfeindlichen herrschenden Partei. Die freisinnige katholische Presse z. B. seufzt unter den Ausnahmsgesetzen. Die Versammlungsfreiheit ist das Monopol der Ministeriellen. Die Selbstständigkeit, das Selfgovernment in der öffentlichen Verwaltung ist nichts als eine Vermehrung der Polizeiagenten durch das und im Volk.

Die Unabhängigkeit der Gerichte, was ist sie im „modernen Staat" geworden? Die Beamten wurden vermehrt und besser gestellt. Das Carriere-Machen ist aber an die Bedingung geknüpft stets der Gesinnung der jeweiligen Regierung zu seyn. Das Gewissen welches auf der Religion

beruht, macht den Richter zum unabhängigen Mann: aber das Gewissen muß sich dem Gesetze beugen, religiös und „Gimpel“ seyn ist ja im modernen Staat gleichbedeutend. Die Criminaljustiz wird im „modernen Staat“ fast nie anders als auf Antrag des Staatsanwalts thätig. Dieser steht aber unter dem Ministerium welches deßhalb das entscheidende Wort hat. An die Stelle der Cabinets- ist die Ministerial-Justiz getreten.

Der absolute Centralisationsstaat kennt nur mechanische Begrenzungen der Staatsgewalt gegenüber einer Summe von individuellen Rechten der als Nummern behandelten „Staatsbürger“, keine organische autonome Gliederungen, keine organische sondern eine mechanische „Kopfzahl“-Vertretung. Die öffentliche Gewalt dient nicht dem Zwecke des Gesammtorganismus, sondern der herrschenden Partei oder der Dynastie. Wie bei dem Verfalle des römischen Reichs sind es deßhalb im modernen Staate die Parteien welche durch Kammerdebatten, durch die Presse, Demonstrationen oder auch durch Revolutionen sich in den Besitz dieser Gewalt setzen. Der „moderne Staat“ ist kein organisches Gemeinwesen, er duldet seiner Natur gemäß keine selbstständigen Organismen in seinem Gebiete und kann deßhalb auch keine selbstständige Kirche neben sich anerkennen.

So ist denn der moderne Staat der Parteiabsolutismus auf allen Lebensgebieten. Er ist die Gegenkirche, verfolgt die christliche Kirche und mißachtet das Recht. Er hat die internationale politische und private Rechtlosigkeit, die Weichlichkeit und Gesinnungslosigkeit — das bellum omnium contra omnes geschaffen welches jetzt Völker und Reiche zerstört. Wir wollen die Grundzüge des modernen Staats nun näher betrachten.

II. Die Theologie des modernen Staats.

Der moderne Staat beruht auf der pantheistischen und materialistischen Lehre von der Vermischung des Uebersinn-

lichen und Sinnlichen, auf der falschen Lehre von der im Menschen zum Bewußtseyn gekommenen unpersönlichen Welt-Seele die in dem abstrakten Begriffe „Staat“ zur socialen Darstellung gekommen ist. Er kennt in der That keine Autorität. Er löst die Verbindung der Menschheit mit Gott. Er setzt an die Stelle der göttlichen, der Autorität von oben die Autorität des einzelnen, individualisirten Menschen. Er ist die Auflösung der christlich-civilisirten Gesellschaft. Er nivellirt diese deßhalb in seiner absoluten Gleichheit der isolirten Individuen und duldet nur Einen, den sogenannten bürgerlichen Stand.

Dieser im Princip, ob bewußt oder unbewußt, pantheistische Staat*) hat seinen Ausgang einerseits von der unbegrenzten „freien Forschung“, also der Läugnung der Autorität; andererseits von der absoluten Imputation durch den Glauben, d. h. der menschlichen Unfreiheit. Er hat sich von der göttlichen Ordnung frei gemacht, ist aber gerade deßhalb zum absoluten Staat ausgewachsen der Alles beherrscht, alle „sittlichen Lebenszwecke“ in sich vereinigen will. So verlangt dieser moderne Staat der keinen Gehorsam gegen Gott kennt, absoluten Gehorsam gegen seine stets fluctuirenden Diktate auf allen Gebieten**).

Diese Sorte von Staat (lucus a non lucendo) ist in der französischen Revolution von 1789 zur praktischen Darstellung gekommen. Er hat seit dieser Zeit insbesondere durch die geheimen Gesellschaften und durch die Presse seine eiserne

---

*) Florian Rieß, der Liberalismus (Freiburg, Herder 1866).

**) Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts (Berlin 1840) §. 257, 258: „Der Staat ist die Wirklichkeit des substanziellen Willens, das an und für sich Vernünftige,.. absoluter Selbstzweck. Dieser Endzweck hat das höchste Recht gegen die Einzelnen, deren höchste Pflicht es ist, Mitglied des Staats zu seyn. Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen [illegible] der sittliche Geist, der sich denkt und vollfü[illegible]“

Faust schwer über Europa gelegt. Die Theologie desselben fußt hauptsächlich auf den einzelnen Nüancirungen des materialistischen Rationalismus und Indifferentismus*).

1) Der Rationalismus in seinen verschiedenen Erscheinungen erklärt entweder Gott und die Welt, Geist und Materie, Gut und Bös, als Eine Substanz (Materialismus), die menschliche Vernunft als das Absolute (Naturalismus); oder er stellt diese der göttlichen geoffenbarten Wahrheit, der Religion gleich (moderirter Rationalismus); oder endlich er will die Kirche individualisiren (Subjektivismus).

Die ganze Richtung beruht überhaupt auf der Verkennung der Natur und Bestimmung des Menschen. Sie ignorirt die existenten ewigen Ideen und die empirischen Wahrheiten. Sie will das Bestehende lediglich nach den selbstgemachten Schlüssen eines irrenden Erkenntnißvermögens schaffen, das Seyn nicht an und für sich, sondern nur soweit bestehen lassen als sie es ponirt hat. So löst sich das Denken vom Seyn ab. Es ist ohne jede Harmonie mit dem Realen und bewegt sich im Cirkel des beschränkten Ich. Der Rationalismus übersieht, daß das Erkennen nicht aus dem Vermögen des Verstandes allein, sondern auch insbesondere aus dem der Vernunft und der Sinne besteht. So vermischen alle Nüancirungen des Rationalismus mehr oder weniger consequent das Uebersinnliche und das Sinnliche. Gott, die Schöpfung, alles Bestehende ist dem Rationalismus eine Conception des Verstandes. Die auf seinen selbstgemachten Postulaten gegründete Nothwendigkeit, nicht die in dem göttlichen Gesetze begründete Freiheit ist seine höchste Richtschnur.

Der Rationalismus muß also die Herrschaft des göttlichen Gesetzes läugnen. Er muß sich gegen die positive

---

*) Syllabus, complectens praecipuos nostrae aetatis errores in Encyclica Pii P. IX. vom 8. Dezember 1864.

christliche Religion negirend verhalten, weil das Christenthum auf die göttliche Ursache gestützt ist, welche außerhalb des rein menschlichen Verstandes liegt.

Er muß andererseits die Freiheit des Willens *) leugnen, die Willkür und Unfreiheit poniren, weil jene sich nicht auf bloße Operationen des Verstandes reduciren läßt. Die Väter des Rationalismus, die liberalen englischen und französischen Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts, haben diese Sätze auch ausgesprochen. So schrieb Hobbes (Tripos. of three discourses. London 1684): „Wir nennen freie Handlungen jene welche mit Ueberlegung geschehen; aber die Ueberlegung schließt die Nothwendigkeit nicht aus; denn die Wahl und die Ueberlegung waren gleich nothwendig.“

Das Credo des rationalistischen „modernen Staats“ hat sein Prophet Rousseau**) in die Formel gefaßt: „Es gibt ein rein bürgerliches Glaubensbekenntniß, dessen Artikel der Souverän festsetzen muß, gerade nicht als Religions- (!) Dogmen, sondern als Ausdruck der Gesellschaftsgesinnung“ (Volkssouveränität in sacris!), „ohne welche man weder guter Unterthan noch treuer Bürger seyn kann. Ohne Jemand zum Glauben daran zwingen zu können, kann er doch Jeden welcher es nicht thut, aus dem Staate verbannen, nicht wegen Gottlosigkeit, sondern wegen Mangels des Gesellschaftssinnes. Hat Jemand zu diesen Dogmen sich bekannt und benimmt sich als Ungläubiger, so muß er mit dem Tode bestraft werden; denn er beging das größte Verbrechen — er log vor dem Gesetz“ ***).

---

*) Sévigné (Jansenistin) Briefe II. 448, 525: „Gott macht es mit seinen Geschöpfen wie der Töpfer mit der Thonerde, die eine Art verwirft er, die andere erwählt er. Es gibt keine Gerechtigkeit Gottes als — sein Wille.“

**) Contrat social. liv. IV ch. 8.

***) Die bürgerliche Constitution des Klerus und die Guillotine „krönten das Gebäude“.

Der Vogt'sche „Katechismus des modernen Staats" hat aus diesen Principien des Rationalismus die Consequenzen der heutigen Staatsordnung gegenüber gezogen: „Der freie Wille existirt nicht; somit gibt es keine Verantwortlichkeit und Zurechnungsfähigkeit, wie sie uns die Moral, die Strafrechtspflege des Staats . . . aufbürden wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren über uns selbst, so wenig wir Herren über unsere Nieren sind, welche absondern was sie nach unabänderlichen Regeln können."

Somit setzt der Rationalismus die Willkür, das Belieben des Individuums an die Stelle des göttlichen und natürlichen sowie des positiven Rechts. Er ponirt die Summe der materiellen Kräfte als den ethischen Gesammtwillen. Das daraus hervor gehende Gesetz ist ihm schrankenlos und absolut. Das Gesetz beruht ihm nicht auf dem christlichen Gebote und Gewissen, sondern — „das Gesetz ist das öffentliche Gewissen."

Der „moderne Staat" will also einseitig bestimmen was Sitte ist. Diese aber hat ihre Wurzel lediglich in der Religion. Der „moderne Staat" kann demnach consequent nur die von ihm gemachte Religion dulden. Er muß deßhalb zur Verfolgung der Kirche, zur bürgerlichen Intoleranz führen.

Diese Consequenz spricht der modern-staatliche Liberalismus nicht aus. Der Liberalismus ist überhaupt den Consequenzen abgeneigt. Er behauptet vielmehr, gerade der moderne Staat dürfe das religiöse Leben nicht bestimmen, er müsse Gewissen und Glauben freigeben. Der Rechtsstaat thut dieß; aber der moderne Staat kann es nicht thun. Er muß die positive Religion bekriegen, wie wir überall sehen wo er herrscht. Allerdings unterwirft sich der Mensch „willig glaubend nur der göttlichen Autorität"*), nicht einer staatlichen oder Menschen-Religion. Diese Natur des Menschen

*) Beda Weber, Cartons aus dem Kirchenleben S. 186.

ignorirt aber der Rationalismus und — er ist nicht daran Schuld, daß ihm auch diese „Experimente" mit der menschlichen Natur nicht gelingen. Es gilt eben auch auf dem religiösen Gebiete, daß der Liberalismus nichts aufbauen, sondern nur zerstören kann.

Der Staat ist ein sittliches Gemeinwesen*). Die sittliche Lebenswürdigung steht im innigsten Zusammenhang mit der religiösen, und anderseits beruht die Existenz der Staaten hauptsächlich auf dem Gewissen. Das Gewissen bedarf aber eines objektiven und bestimmten Regulators, weil der selbstgemachte subjektive sich nach den Umständen, den Schwächen und dem Bedürfnisse des Einzelnen richtet. Das objektive Grundgesetz des Gewissens ist aber nur in der göttlichen Offenbarung, in der christlichen Religion gegeben. Das sittliche Individuum und andererseits der Staat als sittliches Gemeinwesen bedarf also der positiven Religion, welche in der Kirche deponirt ist. Hiernach ist der Subjektivismus welcher die positive Religion individualisiren oder nur religiöse Rechte der Individuen kennen will, im Rechtsstaate unberechtigt.

Der „moderne Staat" will von der freien Religionsübung, der freien Bethätigung des positiv kirchlichen Bekenntnisses nichts wissen. Er duldet nur die Gewissensfreiheit des isolirten Individuums. Wo aber der Regulator des christlichen Glaubens- und Sittengesetzes fehlt, wo die Berufung auf dieses Grundgesetz nicht gestattet ist, da schläft einerseits die Gewissensuhr ein, andererseits ist die Gewissensfreiheit nur Schein und Deckmantel für die Glaubens-, Gewissens- und Charakterlosigkeit.

Wie der moderne Staat nur politische Rechte der Individuen kennt, so duldet er auch nicht die Gewissensfreiheit der Organismen oder Corporationen, welche zur Erreichung

---

*) Stahl, Rechts- und Staatslehre (Heidelberg 1846) II. S. 153 ff.

der religiösen Lebenszwecke der Menschheit bestimmt sind. Es ist aber unstreitig, daß gerade bezüglich der Religion welche als geoffenbarte Wahrheit nicht der Willkür des Einzelnen anheimgegeben, sondern von Gott in der Kirche deponirt wurde, der Einzelne für sich seine Bestimmung nicht erfüllen kann. Er kann dieß nur thun im engsten Anschluß und Gehorsam gegen die religiöse Gemeinschaft welcher er angehört, und auf deren Hülfe er kraft seiner Natur angewiesen ist. Der Einzelne kann ohnehin in der Isolirung seine religiöse Ueberzeugung und Bedürfnisse nicht ausüben und er kann noch viel weniger seine Gewissensfreiheit dem Staate gegenüber zur Geltung bringen. Das Letztere konnte man zu allen Zeiten, insbesondere an dem Schicksale der wegen Erfüllung ihrer Gewissenspflicht gestraften Katholiken im badischen Schulstreite sehen.

Die Kirche existirt, lehrt, spendet ihre Gnadenmittel und heiligt die Menschheit nur als einheitlicher Organismus, als ein öffentliches Gemeinwesen. Der „moderne Staat" welcher sie zu einer Privatgesellschaft herabdrücken, ihre Autorität läugnen, den Gliedern der Kirche die Freiheit des Anschlusses an dieselbe entziehen will, raubt also der Menschheit ihre religiöse Freiheit. So führt der rationalistische Subjektivismus zum religiösen Staatszwang, der gräßlichsten Tyrannei*). Die Gewissensfreiheit des „modernen Staats" ist in der That wie alle seine Freiheiten — die Knechtung der Menschheit.

2) Zu dem gleichen Ziele führt der staatlich protegirte Indifferentismus. Während die Doktrinäre des modernen Staats ihre Weisheit für die alleinige Wahrheit erklären, soll die religiöse Wahrheit nicht Eine seyn. In ihren Augen ist es gleichgültig, ob man Jude, Calvinist, Atheist ist, nur darf ein „Ehrenmann" kein „Ultramontaner", d. h. guter Katholik

*) Zachariä, Staatsrecht S. 411. Eichhorn, Kirchenrecht III. 564.

seyn. Wie die heidnischen Philosophen in der ersten Zeit des Christenthums*) zwischen diesem und dem Heidenthum dadurch eine Ausgleichung suchten, daß sie aus dem letztern die jenem widersprechendsten Lehren entfernten; so wollte man insbesondere in den deutschen Musterstaaten die katholische Religion mit allen möglichen Bekenntnissen amalgamiren. Auf diesem Wege kann aber nur eine neue Menschenreligion gemacht werden, zu deren wirklicher Annahme selbst der Staatszwang auf die Dauer nicht ausgereicht hätte.

Die heidnischen Doktrinäre erklärten wie unsere heutigen die auf der Retorte ihres winzigen Menschengeistes verdampfte sogenannte Allerweltsreligion als die einzig wahre, die katholische Religion dagegen als ein Erzeugniß des Menschengeistes. In ihrer religiösen Heuchelei stellten jene heidnischen Philosophen die Verehrung der Martyrer dem Götzendienste gleich, und verdächtigten das Leben, insbesondere die politische Gesinnung der Christen. Diese „freisinnigen" Heiden schrieben den Christen, der „vaterlandslosen Partei" den Verfall des römischen Reichs und die (durch ihre eigenen demoralisirenden Lehren herbeigeführte) Schwächung des Staats zu. Ihnen trat aber ein Mann entgegen der ihre Lehren selbst geglaubt und bethätigt hatte, der heil. Bischof Augustinus. In seinem Werke de civitate Dei entwirft er ein Bild der widerspruchsvollen Theologie der Regierungsmänner, der Theologie der Dichter und der Philosophen, und gründet das Glück der Gesellschaft auf das Christenthum. „Wenn alle Könige und Völker die Lehre

*) So sprach der heidnische Philosoph Proclus: „Der Philosoph muß nicht bloß diesen oder jenen vaterländischen Cult mitmachen, sondern in allen Religionsformen einheimisch der Hohepriester der ganzen Welt seyn." Der Präfekt Symmachus schrieb: „Was kommt darauf an, auf welche Weise ein Jeder die Wahrheit findet? Auf Einem Wege kann man zu einer so verborgenen Sache nicht gelangen."

Christi hören und erfüllen würden, so würde ein solches Volk alles Bürgerglücks in diesem irdischen Leben und der ewigen Seligkeit zugleich theilhaftig werden"*).

Zu dem neuheidnischen Indifferentismus führte die Verkommenheit des vorigen Jahrhunderts und die aus diesem Boden hervorgeschossene religionslose Philosophie. Die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands war insbesondere auch die Blüthezeit des Indifferentismus und des daraus hervorgegangenen bevormundenden Staatskirchenthums. Dieses System setzte seine seichte Aufklärerei an die Stelle der christlichen Lehre**), sein Regiment an die Stelle des kirchlichen***). Der Haß dieses Regiments gegen den Zusammenhang der Gläubigen mit ihrem Bischof war ein charakteristisches Merkmal der versuchten Kirchenknechtung unserer Tage. Die oft wiederholte Phrase, daß der katholischen Religion bei dieser modernen Verfolgung keine Gewalt geschehen sei, daß sie im Glaubensbekenntniß ungehindert sei, ist das einzig Neue, und beiläufig bemerkt das Unerträglichste in diesem Liede. Die alten Heiden waren aufrichtiger als unsere Freimaurer und Namenkatholiken. Es liegt im Wesen der Kirche als einer göttlichen Heilsanstalt, in ihrer von

*) Augustin., de civitate Dei II. 19.

**) In einem Erlasse der kurfürstl. bayr. Landesdirektion vom 17. Jan. 1801 heißt es: „es ist Unser Bestreben, einen reinern christlichen Religionscultus" (Illuminatismus) „zu fördern." Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern (Schaffhausen 1852) S. 11: „Wie man die Förderung eines reineren christlichen Cults verstand, davon geben Zeugniß die zerstörten Kirchen, ihre Umwandlung in Mauthhallen, Theater ꝛc. Alle Gräuel der Profanation des Heiligsten sind die Wahrzeichen der Förderung eines reineren Cults."

***) L. c. Bericht der bayr. Regierung in Innsbruck vom 7. März 1808: „Das Papstthum im Kampfe mit dem Geiste des Jahrhunderts geht seinem Untergang entgegen. Eine Trennung zweier Gewalten ist nicht mehr denkbar (!). Alles deutet auf die vollkommenste Concentrirung der Herrschermacht hin."

Gott gegebenen, von dem in ihr und durch sie wirkenden heil. Geiste ausgebauten Verfassung, daß sie nur so existiren und wirken kann, wie sie ist*). Wenn sich in Religionssachen überhaupt nichts „machen" läßt, weil alles Gemachte wieder vergeht, die Religion aber als ewige Wahrheit stets bestehen muß; so ist es gerade das Grundprincip der katholischen Kirche, daß der Einzelgeist wie der einzelne Staat in seiner an Ort und Zeit gebundenen Weisheit nicht eigenwillig in die seit Jahrhunderten unter dem Beistande Gottes gewordenen, gläubig durchgelebten, von Oben herabgerankten und universell angenommenen Dogmen und Normen wie in die Verfassung und Verwaltung der Kirche eingreifen darf.

Es gibt andererseits in der Kirche weder einen Rückschritt zur sogenannten Urkirche, weil sonst das was seither überall geglaubt und beobachtet wurde, irrig wäre, noch eine durch den Subjektivismus oder die Religionsmengerei in einzelnen Bezirken „neu gemachte" oder sogenannte Nationalkirche. Es gibt vielmehr nur eine aus der Wurzel des Dogmas und der Verfassung der Kirche in ihr und durch sie bewirkte organische Entwickelung. Diese konnte der moderne Staat zwar stören, indem er einerseits die selbstständige Thätigkeit der Kirche lähmte, andererseits mit ungeschickter Hand selbst erfolglos eingriff; aber leiten konnte er sie nicht.

Das Staatskirchenthum war insbesondere in paritätischen Ländern widerrechtlich und der Freiheit schädlich, weil eine Confession oder Sekte welcher die herrschende Partei ange-

---

*) Portalis' Rede bei Ueberreichung des Concordats von 1801: „Die Religion läßt sich nicht machen, wie man Gesetze macht. Wenn die Gesetze deßwegen stark sind, weil man sie fürchtet, so ist die Religion nur deßwegen stark, weil man daran glaubt. Der Glaube läßt sich nicht aufdringen. In Religionssachen trägt alles Neuscheinende den Charakter des Irrthums und Betrugs. Man glaubt nur darum an eine Religion weil man sie für Gottes Werk hält. Alles ist verloren, wenn sich Menschenhände merken lassen!"

hörte, die Kirche dominirte, also die Parität und — Toleranz verletzte. Die Kirche wurde dadurch, daß sie als Staatsanstalt mißbraucht*) wurde, in ihrer nothwendigen Autorität geschädigt. Die Kirchendiener mußten an der so nothwendigen Achtung und Liebe des gläubigen Volkes dadurch einbüßen, daß sie als „schwarze Polizeibeamten" gebraucht oder wenigstens angesehen wurden. So kam es, daß freisinnig und irreligiös seyn für gleichbedeutend erachtet wurde.

Die religiöse Freiheit gefährdete das Staatskirchenthum durch den gegen die Individuen zu Gunsten der Staatsreligion bewirkten religiösen Zwang, durch seine bürgerliche Intoleranz. Die politische Freiheit wurde dadurch beeinträchtigt, daß die Hofbischöfe und Staatsgeistlichen die herrschende Gewalt gesinnungslos unterstützten**). Die Sittlichkeit und die Religion nahm an der Staatserziehung und Staatsleitung der Geistlichen gegen den Willen und Geist der Kirche den größten Schaden.

III. Die Politik des modernen Staats.

Die Politik des modernen Staats widerspricht durchaus dem Wesen des germanischen Staats.

---

*) Joh. v. Müller, Reise der Päpste S. 106: „Die ganze Welt verfiel in Schande, Barbarei und Ruin aus keiner andern Ursache, als weil bezaubert von der Macht des Diktators Cäsar die Römer einem einzigen Menschen in göttlichen und menschlichen Dingen unumschränkte Obergewalt gelassen hatten."

**) Diezel, die kath. Kirche (Göppingen 1846) S. 30 ff.: „Das Christenthum fordert, daß der Staat sich ganz von ihm durchdringe, daß aber Kirche und Staat coordinirt seien. Die Kirche bedurfte zur Erreichung ihres Zweckes stets auch äußerer Kräfte und ausgeprägter Charaktere. Diese findet man aber nur in wohlgeordneten Staaten und in streng abgegrenzten Nationalitäten. Die Kirche war es deßhalb, welche die Nationen stützte und Staaten gründete. Die entsetzlichste Gestalt des Despotismus ist der Cäsaropapismus. Der kräftigste, principiellste Gegner desselben und damit die sicherste Garantie der Freiheit ist der Katholicismus."

1) Der Rechtsgrund der Staatsgewalt ruht nach richtiger christlich-germanischer Anschauung in dem Willen Gottes. Der moderne Staat setzt ihn dagegen in den Willen der „Majorität", der herrschenden Masse*). Der Staat beruht aber auf der menschlichen Natur nicht sofern sie eine individuelle sondern insofern sie eine gemeinsame ist; er ist keine Privatgesellschaft, keine Partei, sondern ein öffentliches Gemeinwesen. Daraus folgt, daß er als ethische Person allerdings einen Willen haben muß, aber den welcher der gemeinsamen sittlichen Ueberzeugung entspricht. Es folgt andererseits aus diesem Rechtsgrunde der Staatsgewalt, daß sich dieselbe nicht weiter erstrecken darf, als das Recht, das Interesse der Gemeinschaft, das staatliche und bürgerliche Nebeneinanderbestehen und Zusammenleben der Gesammtheit es fordert.

2) Der moderne Staat übersieht das sittliche Moment des Staates. Er hat keine Religion, keine ethischen Grundsätze; seine Grundlage ist der Egoismus des Einzelnen oder der Partei. Er kann deßhalb keine selbstständigen Organismen, nichts Selbstständiges, mit selbsteigenen Zwecken Existentes neben sich dulden, und verhält sich gegen jede geoffenbarte Religion negativ. Der absolutistische, heidnische wie der moderne Staat muß deßhalb zu dem „Ecrasez l'infame" kommen, er ist der unversöhnlichste Feind des Christenthums, der durchaus auf Selbstständigkeit aufgebauten Kirche. Der Staat ist aber ein sittliches Gemeinwesen. Da die Sitte auf der Religion beruht, so ist der civilisirte Staat ein auf

*) Rousseau contrat social c. 6: „Eine Form der gesellschaftlichen Verbindung zu finden, welche mit aller gemeinsamen Kraft die — Person und das Vermögen jedes einzelnen Gesellschafters (!) vertheidige, und durch welches jeder Einzelne sich mit Allen vereinigend doch nur sich selber gehorche und ebenso frei bleibe als zuvor, das ist das Problem, das in dem Gesellschaftsvertrage seine Lösung findet."

den christlichen Principien beruhendes Gemeinwesen. Er sieht in seinen Mitgliedern Seelen die für die Ewigkeit bestimmt sind, weßhalb er sich und das Recht auf die christliche Moral basirt und seine Handlungen im Hinblicke auf die christlichen Vorschriften einrichtet.

Der moderne Staat hat diese Grundlage verlassen. Er folgt dem Gesetze des bon plaisir, der „faits accomplis“ oder der Staatsraison. Sobald der Staat aber nicht mehr auf christlichen Principien beruht, herrscht der Stärkere oder der Klügere, herrschen Gewalt und List über die sittlichen Motive. Da erstere bei den Massen, letztere bei Einzelnen ruht, so fluktuirt der moderne Staat zwischen der Massenherrschaft und dem Absolutismus des Bezähmers der Revolution.

3) Der moderne Staat ruht also wesentlich auf der Willkür*) und dem Egoismus. Nach dem Vorgange der Pantheisten welche wie Spinoza den Satz aufstellen: „qui imperium tenent jus ad omnia habent“**) ließen die nachfolgenden unchristlichen Staatsabsolutisten bis auf Rousseau, in heidnischer Anschauung befangen, die Rechte der Privaten, Gesellschaften und Gemeinwesen, also auch die der Kirche in ihrem Staate aufgehen. Der Staat ist ihnen die einzige Quelle alles Rechts***), da er ja alle socialen, politischen, sittlich-religiösen Zwecke zu realisiren hat.

---

*) Zöpfl, Staatsrecht I. §. 53. Bischof, allgemeine Staatslehre (Gießen 1860) S. 37: „Den Gegensatz zu dem staatlichen Verhältnisse bildet der Zustand der Staatslosigkeit. Diese waltet, wo die Privatwillkür eines Einzelnen oder die Aller eine vorübergehende Herrschaft sich anmaßt. Der Despot, welcher keine Gehorchenden, Regierten (keine mit jura quaesita Ausgestatteten), vielmehr nur willenlose Geschöpfe seiner Willkür kennt, ebenso eine Masse von socialen Elementen, welche in dem bloßen gesellschaftlichen Nebeneinander keinem höheren Willen sich unterordnet: der Eine wie die Andere steht außerhalb des Staates.“

**) Spinoza, tractatus theologico-politicus (Hamburgi 1670) c. 19.

***) Beleuchtung der bischöflichen Denkschrift (Karlsruhe 1853): „Die

Der moderne Staat stützt sich auf den subjektiven Willen des Einzelnen oder der summirten Individuen, statt auf den ethischen Gesammtwillen*). Die Staatsgewalt soll nicht Gottes, sondern des „Volkes", d. h. der summirten Individuen Diener seyn. Er ist an keine Treupflicht**), keine Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern nur an seinen Eigenwillen gebunden. Das Recht kann deßhalb seiner Natur gemäß von dem modernen Staate nicht zur Durchführung gebracht werden, da er den ihm zu Grunde liegenden göttlichen Willen, die Allen gleichmäßig zukommende Freiheit nicht anerkennt, da er seinen Willen, das Gesetz über diese, über das Recht stellt. Entgegen der Natur des Staats als eines Organismus zum Schutze der Rechte Aller und jeder Corporation kennt der moderne Staat nur eine aus seinem willkürlichen Gesetze entspringende Summe von Einzelrechten, verkennt also den objektiven Staatszweck und die Collektiv-Existenz der Staatsbürger und führt zur Privatisirung des öffentlichen Rechts.

4) Die andere Consequenz dieser Staatsidee, der sogenannte Wohlfahrtsstaat stützt sich ebenso auf die subjektive Ansicht von der Wohlfahrt der Einzelnen. Er ignorirt die Freiheit über der „Gleichheit" ganz, ebenso die Wohlfahrt der Gesammtheit als Organismus. Er führt zum Socialismus und mußte an der Individualisirung der socialen Ele-

---

Hoheitsrechte" des modernen Staats bestehen darin, daß die Staatsgewalt Alles das gesetzlich (!) bestimmen oder thun könne, was sie für Recht, für ein nothwendiges Bedürfniß der Allgemeinheit, für ein Gebot des Gesammtwohls hält."

*) Savigny, System des röm. Rechts I. c. 1 §. 9: „Das Recht hat sein Daseyn in dem gemeinsamen Volksgeiste, also in dem Gesammtwillen."

**) Das beweisen die neuesten Erklärungen der Anhänger des modernen Staats gegen die Concordate. So schreibt v. Wächter, Württemberg und Rom (Stuttgart 1860): „den Cadauer Vertrag, Jeden bei seiner Religion zu lassen, hat Ulrich aus wahrer Religiosität nicht gehalten."

mente scheitern*). Der Grundirrthum dieses aus der Schule des Hobbes und Rousseau hervorgegangenen Systems ist, daß der Staat als Produkt bloßer individueller Willkür, welche wohl eine Privatgesellschaft aber nie ein gemeinsames nationales Daseyn hervorbringen kann, betrachtet und sowohl die sittliche Nothwendigkeit als die organische Persönlichkeit des Staats übersehen wird.

5) Der „moderne Staat" verkennt die organische Natur und deßhalb auch den Zweck des Staats, indem er sich mit Unrecht zum Selbstzweck macht, die Individuen und socialen Elemente nur als Mittel benützt, und den Charakter derselben als lebendiger Organismen übersieht**). Der Staat ist nicht Selbstzweck sondern seiner Natur gemäß zur Befriedigung menschlicher, irdischer Zwecke bestimmt***). „Das Volk ist nicht des Staates wegen da." Der Staat ist nur Mittel zur Erreichung dieser menschlichen Zwecke. Er erfüllt aber, seinem Wesen entsprechend, nicht einmal alle menschlichen Zwecke, d. h. alle die nicht welche Private betreffen und die sie selbst erledigen, und die nicht welche Genossenschaften und Corporationen ohne seine Beihülfe und Einmischung besorgen können.

Der Staat hat deßhalb mit nichten eine vollkommene Herrschaft über das Individuum und die Genossenschaften, sondern nur soweit sein Zweck reicht. Da das Individuum für sich nicht im Stande ist seine sämmtlichen irdischen und überirdischen Lebenszwecke zu erreichen, und seine Rechte als Person und als Mitglied von Genossenschaften überallhin zu vertheidigen; so müssen zur Realisirung solcher vom Staate unabhängiger Rechte und Interessen, zur Hebung der socialen Elemente eigene selbstständige Organismen im Staate bestehen. Diese dürfen sowenig als die Individuen unter die

---

*) Bischof a. a. O. §. 35.

**) Dahlmann, Politik §. 11.

***) Bischof a. a. O. §. 35.

Willkür des Staats gestellt werden, sondern müssen, *soweit* die erwähnten Zwecke des Staates nicht eine Beschränkung erfordern, durchaus unabhängig *neben* demselben existiren. Da der Staat nicht (wie der moderne Staat fälschlich annimmt) aus der Summe der Individuen, sondern aus socialen Elementen und der organisch gegliederten Gesammtheit besteht, so darf die selbstständige Bewegung der im Staate existenten Organismen nur durch das entgegenstehende Recht und das *rechtliche* Interesse der Gesammtheit gehemmt werden. Der Staat darf also die selbstständige Thätigkeit dieser Organismen, ihre rechtliche Wirksamkeit nur da beschränken, wo sie die Rechte Dritter oder der Gesammtheit verletzen.

Der Zweck des Staats besteht insbesondere nicht darin, daß er die religiösen Lebenszwecke der Menschheit (die sich nicht in sein Gebiet bannen läßt) vermittelst seiner Ordnungen erreiche. Die Kirche muß sich kraft göttlichen Mandats als ein eigenes, selbstständiges, staatsunabhängiges Gemeinwesen, als ein zum Zwecke des Seelenheiles existentes Gottesreich auf Erden behaupten. Sie kann deßhalb die falsche Prätention des modernen Staates nicht adoptiren, als ob dieser „die göttliche (!) Mission habe, alle sittlichen Lebenszwecke zu erreichen"; schon weil sie sich dadurch für unnöthig und unwahr erklären würde.

6) Der „moderne Staat" verkennt also das christlich-*germanische* Staatsprincip durch seinen willkürlichen Staats-Absolutismus, mit welchem er die wohlerworbenen Rechte der Einzelnen wie der Genossenschaften unter das „Gesetz" stellt. Er verkennt das „*Autoritätsprincip*", indem er den Rechtsgrund der Staatsherrschaft in den subjektiven Willen eines Einzelnen oder der „Masse" setzt*). Er verkennt das Wesen des Staats als eines *sittlichen* Reiches**), als

*) *Zöpfl*, Staatsrecht I. §. 47 und 48.

**) v. *Gerber* über öffentliche Rechte (Tübingen 1852) S. 20. *Stahl* a. a. O. S. 150.

eines Organismus und will ihn zu einem Mechanismus gestalten, der auf den isolirten Einzelwillen der nivellirten, von Einer Partei beherrschten Masse beruht*). Der „moderne Staat" ignorirt die im Staate befindlichen socialen Elemente, die zur Realisirung der politischen und religiösen Rechte existenten Organismen. Er verkennt also die Zwecke und das Wesen des Staats.

Der mittelalterliche Staat war sich seiner öffentlichen Natur nicht vollständig bewußt und mit privatrechtlichen Elementen noch versetzt. Er faßte aber den Staat und die Kirche als Mittel zur Erfüllung der gemeinschaftlichen Lebenszwecke auf**), welche sich in diesen selbstständigen Organismen entfalten***). Der „moderne Staat" kennt das humane Princip nicht und läßt die socialen und kirchlichen Zwecke im Staate aufgehen. Er faßt den Staat als Selbstzweck auf, er isolirt die Menschen, um sie mechanisch zu beherrschen und Alle nur in der gemeinsamen Knechtung gleich zu machen.

*) Riehl, Naturgeschichte des Volks II. S. 383. „Der vierte Stand hat der ganzen historischen Gesellschaft den Fehdehandschuh hingeworfen. Darum muß ihn auch die ganze Gesellschaft aufheben — zu einem Kampfe der Liebe. Wenn die Aristokratie, das Bürgerthum, die Bauernschaft sich selber (ethisch) reformiren, dann reformiren sie die Gruppen des vierten Standes. Die Gesellschaft hat nur so lange von den Proletariern zu fürchten, als sie selber proletarischen Geistes der Nivellirung huldigt."

**) Ahrens, jurist. Encyklopädie (1855) S. 762: „Das klassische Alterthum ließ in dem Staate die Menschheit, in dem Bürger den Menschen aufgehen. Das Christenthum setzte die Menschheit über den Staat und gab in seiner kirchlichen Organisation den Beweis, daß Lebensprincipien, Lebensmächte, gesellschaftliche Vereine und Anstalten bestehen können, die nicht von dem Staate, keine Staatsanstalten sind, wenn sie auch auf dem Gebiete des Staates sich befinden."

***) Bischof a. a. O. S. 39, 49. „Ein sittliches Reich kann sich nicht aus Einzelwillen entfalten, sondern wurzelt in dem Triebe vermittelst der Gesammtheit den Einzelgenius zu entwickeln."

Der mittelalterliche Staat schützte die selbstständigen Gesellschaftskreise und Corporationen, der „moderne Staat“ zerstört sie. Der mittelalterliche Staat beruhte auf den Principien des Christenthums, auf der durch dasselbe bewirkten Erleuchtung des Geistes und Reinigung wie Kräftigung des menschlichen Willens, auf dem positiven christlichen Sittengesetze, deßhalb auf der durch das Christenthum ermöglichten Freiheit, auf der Achtung und Garantie jedes Rechts*). Der „moderne Staat“ stützt sich auf die von ihm aufgestellten subjektiven entchristlichten, deßhalb willkürlichen Principien**) die mit den Trägern der Gewalt wechseln. Da der Einzelwille hier keine andere objektive Richtschnur hat als das aus jenen subjektiven Grundsätzen hervorgehende „Gesetz“ des „Staates“, dieses aber lediglich auf der Willkür der herrschenden Partei beruht und sich nicht auf die von der Gesammtheit freiwillig weil ethisch anerkannten Grundsätze stützt, so ist der Zwang an die Stelle der vernünftigen, sittlichen Freiheit getreten***).

Der „moderne Staat“ löst also die Staatsidee auf, er zerstört die politische, sociale und religiöse Freiheit, er ist der Staatsabsolutismus der nur für die herrschende Partei Rechte, für die übrigen vereinzelten Menschen nur Pflichten hat. Die „Volksfreiheiten“ dieses Staatsabsolutismus sind nur Vorrechte der herrschenden Partei, weil jede politische und sociale Freiheit nur durch die selbstständigen Gesellschaftskreise, die Familien, die socialen und politischen Organismen realisirt werden kann, die Fiktion der Kopfzahlvertretung des „modernen Staats“ aber die öffentlichen Organismen und die

---

*) Haller, Restauration der Staatswissenschaften V. 310 ff.

**) Hugo *Grotius*, de jure belli et pacis, prolegom. §. 5. Haec societatis custodia *humano intellectui* conveniens fons est. cf. Bischof a. a. O. §. 36.

***) l. 3 D. de constit. princ. l. 4: „Quod principi placuit legis habet vigorem.“ [illegible], Staatsrecht §. 6. Hegel, Rechtsphilosophie [illegible]

Stände ohne Berechtigung läßt. So bleibt der „moderne" Staat hinter dem mittelalterlichen zurück und führt wie der heidnische Staat zur Knechtung und zur materialistischen Entnervung der Staatsbürger, zur Despotie, zur Anarchie und socialen Revolution, zur Auflösung der Staaten und Nationen.

XXXV.

Das Versicherungswesen.

Die Aufsätze, welche zwei frühere Hefte dieser Blätter über das Versicherungswesen brachten, bedürfen einer Berichtigung*). Es soll dem Bestreben nichts an seinem Verdienste entzogen werden, überall es aufzudecken und zu rügen, wo die Herrschaft des Capitals zum Nachtheil des ärmeren und mittleren Mannes sich geltend macht. Aber man ist entschieden auf falschem Pfade, wenn man diese Tendenz der Ansammlung des Capitals durch den bereits reich Gewordenen bei jenen Anstalten im Allgemeinen präsumirt, welche durch die Association den Schaden des Einzelnen zu decken oder zu vermindern streben.

---

*) Indem wir der nachfolgenden Berichtigung gerne Raum geben, behalten wir natürlich dem Verfasser der gedachten Artikel das Wort zur Vertheidigung vor. Die Redaktion als solche hat bei dieser Debatte nur das Interesse, daß der wichtige Gegenstand von allen Seiten beleuchtet werde.

Anm. d. Red.

Der wesentlichste Unterschied besteht zwischen den Aktien-Unternehmungen und den auf dem Princip der Gegenseitigkeit beruhenden Versicherungen, und dieser Unterschied ist in jenen früheren Aufsätzen nicht gehörig beachtet worden. Daß Aktionäre bei ihren Geschäften einen Nutzen zu erzielen suchen, liegt in der Natur der Sache; wo sich dieselben damit befassen, gegen irgend einen Schaden zu versichern, da muß es zugleich darauf angelegt seyn, auch den Unternehmern einen Gewinn, wenigstens eine ergiebige Verzinsung ihrer Einlagen zu verschaffen. Die Versicherten selbst können sich daher keine Rechnung darauf machen, die Ueberschüsse in annähernder Vollständigkeit sich selbst ausgefolgt zu sehen. Gleichwohl kann der Nutzen der Unternehmer mit dem Vortheil der Versicherten Hand in Hand gehen; bei riskirten Unternehmungen tragen alsdann nicht die letzteren allein die Gefahr des Schadens, sondern die Aktionäre haften ihnen mit dem ganzen Betrag ihrer Einlagen und überdieß gibt es Gegenstände der Versicherung, bei welchen sich das Princip der Gegenseitigkeit als unzulänglich erwiesen hat und nur noch die Spekulation von Aktiengesellschaften Versicherungen möglich macht, die doch als wahres Bedürfniß erscheinen. Dahin sind insbesondere die Versicherungen gegen Hagelschaden zu rechnen, von welchen in diesen Blättern ausführlich die Rede gewesen ist.

Die Beschädigung durch Hagel vertheilt sich höchst ungleich auf die verschiedenen Gegenden. Langjährige Erfahrungen haben bewiesen, daß gewisse Landstriche beinahe Jahr für Jahr von Hagel betroffen werden, während anderwärts in Jahrzehnten kein Hagel fällt. Was ist natürlicher als daß die Landwirthe, welche nichts vom Hagel zu befürchten haben, auch nicht gegen Hagelschaden versichern, während diese Versicherung für die Bewohner jener Hagelstriche eine Nothwendigkeit ist. Nicht wenige Anstalten sind an diesen eigenthümlichen Verhältnissen zu Grund gegangen; Anstalten auf Gegenseitigkeit aber lassen sich hier kaum denken, da von einer

Vertheilung gleicher Gefahr, die ebenso oft den Einzelnen nicht beträfe als sie ihn treffen kann, wie das bei der Feuersgefahr und andern Beschädigungen die Regel bildet, unter diesen Versicherten welche regelmäßig alle vom Hagel getroffen werden, nicht die Rede ist. So ist der Landwirth froh, überhaupt noch Anstalten zu finden die ihn versichern, wenn er auch je nach den Erfahrungen seiner Gegend hohe Prämien bezahlen muß. Diese Aktienunternehmungen aber mögen in manchem Jahre gute Geschäfte machen; daß sie einen dem Risiko nicht entsprechenden großen Gewinn auf Kosten der Versicherten regelmäßig erzielen, läßt sich aus den bisherigen Ergebnissen ihrer Rechnungen nicht nachweisen. Der unverhältnißmäßige Gewinn wird schon durch die Concurrenz unmöglich gemacht, welche sich sofort auf jedes Feld wirft, das einen großen Nutzen gewährt.

Lassen wir aber die Versicherungsanstalten, bei welchen Unternehmer den Versicherten gegenüberstehen, bei Seite; geben wir vielmehr zu, daß solche Aktiengesellschaften nur für einzelne Arten der Versicherung wirklich am Platze, außerdem aber mit manchen Nachtheilen für die Versicherten verbunden sind. Um so gewisser ist es ein großes Unrecht, den Versicherungen welche auf reiner Gegenseitigkeit beruhen, mit dem Vorwurfe entgegenzutreten, daß sie das Capital auf Kosten des minder Begüterten in der Hand des Reichen concentriren. Was ist denn die Gegenseitigkeit anderes, als die gleichmäßige Tragung von Verlust und Gewinn durch die Versicherten selbst? Hier gibt es keinen Unternehmer der sich den Gewinn zueignete, es ist also geradezu unmöglich, daß sich irgend Jemand an dem Versicherten bereicherte, da diese die Ueberschüsse nur selbst wieder zu empfangen haben.

Es bedarf nur dieser Sätze, um die Mißverständnisse alle zu beseitigen welche sich in dem früheren Artikel dieser Blätter über die Lebensversicherungen, deren bedeutendste reine Gegenseitigkeitsanstalten sind, kundgegeben und dort zu der allgemeinen Verurtheilung der Lebensversicherungen geführt

haben. Es ist allerdings unbestreitbar, daß auch die auf Gegenseitigkeit gegründeten Anstalten, wie die Gothaer, die Stuttgarter Lebensversicherungsbank und viele andere, von ihren jährlichen Einnahmen nur einen Theil auf die Berichtigung der Versicherungssummen an die Hinterbliebenen gestorbener Versicherter verwenden. Aber wenn jener Aufsatz sagt, ein Theil des großen Ueberrests der Einnahmen der Gothaer Bank sei zu der Zahlung einer Dividende an die Aktionäre verwendet worden, so ist das ein unbegreiflicher Irrthum, da es ja bei der Gothaer Bank gar keine Aktionäre gibt. Die Dividenden sind vielmehr an die Versicherten zurückgelangt, welche um so viel weniger Einlage (Prämie) für das betreffende Jahr bezahlen, als die Dividende ausmacht. Ein anderer großer Theil des Ueberschusses jener Bank, sagt der Aufsatz, diente dazu, das Capital der Bank zu vermehren. Daraus wird dann geschlossen: „über 800,000 Thaler sind in einem einzigen Jahre und von einer einzigen Lebensversicherungs-Gesellschaft den armen Leuten aus der Tasche gelockt und den reichen Geldmännern, der freimaurerischen Bourgeoisie zugeführt worden.“ Wir müssen höchlich bedauern, daß sich ein so seltsames Mißverständniß einschleichen konnte. Wer ist denn der Besitzer dieses Bank-Capitals, wer anders als gerade diese armen Leute selbst, aus deren Prämien das Capital sich ansammelt? Dieses Capital, welches für die Versicherten verwaltet wird, ist aber allerdings nicht dazu bestimmt, sofort an diese ausgefolgt zu werden, der Bankfonds wird vielmehr angesammelt, um aus demselben nachhaltig die Versicherungssummen bestreiten zu können. Die Sache ist außerordentlich leicht zu verstehen, wenn man das nothwendige Verfahren auch nur oberflächlich in Erwägung zieht. Die jährlich zu zahlenden Prämien werden bekanntlich in einer für die ganze Lebenszeit gleich bleibenden Summe bestimmt und zwar um so niedriger, je jünger der Versicherte bei seiner Aufnahme ist. Da die Prämien also nicht mit der Annäherung an das Lebensziel wachsen, wäh-

rend doch die betreffende Altersklasse immer mehr Sterbfälle aufweisen muß, so ist jedes Jahr ein nicht unbedeutender Theil der Prämien zurückzulegen, um den nöthigen Fonds in der Zeit zu besitzen, wo voraussichtlich die Versicherungs-Summen verfallen. Dieß ist das Bankcapital oder Deckungs-Capital, ohne welches eine Versicherungsanstalt gar nicht gedacht werden kann, und seine Vermehrung ist eine mathematische Nothwendigkeit für die Versicherten, nicht aber irgend eine Manipulation, welche zu Gunsten „reicher Geldmänner" gereichte. Ueber diese Verhältnisse sollte man sich denn doch zuvor einigermaßen unterrichten, ehe man sich in den gelben Blättern ein so strenges Urtheil erlaubt! Von der ganzen Einnahme kommt so Alles den Versicherten selbst zu gut, mit Ausnahme — wenn man diesen Elementaraufwand als Ausnahme betrachten will — der Verwaltungskosten, welche einer Erläuterung nicht bedürfen, und welche übrigens z. B. bei der Stuttgarter Bank nur etwas über 4 Proc. der Prämieneinnahmen ausmachen. Von einer Bereicherung des großen Capitals auf Kosten der minder Bemittelten ist aber nach allem diesem bei den Gegenseitigkeitsanstalten ganz und gar keine Rede.

Es ist ein Nebenpunkt, auf den der frühere Aufsatz noch besonderes Gewicht legt, die Thatsache nämlich, daß ein nicht unbedeutender Theil der Versicherten mit Verlust an seinen Einlagen wieder austritt. Hier darf allerdings an die Anstalten das Verlangen gestellt werden, daß sie, wie es von der Stuttgarter Lebensversicherungsbank und mehreren anderen bereits geschieht, denjenigen welche die Mittel nicht mehr haben die Versicherung fortzubezahlen, die Gelegenheit eröffnen, die entrichteten Prämien unter Abzug des auf sie entfallenden Antheils an den vorgekommenen Sterbfällen, als einmalige Zahlung zu einer hienach verminderten Versicherung zu verwenden. Im Uebrigen wird es aber Niemand den Versicherungs-Anstalten verübeln, wenn sie den Wiederaustritt nicht begünstigen, und daß der Austretende, nachdem die An-

stalt das Risiko seiner Versicherung Jahre lang getragen hat, seine Einlagen wieder ganz oder zum größten Theil erhalten solle, das ließe sich schon nach der mathematischen Grundlage der Versicherungen nicht rechtfertigen. Wem kommt nun aber zu gut, was der Austretende in der Kasse der Anstalt zurückläßt? Doch wiederum Niemanden als den Versicherten selbst, welche eine um so geringere Prämie zu zahlen haben. Demnach läßt sich damit doch gewiß nicht im Sinne des früheren Aufsatzes argumentiren. Wenn derselbe aber sagt, es beweise der Austritt die Ueberzeugung der Versicherten, daß ihnen schließlich aus der Versicherung kein Vortheil erwachse, so ist diese Behauptung unbegründet. Thatsache ist es vielmehr, daß wenn die Lebensversicherung nichts anderes wäre als die Ansammlung und Verzinsung kleiner jährlicher Ersparnisse, zu welchen sich der Einzelne mit dem Eintritt in die Anstalt einen Zwang auferlegt, damit schon ebenso ein sittlicher wie ein materieller Gewinn erzielt würde. Der Hausvater spart, um seinen Angehörigen etwas zu hinterlassen; wer könnte diese Handlung anders denn als eine sittliche bezeichnen und wer möchte es verantworten, gegen diese Art der Ersparnisse aufzutreten? Er spart aber in einer Weise, wie sie ihm außerdem nicht möglich wäre, denn auch beim besten Willen käme er sonst nicht dazu, regelmäßig solche kleine Posten verzinslich anzulegen. Er thut es aber auch zu seiner Familie größtem Vortheil, weil er mit dem Eintritt in die Anstalt an dem ganzen Gewinne Theil nimmt, den eine concentrirte sorgfältige Verwaltung größerer Summen neben den Vortheilen beim Austritt einzelner Mitglieder mit sich bringt. Und sollte es etwa nichts werth seyn das Bewußtseyn, auch bei Unglücksfällen an seiner Versicherung eine Reserve zu besitzen und bei frühem Tode seine Angehörigen gesichert zu wissen?

Wir wollen diese allgemeineren Gesichtspunkte nicht erörtern, da es uns nur um die Zurückweisung unrichtiger faktischer Aufstellungen zu thun ist, sonst möchten wir die

Frage aufwerfen, ob denn diese Versicherung nicht den christlichen Geboten und Bedürfnissen recht eigentlich entspreche? Wir wollen aber die zweite Schlußfolgerung des Artikels, welche aus dem Austritte Versicherter gezogen wird, noch mit einem Worte berühren. Der häufige Austritt solle auch beweisen, daß ein großer Theil der Versicherten die Versicherungs-Prämie nur mit Mühe zahlen könne. Das ist ohne allen näheren Beweis vollkommen richtig. Was soll aber hieraus folgen? Entweder sind es nachträglich eintretende ungünstige Umstände, dem Erwerbe schädliche Jahre wie das vergangene, welche die Zahlungsfähigkeit vermindern; dann kann der Versicherte durch eine Umwandlung der Versicherung, wie wir sie oben berührt, vor Verlust geschützt werden. War aber die Versicherung von Anfang an ohne Ueberlegung eingegangen, die Summe zu hoch gegriffen 2c., so mag das in der Zudringlichkeit der Agenten seinen Grund haben und der frühere Aufsatz hätte Dank verdient, wenn er auf die übertrieben hohen Abschlußprovisionen, welche gewisse Gesellschaften ihren Agenten auf Kosten ihrer Versicherten gewähren, hingewiesen und vor solchem Treiben gewarnt hätte. Mehr aber wissen wir daraus nicht zu schließen.

Von Nebenunkosten, Taxen und Gebühren, welche noch den Versicherten aufgebürdet werden sollen, ist bei soliden Gesellschaften nicht die Rede; Gotha und Stuttgart verlangen von dem Antragsteller außer der Prämie nichts, als daß er das hausärztliche Zeugniß auf seine eigenen Kosten beibringe. Es wäre verdienstlich, wenn nachgewiesen würde, welche Gesellschaften 25 Thaler oder mehr an Gebühren für eine Versicherung von 1000 Thalern ansetzen. Daß diese Zahl durchschnittlich zutreffe, scheint uns eine ebenso gewagte Behauptung, wie deren so manche andere in dem Aufsatze sich findet. Wenn aber auch einzelnen Gesellschaften Mißbräuche zur Last fallen, so berechtigt das nicht, die Institute im Allgemeinen anzugreifen. Und gegen diese allgemeinen Angriffe haben wir geschrieben und denken schon mit

diesem Wenigen jeden Unbefangenen von der Grundlosigkeit der Angriffe überzeugt zu haben.

Zum Schlusse nur noch ein Wort über diese Anstalten als Creditinstitute, weil sich diese Seite der Sache in Zeiten wie die kaum vergangene besonders geltend gemacht hat. Hunderten von Personen verschließen sich bei solcher allgemeinen Bedrängniß die Quellen, um augenblicklichen Verlegenheiten begegnen zu können. Auf die Policen aber werden von den Versicherungsanstalten selbst jederzeit kleinere Beträge angeliehen und eine Menge Bedürftiger hat in den früher eingegangenen Versicherungen die Aushülfe gefunden, um welche anderswo vergeblich nachgesucht worden wäre. Aber auch im größeren Verkehr tritt in solchen Zeiten eine Stockung ein, welche es unmöglich zu machen pflegt, auch auf die besten Hypotheken Gelder angeliehen zu erhalten. Der Zufluß der Mittel bleibt nur für solche Institute ein regelmäßiger, welche durch ihre Einrichtungen und Vorschriften ihre Betheiligten zu stetiger Abtragung ihrer Verbindlichkeiten anzuhalten in der Lage sind; nur diese Anstalten können daher auch fortwährend größere Anlehen gewähren. Und zu diesen Instituten gehören insbesondere die Lebensversicherungen, bei welchen die Prämien auch unter den ungünstigsten Umständen regelmäßig eingehen, weil die Nichtbezahlung mit Verlusten bedroht ist. Es wäre der Mühe werth, diese Thätigkeit der Lebens-Versicherungsbanken im größeren Ganzen zur Anschauung zu bringen; jedenfalls ist es eine Thatsache, daß sie dem Credit gerade in den bedenklichsten Zeiten wesentlich zu dienen vermögen und ihre Wirksamkeit kann auch von diesem Gesichtspunkte nur als eine segensreiche bezeichnet werden.

XXXVI.

Die italienischen Benediktiner-Klöster*).

Bei der Betrachtung des schön ausgestatteten Buches, von dem soeben ein zweiter Abdruck erschienen ist, konnte sich der Schreiber dieser Zeilen eines wehmüthigen mit tiefem Unwillen gepaarten Gefühles nicht erwehren. Diese Reise-Erinnerungen bilden einen Leichenstein auf die soeben in Italien zu Grabe gehenden und gegangenen Klöster die, wie das vorliegende Buch zeigt, eine Welt der großartigsten Leistungen und Erinnerungen eines ächt christlichen Culturlebens in sich schließend, eben nichts verbrochen haben als daß sie in die „öffentliche Meinung" nicht mehr passen!

Unwillkürlich erinnert man sich an die bekannte und ihrer Zeit viel gelästerte Predigt des wackeren und genialen Wieners Sebastian Brunner „zum Verständniß des Klosterlebens"**) in der er die Wahrheit nachwies: „Unsere aufgeklärte Zeit ist mit ihrem Urtheile über Orden geschwind fertig. Die Leute welche dieses ihr Urtheil aussprechen, be-

*) Les monastères bénédictins d'Italie. Souvenirs d'un voyage littéraire au delà des alpes par *Alphonse Dantier*. Paris, Didier 1866. Tome I. XLIV. 525. Tome II. 559. gr. 8.

**) Vergl. Seb. Brunner: Gesammelte Erzählungen. Bd. 12, S. 338.

rufen sich auf die öffentliche Meinung. Da muß man nun wohl drei Punkte in's Auge fassen: die Leute welche urtheilen, das Urtheil welches sie aussprechen, und jene öffentliche Meinung auf welche sie sich berufen!" Würde man diese Punkte bei dem vorliegenden Buche in's Auge fassen, so würde man finden, daß einer der tüchtigsten Forscher Frankreichs über fremde, seinem Lande ferne liegende Institute Italiens urtheilt; daß sein Urtheil ein durchaus günstiges und für die Beurtheilten ehrenvolles ist; daß die öffentliche Meinung die hier uns vorgeführt wird, die Stimme der Jahrhunderte ist, die eine große Geschichte vor sich liegen hat und in ununterbrochener Reihe Zeugniß dafür ablegt, daß diese Institute die Jahrhunderte begriffen und nach Zeit und Maß segensreich in selbe eingegriffen haben. Das ist aber der Charakter unserer Zeit, die sich in allen Ländern darin gleich ist daß sie sehr schnell und bloß für den Augenblick als Eintagsfliege lebt, sehr gleichgiltig gegen Alles zu seyn was der fromme Sinn der Vorzeit geschaffen hat, und alle Tradition mit spottendem Hohne niederzutreten.

So zieht nun dasselbe Wetter über Italien, welches seit Kaiser Josephs Zeiten zuerst Oesterreich traf (nur daß hier die zerstörende Hand die höchste aristokratische, die des Kaisers selbst war, der bald in seinem „Elector Moguntinus" einen kleinen Nachahmer fand); dann in Frankreich furchtbar hauste, um in Deutschland seine Zerstörungen fortzusetzen! Blickt man aber tiefer, so waltet jetzt eben nur auch in Italien, was der Urgrund der Zerstörung katholischen Wesens und Lebens von Anfang war: der Protestantismus und sein Schooßkind — die Freimaurerei. Beide streckten zu allen Zeiten ihre Hände zur Zerstörung katholischen Wesens aus, und so muß auch Italien die Leidensschule durchmachen, und seine Söhne, insoweit sie der Kirche treu geblieben, müssen denselben Schmerz ertragen den einstens die wirklichen Katholiken Deutschlands ertrugen, als sie tausendjährige Reiche und tausendjahrealte Stiftungen zu Grabe gehen sahen, in

[illegible] Fürsten [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] Ministerium [illegible] Jahren 1852 bis 1854 [illegible] Italien zu bereisen [illegible] Kunst des Mittelalters zu machen. [illegible] Kirchen, [illegible] zu [illegible] und Florenz, zu Venedig und Ravenna, zu Rom und zu Neapel, [illegible] — das war es was ihm den [illegible] Hochgenuß verschaffte, und [illegible] zu den [illegible] seines Lebens [illegible]. [illegible], Kunst und Natur gewährten ihm [illegible] Huillard-Bréholles, der für seine Histoire diplomatique de Frédéric II. sammelte, die [illegible] Tage. Der gegenwärtige Augenblick, in dem es sich um die allgemeine Klosteraufhebung in Italien handelt, bewog ihn nun seine interessanten Blätter über die Benediktiner herauszugeben: „en faveur", wie er sich äußert, „d'un ordre, pour lequel mon respect égale mon affection, une défense sans doute bien insuffisante, mais inspirée par un sentiment profond et irrésistible, l'amour de ce qui fut utile, de ce qui fut grand dans le passé"*). Sofort will er eine

---

*) Dantiers Buch erinnert lebhaft an die Vorrede des Lambacher Abtes Theoderich Hagn in seiner Schrift: „Das Wirken der Benediktiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung" (Linz 1848), geschrieben als damals die Säkularisation der Oesterreicher Abteien zu befürchten stand. „Die Vorsehung kann ja nach ihren unerforschlichen Rathschlüssen auch die großartigsten Institute der Kirche wegräumen, diese selbst in ihrem

Beschreibung der vorzüglichsten Benediktiner-Abteien Italiens geben, die sich auf die Geschichte derselben, auf ihre Kirchen, Bibliotheken und ihre Archive erstreckt, insoweit selbe für den Historiker, Künstler und Alterthumsforscher besonderes Interesse haben. Ihm schwebten dabei die „Voyages littéraires“ der berühmten Mauriner vor Augen, die heute noch nach länger denn hundert Jahren ihren vollen Werth behalten haben, ja theilweise noch der einzige Zeuge dessen sind was die Länder — denn Kirchen und Klöster waren die unentbehrlichen Bestandtheile der Länder in denen je das Christenthum Wurzel geschlagen hatte und noch Wurzel besitzt — an wissenschaftlichen und künstlerischen Denkmälern der alten Zeit besaßen, bis solche die Revolution von ihren Omaren und Bilderstürmern zerstören und zertrümmern ließ.

Indem Dantier in der Einleitung einen Ueberblick, wie sich der Monachismus über die christliche Welt verbreitete, zu geben sucht, führt er zuerst seine Leser auf den weltberühmten Campo Santo zu Pisa, dessen Mauergemälde unter anderen auch verschiedene Bilder aus dem Leben der Väter in der Wüste („Vitae Patrum in Eremo“ wer kennt sie nicht?) zeigen. Es sind dieses die großartigsten Fresken des Pietro Lorenzetti von Siena. Drei jener Väter tragen die Symbole des gesammten Klosterlebens, dessen Aufgabe sich durch drei Worte bezeichnen läßt — auch drei Worte „inhaltschwer“ — „Gebet, Studium und Arbeit.“ Drei Dinge inhaltschwer, die sich so selten vereint in der Welt und ihrem Treiben finden, auch nicht mehr in dem einst so „sittlichernst“ und fromm gewesenen Deutschland, welches außerdem sicherlich

äußeren Bestande tief erschüttern lassen, doch, wir sind dessen überzeugt, nur zu ihrer Wiederverherrlichung . . . Müssen wir der Zeit und ihrem Wahne zum Opfer fallen, so sei es! Wir fallen jedoch schuldlos und mit dem tröstenden Bewußtseyn, unseren Pflichten bis zum letzten Augenblicke nach besten Kräften nachgekommen zu seyn. Drum betteln wir auch nicht um unser Leben.“

nichts von Schulze-Delitzsch und Lassalle und ihrem Streite wissen würde.

Gebet, Studium und Arbeit waren auch die Aufgabe der italienischen Klöster und sind es geblieben, bis zum letztenmale die Klosterglocke die Väter und Brüder zusammenrief, um ihnen aus dem Munde der Aufhebungs- und Zerstörungs-Commissäre den Befehl: „Veteres migrate coloni" hören zu lassen, durch welchen sie hinaus in die Welt geschleudert werden, welcher sie, dem Rathe des Evangeliums folgend, bis zum Sargbrette entsagt hatten. Gebet, Studium und Arbeit fanden sich vereint seit alten Tagen bis zu den jüngsten Stunden auf dem Monte Cassino, der Urstätte des Benediktiner-Ordens, älter als die älteste heutige Dynastie. Sie finden sich zu Subiaco, zu St. Paul und zu St. Lorenz außerhalb den Mauern Roms. Sie finden sich im Sacro Speco, zu Cava und auf dem Monte Virgine, zu Frascati und auf der Grotta Ferrata, zu Vallombroso und Camaldoli, zu S. Vitale und Nonantula. In diese Wohnungen des Gebetes, des Studiums und der Arbeit, durch welche mit jedem Kloster eine kleine Welt entstand, führt nun theilweise Dantier, erfüllt mit heiligen Eindrücken die der Besuch ihm selbst gewährte, erfüllt mit Achtung für die Denkmäler der Wissenschaft und Kunst die er selbst geschaut und benutzt — seine Leser.

Der erste Zielpunkt seiner Reise ist der Monte Cassino, die Wiege des Benediktiner-Ordens, welcher der katholischen Welt 24 Päpste, 200 Cardinäle, 1600 Erzbischöfe und 8000 Bischöfe gab, und nicht ohne Bedeutung „die Quelle der Heiligen" genannt wurde. Der Monte Cassino selbst hat seinen Geschichtschreiber in seinem eigenen Hause, in seinem trefflichen Tosti gefunden, dessen Geschichte „Storia della badia di Monte Cassino" Dantier im Verlauf seines Buches dankbar benützte. Auf der Reise dorthin berührt Dantier das alte Capua mit seinem Amphitheatrum berühmt durch seine Fechterspiele, wohl die schrecklichste Belustigung die ein aus-

geartetes Heidenthum erdenken konnte. Unserm Dantier schwebte in dem Augenblicke, da er die Gladiatorenstätte betrachtete, das „Ave Imperator", der letzte Gruß der sterbenden Fechter „Morituri te salutant" vor Augen. Er sagt: „Mais le sang de tant de victimes d'un odieux amusement devait être enfin vengé." So war es auch allerdings. Jedes ruchlos vergossene Blut, nicht nur das zu widerlichem Amusement ausströmende, sondern auch das in der höheren Absicht diese oder jene „Hausmacht" zu vergrößern vergossene — findet gewiß seinen Rächer. Denn das Prophetenwort: „Das Joch meiner Sünden ist erwacht; sie sind in seiner Hand zusammengewickelt und auf meinen Hals gelegt. Ich bin kraftlos worden. Der Herr hat mich in eine Hand übergeben, daraus ich nicht werde aufkommen können. Alle meine herrlichen Leute hat der Herr aus meiner Mitte hinweggenommen" (Klaglieder I. 14, 15) — dieses Prophetenwort wiederholte sich nach dem Zeugniß der Weltgeschichte bei jeder blutigen Handlung in seiner vollsten Erfüllung, als handle es sich um ein ewig wiederkehrendes Naturgesetz. Welcher Gegensatz! Dort das blutige, an Massenmord erinnernde Amphitheater zu Capua; hier die friedlichen Wohnungen der Einsamkeit auf dem Monte Cassino, an dessen Pforte die Worte stehen: Sospes ingredere! Welcher Gegensatz zu jenem: Ave Caesar! Imperator! *Morituri te salutant!*

„Sospes ingredere!" das war die Einladung des gastlichen Hauses auch für Dantier und seinen Begleiter, die an der Pforte der freundliche Laienbruder empfing, um dem P. Gastmeister die Ankunft Fremder zu melden, während sie die schöne Perspektive der Porticus ähnlichen Anlage zu bewundern Gelegenheit fanden. Der gute Gastmeister empfing sie, führte sie in ihre Wohnung ein, und — nach einer viertel Stunde waren sie bereits auf dem Monte Cassino heimisch geworden. Eine Erfahrung welche jeder an sich selbst macht, der je in einem Kloster gastliche Aufnahme fand; er findet sich fast augenblicklich heimisch und dieses „Anheimeln" findet

sogleich seine Erklärung. Man fühlt, daß man in der Mitte von Besitzern lebt die keinen Besitz haben (Possidentes tanquam non possidentes)! Wie freundlich war der Empfang bei dem Prior der Abtei (der Abt war eben abwesend) der sich glücklich fühlte den historisch-artistischen Zwecken der Fremden Unterstützung bieten zu können, und ihnen deßhalb alsbald den oben genannten berühmten P. Tosti zur Seite gab. Dantier charakterisirt diesen Mann mit den Worten: „un religieux doué de manières distinguées, et soignant la vivacité de l'esprit méridional à l'instruction approfondie du bénédictin." Dantier entwirft ein Bild von dem Erscheinen der Mönche — damals einige zwanzig — im Refektorium. Der Saal war mit ausgezeichneten Bildern des Franz und Leander Bassano geschmückt, unter denen das Bild des heil. Vaters Benedikt glänzte, gemalt in einer selbst Titians würdigen Weise. Auch Johann Calvin der Gegner des Dogma der Transsubstantiation findet hier seinen Platz, in einem wunderbar schön concipirten, die Vermehrung der Brode durch den Herrn Jesus vorstellenden Gemälde. Später zeigte ihnen Tosti die merkwürdige Umgebung des Klosters, von dessen einer Seite aus das Auge in die Gegend streift, in der die einst so mächtige Familie des heil. Thomas von Aquino ihre Besitzungen hatte. Auf dem Monte Cassino fand dieser hochbegabte merkwürdig gewordene Mann, dessen Schriften für alle Denker Epoche machend geworden sind, vom fünften Jahre an seine Erziehung, weßhalb heute noch das römische Brevier unter dem 7. März von ihm rühmt: „quintum annum agens, monachis S. Benedicti Cassinatibus custodiendus traditur."

Hierauf betraten sie die prachtvoll eingerichtete Bibliothek, welche Dantier als „une des plus précieuses collections de l'Italie" bezeichnet. Die Bibliothek enthielt damals über 20,000 kostbare Bände, darunter die seltensten Druckstücke seit Erfindung der Buchdruckerkunst, die wohl — entsprechend der heutigen öffentlichen Meinung oder gar nach Maßgabe des

„öffentlichen Gewissens“ — in kurzer Zeit, fällt Monte Cassino auch der Säkularisation anheim, durch alle zur Zeit noch bestehenden Herrenländer zerstreut seyn dürften, wie es allen solchen Schätzen ging die eine ungerechte Hand an sich zog. Sie verstieben wie das Wasser am Wasserfalle. Diese wundervolle Bibliothek greift übrigens bis auf St. Benedikts Tage zurück, und die unterbrochene Reihe der Jahrhunderte hat sie bereichert, oder wie Dantier bezeichnend sagt: à laquelle tous les siècles apportèrent leur tribut.“ Der Bibliothek reiht sich ein trefflich erhaltenes Archiv an, welches an 800 der kostbarsten Originaldiplome enthält, allerdings nur noch historisches Material ohne rechtliche Wirkung, seit Eisen und Blut den Ausschlag gibt und die Politik den schrecklichen Satz: Gewalt geht vor Recht, durchzuführen bemüht ist. Mit Vergnügen und Herzenslust weilt Dantier unter diesen Diplomen und freut sich der in einer Abschrift des 10. Jahrhunderts noch vorhandenen Urkunde des Patriciers Tertullus aus St. Benedikts Urzeit, welche in einer sie umgebenden Ausschmückung die Worte enthält:

Tu coeli terraeque imperatrix et domina
Roma cujus sub nutu totus tremiscit orbis.

Dantier bespricht in eingehenderer Weise mehrere kostbare Handschriften auf Monte Cassino, sowie auch noch besonders eine interessante Correspondenz der Mauriner mit Erasmus Gattola und die handschriftlichen Werke des Philosophen Cäsar Cremonini von Padua. Am Abend, während des Chores besuchte Dantier die Kirche deren Architektur — aus dem Jahre 1640 — als „le mauvais gout de cette architecture gréco-moderne“ auf ihn einen unangenehmen Eindruck machte. Um so erhebender war jener des Abendgottesdienstes den er in gemüthvoller Weise beschreibt. Er geht dann speciell auf die Kirche ein, mit deren verschwenderischer Ausschmückung mit Marmor und Vergoldung er sich nicht befreunden kann. So ändert sich der Geschmack mit dem es sich im Grunde ganz so verhält, wie mit der öffentlichen

Meinung. Solche Dinge wechseln nach Zeit und Ort. Was uns heute schön scheint, wird einer Welt die nach 200 Jahren gekommen ist, vielleicht ebenso häßlich scheinen, als 1640 der damaligen Generation ihre Bauweise das Muster der Vollendung schien. Und unsere jetzt vollführten Restaurationen an Domen und Kirchen, die gründlich mit den Schöpfungen der letzten zwei Jahrhunderte aufräumten, selbst die Grabmäler der Fürsten, Bischöfe und Landesherren nicht schonend, falls sie nicht in den Urbaustyl paßten, dürften vielleicht nach 200 Jahren wieder ein zopfreiches Kleid angezogen haben. — Die Kuppel ist von Corenzio gemalt. Auch der berühmte Lucas Giordano, genannt der Proteus der Malerkunst, hat sich in dieser Kirche verewigt. Dantier gibt über den künstlerischen Werth der Gemälde interessante Mittheilungen. Auch die unterirdische Kapelle mit der Tumba St. Benedikts bespricht er, wobei die Frage über den Besitz der Gebeine St. Benedikts in der französischen Abtei Fleury-sur-Loire*) zur Besprechung kommt; Dantier läßt diese Streitfrage in der Schwebe. Auch bespricht er die Zelle St. Benedikts, nun eine kostbar ausgeschmückte Kapelle, an welche sich die tiefeingreifendsten Traditionen aus St. Benedikts Leben und Wirken heften. Hier soll er seine Regel geschrieben haben; hier soll er gestorben seyn. Auch die amphitheatralisch angelegten Gärten der Abtei wurden besucht. Sie liefern ihren Beitrag heute noch zum gastlichen Tische des Klosters, von dem schon Kaiser Karl der Große an Paulus Diaconus schrieb: Hic olus hospitibus, piscis, hic panis abundans — indem er rühmend beisetzt: Pax pia, mens humilis, pulchra et concordia fratrum. Dantier versichert, auch nach tausend Jahren noch die altgerühmte und vom Kaiser besungene Gastfreundschaft gefunden zu haben, und mit dem öffentlich ausgesprochenen Danke dafür endet er das erste Capitel, um

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 58 S. 600.

im zweiten das Mönchswesen vor Benedikt ausführlich zu besprechen weil, wie er meint, sich nur dadurch die Aufgabe richtig würdigen lasse welche dem Monte Cassino im Verlaufe der Zeit zugefallen war. Das dritte Capitel widmet er dem abendländischen Monachismus, als dessen Hauptbegünstiger er den großen Ambrosius, Bischof von Mailand betrachtet. Er nimmt dann Veranlassung auf das Apostolat des heil. Patricius in Irland und jenes des heil. Severin in Deutschland überzugehen, Spanien und Afrika wo besonders der heil. Augustinus als Förderer und Stifter erscheint, und Frankreich zu berühren, darauf hinzuweisen, wie zunächst die Einfälle der barbarischen Schaaren die Klöster mit Fliehenden und Schutzsuchenden bevölkerten, und somit der Keim zu einer Ausartung gelegt ward der nur durch eine gründliche Reformation erstickt werden konnte. Dieser Reformator war der heil. Benedikt, der Patriarch des abendländischen Mönchthums in seiner Blüthe und Frucht, von dem das vierte Capitel „La légende de Saint Bénoit" (S. 141 bis 178) eingehend spricht. Dantier scheidet aus zwischen historischen Fakten und bloßen Sagen, die sich im Mittelalter fast immer dem Leben wahrhaft großer Männer beigesellten. Das fünfte Capitel befaßt sich ausschließlich mit dem Inhalte und dem Geiste der Ordensregel des heil. Benedikt, die eines der weisesten Werke ist welche die Weltgeschichte kennt, so simpel und einfach sie auch auf den ersten Blick erscheint. Welche unbesiegliche Lebenskraft in ihr weht, dafür zeugen die Geschicke des Benediktiner-Ordens selbst, der auf dieser Ordensregel erbaut seither als ein unverwüstlicher den Stürmen aller Jahrhunderte trotzender Bau sich erwiesen hat. Er gleicht in seiner Regel wurzelnd einem mächtigen vieläſtigen Baum, der immer neue Aeste treibt, wenn die Herbst- und Winterstürme alternde Aeste abbrechen oder an anderen Aesten desselben eine böse zerstörende Hand frevelt. So werden auch in Italien, selbst wenn Monte Cassino, die Urpflanzstätte oder wie Dantier sich ausdrückt, „le centre et le

modèle vers lequel gravitèrent les autres communautés monastiques", auf längere Zeit zerstört würde, die Wurzeln des Ordens unausrottbar seyn. Verlieren kann der Orden, zu Grunde gehen wird der Orden nie, weil er so recht eine Pflanze des katholischen Lebens ist.

Dantier geht nun in den folgenden Capiteln auf die eigentliche Geschichte des Monte Cassino ein. Auch dieses Haus hatte seit den Tagen des heil. Benedikt furchtbare Stürme, ja selbst gänzliche Zerstörung zu bestehen; die Gebäude konnten schon bald in der ersten Zeit fallen, der Berg blieb und auf ihm erhob sich abermal das Kloster, die letzte Wohnstätte von Königen seit Carlmanns Tagen, von Kaisern und Königen seit Karl des Großen Tagen besucht, von den deutschen Kaisern beschützt, von den Päpsten mit Privilegien beehrt, welch letztere sich selbst die Confirmation der erwählten Aebte vorbehielten, weil Monte Cassino gleichsam ein „Augapfel" der Päpste war. Das achte Capitel „L'Abbé Didier" (S. 249—280) ist ausschließlich diesem um Monte Cassino hoch verdienten Abte gewidmet. Er war es der mit den Cardinälen Petrus Damianus und Hildebrand, dem nachmaligen Papst Gregor VII., in den intimsten Beziehungen und freundschaftlichsten Verhältnissen stand. Dieser Abt war ein starker Charakter und ein altes Sprüchwort sagt: „Starke lieben nur Starke." Er war gleichsam der neue Begründer des Monte Cassino. Unter ihm entstand die damals prachtvolle Basilika, im Jahre 1071 von dem Papste Alexander II. unter der Assistenz der Cardinäle Hildebrand und Petrus Damianus selbst eingeweiht, zu welchem Weiheakt 10 Erzbischöfe, 43 Bischöfe, eine Reihe von Aebten und fürstlichen Personen erschienen waren. Ja der Monte Cassino war es, der dem im Exile befindlichen großen Papst Gregor VII. eine Zeit lang gastfreundliche Aufnahme, im Hause des Freundes gewährte. Manche Aebte waren auch bestimmt, im Geiste jener Zeit, politisch wirksam zu seyn, wodurch freilich die Situation der Abtei manchmal eine kritische wurde, so daß

unter dem Abte Roffred selbst der Papst Innocenz III. „interveniren" mußte. Damals war es wo der Monte Cassino diesen größten der Päpste in seinen Mauern sah, aber auch ihm zum lebhaftesten Danke sich verpflichtet fühlen mußte, weil das scharfe päpstliche Auge alsbald die Gebrechen die sich eingeschlichen hatten, erkannte. Sofort griff Innocenz III. reformatorisch ein. Dantier gibt diese päpstlichen Reformartikel vom Jahre 1215 als Beilage seines Buches S. 506—509. Der Papst sagt: „Ad reformationem monasterii vestri curam et sollicitudinem debitam adhibentes capitula statuimus infrascripta, per quae fideliter observata monasterium ipsum, *auctore Deo, et temporalibus commodis et spiritualibus proficiat incrementis.*"

Im neunten Capitel überschrieben „Décadence d'un grand monastère" verfolgt Dantier die Geschichte des Klosters von den Tagen Kaiser Friedrich II. bis herab auf 1848. Eine inhaltsreiche Periode zusammengedrängt auf wenige Blätter (S. 320 — 352) deren Endresultat in den Worten liegt: „En effet, le dernier coup fut porté à l'antique chef d'ordre de Saint-Bénoit par le décret de 1806, prononçant la suppression de toutes les maisons de cet ordre dans le royaume de Naples." Und dieses Resultat soll sich jetzt nach 60 Jahren abermals wiederholen, wenn nicht wieder die schützende Hand von Oben erscheint.

Eine liebliche Erscheinung sind die Capitel zehn und eilf „La science et les lettres dans une Abbaye Bénédictine", welche ein Bild wissenschaftlicher Bestrebungen und Leistungen eines Hauses das einen mehr denn tausendjährigen Bestand hinter sich hat, entwirft und ahnen läßt wie fleißig während dieser Zeit die von St. Benedikt vorgeschriebenen und zum Gebrauche empfohlenen „Graphium et tabulae" gebraucht wurden, welche Form auch immer der Griffel angenommen haben mochte, welche Veränderung mit dem Schreibmaterial, gleichviel ob Wachstafeln, Pergament oder Papier, auch immer vorgegangen war. Die Namen Erchembert, Hil=

derich und Paulus Diaconus (Warnefrid) sind glänzende Gestirne jener Epoche. Das ist das Charakteristische jener Urzeit, daß um die Welt bereits hochverdiente Männer wie der eben genannte Warnefried selbe im Höhepunkt ihrer Wirksamkeit verließen, um auch Gott zu geben was Gottes ist. Ward ja selbst einer der größten Aerzte seiner Zeit, Constantinus Africanus, Mönch auf dem Monte Cassino, ein Mann der von seiner Zeit der neue Hippocrates genannt wurde. Leo von Ostia, auch Leo Marsicanus, galt als einer der trefflichsten italienischen Chronisten des Mittelalters, dem sich der Mönch des Monte Cassino Amatus von Salerno anreiht. Zeugen doch heute noch eine Menge alter ehrwürdiger Handschriften von der Thätigkeit der dortigen Mönche, die auch durch ihre Klosterschule auf den Bildungsgang ihrer Zeit einwirkten, und war es doch selbst — wie schon angedeutet — Thomas von Aquin, welcher dieser Schule seine Grundbildung verdankte. Wenn aber Dante in seiner Divina Commedia den Bewohnern des Monte Cassino im 14. Jahrhundert Unwissenheit und Sorglosigkeit vorwirft, so findet solcher Vorwurf seine Erklärung in der Verschiedenheit politischer Anschauung, die zwischen ihm und den Mönchen bestand. Ist es ja doch erprobte Thatsache bis herab auf diese Stunde, daß die Verschiedenheit politischer Anschauungen die Mutter der unbilligsten Urtheile über die Träger solcher Anschauungen, über ihr Wissen, ja selbst über ihren moralischen Werth wird! Ignoranz, Obscurantismus, Ultramontanismus, Zurückgebliebenseyn hinter seiner Zeit sind dann die Schlagworte die den Andersdenkenden zugeschleudert werden, selbst oft von solchen die nicht im Stande sind den Geschmähten nur von weitem das Wasser zu reichen. Gegen solche Anklage läßt Dantier die auf dem Monte Cassino wundervoll gefertigten Manuscripte, ja selbst die mit herrlichen Miniaturen ausgeschmückten Choralbücher jener Zeit sprechen, wie sich denn überhaupt von da an das Walten eines ununterbrochenen literarischen Geistes auf dem Monte Cassino nachweisen läßt.

Hiemit nimmt Dantier von seinem ihm lieb gewordenen Monte Cassino Abschied um im 12. Capitel von den verschiedenen Ordensregeln zu sprechen, die sich nach Benedikts Tod aus seiner „Regula“ herausbildeten ohne jedoch jenen Bestand gewinnen zu können, den Benedikts Werk selbst hatte. Hier ist nun vorzugsweise die Regel des heil. Columban, geboren um 540 zu Leinster, die auch in Italien Eingang und vorzüglich in dem weltberühmt gewordenen Robbio Aufnahme fand. Diesem Kloster und seinen Schulen widmet Dantier ein weiteres Capitel mit welchem der zweite Band seines Werkes beginnt. Robbio war und blieb lange Zeit der Sitz der Gelehrsamkeit. Seine Aebte Jonas und Wala, unter welch letzterem eine Verschmelzung der Regel mit der Benedikts stattfand, waren selbst politisch bedeutende Männer. Wala bereicherte noch überdieß um 835 die bereits weltberühmte Klosterbibliothek, welche im Abte Gerbert von Aurillac, dem berufensten Gelehrten seiner Zeit, vorzügliche Pflege fand. Hier blühte die Schule, hier fand das classische Alterthum seine Verehrer, und die aus Robbio stammenden — nun freilich durch die berühmtesten Bibliotheken Italiens zerstreuten — Handschriften sind es welche, wenn auch im rescribirten Zustande, die kostbarsten Entdeckungen verloren gewesener classischer Schriften in unseren Tagen, hauptsächlich durch den nachmaligen Cardinal Angelo Mai machen ließen, unter denen Cicero de Republica obenan steht. Dantier verfolgt genau die Geschicke dieser Sammlungen in Robbio, welches bekanntlich unter dem französischen Regime in Italien sein Grab fand.

Ein inhaltreiches Capitel beschreibt die Reise in das berühmte Benediktiner-Koster Subiaco. Dantier besucht vorher die großartige Basilika des heil. Paulus mit dem Kloster außerhalb Roms, welch erstere bekanntlich 1823, damals der schönste Ueberrest des kirchlichen Alterthums, in beklagenswerther Weise bis auf einige kostbare Ueberreste niederbrannte. Seit jener Zeit ward an deren Herstellung gearbeitet. Auch

hier gibt Dantier eine Geschichte des merkwürdigen Hauses, über welches die Sorgfalt der größten Päpste (Gregor VII., Innocenz III. u. a.) fort und fort wachte, vom Anbeginn bis herab auf die jüngste Zeit. Auch dem Kloster zu S. Laurentius außerhalb den Mauern, dessen Kirche, noch mit dem heil. Benedikt gleichzeitig, den ältesten Typus einer christlichen Basilika unverändert bewahrt hat, wurde ein Besuch zugedacht. Dantier gibt in anziehender Weise eine Beschreibung dieses merkwürdigen Denkmales altchristlicher Frömmigkeit, und führt auch jene bereits 382 gefertigte Grabschrift an:

Amplificam sequitur vitam dum casta Afrodite,
Fecit ad astra viam; Christi modo gaudet in aula.
Restitit haec mundo semper caelestia quaerens,
Optima servatrix legis fideique magistra.

Einen weitern Excurs bildet der Abschnitt, welcher sich über Tivoli verbreitet. Hier lernte Dantier einen tief fühlenden und kunstsinnigen Kapuziner P. Stephan kennen, der ihm im eigentlichen Sinne einen Blick in die Größe wahrhaft christlicher Kunst eröffnete; wie denn überhaupt derselbe bewunderungswürdige antiquarische Kenntnisse besaß. Aus Dankbarkeit ist auch dieses Capitel „Le père Stefano“ überschrieben. Das folgende führt nun endlich nach Subiaco selbst, in die Abtei der heil. Scholastika, und zwar über Vicovaro (Vicus Variae) woran sich manche geschichtliche Erinnerungen knüpfen, woran die Correspondenz des Papstes Johannes VIII. mit Karl dem Kahlen erinnert, und über das nunmehrige Franziskaner-Kloster St. Cosimato, dereinst „eine der ältesten Wiegen des abendländischen Mönchthums“, wie Dantier aus den Benediktiner Annalen citirt. Endlich war der traurige, durch viele Ruinen führende Weg zurückgelegt, Subiaco stand vor dem Reisenden und machte auf ihn einen sehr gemischten Eindruck. Ehrwürdige Erinnerungen knüpfen sich an diese Abtei, deren Kirche einst Benedikt selbst zur Ehre des heil. Cosmas und Damian gewidmet hatte, ehe sie dem Andenken seiner Schwester Scholastika geheiliget ward.

Diese erste und ursprüngliche, sehr bescheidene Kirche ward von Abt Honorat, St. Benedikts unmittelbarem Nachfolger zu einem Capitelsaal umgewandelt, und eben dieser heil. Abt erbaute eine größere Kirche zu Ehren St. Benedikts und St. Scholastika, welch letzterer Titel endlich blieb. Hieher nach Subiaco ging im eigentlichen Sinne von alten Tagen anfangend die Wallfahrt der Päpste, ja Leo IX. erklärte Subiaco in einer besonderen Bulle als „caput omnium monasteriorum per Italiam constitutorum.“ Auch hier zeigte sich im Verlaufe der Zeit wieder die Welt im kleinen.

Merkwürdig bleibt, daß Papst Urban V., einst selbst Benediktiner und erfüllt mit besonderer Sorge für diese heilige Stätte, eine Anzahl deutscher Benediktiner nach Subiaco berief, um St. Benedikts Regel strenge zu wahren. Durch anderthalb Jahrhunderte war fortan Subiaco von Deutschen bewohnt. So kam es, daß unter Papst Paul II. in Subiaco das erste Buch in Italien von den Landsleuten der deutschen Benediktiner Conrad Sweynheim und Arnold Pannartz, die unmittelbare Schüler Gutenberg's und Faust's gewesen waren, gedruckt werden konnte. Es ist dieses Buch die berühmte Ausgabe des Kirchenschriftstellers Lactantius, beendet am 30. Oktober 1465. Von Subiaco rief der Papst diese deutschen Buchdrucker nach Rom. Dantier zieht hieraus den Schluß, daß man wahrlich auch hier den Mönchen nicht „Ignoranz und Indolenz“ vorzuwerfen hatte. Und wenn heute in Italien die Presse so gewaltig wirkt, so möge man sich erinnern, daß dieselbe zuerst aus Subiaco, der Wohnung des heil. Benedikt, über die Halbinsel gekommen, freilich nicht in Schandbüchern sondern durch „Divinarum Institutionum libri.“ Daß im Jahre 1455 in Subiaco auch das Unwesen der Commendataräbte einriß, deren erster der Dominikaner-Cardinal Johannes Torquemada gewesen, war um so mehr zu bedauern, als sich unter solchen auch Namen finden wie Roderico Borgia die wahrlich nichts weniger als eine Spur klösterlichen Geistes aufzuweisen hatten. Doch fanden sich

auch höchst ehrenwerthe Commendataräbte; so Angelo Braschi, der nachherige Pius VI., welcher großartige Bauten vollendete und eine reiche Bibliothek herstellte.

Dantier verfolgt die Geschichte des stillen Subiaco bis zur Flucht Pius IX. nach Gaeta, wo die Garibaldianer im Klosterhofe der heil. Scholastika einen Freiheitsbaum pflanzten. Als der Reisende der Matutin der Benediktiner in Subiaco beiwohnte, machte es auf ihn einen tiefen Eindruck, einen Choral zu hören der seit 1300 Jahren unverändert in diesem Gotteshause gesungen wurde, welches selbst der baulichen Veränderungen so viele an sich vorübergehen sah, um mit der modernen Architektur abzuschließen. Capitelsaal und Refektorium gewähren einen imposanten Anblick. Ueber die Bibliothek, reich an alten Ausgaben besonders aus der Officin Schweinheyms und Pannartz und an werthvollen Handschriften, sowie über das Archiv gibt Dantier interessante Aufschlüsse. Noch hatte aber der Reisende einen Besuch vor Augen: die heilige Höhle, Sacro speco genannt, ein Heiligthum des Benediktiner-Ordens, dem er das siebenzehnte Capitel: „Le sacro speco et ses peintures murales" widmet. Diese Grotte, tausend Schritte von Subiaco liegend, bestehend aus einem dreischiffigen übereinander liegenden Oratorium und 20 Zellen, war das Werk des Abtes Honorat, der hier einer noch größeren Einsamkeit pflegen wollte, einsamer als das Leben in Subiaco selbst. Auch diese Grotte, deren zwei Altäre Papst Leo IV. im Jahre 853 weihte, hat ihre merkwürdige Geschichte, die hier mit Beschreibung der ebenso merkwürdigen Gemälde ihre Erörterung findet.

Ein neues Capitel: „La réforme de Cluny et le monastère de *Cava*", leitet Dantier mit dem bedeutungsvollen Worte ein: „C'est le privilège de l'Eglise et des grandes institutions venant s'y rattacher de posséder en soi la puissance créatrice qui fonde, la force virtuelle qui conserve, et, à l'heure du péril, le remède héroique qui sauve et vivifie." So war auch eine Zeit wo der Benediktiner-Orden theilweise

einer Nachhülfe bedurfte, die ihm zuerst durch Benedikt von Aniane geleistet ward, den Zeitgenossen Karls des Großen und eifervollen Ordensreformator. Nicht minder reformatorisch erschien dann im Jahre 1006 die Congregation von Cluny, die von Frankreich ausgehend sich über andere christliche Staaten und namentlich über Italien verbreitete. Ein solch reformatorisches Bild gewährt die Abtei zur heil. Dreifaltigkeit zu Cava, das berühmteste Kloster des annexirten Königreichs Neapel. Dantier gibt ein wirklich wohlthuendes und erhebendes Gemälde von dem Klosterleben in Cava, dessen Archiv, dessen Bibliothek gleich ausgezeichnet sind, gleichwie es sich in besseren Tagen einen literarischen Ruf erworben hatte. — Ein weiterer Ausflug über Salerno wurde in's Kloster Monte Virgine unternommen. Dort in Salerno's Cathedrale, in der Kapelle des Johannes von Procida weilte Dantier sinnend an dem Sarkophage Gregor's VII., der hier seine Ruhestätte fand. Das Urmonument, welches Robert Guiscard dem Horte kirchlicher Freiheit setzte, ist längst verschwunden. Der Erzbischof B. A. Colonna war es der 1578 seine Gebeine erhob und selbe in ein neues Grabmonument versetzte; der Leib des großen Papstes war nach fünfhundertjähriger Ruhe noch vollkommen erhalten, wie auch die Pontifikalgewänder womit er noch bekleidet war. Anziehend ist die Beschreibung von Monte Virgine, womit der Reisende eine Schilderung des ehrwürdigen Abtes Raimund Morales (geb. 1765) verbindet, der alle die Schreckenstage der Revolutionszeit am Schlusse des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts als Klostermann durchleben mußte. „Auch dieses wird vorübergehen": sagt ein altes arabisches Sprüchwort, und so sah der alte Abt die jahrelangen Stürme der Revolution sich enden und stille Ruhe in seine Einsamkeit zurückkehren. Wohl ein Glück, daß der alte Abt nicht mehr die Zeiten der Revolutionen und Annexionen von oben erleben mußte, die weil aus dem eigenen Lande hervorgehend weher thun als die Eroberung eines Fremden.

Das Capitel zwanzig führt die Leser in die Einsamkeit der Camaldulenser und zwar zu Frascati, in die Mitte der Congregation von Monte Corona; dann von da in das berühmte Basilienser-Kloster der Grotta Ferrata. Auch hier würdigt Dantier richtig die Absichten des Camaldulenser-Ordens-Stifters Romuald, dessen Leben sowie dessen Ordens-Geschichte er eingehend bespricht. Und in der That, wo finden tief fühlende, vom Geiste der Buße über eigene und fremde Sünden ergriffene Gemüther ihre Ruhe, wenn nicht in tiefer Einsamkeit! Solche passen nicht in die Welt; man stoße sie also auch nicht in die Welt und lasse sie an jenen Stätten die Gleichfühlende vor Jahrhunderten ihnen bereitet haben! Mit Vergnügen wird jeder Leser bei Dantier's Erinnerungen an Camaldoli verweilen, und es wäre zu wünschen, daß besonders jene sie lesen und zu Herzen nehmen würden, denen das Schriftwort gilt: „Diese aber lästern Alles, was sie nicht verstehen" (Jud. 10). Eben dieser Besuch bei den Camaldulensern gibt Dantier Gelegenheit sich in einem weitern Capitel: „Ambroise le Camaldule et les écrivains de son ordre" über die literarischen Leistungen dieses Ordens auszusprechen, als dessen berühmtester Namensträger offenbar Ambrosius Traversari, weltbekannt unter der Benennung Ambrosius Camaldulensis, geboren 1376 zu Portico in der Romagna, voransteht weil sein Name von dem Wiederaufleben der classischen Literatur im Mittelalter untrennbar ist. Von ihm entwirft Dantier ein liebliches Bild, um von da aus auf die weiteren Leistungen überzugehen, als deren Glanzpunkt Benedikt Mittavelli's „Annales Camaldulenses" erscheinen, welche in 9 Foliobänden von 1755 bis 1773 in Venedig gedruckt wurden. Solche Werke die nur durch Mitwirkung verschiedener Ordensmitglieder, denen das „Non nobis Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam" im Herzen lebte, in's Leben treten konnten, wiegen allerdings durch ihren innern Werth Tausende jener Bücher auf, deren Verfasser sich so leicht als Geschichtsforscher einen Namen

machten, was ohnehin in dem heutigen Zeitalter wechselseitiger Beräucherung ein leichtes Spiel ist*). Auch Gregor XVI., der Mann festen Willens und Feind jeder Revolution, der Verfasser des „Triumphs der heiligen Kirche" gehörte dem Camaldulenser-Orden an.

Das dreizehnte Capitel, überschrieben: „Trois croniques Bénédictines" gibt Dantier Gelegenheit sich über die Abteien Farfa, Casauria und Novalese als jene Orte auszusprechen, in welchen jene vorzüglichen Quellen für italienische Geschichte entstanden.

So endet nun Dantier seine Apologie der italienischen Benediktiner-Klöster, eine Apologie die, weil in der Geschichte gründend, unwiderlegbar ist, mit dem Schlußcapitel „l'Ordre de Saint-Bénoit et le Parlement Italien."

Dieses Capitel überschlägt der Schreiber dieser Zeilen, weil ihn ein tiefes Grauen ergreift, blickt er auf das Parlamentstreiben und Landtagswesen unserer Tage, welches sich in seiner Allmacht über göttliche Rechte und Gebote hinwegsetzt, jedes historische Recht mit Füßen tritt und die Errungenschaften der Jahrhunderte — man könnte solche die religiös-moralischen Eroberungen nennen — über Bord werfend, in rapider Schnelligkeit der Barbarei**) entgegenstürzt. Der gläubige Christ kann nur mit tiefem Schmerz auf diesen Stand der Dinge blicken***), die vom christlichen Standpunkte aus

---

*) Man nehme nur die Sybel'sche Zeitschrift zur Hand!

**) Uebrigens hielten selbst die Barbaren unter sich den letzten Willen heilig!

***) Indessen wird man gegenüber dem wider die Kirche eingehaltenen Verfahren an eine bezeichnende Stelle des Beda in seinen Homilien über Markus VI. 47: „Cum sero esset, erat *navis in medio mari*, et Jesus *solus* in terra" erinnert. Die Stelle lautet: „Labor discipulorum in remigando et contrarius eis ventus, labores sanctae Ecclesiae varios designat, *quae inter undas saeculi adversantis, et immundorum flatus spirituum*, ad quietem patriae coelestis, quasi ad fidam litt[illegible]nem,

zum „Weglecken durch das Feuer“ (II. Pet. 2, 7) reif scheinen! Freilich folgt dann an derselben Stelle noch das tröstliche Wort (9): „Der Herr hebt seine Verheißung nicht auf, wie es Etliche meinen, sondern er handelt geduldig um eurentwillen!“

XXXVII.

Historische Novitäten.

Die Wahl des Königs Adolf von Nassau (1292) von Dr. Leonard Ennen. Köln 1866.

Der Verfasser der uns vorliegenden kleinen Schrift, Hr. Dr. Ennen Stadt-Archivar in Köln, ist den Lesern dieser Blätter durch mehrere tüchtige Arbeiten sicherlich bekannt. Auch der nunmehr von ihm dargebotene Beitrag zur deutschen Kaisergeschichte darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, obgleich uns diese neuen Untersuchungen über die Wahl des Königs Adolf, das arme deutsche Reich in seiner tiefsten Erniedrigung zeigen und selbst solchen Lesern die das Mittelalter keineswegs zu überschätzen geneigt sind, einen peinlichen Eindruck machen. Es handelt sich um die Darstellung eines „schmachvollen Handels, durch den Sigfried und Adolf das Reich geschwächt, die Krone entweiht

---

pervenire conatur. Ubi bene dicitur, quia *navis* erat *in medio mari*, et *ipse solus in terra*; *quia nonnumquam Ecclesia tantis gentilium pressuris non solum afflicta sed et foedata est*, ut si fieri posset, *Redemptor ipsius eam prorsus deseruisse ad tempus videretur.*“

und das Königthum herabgewürdigt haben"; denn es unterliegt jetzt keinem erheblichen Zweifel mehr, daß Erzbischof Sigfried von Köln bei der in so mancher Hinsicht ungedeihlichen Wahlhandlung des Jahres 1292 die Hauptrolle gespielt hat.

Den Wahlfürsten insgesammt war daran gelegen, daß kein Mächtiger den Thron besteige, am allerwenigsten aber König Rudolfs tüchtiger Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich. Galt es doch beinahe als Grundsatz, man müsse eine jede Wahl vermeiden die im Sinne des Erbkönigthums gedeutet werden könne! (— non justum esse, ut filius immediate patri succedat in hoc regno. Joh. Victoriens. apd. Böhmer Font. I, 331.) Wir möchten daher auf die anfänglich von Seiten des Pfalzgrafen Ludwig und anderer Fürsten dem Herzoge Albrecht bezeugte Ergebenheit keinen großen Werth legen.

Sigfrieds eigennützige Bestrebungen gehen deutlich hervor aus den, als Beilagen gegebenen, bisher unbekannten Urkunden — eilf Stücke insgesammt aus dem Stadtarchive zu Köln. Aber auch das Verhalten des Grafen Adolf wird durch diese unverdächtigen Zeugnisse hellauf beleuchtet und wahrlich nicht zu Gunsten jenes kecken Haudegens, der, nach einem bekannten Ausspruche Joh. Friedrich Böhmer's, zum Burgmann von Caub berufen war, nicht zum Nachfolger Karls des Großen.

Völlig zum Abschlusse scheint uns indessen die Frage doch nicht geführt worden zu seyn, eine Bemerkung die wir uns erlauben ohne hiedurch einen die Resultate der Forschungen des Dr. Ennen berührenden Tadel aussprechen zu wollen. Es hat uns derselbe ohne Zweifel Alles gegeben, was das seiner Sorgfalt anvertraute reichhaltige Archiv darbot. Er hat fernerhin mit den von ihm aufgefundenen Urkunden die gangbare Literatur verbunden. Wir kennen jetzt, wie gesagt, die Taktik des Erzbischofs Sigfried und haben auch zur Charakteristik des Königs Adolf einige neue Züge

gewonnen. Nicht im gleichen Grade durchsichtig ist aber das Verhalten des Königs Wenzel von Böhmen, des Pfalzgrafen Ludwig und des Erzbischofs Gerhard von Mainz. Die von Palacky und Tomek vertretene Ansicht, welche dem Könige Wenzel größeren Einfluß auf die Wahl zuschreibt als selbst dem ränkevollen Sigfried, entbehrt zwar zur Stunde noch des urkundlichen Beweises, allein sie stützt sich, wie Ennen S. 24 selbst angibt, auf das Chronicon Aulae Regiae (Kloster Königssaal), also auf eine sehr achtbare Quelle. Es liegt gewiß nahe zu vermuthen, daß sich König Wenzel nicht nur mit Gerhard von Mainz, den man bisher (vergl. Kopp Reichsgeschichte III, 82) für die Hauptperson bei besagtem Wahlgeschäfte hat halten können, sondern auch mit dem Pfalzgrafen Ludwig und mit Sigfried von Köln verständigt hatte und die Möglichkeit, daß vielleicht mit der Zeit deßhalb gepflogene Unterhandlungen in urkundlicher Form ans Tageslicht treten, ist gewiß nicht ausgeschlossen, so lange es überhaupt noch möglich ist, daß sehr wichtige, den Gang der Reichsgeschäfte wesentlich beleuchtende Archivalien ganz unbeachtet in ihrem staubigen Schreine der Auferstehung harren. Herr Ennen gehört zu den fleißigen, strebsamen und umsichtigen Archivaren, deren wir in Deutschland eine ziemliche Anzahl besitzen. Es fehlt aber leider immer noch nicht an Repräsentanten des archivalischen Schlendrians, nicht an solchen Hütern von Urkundenschätzen die ihre Pflicht vollauf erfüllt zu haben glauben, wenn sie die laufenden Geschäfte bureaukratisch erledigen und das ihnen anvertraute Gut unter Schloß und Riegel halten.

Die als Beilagen gegebenen Urkunden sind, mit Ausnahme von Nr. 5 und 9, welche nach den Originalen abgedruckt wurden, alle einem Copialbuche entnommen (vgl. S. 24). Obgleich die Einträge in das besagte Copiarium Sigfried'scher Dokumente ziemlich gleichzeitig seyn mögen, so bedurften doch die Texte der Urkunden vielfach der berichtigenden Nachhülfe, die ihnen auch vom Herausgeber zu Theil

wurde. Die Abdrücke scheinen zwar in einer dem Historiker vielleicht genügenden Zuverläßigkeit vorzuliegen, allein eine besondere Sorgfalt hinsichtlich der Edition dieser Beilagen vermögen wir leider nicht zu constatiren. Referent kann sich mit der Interpunktion nicht einverstanden erklären, denn er ist der Ansicht, daß eine zu spärliche Anwendung derselben den Leser nicht gehörig unterstütze. Auf S. 55. Z. 8. v. o. wird es „sumus" heißen müssen, nicht „simus". S. 56 Z. 11 v. o. dürfte nach Sigillum das Wort „nobilis" zu ergänzen, oder das vor „Johannis" stehende Wort „domini" in „discreti" zu ändern seyn. Wenn wirklich im Originale steht: *Sigillum viri domini Johannis domini de Knic*, so war hier ein (sic!) sehr am Platze. S. 50 Z. 9 v. u. möchte sich die Lesart „ex huiusmodi possessionis facto" empfehlen. S. 62 Z. 17 v. o. muß es heißen „dominus Ru. (Rudolfus), nicht Ro. S. 64 Z. 4 würden wir lieber „nos moniti" als „non moniti" lesen. S. 73 Z. 3 v. u. steht suius statt huius. Da die Urkunde Nr. 9 ex originali gegeben wurde, so hätte auch gesagt werden sollen, ob das Siegel noch hängt oder nicht. Endlich scheint es uns nicht ganz gerechtfertigt, daß Graf Adolf von Nassau, weil er Burgmann in Caub war, auf Seite 35 ein Ministeriale des Pfalzgrafen genannt wird. Trotz dieser kleinen Bedenken nimmt Referent keinen Anstand die vorliegende Schrift als einen schätzbaren Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte dankbar zu begrüßen.

R. v. S.



XXXVIII.

Zeitläufe.

Aphoristische Bemerkungen über die socialen Erdbeben im Staat und der Gesellschaft Englands.

I.

Wenigstens mit Einem Fuße hat auch England die Schwelle zu jener Bewegung überschritten, die den Continent mit Schutt und Trümmern bedeckt hat und noch mehr bedecken wird. Ja, die Bewegung in England hat die auf dem Continent bereits überholt, denn ihre Physiognomie ist augenscheinlich nicht mehr politisch sondern social.

Noch vor Kurzem wollten viele ernsten Leute es nicht für möglich halten, daß auch die meerumgürtete Insel mit ihren soliden Institutionen, ihren historischen Regierungs-Classen, ihrem fabelhaften Reichthum und der praktisch nüchternen Gehaltenheit ihres Volkscharakters in den wirbelnden Kreis der Umwälzung würde hineingezogen werden. Jetzt muß man es wohl glauben. Auch für England, und vielleicht gerade für England am meisten fehlt uns der archimedische Punkt zur Sicherheit des politischen Urtheils bereits so sehr, daß nur mehr die aphoristische Behandlung am Platze ist. Provisorisch und aphoristisch ist Alles in Europa geworden;

England zuletzt, aber nicht am wenigsten, und ohnehin sind die englischen Verhältnisse immer der schwierigste Punkt für die continentale Beurtheilung gewesen.

Wie lange hat es gebraucht bis unsere modernen Politiker auch nur halb und halb zu der Einsicht gelangt sind, daß dieses England mit seiner altberühmten Freiheit, daß der freieste Staat der Erde zugleich der mittelalterlichste Staat der Welt sei. So ist es geblieben bis heute; und ebendeßhalb wird jede Aenderung der brittischen Verfassungs-Grundlagen um so tiefgreifender wirken, wenn sie im Sinne des modernen Staatsrechts vor sich geht wie es nicht mehr anders seyn kann. Alle continentalen Staaten sind successive und Schritt vor Schritt der neuen Weltperiode entgegengeführt worden, welche uns mit annoch unbekanntem Inhalt und Charakter in nächster Nähe bevorzustehen scheint. England würde unvermittelt und sozusagen mit gleichen Füßen hineinspringen in einen Zustand dem der Absolutismus des modernen Staats überall eher vorgearbeitet hat als dort. Die Tragweite dieser Veränderung könnte nicht anders als unberechenbar seyn nach innen und außen.

Während aber das eigentliche England im engern Sinne nicht so fast vor einer politischen als vielmehr vor einer socialen Revolution steht, zittert es an allen Gliedern vor den Ausbrüchen der politischen Geheimbünde und der republikanischen Verschwörungen im benachbarten Irland. Der Fenianismus auf der grünen Insel ist nichts Anderes als der in's Irische übersetzte Mazzinianismus der Italiener. Es ist eine kosmopolitische Sekte die nur dadurch lokalen Charakter erhält, daß sie die specifischen Beschwerden eines seit Jahrhunderten schmachvoll mißhandelten Volkes sich angeeignet hat und vertritt. Im Uebrigen ist es nur allzu erklärlich, daß der patriotische Klerus Irlands von oben bis unten mit Abscheu von einer importirten Bewegung sich abwendet, die sich von Mazzini und Garibaldi ihr Muster und Beispiel abgenommen hat.

Aber ist es nicht eine erschütternde Strafe und Rache die sich an England jetzt vollzieht, und beweist dieser perennirende Fenier-Schrecken der soeben wieder die Glieder der stolzen Brittania geschüttelt hat, nicht zur Evidenz daß immer noch eine göttliche Gerechtigkeit im Himmel lebt die auf ihre Aktion oft lange warten, aber nie ihrer spotten läßt. Wie hat seit dreißig Jahren und mehr dieses England mit allen revolutionären Bewegungen auf dem Continent gemeinsame Sache gemacht, auf's frechste gehetzt und geschürt; wie hat die hochfahrende Aristokratie Albions sich noch vor wenigen Jahren unter den süßen Pöbel gemischt um den Besuch Garibaldi's auf's pompöseste zu feiern und dem rothen Freibeuter wetteifernd die Hände zu küssen! Wie oft hat die conservative Welt auf dem Continent in ohnmächtiger Entrüstung auf das arme Irland hingewiesen, wo ein zertretenes und geschändetes Volk seit Generationen nach den ersten Principien der Gerechtigkeit vergeblich rufe, während der Unterdrücker mit frecher Stirne für alle anderen „unterdrückten Nationen" diplomatisch intervenire. Die englische Propaganda hatte taube Ohren; während sie in allen Ländern des Continents das Recht des Aufruhrs schützte, besorgte sie bloß da nichts von diesem Recht wo es, wenn in irgend einem Lande der gebildeten Welt, allein gerechtfertigt und begründet seyn konnte.

Die Folgen dieses Wahnsinns zeigen sich jetzt, gerade in dem ungünstigsten Moment der für England nur immer eintreten konnte. Vor ein paar Jahren wäre Irland unschwer zu befriedigen gewesen, ganz und vollständig; jetzt dürfte auch die ausgiebigste Abhülfe der Beschwerden Irlands die im Lande eingefressene Unruhe so schnell nicht ersticken. Vielleicht würde dadurch die Aufregung auf der grünen Insel sogar vermehrt und die Stellung der herrschenden Aristokratie im Mutterlande selbst unberechenbar erschwert. Wie ganz anders stünde diese regierende Classe jetzt da, wenn sie Irland Gerechtigkeit gewährt hätte als es noch Zeit war.

Andererseits hat es allen Anschein, daß auch in der specifisch englischen oder der sogenannten Parlaments-Reform-Frage die Geschichte der sibyllinischen Bücher sich wiederholen werde. So droht also in den drei Reichen Ihrer brittischen Majestät die kosmopolitische Revolution jenseits des St. Georgs-Kanals, mit der großen social-politischen Bewegung dießseits Hand in Hand zu gehen um jede Wiederkehr ruhiger und stabiler Zustände auf lange hin unmöglich zu machen. Inzwischen fliegt das Steuer des Staats aus den kraftlosen Händen der Einen aristokratischen Partei in die kraftlosen Hände der andern wie im Ballspiel hin und her, bis endlich — und der Zeitpunkt dürfte in nicht allzu großer Ferne liegen — die gesammte herrschende Classe genöthigt seyn wird ihren vollendeten Bankerott zu erklären. Das will aber in England ungleich mehr besagen als in jedem andern Lande die Entthronung der regierenden Dynastie.

Und alles Dieß in einer Zeit wo England wenn je, gesammelt und mit compakter Macht auf der europäischen Hochwacht stehen sollte, jeden Augenblick bereit sein achtunggebietendes Wort in die bevorstehende Weltkrisis hineinzusprechen. Das wäre jetzt die Rolle Englands um seiner Selbsterhaltung willen. Aber wer in aller Welt denkt noch an England und achtet noch seine Politik? Seitdem es sein fanatisches Rachewerk in Italien vollbracht, hat das auswärtige Amt in London müßig zusehend die Hände in den Schoos gelegt, während die gewaltigsten Veränderungen das Angesicht Europa's umgestaltet haben. Schon diese absolute Unthätigkeit welche in so schreiendem Gegensatze stand zu der fieberhaften Thätigkeit Englands auf dem Gebiet der auswärtigen Politik bis zur Zeit des Krimkriegs, war ein sprechender Beweis, daß ein tiefes lähmendes Leiden die innersten Organe der Monarchie ergriffen und ihre natürlichen Funktionen gestört habe. Und jetzt bricht die volle Wuth der Krankheit in dem Momente aus wo die fortwirkende Erschütterung Mitteleuropa's folgerichtig den Orient ergreift

und die theuersten Interessen der gesammten Weltstellung Englands in Frage zieht. Nach außen aber hat die stolze Beherrscherin der Meere furchtbare Feinde im Rücken, keinen Freund und Alliirten vor sich, den Glauben und das Vertrauen überall verloren. Der ganze Continent macht Politik ohne an England nur zu denken, geschweige sich zu kehren. Und man hat recht; denn England scheint auf seinen wachsenden Goldhaufen bloß mehr zu vegetiren, als politische Macht aber abgedankt zu haben.

Wer hätte das je gedacht, daß kaum ein Jahr nach Lord Palmerstons Tod die öffentliche Meinung von ganz England dahin interpretirt werden könnte: auch für den Bestand der Türkei werde man in London keinen Finger mehr rühren und sich ganz gleichgültig dazu verhalten, was aus dem Reich des Sultans und seinen auseinander fallenden Provinzen werden möge. In beißender Selbstironie haben die Times auf diese Symptome der politischen Rückenmarks-Schwindsucht hingedeutet und hinzugefügt: Großbrittanien stehe eben jetzt auf dem Niveau der weiland alternden Republik von San Marco. Freilich haben andere Stimmen erklärt: nur Aegypten möge Europa nicht antasten, denn für die Unabhängigkeit des Isthmus von Suez werde England bis auf's Messer kämpfen, da allzu großartige und schlechthin maßgebende Interessen für die englische Politik hier auf dem Spiele stünden. Vielleicht erläutert sich daraus die merkwürdige Stelle in der jüngsten englischen Thronrede, wo Rußland als der Verbündete Englands in Sachen der Türkei bezeichnet wird. Genau genommen wäre dieß der Standpunkt den der alte Czar Nikolaus 1853 in seinen berühmten Gesprächen mit Lord Seymour vergebens angeboten hat. England wollte damals lieber den furchtbaren Krimkrieg wagen als die orientalische Frage Hand in Hand mit Rußland lösen. Jetzt ist es zweifelhaft, ob dieses England überhaupt noch eine Hand zu bieten hat, oder ob irgend Jemand Lust hätte diese schlaff gewordene und immer ohnmächtiger werdende

Hand zu ergreifen, um ein gemeinsames Abenteuer zu bestehen, damit der englischen Spekulation auch ferner der Isthmus von Suez gesichert sei zur privilegirten Aussaugung der indischen Reiche.

Während ich diese Zeilen schreibe, fällt mir der Gedanke schwer auf's Herz, wie in kurzen Jahren die ganze Welt um uns her eine andere geworden ist weit über unser Fassungs-Vermögen hinaus. Unzweifelhaft haben unsere Ahnen kaum in dreihundert Jahren so gewaltige Aenderungen erlebt wie wir in dem kurzen Zeitraum einer halben Generation. Und doch ist dieß Alles nur Vorspiel für jene nahe Zeit, wo alle bloß politischen Fragen gänzlich in den Hintergrund treten, und ausschließlich nur die großen Fragen der Gesellschaft, die socialen Probleme maßgebend seyn werden. Das wird dann die neue Weltperiode seyn, deren Wehen sich nirgends in der civilisirten Menschheit unverkennbarer ankündigen als in dem Mutter- und Hauptlande des modernen Industrialismus.

Darin liegt die immense Bedeutung der englischen Parlaments-Reform-Frage. Unterschätze man ja diese Bewegung nicht, etwa deßhalb weil sie so gemächlich und langweilig zu verlaufen scheint. Es ist nicht zufällig, sondern tief und nothwendig in der fraglichen Bewegung gegründet, daß England politisch in ein müßiges Zusehen versunken ist, während nicht nur ganz Europa sondern auch die neue Welt jenseits des Oceans bis zur Unkenntlichkeit sich umgestaltet ohne daß der alte Balancirer des Weltgleichgewichts ein Wörtlein, geschweige denn sein Wort mitgesprochen hätte. England ist mindestens auf Einer Seite gelähmt vom Schlagfluß der socialen Frage.

II.

Im Jahre 1859 hatte Lord Russel an der Spitze des liberalen Kabinets seine dritte Parlamentsreform-Bill eingebracht. Es war nicht nur eine Censusbill, das heißt ein

Vorschlag zur Herabsetzung des Wahlcensus (auf 6 Pf. St. Miethsteuer in der Stadt und 10 Pf. in den Grafschaften); sondern es war auch eine Bill zur neuen Austheilung der Wahlsitze, das heißt es sollte abermals eine weitere Anzahl von sogenannten verrotteten Wahlflecken aufgehoben werden. Das Gesetz und das Kabinet scheiterten aber an dem Widerstande der Tories, welche man, nebenbei gesagt, bei uns immer noch als conservative Partei im continentalen Sinne zu betrachten pflegt, während doch der Tory nichts Anderes ist als die ältere Familie in der herrschenden Aristokratie und als solcher sich berufen fühlt den ehrgeizigen Wetteifer der jüngern Abtheilung in der herrschenden Classe (Whigs) zu zügeln und aufmerksam zu reguliren. „Parteien“ in unserm Sinne des Wortes gibt es in der obersten Schichte des englischen Volkes überhaupt gar nicht; denn was man so nennt, hat im Grunde dasselbe Ziel und Interesse der Politik.

Die Tories brachten damals den eitlen alten Russel zu Fall, indem sie ein liberaleres Wahlgesetz einzubringen versprachen als das seinige. Und jetzt haben sie dieses Manöver wirklich ausgeführt. Denn das gegenwärtige Kabinet hat das Princip des Mieth-Census ganz fallen lassen, um den Hausbesitzer an die Stelle zu setzen, wenn auch mit gewissen Beschränkungen z. B. einer Anzahl Jahre nach deren Umfluß erst der Hausbesitz das Wahlrecht verleihen würde, wodurch natürlich die flottirende und rasch wechselnde Mehrzahl des Arbeitervolks doch wieder von der Urne ausgeschlossen würde. Auch andere Punkte in Disraeli's neuer Bill haben die Bestimmung alle bisherigen Zusagen der liberalen Whigs zu übertrumpfen, wenigstens scheinbar; und die Aufgabe der Gegenpartei ist es nun zu zeigen, daß eben Alles nur Schein und Täuschung sei.

Man darf sich allerdings durch derlei liberale Anwandlungen der Tories nicht täuschen lassen. Die beiden Parteien der herrschenden Aristokratie haben immer das gleiche Ziel, sie wollen immer nur sich selber bei der Herrschaft sichern

und erhalten; verschieden sind sie bloß in den Mitteln und Wegen. So kann selbst ein unter das Ermessen der Whigs herabgesetzter Census den Tories als zu ihren specifischen Herrschaftszwecken dienlich erscheinen, sobald nur der Census nicht bloß von dem Pacht eines Hauses sondern auch eines Gartens oder Feldstücks gilt. In diesem Falle könnte das Uebergewicht der städtischen Wähler immer noch durch die Herbeiziehung der ergebenen und ganz vom Grundbesitzer abhängigen ländlichen Pächter paralysirt werden. Was das bedeuten will, ergibt sich leicht aus der Thatsache welche Bright neuerlich nachgewiesen hat: daß die Hälfte des gesammten Grund und Bodens von England nicht mehr als 150 Besitzer hat und in Schottland die Hälfte alles Grund und Bodens 10 oder 12 Eigenthümern gehört. Von diesen hängen dann die Pächter bei den Wahlen natürlich ganz und gar ab, und man kann ziemlich genau berechnen, wie viel vom ländlichen Proletariat es bedarf um bei den Wahlen das städtische Proletariat zu paralysiren.

Auch den Whigs ist es bei ihren zahllosen Versuchen von welchen stets einer verkünstelter als der andere ausfällt, immer nur darum zu thun eine Parlamentsreform zu Stande zu bringen, welche die Herrschaft ihrer Classe nicht nur nicht gefährdet sondern sogar weiter und besser garantirt. Nur in den Mitteln zum Zweck unterscheidet sich diese Abtheilung der herrschenden Aristokratie von der andern, indem sie die Spitzen des bürgerlichen Erwerbslebens, den Mittelstand und insbesondere die eigentliche Bourgeoisie heranziehen und mit sich vereinigen will, was die andere aristokratische Partei für ein gefährliches Experiment hält. In diesem Sinne hat auch die englische Bourgeoisie die vierte Reformbill Lord Russels von 1866 beurtheilt. „Es handelt sich nicht darum der arbeitenden Classe einen gefährlichen Einfluß auf die Regierung zu gestatten, sondern die Mittelclasse zu der ihr gebührenden Herrschaft zu bringen. Von dem gebildeteren Theil der Arbeiter, von den 300,000 neuen Wählern die geschaffen wer-

den sollen, ist keine communistische und republikanische Umwälzung zu befürchten. Noch immer werden fünf Siebentel der volljährigen männlichen Bevölkerung Englands unvertreten bleiben"*). Und das schien eine hinreichende Garantie gegen jede Verrückung des englischen Herrschaftsprincips.

Solch eine mäßige Heranziehung des Mittelstandes, wie sie freilich in die Berechnungen der liberalen Aristokratie und der industriellen Bourgeoisie vortrefflich taugen mag, kann aber natürlich die tiefer stehenden Schichten des Mittelstandes und beziehungsweise der Arbeiter nicht befriedigen. „Arbeiter" pflegt man in England auch noch solche Handwerksleute zu nennen die mit ein bis zwei Gesellen arbeiten und ihre Produkte in eigenen Läden verkaufen. Bei uns ist das schon ein guter Bürger; in England aber müssen diese Leute größtentheils vom Parlaments-Wahlrecht ausgeschlossen seyn, und wer hiegegen seine Stimme erhebt, der zählt schon zu der dort sogenannten „radikalen Partei." Der Name „bürgerliche Demokratie" würde die Sache vielleicht besser bezeichnen, und sie war die eigentliche Trägerin der Reformagitation bis auf die jüngsten Jahre. An ihrer Spitze hat sich John Bright, der Quäker, seit acht Jahren einen berühmten und in seiner Heimath gefürchteten Namen gemacht.

Herr Bright ist übrigens noch nicht Demokrat in dem Sinne des Worts, daß er ein Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts wäre. Noch weniger ist er Socialdemokrat. In der Hitze des Kampfes ist er allerdings schon weit voran gedrängt worden; er hat sich wiederholt mit dem eigentlichen Radikalismus der Chartisten freundlich berührt, und es sind ihm in seinen Standreden sogar schon Berufungen an die physische Gewalt entschlüpft. Aber auch der philosophische Schatzkanzler Gladstone hat vor ein paar Jahren übereinmal in dem sprachlos erstaunten Hause der Gemeinen eine Rede

---

*) Allgemeine Zeitung vom 25. Februar 1866.

gehalten, in der er das Parlaments-Wahlrecht vom Standpunkt der allgemeinen Menschenrechte betrachtete, und beklagte daß den arbeitenden Classen dieses Menschenrecht fast ganz entzogen sei. Und dann hat derselbe Mann als Minister doch wieder eine Reformbill eingebracht die hinter Brights bescheidensten Erwartungen zurückblieb. Bright selbst hat vor acht Jahren einen Reformentwurf vorgelegt, bei dem immer noch volle zwei Drittel der Arbeiter ohne Stimmrecht geblieben wären, und er hat wiederholt erklärt daß er an diesem Entwurf festhalte. Die Massenherrschaft würde er noch mehr fürchten als die von ihm unablässig angegriffene „Oligarchie". Allerdings hat er bei der großartigen Arbeiter-Versammlung zu Glasgow ausgerufen: „Die Classenherrschaft hat Banquerott gemacht, laßt es uns mit der Nation versuchen." Aber in einem von dem numerischen Uebergewicht der Arbeiterwelt beherrschten Parlament würde Bright noch viel weniger den Ausdruck der Nation erkennen als in den Fraktionen der „obern Zehntausend".

Er und die frühere „Reformliga" attestirten ihren rein bürgerlichen Standpunkt schon dadurch, daß es ihnen nicht so fast darum zu thun war, für einen bedeutend niedrigern Census das Parlaments-Wahlrecht zu erobern, als vielmehr darum daß die Zahl der Parlamentssitze anders vertheilt würde als bisher. Bis jetzt stand die Mehrzahl der zu Wählenden den ländlichen Bezirken zu, fiel also unter den Einfluß der großen Grundbesitzer oder der aristokratischen Oligarchie; künftig sollte das Verhältniß zu Gunsten der Städte und ihres Industrialismus umgekehrt seyn. Dahin ging die Haupt-Tendenz der Reformliga. Man erkennt darin auf den ersten Blick den reinen Bourgeoisie-Standpunkt mit seiner unversöhnlichen Feindschaft gegen „Privilegium und Feudalismus", wenn anders nicht beide dem werbenden Capital zu gute kommen.

Darum pflegt Hr. Bright mit Vorliebe folgende Statistik vorzutragen: die Landbevölkerung Englands, etwas geringer

an Zahl als die städtische, habe 750,000 Parlaments-Wähler, die Stadtbevölkerung nur 550,000. Die Städte Englands mit weniger als 20,000 Einwohnern, die eine Gesammtbevölkerung von nur 1,350,000 repräsentiren und nicht mehr als 376,000 Pf. St. zahlen, wählen 215 Mitglieder in's Parlament; die Städte mit mehr als 20,000 Einwohnern, die eine Gesammtbevölkerung von 9,305,000 darstellen und 5,240,000 Pf. St. Einkommensteuer entrichten, wählen bloß 181 Mitglieder in's Unterhaus. Das sind allerdings enorme Ungleichheiten die der Industrialismus seit fünfzig Jahren auf den brittischen Inseln geschaffen hat, und denen gegenüber das aristokratische Herrschaftsprincip unmöglich auf die Länge bestehen kann.

Wir haben im Vorstehenden die drei Parteien geschildert, zwischen welchen sich die englische Parlaments-Reform-Frage bis zum Jahre 1860 hin- und herbewegt hat. Seitdem ist Alles anders geworden. Alle drei Parteien existiren zwar noch und sind in der großen Bewegung enthalten, nur mit dem Unterschiede daß die altbekannte „Reformliga" ihren Charakter namhaft verändert hat, indem sie aus dem Club mehr und mehr auf die Straße hinabrutschte und aus einem Centralpunkt der bürgerlichen Interessen in einen Tummelplatz des eigentlichen Demos sich verwandelte. Das war Ein Symptom der großen Veränderung welche seit 1860 in den inneren Verhältnissen Englands vor sich gegangen ist. Von da an nämlich ist zu den drei Parteien eine neue Partei hinzugekommen und heute steht dieselbe bereits als der wichtigste Faktor der Parlaments-Reform-Frage im Felde.

Den Wendepunkt hat der Bürgerkrieg in Nordamerika gebildet. Es war als wenn eine Vorahnung von dem gewaltigen Rückschlag den die Ereignisse in den Vereinigten Staaten auf ganz Europa und auf England insbesondere ausüben würden, den herrschenden Classen Albions schwer auf das Herz gefallen wäre; so plötzlich verstummte damals in diesen Kreisen die Frage von der Parlaments-Reform.

Zum erstenmale seit vielen Jahren ging die parlamentarische Saison vorüber, ohne daß das Ministerium die Frage berührte. Selbst John Bright verfiel in ein bedeutungsvolles Stillschweigen. Dafür trat jetzt zum erstenmale in der Geschichte Englands der Arbeiterstand in eigener Person mit politischen Ansprüchen auf. Die Erscheinung dieser Thatsache datirte zunächst von einer großen Versammlung, zu welcher sich die Abgeordneten aller Arbeiter-Vereine Englands im November 1861 in Leeds zusammenfanden, und wir werden gleich sehen zu welchen bedrohlichen Dimensionen die Bewegung seitdem angewachsen ist.

Bis dahin hatten immer nur die privilegirten Classen der Wähler, das was man in Frankreich das „gesetzliche Land" genannt hat, zu Gunsten der Nichtwähler agitirt. Der jüngere Theil der herrschenden Aristokratie hatte die Reformbill von 1832 zuwege gebracht. Nachher hatte das höhere Bürgerthum darnach gestrebt weitere Elemente aus dem Mittelstande nach sich zu ziehen und seine Stellung im Parlament zu verstärken. Als aber die Krisis in Nord-Amerika nicht nur die Aristokratie sondern auch die angesehene Bürgerclasse in diesen Bestrebungen plötzlich erkalten ließ, da erhoben sich die Arbeiter und nahmen die Reform-Bewegung selbst in die Hand. Nun konnten freilich auch die älteren Classen nicht mehr zurückbleiben. Aber während dieselben fortfuhren verkünstelte und complicirte Wahlgesetze auszusinnen welche stets die Tendenz verriethen mit der Einen Hand zu geben und mit der andern wieder zu nehmen, hielt der Arbeiterstand unerschütterlich zu seiner Fahne auf der einfach und groß geschrieben stand: „allgemeines Stimmrecht."

Bis heute fahren die privilegirten Classen fort sich um einige Pfund Sterling des Censussatzes zu streiten. Ja im Jahre 1866 hat der Unterschied von Einem Pfund (6 oder 7 Pf. St.) zur Kabinetskrisis geführt. Ob der Census von der Hausmiethe oder der Steuer berechnet werden soll, davon hängt in diesen Kreisen das Heil der Welt ab. Erst die jetzt

von Disraeli eingebrachte Bill läßt diesen Streit fallen, indem sie unter gewissen Bedingungen das Princip des Hausbesitzes, das noch im vorigen Jahre als „radikal“ bezeichnet worden ist, an die Stelle der Hausmiethe setzt. Für die Städte nämlich; denn für das Land handelt es sich auch in der neuen Bill wieder um die Frage, ob der Census 14 oder 15 Pfund betragen soll; und überdieß will die Bill auch noch für Besitzer und Miether in Stadt und Land ein Doppelwahlrecht einführen, zum neuen Beweis daß „England ein herrliches Land ist für — den Reichen.“

Ueberhaupt nehmen die Reform-Vorschläge mit jeder neuen Bill verwickeltere und unnatürlichere Gestalt an. So hat jetzt auch die neue Tory-Bill das Princip der sogenannten Phantasie-Stimmrechte sich angeeignet. Damit die „Intelligenz“ auch ohne Besitz — und nicht bloß „Intelligenz und Besitz“ — unter den Wählern vertreten sei, sollen alle Inhaber akademischer Grade das Wahlrecht haben; ebenso alle welche 50 Pf. in Staatspapieren oder 20 Pf. in der Sparkasse besitzen oder 20 Pf. direkter Steuer zahlen. Schon im vorigen Jahre hat Bright gegenüber der Gladstone'schen Bill bemerkt, daß diese Sparkassen-Clausel und Aehnliches aller Art von Betrug und Vorspiegelung Thür und Thor öffnen würde. Dennoch tauchen dieselben Experimente jetzt wieder auf, und zur Ergötzung der Arbeiterwelt streiten sich die aristokratischen Parteien, ob die angebliche Vermehrung der Wählerzahl um nahezu eine Million durch die neue Bill — Wahrheit oder Humbug sei. Nimmt man noch alle die verfänglichen Controversen über die Austheilung der Parlamentssitze hinzu, so erhält man einen annähernden Begriff von den staatsrechtlichen Künsteleien womit die alten Parteien um das einfache Princip des allgemeinen Stimmrechts herumzukommen suchen müssen.

In dem Maße als die Rathlosigkeit in den obern Regionen wächst, kräftigt sich natürlich die Opposition in den untern Schichten und werden ihre Forderungen ungestümer.

Es kommt noch ein Umstand hinzu welcher die neue Partei des Arbeiterstandes sehr wesentlich fördert. Ich meine die trüben Erscheinungen welche gerade in neuester Zeit Schlag auf Schlag die in der Aristokratie des Gelds und des Bluts weit und breit herrschende Corruption und Entsittlichung aufdeckten. Diese unaufhörlichen öffentlichen Scandale mußten nothwendig die traditionelle Achtung vor der herrschenden Aristokratie in rasche Abnahme bringen und jene Classen in den Augen des Volkes herabsetzen deren moralischer Einfluß früher viel größer war. Alle die unzähligen Bankerotte welche den maßlosen Schwindel der geachtetsten Firmen enthüllten, die Wahlbestechungs- und sonstigen Schmachprocesse welche sogar die den Thron zunächst umgebenden Kreise berührten — mußten das Vertrauen zu der bisherigen socialen Ordnung in den Gemüthern der Masse tief erschüttern. Das englische Herrschaftsprincip ist nicht nur materiell sondern auch moralisch unterlegen.

Die Arbeiterwelt hingegen hat sich mit einer Macht und sittlichen Wucht erhoben, von der trotz des sehr ausgebildeten Vereinswesens in England vor ein paar Jahren noch Niemand einen Begriff hatte. Man zählt die Köpfe ihrer Meetings fast regelmäßig in die Hunderttausend und mehr, und noch immer nimmt die Großartigkeit dieser Demonstrationen zu die in den Annalen der englischen Verfassung kein ebenbürtiges Beispiel findet. Selbst die Times haben sich endlich genöthigt gesehen nicht nur Notiz zu nehmen von der neuen Bewegung im Arbeiterstande, sondern auch in anständigem Ton über die Verhandlungen dieser Massenmeetings zu berichten deren ewiger Refrain das „allgemeine Stimmrecht" ist. Dabei ist es nur einmal durch die ungeschickte Einmischung der Polizei im Hydepark, zu tumultuarischen Scenen und zu einem förmlichen Kampfe mit den Constablern gekommen. Ueberall sonst bewegten sich die Massen in einer taktvollen Ordnung die auch den Gegnern Achtung abnöthigte, und selbst in den conservativsten Kreisen den Ge-

danken wachrief, daß an dem endlichen Erfolg einer Reform-Bewegung die so imposante Massen in's Feld führt, Niemand mehr zweifeln könne.

Durch dieses Vorgefühl sieht sich nun ganz England in eine völlig neue Situation versetzt. Folgerichtig schreitet der Zerfall der alten Parteien mit rapider Raschheit fort, die Principien und geheiligten Traditionen der Politik beginnen wohlfeil zu werden wie Brombeeren und es treten persönliche Wandlungen zu Tage die man bei dem eisernen Verband der herrschenden Parteien Englands noch vor Kurzem hätte unmöglich erachten sollen. Daß im vorigen Jahre die Abschaffung des Parlaments-Eids (wodurch die katholischen Mitglieder den königlichen Supremat anerkennen mußten) und jetzt die Aufhebung der Zwangs-Kirchensteuer aller Confessionen zu Gunsten der Staatskirche, eine Maßregel die seit 1834 nicht weniger als 36mal im Parlament verworfen worden war und an die jetzt noch kein richtiger Anglikaner zu glauben vermag — so gleichgültig auf- und fast ohne Kampf angenommen werden konnte: das ist zwar sehr erfreulich für uns, aber ein schlimmes Zeichen für die moralische Gesundheit und Widerstandskraft Altenglands. Vergleicht man dieses auffallende Schwinden aller festen Tradition mit dem Anwachsen der neuen Bewegung, so ist es nicht zu verwundern, wenn in England mehr und mehr selbst die besonnensten Leute von einem eigenthümlichen Gefühl der Unsicherheit, wie vor einer nahe bevorstehenden Revolution eingeschüchtert werden. „Es liege etwas in der Luft“, „es schwelle irgendwo“, „Classe mache Front gegen Classe“: das sind so alltägliche Redensarten geworden und man wird origineller Weise an die Ungläubigen in der Fabel vom Wolf gemahnt, wenn man nicht mit diesen vagen Befürchtungen übereinstimmt*).

Aber natürlich: nicht eine politische Revolution fürchtet man. Dazu ist der ganze Grundbau der englischen Gesellschaft

*) Londoner Correspondenz in der Kreuzzeitung vom 13. Februar 1857.

nicht angethan. Allein daß der Kampf zwischen Capital und Arbeit auf eine große Krisis hinarbeitet, das ist klar. Es ist schon keine ganz neue Erscheinung mehr, daß große Fabrikanten damit umgehen ihre Geschäfte nach Belgien und andern Gebieten des Continents zu verlegen, wo die Arbeiter wohlfeil und mit geringerer Löhnung zufrieden sind. In England ist dieß selbstverständlich um so weniger der Fall, und ist auch bessere Löhnung bei kürzerer Arbeitszeit nicht mehr im Stande die Arbeiter zu befriedigen, in dem Maße wie sich dieselben als politischer Stand mit Ansprüchen auf parlamentarische Vertretung fühlen. Das ist die bedenkliche Physiognomie der socialen Zustände Englands überhaupt und der Reformfrage insbesondere.

Von diesem Gesichtspunkte aus hat auch die Mehrheit des Unterhauses im Juni v. Js. die Gladstone'sche Reformbill verworfen. Es waren sehr merkwürdige Debatten vorhergegangen, und wenn auch das liberale Kabinet schließlich in einem Nebenpunkte zu Fall kam, so ist doch kein Zweifel über den Geist der die Abstimmung beherrschte. Bright hatte wiederholt nachgewiesen, daß von je 100 erwachsenen Engländern 84 ohne politische Rechte seien, und daß von den 16 welche Stimmrecht bei den Wahlen besitzen, der größte Theil durch den überwiegenden Einfluß der grundbesitzenden Aristokratie und durch Bestechung um die Freiheit seiner Wahl betrogen werde. Der Schatzkanzler selbst hatte sich in der Debatte vom 12. März v. Js. in der Lage gesehen immer wieder zu versichern, daß durch seine Bill an diesem Zustand der Dinge im Wesentlichen nichts verändert werden würde. Er bemerkte zu allen Hauptbestimmungen der Vorlage ausdrücklich, daß die arbeitende Classe dabei fast gar nicht, die Mittelclasse aber sehr überwiegend betheiligt seyn, die erstere überhaupt nur sehr geringen Zuwachs an Stimmberechtigten erlangen würde. Er faßte schließlich den Geist und die berechenbare Wirkung seiner Bill zusammen wie folgt:

„Eine Herabsetzung (des Census) auf 6 Pf. St. würde

den jetzigen Arbeiter-Wählern in den städtischen Bezirken 242,000 Arbeiter hinzufügen, was dieser Classe in den Städten die Majorität, die Zahl von 428,000 geben würde. Das Parlament wird daher wenig geneigt seyn auf eine solche Erweiterung der Wahlberechtigung einzugehen. Um einer derartigen plötzlichen Verlegung des Schwerpunktes vorzubeugen, und zugleich der arbeitenden Classe gerecht zu werden, schlägt die Regierung vor, einen Miethwerth von 7 Pf. St. zur Basis zu nehmen, was eine Vermehrung der wahlberechtigten Arbeiter um anscheinend 208,000, doch nach den nöthigen Abzügen in Wirklichkeit um 144,000 ergeben würde. Der Gesetzentwurf wird, wenn angenommen, die Wählerschaft von England und Wales um 400,000 Stimmberechtigte bereichern, deren Eine Hälfte aus Arbeitern bestünde. Auf dem Lande wird sich das Verhältniß so stellen, daß die arbeitende Classe an Einfluß noch verliert, während sie in den städtischen Wahlbezirken Eine Stimme unter dreien erhalten würde. Im Ganzen wird die Wählerschaft von England und Wales sich auf 1,064,000 vermehren, 550,000 auf dem Lande und 514,000 in den Städten, und die Stimmberechtigten würden den vierten Theil der erwachsenen Männer ausmachen."

Man muß gestehen, daß eine solche Sprache nach unsern continentalen Begriffen noch immer exclusiv bis zur Unerträglichkeit lautet, und daß der conservativste Politiker auf dem Continent in einer solchen Bill noch immer keine Verletzung des geheiligten Princips einer Verfassung hätte finden können, welches von dem großen Londoner Bourgeoisie-Blatt damals mit den Worten ausgesprochen wurde: „Herrschaft der Majorität sei eine mit der Freiheit unverträgliche Tyrannei." Trotzdem fiel die Bill, und zwar dadurch, daß 33 Mitglieder der Whigpartei der Parteifahne offen den Rücken wandten und mit den Gegnern stimmten. Seit der „glorreichen Revolution" soll ein solches Beispiel von Abtrünnigkeit in der herrschenden Classe nie vorgekommen seyn. Man gab den Ueberläufern den Spitznamen „Adullamiten". Es ist aber sehr interessant die Gründe zu hören welche die

Mehrheit und insbesondere die Adullamiten zur Verwerfung der Bill bewogen haben. Man wird sogleich sehen, daß die Motive klar und deutlich aus der durch das Erscheinen der Partei des vierten Standes gänzlich veränderten Situation der social-politischen Verhältnisse Englands hervorgingen.

Am präcisesten sprach sich Sir Edward Bulwer-Lytton, ein alter Tory aus. Selbst ein Census von 7 Pfd. St., sagte er, würde den arbeitenden Classen fast die Hälfte der Burgflecken-Sitze in die Hände spielen. In drei oder vier Jahren werde eine Menge von Leuten die bisher 6 Pf. zahlten, des Votums wegen 7 Pf. zahlen und aus eigenem Interesse werde ihnen dabei der Hausbesitzer, der Häuserspekulant und der Parteimann an die Hand gehen. Werde man dadurch dem besten und gebildetsten Theil der Arbeiterclassen zur politischen Erhebung verhelfen? Das verneine er. Das demokratische Element habe bei manchen Fehlern auch große Vorzüge und am gehörigen Orte seine Berechtigung. Aber verderblich sei es in einem alten Lande von kleinem Flächenraum, mit dichter Bevölkerung und einem riesigen von Credit und nationalem Prästigium abhängigen Handel . . . Nur wo im Ganzen die Mittelclassen vorherrschen, finde eine redliche und getreue Vertretung des Gemeinwesens statt. In politischen Fragen, das gebe er zu, haben die Arbeiter kein Classen-Vorurtheil; aber so oft es sich um Arbeitskraft und Capital, um das Verhältniß zwischen Herrn und Dienern handle, würden sie fest zusammenhalten, und daher in Fragen von denen die Existenz eines Handelslandes abhänge, von einer allzu großen politischen Macht keinen heilsamen Gebrauch machen.

Diese Worte waren namentlich zweien der Adullamiten von der hohen Bourgeoisie aus der Seele gesprochen. Herr Lowe vergleicht die Bill mit dem trojanischen Pferd wodurch eine Mehrheit von Erwählten der arbeitenden Classen in das Haus gelangen werde. Zur Charakteristik dieser Classen weist aber der Redner auf die Trades' Unions (die groß-

artigen Arbeiter- oder Gewerksvereine) hin die sich weniger damit abgäben die Meister oder Arbeitgeber zu bekämpfen als die besten, talentvollsten und fleißigsten unter den Arbeitern selbst. Diesen Classen fehle nichts als der Einfluß auf das Parlament um das größte Unheil zu stiften und das Land auf die unaufhaltsame Rutschbahn der Demokratie zu reißen. Bankerotte Leute würden dann ins Parlament kommen, Leute die zur Politik greifen weil sie jeden andern Berufszweig sich abgeschnitten haben; im Parlament werde dann die Neigung Krieg anzufangen vorherrschen und der Haß gegen den Freihandel. — Ebenso erklärte Herr Laing: „man befinde sich in einer großen Krisis, an einem Wendepunkt in der politischen Geschichte Englands, und bei aller Sympathie für das Loos der arbeitenden Classen könne er ihnen nicht Rechte zugestehen, wodurch sie vermöge ihrer numerischen Stärke die politische Herrschaft über alle andern Classen erringen würden. Er müsse offen gestehen, daß er vom Tag der Annahme dieser Bill den Anbruch des Socialismus datiren würde.“

Jetzt liegt aber im Wesentlichen dieselbe Bill wieder vor noch etwas reicher ausgestattet mit Concessionen die vor ein paar Jahren noch als enorm radikal und amerikanisch erschienen wären — ein Wahlgesetz-Entwurf von torystischer Seite, bei deren Anblick selbst der alte „stockliberale“ Lord Russel sich auf die äußerste Rechte gedrängt sieht.

Es wäre überflüssig ein Wort beizufügen zur Charakterisirung der innern Lage, in die England in dem Moment versunken ist wo es mehr als je ganz Aug und Ohr seyn sollte für die gewaltigen Entwicklungen die in beiden Hemisphären sich vorbereiten. In allen großen Industrieländern rückt die neue Gesellschaft aus dem Hintergrunde vor und der alten Gesellschaft in ihrer modern-liberalen Umgestaltung auf den Leib. Aber in keinem Lande der Welt ist dieses verhängnißvolle Andringen zur Zeit bedenklich oder auch nur besonders fühlbar und greifbar als nur allein in England;

denn nur in England erscheint es friedlich und — systematisch im Ringen nach dem Scepter der Gewalt. Die unvergleichliche Prosperität Englands — wie maßlos hat man sie gerühmt! Jetzt zeigt sie ihre Kehrseite und die Welt wird dort interessante Studien machen können über die Culturblüthe des liberalen Oekonomismus.

XXXIX.

Ein neuer Todtentanz.

Die Arbeit des Todes. Ein Todtentanz von Ferdinand Barth. München, Braun und Schneider 1867. 4.

Daß die Idee, welche den Todtentanzbildern insgemein zu Grunde liegt, einer weiteren Ausbildung fähig sei, zeigt die neuere Entwickelung dieser Kunstrichtung. Alfred Rethel hat in großartigster Weise seine Bilder gezeichnet und selbe wie ein warnender Eckart der rothen Bewegung im Jahre 1848 entgegengestellt; später variirte Eduard Ille mit seinen „Todsünden" das alte Lied in Motiven religiöser Ethik; Andere, wie Franz Pocci, fanden gleichfalls Anknüpfungspunkte genug denselben Stoff unserer Gegenwart aufs neue zu eindringlichem Verständniß zu bringen. Die alte muthwillige Sitte des „Tanzes" hat längst der ernsteren Arbeit Platz gemacht; das Knochengerippe springt, pfeift und jubelt nicht mehr, aber es triumphirt immer noch, doch mit dem Bewußtseyn daß es nur ein Werkzeug in der Hand des Höchsten ist. So faßte auch unser jüngster Künstler, Hr. Barth, seine Aufgabe und spricht sie in eigenen ungeschlachten Versen aus:

Schau Sterblicher des Tod's Gewalt,
Und seine Näh' zu jeder Stund';

Sein Treiben, das schon oft gemalt,
Thut wieder sich in Bildern kund,
In Bildern, wie der Stoff sie bringt,
So schaurig wie des Grabes Grauen;
Wer aber forschend in sie dringt
Und sich versenkt in stilles Schauen,
Der dankt Dem der das All bewegt,
Der Hoffnung in die Seele legt,
Der danket Dem der Alles richtet
Und durch den Tod all' Wirrsal schlichtet.

Es erregt im Voraus das Interesse, wenn man weiß, daß der Künstler mit so einem ernsten Wollen und Streben noch ein Jüngling ist, der vor kurzer Zeit nach der Handtirung seines Vaters Balken visirte, das Zimmermannsbeil schwang und in den jüngsten Kriegsläuften, seiner militärischen Pflicht zu Folge, die Muskete führte. Auf dem Vorblatt hat er sich abgebildet, sinnirend in seiner stillen Kemenate, bei Lampenlicht den Stift führend, vor sich den unerbittlichen Knochenmann, der ihm die Welt im Spiegelbilde weist. Und so erscheint denn alsbald der unheimliche Allerweltsmann in voller Arbeit: er nimmt das Kind von der Schaukelwiege, zwingt die blühende Jungfrau in den Schrein, führt das alte Mütterlein an die Grube, legt dem Arzte sein sicheres Recipe vor und legt den Fahnenschwinger matt.

Dann aber schwingt sich der Künstler von dem herkömmlichen Wege auf die originellen Steige seiner eigenen Erfindung. Er schildert den vom Tode gehetzten Gebirgsschützen der auf die edle Gemse wildert, oder zeigt den Tod als heimtückischen Führer des verwegenen Alpensteigers. Auf einem anderen Blatte lauert der „Holtzmeyer" — wie Geiler von Kaisersberg in seinen Predigten de arbore humana den Tod bezeichnet — auf einen frommen Wallbruder welcher mit Muschelhut und Stab auf der Pilgerfahrt, von einem gräulichen Gewitter überfallen, unter eine hohe Eiche flüchtet und hier vom Blitz erschlagen wird. Der Demi-Monde-Dame setzt er die Crinoline in Brand; den Locomotivführer reißt er vom Feuerwagen. Er ist es der die Falle schließt, daß der Kohlendampf durch das Dachkämmerlein des armen Mannes schleicht; vergebens rafft auf dem grausigen

Bilde das Opfer der Unvorsichtigkeit sich auf, mechanisch und instinktiv schleppt es sich nach dem Fenster und bricht von den nachspinnenden Nebeln betäubt zusammen.

Von ergreifender Wirkung ist das Krankenlager des leidgeprüften, abgezehrten Familienvaters; er hat den erlösenden Freund Hain unzählige Male herbeigewünscht, jetzt wo er wirklich unverhofft erscheint, möchte der längst darauf Gerüstete doch noch — eine Stunde Aufschub. Dann sitzt er als Zechgenosse beim wilden Schlemmer und stößt ihm das Glas mit dem perlenden Schaumweine in Scherben; er springt als Irrlicht dem flüchtenden Reitersmanne voraus und sprengt ihn mit seiner bleichen Leuchte in Sumpf und Ried und Untergang; mit verheißungsreichen Lockungen steht er auf dem Auswandererschiff und födert die Paare hinüberzusegeln um einen neuen Herd zu gründen in der — ewigen Heimath. Eine bekannte Jugendlust parodirend steht er als Kaufmann in seinem Kram, in welchem wanderlustige Studentlein die ersten Cigarren kaufen die er ihnen mit grinsender Freude anzündet. Ein andermal geleitet er als Cavalier und Mann vom guten Ton eine heißwogende Schöne vom glühenden Tanze hinaus in die erfrischende Zugluft, wo jeder Athemzug als zehrendes Gift in die Lunge schleicht. Er spielt die Rolle des Croupier am Roulette, der verlorne Mann aber kommt ihm zuvor und endet selbst sein Leben: nur der lebensmüde feige Thor kommt dem Tode zuvor und pfuscht ihm ins Handwerk. Dafür löst er den armen Gefangenen aus den Banden, ehe die Hand der Gerechtigkeit sein Haupt unter das Fallbeil bringt. Den Bildhauer überrascht er an der Arbeit und stürzt ihm schadenfroh den für einen Anderen gemeißelten Leichenstein um. In zwei Darstellungen aber ist unser Künstler ganz originell, indem er mit festsitzendem Hieb die moderne Bauwuth ironisirt, welche mit gewissenloser Habsucht nur auf den äußeren Schein ausgeht: hier arbeitet der Tod am Mörteltrog, indeß im Hintergrunde das gothische Gewölbe einer gespreizten Façade zusammenstürzt und zur gerechten Strafe offenbar den eigenen Baumeister erschlägt. Dann aber ist es wieder der Knochenmann welcher am Spunde sitzt und die schäumenden Krüglein aus dem braunen Gerstensaftfasse verzapft, jenen nicht nur metropolen Labetrunk welcher mit seiner chemi-

schen Verkünstelei als reiner Giftstoff wirken soll. Zuletzt läutet er dem frommen Einsiedel das Zügenglöcklein. Damit ist das vollgezählte Viertelhundert unserer Bilder, aber nicht das Amt des Todes zu Ende der mit Sichel und Stundenglas in der Schlußvignette sprungbereit lauert; denn

Ganz ohne Arbeit und ohne Plag,
Das kommt wohl erst am jüngsten Tag.

Das Werk aber gereicht auch zur Zierde der xylographischen Anstalt, aus welcher es hervorgegangen. Der Begründer derselben, Herr Kaspar Braun, war vor mehr als einem halben Menschenalter nach Paris gegangen, um die in Deutschland so ziemlich verlorene Kunst des Holzschnittes wieder zu erlernen. Nach seiner Rückkehr wurde Herr K Braun*) der Regenerator des deutschen Holzstiches. Eine stattliche Reihe illustrirter Prachtwerke, die zu einer kleinen humoristischen Bibliothek angewachsenen weltbekannten „Fliegenden Blätter", dazu die in ihrer Weise unvergleichlichen „Münchener Bilderbogen", ferner eine große Anzahl religiöser Bilder in ausgezeichneten Xylographien**): beweisen daß die aus Frankreich wiedererweckte Kunst in der alten Heimath längst wieder kräftige Wurzel geschlagen habe.

So mag denn auch dieses jüngste Werk hinüber gehen nach der großen Exposition in der bunten Seinestadt, als eine Probe deutscher Kunst und ein in jeder Weise seltsamer Mahner und Warner.

*) Derselbe ist auch als militärischer Archäologe mit einer historischen Monographie aufgetreten: Das Landwehr-Zeughaus in München, von K. Braun, Oberzeugwart. 1866 (115 S. 8). Ein schönes, wohlgearbeitetes und illustrirtes Werkchen, anspruchslos gediegen wie der Mann selber.

**) Christkatholische Bilder, nach neuen Original-Zeichnungen. 72 Blätter. 8. Neuerdings sind auch die vortrefflichen „Jugendblätter für christliche Unterhaltung" von Isabella Braun in den Verlag des berühmten xylographischen Instituts übergegangen, und haben ihren dreizehnten Jahrgang, unter der kundigen und langbewährten Leitung der Herausgeberin und mit dem neuen Schmucke künstlerischer Ausstattung, in glückverheißender Weise begonnen. Und so fortan!

XL.

Der modern-liberale Staat und die Kirche.

IV. Der Rechtsschutzstaat, die Ueberzeugungs-, Unterrichts- und Religionsfreiheit.

Das Leben, also auch das öffentliche wird von einem geistigen Agens, von einem Gemeinbewußtseyn bewegt. Das heilige römische Reich deutscher Nation stand auf dem christlichen, dem kirchlichen Gesammtbewußtseyn und zerfiel mit dem Aufhören desselben. Dieses geistige, einheitliche, religiöse Agens fehlt in den deutschen paritätischen Staaten. Diesen stellt unsere Zeit das Problem entweder durch die centralisirende, absolutistische Imperatoren- oder Massenherrschaft unterzugehen, von außen oder von innen aufgelöst zu werden, oder sich wieder auf die Grundsätze des Christenthums, auf das gemeinsame Bewußtseyn des Rechts zu stellen, damit nirgends Ungebühr geschehe, die geistigen Blüthen aber auch nicht im Mechanismus untergehen.

Der Staat wie er seit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland zum öffentlichen Bewußtseyn gekommen ist und sich in den neuesten deutschen Verfassungen ausgeprägt hat, setzt sich nur den Zweck das Volksleben, da wo die Einzeln- oder Corporationsthätigkeit nicht ausreicht, sittlich zu entwickeln, die rechtliche Freiheit der Indi-

viduen und Genossenschaften zu schützen, und hiernach die öffentliche Wohlfahrt zu befördern. Der jetzige Staat ist demnach das sittlich-organische Wesen*), welches zur Verwirklichung dieser Zwecke auf einem bestimmten Gebiete**) aus einer unter dem verfassungsmäßigen Haupte***) gegliederten Gesammtheit†) von Menschen und socialen Elementen††) gebildet wird.

Aus diesem Begriffe des Rechtsschutzstaates folgt im Gegensatze zum französischen centralisirenden Staate seine germanische Natur des Selfgovernments. Er beruht auf der Harmonie der Autorität und der rechtlichen Freiheit. Das Gebiet der sittlichen Freiheit gehört hiernach nicht in seine Sphäre, sondern in die des hiefür existenten Organismus, der Kirche. Da beide Organismen in vielen deutschen Staaten kein gemeinsames religiöses Bewußtseyn mehr haben, da also das Gesammtbewußtseyn kein confessionelles, wohl aber ein rechtliches ist, so kann von einer Einheit dieser beiden Rechtssubjekte keine Rede seyn.

Aus diesem Wesen des jetzigen deutschen Rechtsschutzstaates folgt, daß er die berechtigte Bethätigung der Ueberzeugungs- und Religionsfreiheit der Einzelnen, wie deren Verwirklichung durch die hiefür existenten, anerkannten Corporationen und Genossenschaften zu achten hat.

1) Die Ueberzeugungsfreiheit ist das allgemeine Recht die Wahrheit zu erforschen, sie in der Presse, durch die Rede und den Unterricht zum Gesammtbewußtseyn zu bringen. Der heutige paritätische Rechtsschutzstaat als Reprä-

---

*) v. Moy, Grundlinien einer Philosophie des Rechts (Wien 1854 bis 1857) II. 13.

**) Stahl, Philosophie des Rechts (Heidelberg 1853) S. 167.

***) Bischof a. a. O. S. 36.

†) Michaelis, in Schletter's Jahrbüchern Bd. V. S. 77.

††) Bischof a. a. O. §. 30. Mohl, Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften (Erlangen 1856—1858) S. 109 ff.

sentant des politischen Gemeinwillens, kann nicht zugleich der Vertreter der individuellen oder genossenschaftlichen Ueberzeugung, der Wissenschaft und ihrer Lehre seyn. Er würde sonst Eine Richtung protegiren, jede andere aber unterdrücken, und müßte zum mittelalterlichen oder pantheistischen Staate kommen. Der Staat muß deßhalb die allgemeine Freiheit der Presse, die Rede- und Unterrichtsfreiheit, sei sie von Einzelnen oder von Genossenschaften ausgeübt, achten. Der Rechtsstaat ist aber auch verpflichtet keine Störung des Rechts sei es des Staats, der Kirche oder der Einzelnen, durch die Presse oder Vereine zuzulassen. Er muß den dem Gemeinwesen schädlichen (geheimen) Gesellschaften, der Untergrabung der sittlichen Grundlagen rechtlich begegnen. Der Staat darf sich aber die Leitung jener außerhalb seines Gebietes und seines Berufes liegenden geistigen Funktionen nicht beilegen, und muß sie vielmehr der Kirche, den Corporationen und der Privatthätigkeit seiner Angehörigen überlassen*). Der Staat ist nicht der Lehrer und Erzieher, sondern der Beherrscher der Völker; er befaßt sich nicht mit dem inneren, werdenden Menschen, sondern mit dem „civis", dem fertigen Rechtssubjekte.

Was insbesondere das Lehr- und Erzieheramt der Menschheit, die sich durch den einzelnen Staat nicht begrenzen läßt, betrifft, so ist dieses seiner sittlichen Natur gemäß zunächst Sache der Corporationen und Anstalten in welchen das Moment der Sitte deponirt ist, der Kirche und der Familie, wie anderseits der Privaten oder Associationen. Dem Staate steht ein Aufsichts- und Schutzrecht über diese geistigen Funktionen und Anstalten in der Weise zu, daß er als der Vertreter des von der individuellen oder genossenschaftlichen Ueberzeugung getrennten politischen Gesammtwillens**) jeder Rechtsstörung zu begegnen hat. Andrerseits ist ein Ein-

*) R. Mohl, Staatsrecht des Königr. Württemberg I. 9, II. 430.
**) Stahl, Rechtsphilosophie I. 82, 83.

schreiten des Staates geboten, wenn die Einzelnen oder die Genossenschaften den zum Staatszwecke erforderlichen Unterricht nicht leisten, wenn äußere übermächtige Hindernisse der Besorgung desselben entgegenstehen, somit nur von der allgemeinen Staatskraft die Erreichung dieses Zweckes zu erwarten ist, oder wenn aus der Art und Weise wie die Unterrichtsanstalten betrieben werden, eine Gefahr für die Religion, Sittlichkeit oder das Recht hervorgeht. Der christliche Rechtsstaat ist verpflichtet, an seinen Lehranstalten nur christliche, wissenschaftlich-tüchtige Lehrer anzustellen!

2) Mit dem Princip der Religionsfreiheit ist nicht blos die individuelle Gewissens- und Bekenntniß-, sondern auch die Freiheit und Selbstverwaltung der Kirche nach ihren eigenen Gesetzen, die Nichteinmischung des Staats in die religiösen Angelegenheiten und kirchlichen Rechtsverhältnisse gegeben. So verstand noch der Westphäl. Friedens- und der Reichsdep. Hauptschluß die „freie Religionsübung".

Die Kirche achtet diese dem Rechtsstaate zu Grunde liegende Freiheit*). Sie will keinen staatlichen äußeren Rechtszwang zur Erreichung sittlicher, religiöser Zwecke, keine Vermischung des Rechts (der Jedem, auch dem nicht Moralischen, dem Nichtchristen freistehenden Potenz des Willens) mit der Moral (der Entscheidung für das Wahre und Gute). Sie selbst hält sich gleichfalls nicht für befugt solches zu thun, sie beansprucht nur eine Gewalt und zwar nur eine kirchliche über ihre Glieder. Sie beschränkt aber auch diese Gewalt durch die göttlichen und kirchlichen Gesetze**) und gestattet freien Austritt aus ihrem Verbande. Die Kirche

---

*) cf. über die von der Kirche gestattete Religions- und Gewissensfreiheit: v. Ketteler Freiheit und Kirche (Mainz 1862) S. 132 ff.

**) Diese gelten aber nicht bloß für die Kirchenbehörden, sondern auch für ihre Untergebenen im Gebiete des Glaubens, d. h. des Fürwahrhaltens der übersinnlichen, geoffenbarten Dogmen, der darauf beruhenden Moral und des religiös-kirchlichen Lebens.

sondert also die rechtliche von der sittlichen Freiheit, sie gestattet Andern, verlangt aber auch für sich die oben definirte Religionsfreiheit.

Diese Freiheit hat aber, sobald sie zur äußeren Erscheinung kommt, wie jede Freiheit ihre Grenzen und ihre Beschränkung. Die Kirche ist hierdurch, durch die Religions-Freiheit und da sie hiernach ihrer Verfassung gemäß d. h. als öffentliches Gemeinwesen zu existiren und zu wirken berechtigt ist, befugt mit kirchlichen und corporativen Mitteln gegen ihre Mitglieder und Diener gemäß den Kirchengesetzen einzuschreiten, sofern und insoweit sie diese Freiheit mißbrauchen und die Rechte der Kirche verletzen. Sie thut hier nur was jeder Privatverein zu thun berechtigt ist; sie weist die gegen sie von ihren Mitgliedern statutenwidrig begangenen Handlungen, die Rechtsverletzungen kraft ihrer Gesetze zurück. Der Staat kann Niemanden zwingen bestimmte religiöse Handlungen vorzunehmen oder in einer Kirche zu verbleiben. Deßhalb darf er ohne die Religionsfreiheit zu verletzen, auch die Kirche nicht zwingen Jemanden, den sie für unwürdig erklärt, bestimmte kirchliche Rechte ausüben oder im Schooße der Kirche bleiben zu lassen.

Die Religionsfreiheit hat auch vom Standpunkte des Staats eine Grenze. Sie darf nicht dazu mißbraucht werden um solche Sekten zu stiften, welche die Gott- und Sittenlosigkeit*) verbreiten und befördern. Solche Sekten verletzen die ethische Grundlage des Staats, der Gesammtheit und der Individuen, weßhalb der Rechtsschutzstaat deren äußeres Erscheinen und Wirken zurückweisen muß.

V. Der paritätische Rechtsschutzstaat.

Der auf Religionsfreiheit basirte Rechtsschutzstaat bewahrt sich als „moralische Person" seine eigene sittliche,

*) §. 3 J. de just. et jure I, 1: „Juris praecepta sunt, *honeste* vivere, alterum non laedere."

religiöse Freiheit. Er muß aber als solche eine Religion haben, da er wie jedes sittlich-organische Wesen in Beziehung zum Urgrunde aller sittlichen Ordnung stehen muß*). Die christlichen Grundwahrheiten haben die dem Staate als Fundament dienende Civilisation und Freiheit geschaffen; sie allein können sie erhalten. Deßhalb weil die christliche Religion die dem Gesammtbewußtseyn entsprechende ist und wegen der vom Staate zu schützenden Continuität des Rechts ist der deutsche Rechtsschutzstaat ein christlicher. Aus jener religiösen Freiheit des Staates folgt aber, daß er von jeder ecclesia dominans in dem ganzen Gebiete seiner Bethätigung frei ist. Aus der Natur und den bestehenden Verhältnissen der meisten heutigen deutschen Staaten geht hervor, daß sie confessionslos sind.

Aus dieser Unabhängigkeit des Staates von der Kirche folgt aber mit nichten der indifferente Staat. Dieser ist religionslos, kümmert sich gar nicht um kirchliche oder religiöse Angelegenheiten, fördert und hemmt sie nicht, behandelt aber die Kirche als Privatverein nach dem gemeinen Rechte und gewährt ihr keinen weitern Schutz und kein anderes Recht, als jeder im Staate existenten Corporation**). Unstreitig ist in diesem Staate die Ausübung der rechtlichen Freiheit, also auch des Rechts der Kirche möglich und kann diese im Frieden mit ihm leben, was sie mit dem „modernen Staate“ nicht kann. Dieser absorbirt die kirchliche Freiheit, sein Rechtsschutz besteht in der Bevormundung und Hemmung der kirchlichen Gewalt, weßhalb diese mit ihm in Conflikt lebt, sofern sie überhaupt selbstständig wirken will.

Der indifferente Staat widerspricht aber dem Wesen der Kirche und des deutschen Rechtsstaates. Die Kirche ist keine

*) Haller, Restauration der Staatswissenschaften I. 427.

**) Constit. of the United States 1789. App. Art 3. In Amerika läßt das enorm gesteigerte Sektenwesen kein christliches Gesammtbewußtseyn zu.

Privatgesellschaft, sondern ein öffentliches Gemeinwesen*); sie hat als Organismus ihren eigenen öffentlichen Zweck, sie ist eine obrigkeitlich regierte öffentliche Gewalt „visibilis et externus coetus“ Ihre Akte sind wie ihre Beamten als öffentliche rechtlich anerkannt, sie hat als Corporation das Recht der Untheilbarkeit. Der deutsche Rechtsschutzstaat anerkennt seinem Wesen und dem positiven Recht wie der Geschichte gemäß die Kirche mit diesem ihrem öffentlichen Charakter und schützt sie als öffentliches Gemeinwesen.

Der Staat ist andererseits ein Organismus welcher auf denselben ethischen Grundlagen wie die christliche Kirche beruht, also nicht mechanisch von ihr getrennt, sondern nur organisch und geistig, jeder selbstständig in seiner Sphäre neben und mit ihr wirken kann. Er muß seinem Wesen gemäß die Kirche da wo ihre eigene Thätigkeit nicht ausreicht, unterstützen und ihre rechtliche Freiheit, ihr Recht gegen Alle, auch gegen ihre Mitglieder auf Anrufen schützen. Er darf sich von dem christlichen Gesammtbewußtseyn, seiner eigenen Grundlage nicht trennen**).

Die Kirche will***) und darf sich andererseits auch nicht von dem christlich-germanischen Staate trennen. Sie unterstützt ihn, lehrt die Achtung und den Gehorsam gegen ihn, tritt der unrechtmäßigen Auflehnung entgegen und fördert mit ihren Mitteln das Staatswohl. Sie ertheilt diesem Staate sogar manchmal gewisse Privilegien: wie das Kirchengebet für sein Oberhaupt, eine gewisse, rein politische Betheiligung bei der Ernennung der Kirchendiener, die Aufsicht über ihre Vermögensverwaltung u. s. w.

---

*) cf. Archiv für kathol. Kirchenrecht VI. S. 275. Mohl, Staatsrecht (Tübingen 1862) S 207. Zallwein, prin. jur. eccles. T. II. p 22. T. IV. p. 86. Böhmer, jus parochiale sect. I. cap. II. §. 30.

**) v. Döllinger, Kirche und Kirchen (München, lit. Anstalt 1861.) S. 44 ff.

***) Denkschrift der zu Würzburg 1848 versammelten deutschen Bischöfe.

Die Kirche und der germanische Staat sind geschichtlich als selbstständige Organismen, die sich auf demselben Boden bewegen, über dieselben Objekte ihre Gewalt ausüben, miteinander verbunden. Dieses Zusammenwirken läßt sich ohne die bedenklichsten Erschütterungen des gesammten öffentlichen Wesens *), ohne die Alterirung der Rechtsstellung der Kirche nicht mechanisch trennen, sondern nur organisch sondern und gliedern. Die Trennung des deutschen Staates von der Kirche widerspricht also dem Wesen beider, dem positiven Rechte, der Geschichte und dem deutschen Volkscharakter, welcher die Kirche stets als einen Theil des öffentlichen Wesens achtete.

Aus diesem Wesen des christlichen Staates folgt zugleich sein Verhalten gegenüber den Verhältnissen der einzelnen Religionsgenossenschaften unter sich. Die selbstständige Bewegung dieser Organismen darf wie erwähnt vom Staate nur dann gehemmt werden, wenn es das sittliche oder rechtliche Interesse der Gesammtheit oder das wohlerworbene Recht der Individuen oder Corporationen erfordert. Da die Gesammtheit in Deutschland weder eine katholische noch eine protestantische ist, so müssen die deutschen Staaten das „cujus regio illius religio" auch bezüglich der selbstständigen Ausübung der kirchlichen Gesellschaftsrechte vollständig aufgeben. Deßhalb und vermöge der erwähnten Natur des Rechtsschutzstaates muß derselbe allen rechtlich existenten religiösen Organismen wie den Individuen den gleichen Boden zur Entwicklung ihrer religiösen Wirksamkeit einräumen.

Der hieraus emanirte paritätische Staat **) muß es

---

*) v. Mohl a. a. O. S. 184 macht mit Recht auf die durch die Trennung (wie in Amerika) bewirkte Mehrung der Sekten, die Vergeudung der geistigen und materiellen Volkskräfte aufmerksam.

**) Pius VII. hat in der Note vom 14. Juni 1815 nicht gegen das im §. 63 R. D. H. und Art. XVI. der D. B. A. enthaltene Princip der Parität, sondern gegen die Säkularisation, „gegen das

den Confessionen überlassen, in voller Selbstständigkeit, ohne Staatskrücke und bevorzugten Staatsschutz ihrer Organisation und ihren eigenen Gesetzen gemäß durch Anstrengung ihrer eigenen geistigen Kräfte miteinander um den Preis der sittlichen Civilisation, der Menschheits-Heiligung zu ringen.

Der paritätische Staat ist deßhalb verpflichtet jeder Rechtskränkung, also auch der einer Confession gegen die andere in allen bürgerlichen und politischen Rechtsverhältnissen zu wehren. Er darf aber auf kirchlichem Gebiete die Kirche nicht zwingen zu Gunsten einer anderen Confession von dem Gebrauche ihrer kirchlichen Institutionen, wie z. B. Klöster abzustehen. Mag die andere Confession gleiche kirchliche Mittel anwenden, aber deßhalb weil sie nach ihrer Verfassung solche nicht gebraucht, kann sie oder der Staat der Kirche die freie Entfaltung auf ihrem (kirchlichen) Gebiete nicht verbieten.

Die einzelnen Confessionen stehen in keinem kirchlichen Rechtsverhältnisse zueinander, sie sind auf dem ganzen kirchlichen Gebiete voneinander unabhängig. Ja noch mehr, sie müssen sich auf dem ihnen eigenen Gebiete der Religions-Wahrheiten ihrer Natur gemäß gegenseitig ausschließen. Jede individuelle Ueberzeugung wie jede Religionsgenossenschaft muß sich entweder im Besitze der Wahrheit erachten oder sich selbst aufgeben. Die Wahrheit ist ihrem innersten Wesen nach gegen die Unwahrheit intolerant, und sie muß Alles für Unwahrheit halten was mit ihr nicht übereinstimmt, ihr also widerspricht. Folglich muß jede Religion auf dem kirchlichen Gebiete intolerant, sie darf nicht indifferent seyn. Die kirchliche Intoleranz *) ist also ein Postulat der Ueberzeugungsfreiheit.

---

was zum Nachtheile der Rechte der Kirche verfügt worden" — protestirt. Klüber, Akten des Wiener Congresses VI. S. 437 ff.

*) Die kathol. Kirche verweigert deßhalb mit Recht der protestantischen und umgekehrt die kirchliche Anerkennung: cf. Apologia confess.

Die Kirche gebietet aber andererseits jeder Confession und jedem Individuum irgend welchen Glaubens das zustehende Recht und jede christliche Liebespflicht zu prästiren. Daraus folgt, daß sie die bürgerliche Toleranz achten und bethätigen muß. Die bürgerliche oder die politische Toleranz ist die Freiheit der Ueberzeugung, der Bethätigung derselben für das Individuum wie für die Kirche, die Freiheit des religiösen Glaubens, Cultus und der kirchlichen Disciplin ohne jeglichen staatlichen oder bürgerlichen Nachtheil oder Zwang. Die politische Toleranz ist die Freiheit der Religionsübung im Sinne des J. P. O. für das Individuum wie für jede Kirche ohne politischen oder bürgerlichen Nachtheil. Wie die religiöse, kirchliche Intoleranz die Ueberzeugungsfreiheit, die Nichteinmischung des Staats in dieses ihm fremde Gebiet ist; so involvirt die politische Intoleranz die religiöse Knechtung durch den Staat. Diese macht die Kirche und die Bürger unfrei, sie duldet die religiöse Intoleranz nicht, weil sie die Ueberzeugungs-, die Religionsfreiheit nicht duldet. Weil also die bürgerliche Toleranz ein Axiom des deutschen Rechtsschutzstaats, ein Recht jedes Bürgers und jeder Religionsgesellschaft ist, so muß sie der Staat schützen und die Kirche muß sie achten.

Aus der politischen Toleranz folgt aber überhaupt die rechtliche Freiheit, die Rechtsgleichheit Aller in den bürgerlichen und politischen Rechtsverhältnissen*), da die rechtliche Freiheit durch den Gebrauch oder Mißbrauch der sittlichen und Ueberzeugungs-Freiheit nicht beschränkt werden kann. Der Genuß der politischen und bürgerlichen Rechte in den deutschen Rechtsschutzstaaten darf also von dem religiösen Bekenntnisse nicht abhängig gemacht werden.

August. IV. de eccl., die Scotica confess. Art. XVIII., die Gall. confess. Art. 28, die Helvet. confess. (1536) c. 17.

*) So werden z. B. in Baden zur Zeit keine „Ultramontane" im höheren Staatsdienst zugelassen.

Der paritätische Rechtsschutzstaat befaßt sich also nicht mit der Leitung der gemeinsamen Religionsübung, sowie der hiefür existenten Organismen der Kirche und ihrer Angelegenheiten. Je höher sich der Staat als geistiger Organismus erhebt, desto freier und selbstständiger muß er die einzelnen außer seinem Bereich liegenden Organismen walten lassen, und desto reiner muß er die rechtliche Freiheit in allen politischen und bürgerlichen Rechtsverhältnissen also auch der Kirche gewähren*).

Die rechtliche Freiheit des Staates von der Kirche und der Kirche vom Staat folgt nicht bloß aus der Ueberzeugungs- und Religionsfreiheit, sondern auch aus der der Corporationen und Associationen. Die Selbstbestimmung und Selbstverwaltung der Kirche ist deßhalb nur ein Correlat der jetzigen öffentlichen Verhältnisse. Diese Selbstständigkeit der Kirche ist überdieß ein Ausfluß aus ihrem historischen und positiven Rechte.

Die jetzt im öffentlichen Bewußtseyn**) sowie in den

*) Jedes Sondergesetz gegen die Kirche oder ihre Diener wie durch das Placet, Recursus ab abusu oder ein singuläres Strafgesetz gegen die Kirchendiener beeinträchtigt ihre Rechtsgleichheit und involvirt eine Staatsbevormundung der Kirche. cf. Archiv für k. K. R. VII. Bd. über die einzelnen Rechte der Kirche.

**) Robert v. Mohl, Staatsrecht des Königreichs Württemberg Bd. II. S. 479 ff: „Kirche und Staat sind in ihren Zwecken wesentlich verschieden, und können unabhängig voneinander nebeneinander bestehen. Der Grundsatz, nach welchem ihre gegenseitigen Verhältnisse zu bestimmen sind, besteht wohl darin, daß jede der beiden Gesellschaften ihre Zwecke ungestört von der anderen verfolgen darf. Jede derselben hat zu beschließen und auszuführen was sie betrifft, und wozu sie befugt ist ihrer eigenen Natur und Verfassung nach . . . Es ist einseitig, wenn nur von dem Schutz- und Aufsichtsrechte des Staats gegenüber der Kirche die Rede ist." Diesen „Dualismus" zwischen Kirche und Staat hat Mohl indessen bezüglich des Placet und des recursus ab abusu verlassen in seinem „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik" Tübingen 1862 S. 272 ff.

neuesten Verfassungen liegende Staatsidee verlangt also die rechtliche Freiheit des Individuums und seiner geistigen Thätigkeit wie die Freiheit der Corporationen und Genossenschaften vom Staate, die Selbstverwaltung derselben. Sie verlangt deßhalb alle diese Rechte für alle dem Staatszweck nicht zuwiderlaufende religiöse Vereine, also die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche in allen kirchlichen Rechts-Verhältnissen. Hieraus folgt:

I. Die allgemeine Associationsfreiheit und deßhalb das Recht der Kirche: 1) die Kirchendiener lediglich durch ihre kirchenverfassungsmäßigen Organe ohne jegliche (nicht durch besondere Rechtstitel erworbene) Einwirkung oder Veto des Staates anzustellen und zu instituiren. 2) Die vom Staate durchaus unbeeinflußte Gerichtsbarkeit (und deßhalb richterliche kirchliche Vollzugsgewalt) über die Kirchendiener und alle Mitglieder der Kirche in allen kirchlichen Rechtsverhältnissen (Ehe- und Disciplinarsachen) auszuüben. 3) In allen kirchlichen Angelegenheiten Gesetze zu geben, nach denselben zu leben, ebenso ohne jede Mitwirkung oder Hemmung von Seite des Staates zu verkünden und mit ihren Dienern und Angehörigen frei zu verkehren. 4) Das Kirchen-, Schul- und Stiftungs- also das confessionelle Gesellschaftsvermögen durchaus frei vom Staate zu verwalten, rechtlich zu vertreten und stiftungsgemäß zu verwenden. 5) Zu allen kirchlichen Zwecken Vereine (Bruderschaften, Klöster ꝛc.) ohne jegliche staatliche Einmischung zu gründen.

II. Die allgemeine Versammlungsfreiheit, demnach das Recht der Kirche ohne jegliche staatliche Einmischung: 1) ihren Cultus zu regeln und Alles was dazu gehört (Gottesdienst, Prozessionen, Wallfahrten) zu leiten; 2) in allen kirchlichen Angelegenheiten Conferenzen, Diöcesan- und

---

Hier wird die Staatsbevormundung wie immer durch den möglichen Mißbrauch der Freiheit wieder gerechtfertigt.

Provinzialsynoden, National- und allgemeine Concilien zu halten.

III. Die allgemeine Lehrfreiheit, deßhalb das Recht der Kirche solche in allen kirchlichen Angelegenheiten (Religions-Unterricht, religiöse Erziehung) auszuüben, eigene kirchliche, lediglich unter ihrer Leitung stehende Schulen zu halten und die kirchlichen Concursprüfungen abzunehmen.

IV. Die allgemeine Rede- und Preßfreiheit, deßhalb das Recht der Kirche bezüglich der oberhirtlichen Kundgebungen der Kanzel, der christlichen Lehrvorträge, der kirchlichen Preßerzeugnisse lediglich unter dem allgemeinen Gesetze zu stehen.

Das sind aber gerade diejenigen Rechte, deren freie Ausübung die Kirche von Seiten des Staates nunmehr verlangt. Sie fordert ihre alten Privilegien nicht mehr zurück, sie enthält sich als solche der Betheiligung an der Leitung der staatlichen und bürgerlichen Angelegenheiten. Deßhalb kann sie aber auch verlangen, daß sie der gemeinen Freiheit theilhaftig, daß das territoriale, sonst überall beseitigte Bevormundungssystem nicht auf sie allein mehr angewendet, daß sie unter kein Sondergesetz gestellt werde. Die Bischöfe müssen diese Rechte beanspruchen, weil deren Ausübung ihnen vom Kirchenrechte vorgeschrieben ist, und weil die in den Conventionen gemachten Bewilligungen mit deren Aufhebung beseitigt sind. Der Rechtsschutzstaat kann sie hieran nicht hindern, ohne mit seinen obersten Grundsätzen in Widerspruch zu gerathen, ohne seine eigene Verfassung zu verletzen.

VI. Schluß.

Aus diesen Grundzügen des christlichen Rechtsschutzstaats folgt die Harmonie der Freiheit und der Autorität. Wir wollen eine starke Staatsgewalt welcher die endgültige Leitung der höchsten und allgemeinen rechtlichen, politischen und socialen Interessen anvertraut ist. Wir verlangen aber eine christliche, gerechte, vor Allem unparteiische Regierung.

Die obersten Staatsämter insbesondere sollten nur Männern anvertraut werden deren christlicher Sinn, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit über allen Zweifel erhaben ist. „Liberale", also parteiische und unchristliche Männer, solche welche einer geheimen Gesellschaft angehören, können als Parteimänner aber nicht als Staatsmänner fungiren.

Ein Correlat des Rechtsschutzstaats ist die Repräsentativ-Verfassung, die Mitwirkung der Volks-Vertretung bei der Regelung der allgemeinen öffentlichen Angelegenheiten. Das Volk besteht aber nicht aus den isolirten Individuen und noch weniger aus Einer Partei, sondern aus der Gesammtheit der im Staate berechtigten Existenzen. Die Volksvertretung soll also nicht eine bloße Kopfzahlvertretung seyn, sondern muß die Vertretung der noch existenten Stände, der socialen Kreise und Corporationen, sowie der Interessen (z. B. des Grundbesitzes, der Wissenschaft) umfassen. Die Volksvertretung soll den ungefälschten Ausdruck des Gesammtwillens repräsentiren. Deßhalb verlangen wir direkte geheime Wahlen welche unter unparteiischer Leitung und öffentlicher Controlle zu Stande kommen. Wir verlangen die Freiheit der öffentlichen Meinung, aber einen starken Schutz des Staats gegen jede Gewalt, Rechtswidrigkeit oder Sittenlosigkeit der Presse, Vereine und Versammlungen. Endlich verlangen wir ein möglichst ausgedehntes aktives und passives Wahlrecht.

Während die bureaukratische Centralisation eine Consequenz des modernen Staats der Liberalen ist, postulirt der Rechtsstaat die größtmögliche seinem oben erwähnten Zwecke entsprechende Autonomie der einzelnen Länder, Provinzen, Kreise und Gemeinden, also Verminderung des Beamten-Heeres. Der Rechtsstaat achtet überhaupt das Recht und die Eigenthümlichkeit der politischen, religiösen und socialen Kreise und Verbände. Er postulirt die Vereinfachung der Verwaltung, den lebendigen Verkehr derselben mit dem Volke und die angedeutete freie Betheiligung des Volks an der

Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Der „moderne Staat“ läßt auch eine Mitwirkung des Volkes bei der öffentlichen Verwaltung zu; aber das hiebei thätige „Volk“ — sind die von der Partei-Regierung aus den Nichtbeamteten ausgesuchten Partei-Organe.

Der Rechtsstaat postulirt ebenso die Betheiligung der im Staate existenten socialen Kreise, Corporationen und Einzelnen an der Rechtspflege. Die daraus hervorgehenden Schöffen und Geschworenen sollten aber frei und in ähnlicher Weise wie die Abgeordneten gewählt, die Justiz und deren Organe überhaupt von der jeweiligen Regierung unabhängig und unbeeinflußt seyn. Deßhalb sollten die erwähnten autonomen Kreise der Gesellschaft bei der Bestellung der rechtsgelehrten Richter mitwirken, und sollten letztere nur wegen Verbrechen von ihrem Richteramte entfernt werden dürfen.

Innerhalb der angegebenen Schranken des Rechtsstaats postulirt derselbe die Freiheit der Vereine, Versammlungen, der Person und des Eigenthums, der Presse, der Ueberzeugung und des Unterrichts, endlich das verfassungsmäßige Petitions-Recht, überhaupt die Heilighaltung des Rechts und der Verträge.

Die Rechte und Freiheiten, die Existenz und Wohlfahrt des Staates im Allgemeinen *) und der Einzelnen kann aber dauernd nur durch die Herrschaft der christlichen Religion gewahrt bleiben. Die christlichen Grundsätze müssen wieder das öffentliche Leben leiten und die Kirche muß in ihre Rechte und ihre Freiheit eingesetzt werden. Das kann entweder durch ein Concordat, einen Vertrag zwischen Staat und Kirche oder durch eine Staatsgesetz geschehen, welches

*) Kleist-Retzow sprach am 13. August 1866 im preußischen Herrenhause die beherzigenswerthen Worte: die preußischen Waffenerfolge hätten nur „geschehen können, weil Preußen noch erfüllt sei von dem religiösen und königlichen Geiste.“

die Freiheit der Kirche in allen kirchlich-religiösen Verhältnissen anerkennt.

Die Freiheit der Kirche wie jede Freiheit, erstreckt sich nicht weiter als ihre Pflicht und ihr Recht. Die Kirche steht also in allen politischen und bürgerlichen Rechtsverhältnissen ebenso unter der Autorität des Staats, wie der Staat in allen kirchlichen Verhältnissen die Autorität der Kirche anerkennen und schützen muß. Der Staat hat also das Recht und die Pflicht, die anerkannten Confessionen, deren Lehren und Diener gegen jeden rechts- oder sittenwidrigen Angriff zu schützen, andererseits aber auch jeder von einzelnen Dienern der Kirche geschehenen Verletzung politischer und bürgerlicher Rechtsverhältnisse rechtlich zu begegnen*). Der Rechtsstaat hat endlich das Recht und die Pflicht neue „religiöse" Vereine welche seinem erwähnten Zwecke zuwiderlaufen, nicht anzuerkennen, eventuell zu unterdrücken.

Der Rechtsstaat und die Kirche haben wenigstens die gleichen Zwecke, die Harmonie der Autorität und Freiheit herzustellen. Die Bevormundung und Bedrückung der Kirche besonders in einigen süddeutschen Staaten, der dadurch hervorgerufene Conflikt zwischen der kirchlichen und staatlichen Autorität hat insbesondere die letztere geschädigt, der Kirche es aber unendlich erschwert ihre Lebensaufgabe zu erfüllen.

Die Kirche bedarf der Freiheit. Diese aber ist untheilbar. Mit der Freiheit der Kirche ist die Freiheit überhaupt garantirt, und wo die Freiheit der Kirche — wie z. B. in russisch Polen und Baden — gehemmt ist, da gibt es auch keine wahre Freiheit auf den übrigen „Lebensgebieten". Die Kirche verlangt heutzutage keine Privilegien, sondern die Theilnahme am gemeinen Recht, an der allgemeinen Freiheit. Daraus

---

*) Schulte, Quellen des kath. Kirchenrechts (Gießen 1860) S. 401 ff. cf. Schulte, über gemischte Ehen (Prag 1862).

folgt die Gemeinsamkeit der Interessen der wahren Freiheit und der Kirche*).

Die Wiederherstellung der kirchlichen Selbstständigkeit liegt aber nicht bloß im Interesse der Autorität und Freiheit, sondern überhaupt im Interesse des Staats, im culturlichen und socialen Interesse. Jedes kräftige Volk ist zugleich ein religiöses. Die durch die freie Kirche gepflanzte, sittliche und intellektuelle Kraft der Deutschen hat sie zum herrschenden Culturvolk gemacht. Die Kirche hat das heilige römische Reich deutscher Nation begründet, und so lange ihr Geist in Deutschland ungetheilt wirken konnte, bestand das mächtige deutsche Kaiserreich. Die Stärke und Wohlfahrt jedes Staats steht und fällt mit der Blüthe der christlichen Religion.

In unserer Zeit in welcher die immer mehr unbeschränkt werdende Macht der brutalen Gewalt, des Capitals und der Parteien jedes Recht und die Sitte zu ersticken droht, muß die moderirende Autorität der Kirche wieder zur Anerkennung kommen. Unserer materiellen Zeit muß die durch die Kirche repräsentirte Macht der Idee einen starken Damm entgegensetzen. Die Kirche als freie, geistige Anstalt muß (wie früher) die Cultur im christlichen Geiste läutern und überall verbreiten. Sie muß freithätig mitwirken zur Regelung der socialen Frage, zur Restauration der Gesellschaft. Um dieser so wichtigen als großen Mission unserer Zeit nachkommen zu können, sollten die Oberen und die Glieder der Kirche mit vereinten Kräften zusammenwirken. Während jene Concilien halten, den Klerus und die Klöster reformiren, aneifern und stählen zu dieser wichtigen Mission, sollten die Katholiken Deutschlands hieran an ihrem Theile durch Versammlungen, Vereine, die Presse und durch ein organisirtes, einträchtiges Zusammenwirken thätig seyn. Es ist hohe Zeit. Die Rechte der Katholiken in Deutschland sind großentheils ohne Rechtsschutz. Die religiöse, politische und bürgerliche Bedrückung der

---

*) Montalembert, les vrais intérêts du Catholicisme (Paris 1861).

Katholiken in manchen deutschen „modernen Staaten" ist wenigstens theilweise auch die Schuld der Katholiken selbst. Es gibt noch viele „gebildete" Katholiken, welche alles eher als „Ultramontane" seyn, als ihren Glauben bekennen und ihre religiösen Rechte vertheidigen wollen. Die Uneinigkeit, Schwäche und Indolenz der Katholiken muß aufhören.

Die noch bestehenden „modernen Musterstaaten" achten bekanntlich wohlerworbene Rechte nur soweit, als es der jeweiligen Staatsräson beliebt. Preußen als Vorstand des Corpus Evangelicorum vertrat die Rechte der unter katholischen Fürsten lebenden Protestanten. Welcher Fürst intervenirt aber jetzt für die Rechte der Katholiken in Baden z. B. bezüglich ihrer Schulen, ihrer Schul- und milden Stiftungen welche ausschließlich von der Regierung und fast ausnahmslos von Protestanten verwaltet und geleitet werden? Die Katholiken in einem großen Theile Deutschlands sind auf die Hülfe Gottes und auf sich selbst angewiesen.

Der Ruf sich endlich zu ermannen, ergeht aber auch an die staatliche Autorität. Ueberall, in dem einen Staate mehr im andern weniger, ist die Partei des Umsturzes, des liberalen modernen Staats zur Herrschaft gelangt. Inmitten dieser zerstörenden Mächte ist es die Kirche allein welche noch als erhaltende, rettende Macht feststeht. Mögen darum die deutschen Fürsten sich mit christlichen Rathgebern umgeben, die Kirche in ihrem die Menschheit beseligenden und erneuernden Werke nicht hemmen lassen sondern fördern — nach den Grundsätzen des christlichen Staates regieren. Möge der christliche Staat seine Mission wieder ganz erfüllen: ein Hort der Religion und des Rechts, der Beschützer der Guten, der Bestrafer der Bösen zu seyn. Möge er deßhalb auch seine Beamten an christlichen Lehranstalten und von wirklich christlichen Lehrern heranbilden lassen, das christliche Volk durch christliche Beamten regieren. Die Guten müssen regieren, die Schlechten, Gottlosen müssen regiert werden.

XLI.

John Henry Newman.

Aus dem Puseyismus in die Kirche.

Der gefeierte Theologe, das ehemalige Haupt der Schule von Oxford, ist am 21. Februar 1801 zu Ealing, einem Dorfe in der Nähe von London geboren. Er erhielt eine religiöse Erziehung und zeigte schon früh große Neigung zu ernster Lektüre, aber auch zu poetischer Produktion, weßhalb er sich schon als Knabe ein „Versebuch" anlegte. Wie sich in so manchen Seelen katholische Anschauungen entwickeln ohne daß ein Anstoß dazu von außen sich nachweisen läßt, so erging es auch dem jungen Newman. Er berichtet*), daß er als Knabe wenn es dunkelte, sich zu bekreuzen pflegte, während er etwas später von der Idee ein eheloses Leben führen zu sollen ergriffen ward. „Ich halte mich für verpflichtet, sagt er, wiewohl ich nur sehr ungern auf die Sache eingehe, einer Vorstellung Erwähnung zu thun die sich im Herbste 1816 — an der Thatsache zu zweifeln ist mir nicht möglich — tief in mein Gemüth einsenkte; ich meine den

---

*) Geschichte meiner religiösen Meinungen. Aus dem Englischen von G. Schündelen. Köln 1865.

Gedanken, es sei Gottes Wille, daß ich ein eheloses Leben führen solle. Dieses bestimmte Vorgefühl, welches seitdem ununterbrochen mich beherrschte, hing in meinem Geiste mehr oder weniger klar mit dem Gedanken zusammen, ein Opfer wie der Cölibat sei nicht zu trennen von dem Leben wozu ich berufen werden würde, von der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden zum Beispiel, welcher ich mich zu widmen Jahre lang geneigt blieb."

Um sich dem Studium der Theologie zu widmen, kam Newman nach Oxford. Er war noch sehr jung, als er einen Platz als Schüler im Trinitäts-Colleg daselbst erhielt, eine der größten Auszeichnungen auf welche ein Studirender im Beginne seiner akademischen Laufbahn Anspruch machen kann. Nachdem er das Baccalaureats-Examen gemacht, ward er 1822 zum Fellow des Oriel-Collegs gewählt, ein in Anbetracht seiner Jugend nicht geringer Vorzug. Zwei Jahre später erhielt er die Ordination und eine Seelsorgerstelle in Oxford, und ward 1825 von Dr. Whately welcher damals Vorsteher der Albans-Halle*) war, zu seinem Stellvertreter (Subregens) erwählt, welche Stelle er jedoch bald wieder aufgab, da er schon im nächsten Jahre (1826) zum Tutor (öffentlichen Lehrer) am Oriel-Colleg, bald darauf auch zum öffentlichen Examinator für das Baccalaureat ernannt wurde.

Nun fing er an bekannt zu werden, zumal er einige beifällig aufgenommene theologische Abhandlungen und philologische Schriften veröffentlicht hatte**), und als Prediger an der Universität und Pfarrer an der St. Marienkirche tief und eingreifend auf die Jugend wirkte. Auf diese hatten

*) Die fünf „Hallen" sind kleinere Convikte ohne Fellows.

**) Schon im Jahre 1824 hatte er mit seinem Bruder Francis N. eine griechische Verslehre herausgegeben, und 1826 ein „Leben Ciceros" (Cicero: Roman Philosophy and Oratory) veröffentlicht, das wiederholt (1852 „vom Verfasser revidirt und erweitert" und seitdem noch einmal) neu aufgelegt ward.

seine Predigten eine Anziehungskraft wie keine anderen Vorträge der Art, und in ihnen legte er den Keim zu jener religiösen Partei, die sich bald über ganz England verzweigte. Sein einfaches und doch gewaltiges Wort erregte eine solche Begeisterung, daß die Vorsteher der einzelnen Collegien, die der Mehrzahl nach zu den alten protestantischen Traditionen hinneigten, die Studirenden von seinen Predigten fernzuhalten bemüht waren; allerdings vergeblich, vielmehr vergrößerte sich fortwährend die Zahl seiner Zuhörer und Bewunderer. Seine nähern Schüler schlossen sich ihm enger an, während unter den Fellows welche die Prüfungen abzuhalten hatten, besonders Robert Wilberforce, der nachmalige Archidiakon, und Richard Hourrel Froude in ein inniges Freundschaftsverhältniß zu ihm traten. Froude, dem Newman in seiner Religionsbiographie ein ehrenvolles Denkmal setzt, war „ein Mann von den herrlichsten Anlagen, bis zum Ueberfließen reich an ihm ureigenen Anschauungen und Gedanken, die in ihrem Ringen nach innerer Klarheit und fester Ausgestaltung so vielfach und gewaltig aufeinander platzten, daß sein schwacher Leib vollends erlag. Da er inmitten des Kampfes und der innern Gährung leider zu früh (1836) starb, so ist er mit seinen religiösen Ansichten, eben wegen ihrer großen Zahl und Tiefe, nie zu einem letzten Abschluß gelangt*). Er machte kein Hehl aus seiner Bewunderung vor der römischen Kirche und seiner tiefen Abneigung gegen die Reformation. Er weilte mit Entzücken bei der Idee einer hierarchischen Ordnung, von

*) Wer denkt dabei nicht an unsern Novalis, diesen durchaus katholischen Dichter der, von der innigsten Liebe zu der heil. Jungfrau beseelt, dieselbe in den herrlichsten Liedern ausströmte. Auch ihn raffte ein früher Tod hinweg, bevor er zum Abschluß kam. Ueber Froude äußert sich Cardinal Wiseman in seinen Essays (II. 102): „Menschlichem Ermessen nach hätte es für ihn nur noch weniger Zeit bedurft, um „„die Schwelle der Wahrheit““ zu überschreiten, auf welcher ihn wie Grotius und Leibnitz der Tod überraschte.“

priesterlicher Gewalt und vollständiger Freiheit der Kirche. Der Grundsatz: Die Bibel und die Bibel allein ist die Religion der Protestanten! regte ihm die Galle auf; er rühmte sich die Tradition als ein Hauptwerkzeug zur Vermittelung des Wortes Gottes in Ehren zu halten. Er hatte einen hohen und strengen Begriff von dem inneren Werthe jungfräulicher Reinigkeit, und als deren vorzüglichstes Muster betrachtete er die heil. Jungfrau. Mit innigem Vergnügen dachte er an die Heiligen und brachte die Lehre von den Bußwerken und der Selbstertödtung an sich zur Anwendung ... Es ist schwer, den ganzen Zuwachs zu meiner theologischen Glaubenshaltung, so weit ich ihn auf einen um mich so hochverdienten Freund zurückzuführen habe, im Einzelnen genauer nachzuweisen. Er lehrte mich mit Bewunderung zu der römischen Kirche aufschauen und stimmte in demselben Maße die Achtung vor der Reformation in mir herab. Er machte mir die hohe Bedeutung der Andacht zur allerseligsten Jungfrau bleibend klar und führte mich nach und nach zum Glauben an die wirkliche Gegenwart."

Um diese Zeit wachte Newmans frühere Verehrung gegen die Kirchenväter wieder auf, und mit Vergnügen folgte er der Einladung des damaligen Kaplans des Erzbischofs von Canterbury, Hugh Rose, an der von ihm herausgegebenen „Theologischen Bibliothek" mitzuarbeiten. Als Frucht dieser seiner Arbeiten erschien sein Werk: „die Arianer des vierten Jahrhunderts", ein äußerst merkwürdiges Buch nicht sowohl als einfache Geschichte, sondern als Beitrag zur Verjüngung der anglikanischen Kirche aus dem Katholicismus der ersten Zeiten. „Ich weiß nicht, sagt er*), wann sich zuerst die Ueberzeugung in mir befestigte das kirchliche Alterthum sei als treuer Zeuge über die Lehren des Christenthums zu befragen, und bilde den Grund auf welchem die anglikanische Kirche ruhe. Sie in meinem Geiste klarer auszugestalten, dazu konnte mir nichts

*) A. a. O. 130.

so unbedingt von Nutzen seyn als die Beschäftigung mit den Schriften, welche ich zur Ausführung meines literarischen Unternehmens lesen zu müssen glaubte . . . Die großartige Weltanschauung von Clemens und Origenes riß mich hin; ihre Philosophie, nicht ihre Theologie; und in meinem Buche habe ich eine Skizze von ihr entworfen mit dem Feuer und der Frische, aber auch der Parteilichkeit eines Neubekehrten. Gewisse Theile ihrer Lehre, hochherrlich an sich, schlugen wie Musik an mein Ohr, weil sie mir dem Ideale zu entsprechen schienen welches ich, mit geringer Aufmunterung von außen her, so lange mit Liebe in mir getragen hatte."

Unter der Last seiner amtlichen Geschäfte und den mit der Ausarbeitung des erwähnten Werkes verbundenen Anstrengungen litt Newmans Gesundheit, und gerne ließ er sich bestimmen mit seinem sehr kränklichen Freunde Froude eine Reise nach dem Süden zu machen. Im Dezember des Jahres 1832 reisten sie ab, doch trennten sie sich in Rom; Newman ging Ende April nach Sicilien, wo er mehrere Wochen krank lag, und trat Anfangs Juli seine Rückreise nach der Heimath an. Von seinem Aufenthalt in Italien schreibt er: „Wir hielten uns auf der ganzen Reise vom Umgange mit Katholiken fern. Ich hatte mit dem Dechanten von Malta, einem sehr liebenswürdigen Manne, eine Unterredung, doch nur über die Kirchenväter und über die Bibliothek seiner großen Kirche. Zu Rom lernte ich Abbate Santini kennen, nur um durch ihn eine Abschrift der Gregorianischen Psalmentöne zu erlangen. Wir machten, Froude und ich, zweimal im englischen Colleg dem Monsignore Wiseman einen Besuch, kurz vor unserer Abreise von Rom. Was Kirchenfeierlichkeiten betrifft, so wohnten wir um des Miserere willen in der Sixtinischen Kapelle den Tenebrae bei; das war Alles. Der allgemeine Eindruck den ich mitnahm, war: Alles ist göttlich, nur nicht der Geist der die Menschen beherrscht. Ich sah eben nur was in die Augen fällt; von dem verborgenen Leben der Katholiken lernte ich nichts kennen."

Am 12. Juli 1833 traf Newman im Hause seiner Mutter ein, wenige Stunden später nachdem sein Bruder*) aus Persien zurückgekehrt war. Als Früchte dieser Reise sind die „Gedichte über religiöse Gegenstände" (Verses on Religious Subjects) und zahlreiche Gedichte in der von ihm und Froude herausgegebenen Lyra apostolica zu nennen.

Bald war er wieder mitten in seinen altgewohnten Beschäftigungen, und eine neue ließ nicht auf sich warten. Es galt den Liberalismus zu bekämpfen der sich in der anglikanischen Kirche mächtig geltend machte und allen positiven, aus dem Katholicismus herübergenommenen Gehalt zu vernichten drohte. Newman verband sich zu dem Endzwecke mit mehreren gleichgesinnten Freunden, Froude, Keble, William Palmer**), Perceval, Hugh Rose u. A. zur Herausgabe von Abhandlungen und Schriften die auf alle Weise verbreitet werden sollten. „Mich beseelte, äußert sich Newman, ein unbedingtes Vertrauen auf unsere Sache; wir trugen hoch die Fahne des Urchristenthums, welches von den ersten Lehrern der Kirche allen kommenden Zeiten überliefert worden war, wie es sich den anglikanischen Formularen eingeschrieben und von den anglikanischen Gottesgelehrten beglaubigt fand . . . Ich hatte aber nicht bloß Vertrauen in unsere Sache, sowohl was den innern Werth derselben als was die Kraft betrifft womit wir sie verfechten wollten; ich verachtete auch jedes gegnerische Lehrgebäude sammt allen Beweisen für das-

---

*) Francis Newman vertritt einen dem seines Bruders ganz entgegengesetzten religiösen Standpunkt, nach welchem die Religion ihren Sitz ausschließlich im praktischen Gewissen habe, daher eine historische Religion unmöglich sei.

**) William Palmer, ein tüchtiger anglikanischer Theologe, der hier gemeint ist, ist nicht zu verwechseln mit William Palmer vom Magdalenen-Colleg in Oxford, einem überaus gelehrten Manne, der später katholisch ward. Obiger Palmer, aus Dublin gebürtig und dem Worcester-Colleg angehörig, blieb Anglikaner.

selbe. Ob Hoch, ob Niedrig in unserer Kirche, beide Theile schienen mir gleich sehr der logischen Begründung zu entbehren; für die evangelikale Partei jedoch hegte ich die gründlichste Verachtung.“ Als Grundsätze von denen die Verbündeten ausgingen, stellte Newman folgendes auf: „Der einzige Weg des Heiles ist die Theilnahme an dem Fleische und Blute Christi durch das ausdrücklich angeordnete Mittel, das heil. Sakrament des Abendmahles; die nicht weniger ausdrücklich autorisirte Bürgschaft für die Fortdauer und die richtige Verwaltung des Sakramentes aber ist der apostolische Auftrag der Bischöfe und der diesen untergeordneten Priester der Kirche.“ Auf Grund dieses Glaubensbekenntnisses, wenn man es so nennen will, machten sich die Verbündeten, unter Vorbehalt ihres kanonischen Gehorsams, verbindlich, mit Wachsamkeit alle Gelegenheiten wahrzunehmen um den ihrer Sorge Anvertrauten ein angemessenes Bewußtseyn von dem Werthe der Communion beizubringen, durch Anschaffung und Verbreitung von Büchern und Traktaten die Gedanken der Menschen mit der Idee eines apostolischen Auftrages zu befreunden, die Glieder der Kirche zu täglichem gemeinsamen Gebete, zu häufigerer Theilnahme am Abendmahle anzuhalten, jeder unautorisirten Neuerung im Gottesdienste und der Liturgie entgegenzutreten und die Disciplin und den Cult der Kirche gegen Mißverständnisse und Geringschätzung in Schutz zu nehmen.

Das war die Entstehungsweise der berühmten „Zeitgemäßen Abhandlungen“ (Tracts for the Times), an deren Abfassung sich außer den oben Genannten auch noch Hook, Williams, Christie und zuletzt Pusey betheiligten. Durch den Beitritt dieses letztgenannten, schon damals berühmten Mannes, der Professor und Canonikus im Christ-Church-Colleg war, erhielt die Bewegung ihre volle Wichtigkeit und Bedeutsamkeit. Es sind die erwähnten Traktate längere oder kürzere für das größere Publikum berechnete Abhandlungen, welche Gegenstände der Glaubenslehre, der Kirchenverfassung und der reli-

giösen Controverse in einer ansprechenden und allgemein verständlichen Weise zur Sprache brachten. Diese Abhandlungen, obschon sie von verschiedenen Verfassern herrührten, machten doch allgemeines Aufsehen, und fanden auf der einen Seite ebenso vielen Anklang und Beifall als sie auf der andern Mißstimmung und Erbitterung hervorriefen. Man muß hierbei erwägen, daß der Standpunkt den Newman, das Haupt der Bewegung, der römischen Kirche gegenüber einnahm, ein wesentlich anderer geworden war. Während er früher mit den andern Anglikanern den Papst als den „Antichrist“ bezeichnete, verlor sich allmählig diese Bitterkeit seiner Ausdrucksweise, und er sprach von der römischen Kirche nur als einer die etwas „Antichristliches“ oder „Unchristliches“ an sich habe. „1832 bis 1833, sagt er, meinte ich, die römische Kirche sei durch das Concil von Trient der Sache des Antichrist dienstbar gemacht worden. Wann ich die Vorstellung, als müsse doch irgend ein besonderes Brandmal an ihrem Namen haften, ganz aufgegeben habe, kann ich nicht sagen; aber auch nachdem meine Vernunft sich von ihr frei gemacht hatte, schrack ich aus einer Art von irrigem oder störrigem Gewissen vor jeder öffentlichen Erklärung in diesem Sinne zurück. Zudem war ich, wenigstens so lange die Traktaten-Bewegung dauerte, der Meinung der wesentliche Vorwurf gegen die römische Kirche sei von den Ehren herzunehmen, die sie der allerseligsten Jungfrau und den Heiligen erweise; und je mehr in mir selbst die Herzensandacht zu den Heiligen und Unserer Lieben Frau an ihrer Spitze zunahm, um so unduldsamer wurde ich gegen die dort üblichen Aeußerlichkeiten.“ Diesem Streite zwischen Vernunft und Neigung gab er in einem der ersten Traktate Ausdruck. Es heißt daselbst: „Sehen wir auf die hohen Gaben und die gewichtvollen Rechtsansprüche der römischen Kirche, dann auf so Manches wodurch sie uns Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit einzuflößen vermag, wie könnten wir da noch so, wie wir es thun, uns ihr entgegensetzen, wie sollten wir uns nicht

vielmehr, von den zärtlichsten Gefühlen überwältigt, ihr an die Brust zu werfen eilen, wenn nicht die Worte der Wahrheit selber uns geböten, sie, die Wahrheit, vorzuziehen der ganzen Welt?"

Gleichzeitig mit den ersten Trakts veröffentlichte Newman im British Magazine eine Reihe von Aufsätzen die später unter dem Titel: „Die Kirche der Väter" gesammelt erschienen, und in welchen sich der Geist der die „neue Schule" oder doch das eigentliche Haupt derselben beseelte, deutlich aussprach, so daß selbst einige der Freunde meinten, Newman sei nach katholischer Seite hin hie und da zu weit gegangen. Gleichwohl wurde das Buch eifrigst gelesen und wirkte vielfach entscheidend. War es nun ein Wunder, wenn von allen Seiten der Ruf ertönte, diese Bestrebungen müßten nothwendig zum Papismus führen, und daß der offene Kampf losbrach gegen die Vertreter der neuen Richtung, die durch Newmans zahlreiche, zu Amt und Stellung gelangten Zuhörer und Schüler inzwischen immer weiter verbreitet wurde und an Terrain gewann? Durch die vielen Angriffe aber sahen sich die „Puseyiten", wie die Verbündeten nun genannt wurden, genöthigt das Verhältniß, in welchem sie zur römischen Kirche standen, in ein klares Licht zu stellen, um einerseits die Freunde zu ermuthigen und mit neuer Zuversicht zu erfüllen, andererseits die Gegner zum Schweigen zu bringen. Zudem hatte der um diese Zeit aus Rom nach London angekommene Dr. Wiseman Vorträge über die Lehren der katholischen Kirche gehalten, die einen gewaltigen Eindruck gemacht hatten. Das Alles wirkte zusammen, um Newman zur Abfassung der Schrift: „Das Prophetenamt der Kirche dem Romanismus und vulgären Rationalismus gegenüber" zu bestimmen. Drei volle Jahre arbeitete er an diesem Werke. Es war die Frucht einer sorgfältigen Durchforschung und Vergleichung der vornehmsten anglikanischen Theologen des 17. Jahrhunderts; und hatte einmal die Bestimmung der römischen Kirche entgegenzutreten, dann aber auch zu einem

theologischen Lehrgebäude nach anglikanischer Grundanschauung und von anerkannt rechtgläubigen anglikanischen Theologen die ersten Bausteine zu liefern.

Das Buch das im Jahre 1837 erschien, verfehlte seinen Zweck, denn es widerlegte nicht die römisch-katholischen Doktrinen, versöhnte aber auf der andern Seite nicht die Hochkirchler und Evangelikalen, obschon sie in demselben Jahr bei Gelegenheit der Hampden'schen Angelegenheit gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Dr. Hampden nämlich, ein Rationalist, der den Glauben an die Wirksamkeit der Sakramente auf das Zauber- und Hexenwesen des Mittelalters zurückführte und in den dogmatischen Lehrsätzen nur scholastische Spitzfindigkeiten erblickte, war 1836 zum Professor regius an der Universität Oxford ernannt worden. Da vereinigten sich nun die Gläubigen aller Farben zum Schutze der englischen Orthodoxie; ein Comité leitete die Bewegung, in welchem auch Pusey und Newman als Vertreter der „anglokatholischen" Partei saßen.

Die sogenannten Evangelikalen („evangelisch" Gesinnten) hatten als Organ den „Christlichen Beobachter (Christian Observer)", eine Monatsschrift zu deren Gründern und kräftigsten Stützen Thornton und Macaulay gehörten. Diese Zeitschrift nun brachte 1837 folgende Apostrophe gegen den puseyistischen „Unfug": „Wir fragen Dr. Pusey, wie es ihm als einem gewissenhaften Manne möglich sei, irgend ein Amt zu bekleiden in einer Kirche, die es ihm zur Pflicht macht alle 39 Artikel zu unterschreiben und die in den Homilien vorgetragenen Lehren als schriftgemäße anzuerkennen. Wird wohl einer von den Herausgebern der Trakts oder von ihren Bewunderern kühn genug seyn zu behaupten, er glaube alle Lehren, die in den Artikeln und Homilien unserer Kirche enthalten sind? Unser Gebetbuch (Prayer Book) sich mundgerecht zu machen, mag ihm wohl gelingen, aber was fängt er mit seinen Artikeln und Homilien an? Wir haben im persönlichen Verkehr oft diese Frage gestellt, ohne jemals mit einer Antwort

beglückt worden zu seyn. Ist unter den Oxforder Theologen, die den Traktaten ihre Zustimmung geben, nicht einer der uns zu antworten und seine Antwort drucken zu lassen wagte?"

Nun mußte Newman, wenn auch noch so ungern, den Handschuh aufheben. Er veröffentlichte in der erwähnten Monatsschrift mehrere Sendschreiben, die aufzunehmen sie sich nicht weigern durfte, in welchen er den puseyistischen Lehren gegenüber die Blößen des „evangelischen" Systems schonungslos aufdeckte. Die Folge hievon war indeß nur wachsende Erbitterung gegen die Oxforder Theologen. Die gleiche Wirkung hatte seine Abhandlung über die Rechtfertigungslehre (Lectures on Justification), die gegen die bekannte lutherische Lehre von der fides sola gerichtet war. „Ich sah in dieser Lehre, sagt er, entweder ein Paradoxon oder ein Spiel mit Worten — ein Paradoxon in Luthers, ein leeres Spiel in Melanchthons Munde. Ich glaubte, die anglikanische Kirche folge Melanchthon, so daß zwischen Rom und dem Anglikanismus, zwischen Hoch- und Niederkirche in diesem Punkte kein wesentlicher Unterschied klar gedacht werden könnte." Ihrer scharfen Dialektik, vielleicht auch ihrer streng wissenschaftlichen Form wegen fand diese Schrift auch bei seinen Anhängern nicht vielen Beifall, um so mehr dagegen schlugen seine „Predigten" (Parochial Sermons) durch, die einen ungemein großen Leserkreis fanden.

Um diese Zeit fing auch die von der neuen Oxforder Schule gegründete und von Newman drei Jahre lang (1838 bis 1841) redigirte Zeitschrift British Critic an allgemein beachtet zu werden. Sie sollte den Beweis liefern, daß die anglikanische Kirche das Urchristenthum bewahrt und sich des in ihr verborgen gebliebenen Katholicismus nur recht bewußt zu werden habe. Newman lieferte besonders zwei Abhandlungen, die großes Aufsehen machten, und von denen die eine über das Privaturtheil oder über den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, die andere über die „Weissagungen vom Antichrist" handelt. In der ersteren bewies er, daß die Ver-

nunft nicht weiter gehen wollen dürfe, als bis zur Auffindung des rechten Lehrers, der rechten Lehrgewalt; die zweite enthält zwar viele irrige Erklärungen, vertheidigt aber die römische Kirche gegen den ihr gemachten Vorwurf, als sei sie der Antichrist. Im Uebrigen findet sich in den unter Newmans Redaktion in jene Zeitschrift aufgenommenen Artikeln keiner, der nicht „ganz rein wäre von jeder Aeußerung zu Gunsten Roms."

Durch solche Thätigkeit hatte die Oxforder Schule bereits eine große Bedeutung erlangt. Von dieser Zeit sagt Newman, sie sei, mit bloß menschlichen Augen angesehen, die glücklichste Zeit seines Lebens gewesen. „Ich war wirklich wie zu Hause. Ich hielt mich nicht überzeugt, daß ein solcher Sonnenschein immer währen werde, wußte aber auch nicht, was ihm ein Ende machen könnte. Das war die Zeit der Fülle, und in den sieben Jahren (1834 bis 1841), die sie dauerte, war ich soviel wie möglich aufzuspeichern bemüht für die Dürre, welche folgen sollte. Wir hatten Gedeihen und breiteten uns aus. Ich habe mich, nachdem ich katholisch geworden, über unser Thun in jener Zeit ausgesprochen in einer Stelle, die ich theilweise hier wiedergeben will. Es heißt da: Von Anbeginn so unbedeutend, in den zu Grunde liegenden Gedanken so sehr dem Zufall preisgegeben, mit so wenig versprechenden Aussichten, erwuchs die anglo-katholische Partei plötzlich zu einer Macht in der Nationalkirche und fing an deren Lenker und Freunde zu beunruhigen. Ihre Urheber hätten schwerlich die Frage beantworten können, was sie im wirklichen Leben denn eigentlich anstrebten; sie zogen vielmehr nur Meinungen und Grundsätze um ihrer selbst willen, weil sie dieselben für wahr hielten, an den Tag, wie wenn sie sich verpflichtet hielten, das zu thun; und wie sie selbst über den Ernst erstaunen mochten, womit sie sprachen, so konnten sie auch nur mit großer Verwunderung den Erfolg betrachten, mit welchem ihre Behauptungen Verbreitung fanden. Und sie konnten wirklich nicht wohl

anders sagen, als diese ihre Lehren müßten in der Luft liegen; sie aufzustellen heiße so viel als sie beweisen, erklären so viel als überzeugen; die „Bewegung", auf welche sie sich eingelassen, sei vielmehr die Frucht eines allgemeinen Umschwungs, als eines örtlich beschränkten Dranges. In sehr wenig Jahren hatte sich eine Schule gebildet als Vertreterin einer Meinung die sich in ihren Grundzügen klar war, aber schrankenlos nach allen Seiten hinauszuschreiten schien; und sie fand Verbreitung über alle Theile des Landes. Sehen wir, was die Welt von ihr dachte, so finden wir noch mehr Ursache, uns höchlich zu wundern; denn der in England selbst verursachten Aufregung zu geschweigen, die „Bewegung" und die Namen ihrer Führer waren der italienischen Polizei und waren den Hinterwäldlern in Amerika bekannt. Und so wuchs sie heraus und erstarkte von Jahr zu Jahr, bis sie mit dem Geiste des Landes in Streit kam und mit der Landeskirche in deren Dienst sie sich von Anbeginn gestellt zu haben behauptete."

Ein augenscheinlicher Beweis für die große Bedeutung, zu der die „anglo-katholische Bewegung" emporgestiegen war, lag darin, daß die die Zeitströmungen scharf beobachtende Times sich gedrungen fühlte dem Puseyismus ihre Spalten zu öffnen. Der bekannte Staatsmann Sir Robert Peel hatte zu Tamworth eine Ansprache an seine Wähler gehalten, in welcher er behauptete, der Fortschritt des menschlichen Geistes sei vom Religionsbekenntnisse unabhängig; die weitesten und freisinnigsten religiösen Grundanschauungen unter welchen sich Katholiken und Socinianer, Anglikaner und Puseyiten einigen ließen, seien zugleich auch die vernünftigsten. Der Eigenthümer der Times suchte persönlich Newman in Oxford auf und bat ihn dringend, die Widerlegung von Robert Peels Behauptungen unternehmen zu wollen. Newman glaubte eine so günstige Gelegenheit in dem verbreitetsten und gelesensten von allen Tagesblättern seine Stimme für die gute Sache zu erheben, nicht vorübergehen lassen zu

dürfen. Bald nachher brachte die Times eine Reihe von Zuschriften, die Catholicus unterzeichnet waren. Leser, die Newmans Schreibart kannten, zweifelten keinen Augenblick, daß er der Verfasser sei; dem größeren Publikum blieb die Hand verborgen, von welcher so gewaltige Streiche kamen; darin aber waren Alle einverstanden, dem sehr ehrenwerthen Baronet sei niemals eine glänzendere und kräftigere Züchtigung widerfahren.

Noch in demselben Jahre erschien aus Newmans Feder der „neunzigste Trakt", der ein wahres Ereigniß geworden ist. „Wir vermögen nichts, schrieb der Verfasser am Eingange desselben, wir vermögen absolut nichts, wenn wir nicht einträchtig handeln; wir können nicht einträchtig handeln, wenn wir nicht einträchtig sind im Herzen; wir können die Eintracht nur durch übernatürliche Hülfe gewinnen; diesen übernatürlichen Beistand erlangen wir nur durch das Gebet und wir können nur beten, wenn wir unsere Fehler bereuen und bekennen. Unsere Kirche besäße, menschlich gesprochen, eine unwiderstehliche Kraft, wenn sie einig wäre; da sie aber getrennt ist, Partei gegen Partei, so wird sich die nach dem Ausspruche des Erlösers zur Unterwerfung der ganzen Welt bestimmte Kraft wider sie selber kehren und dem Hause den Untergang bereiten. Ja, so lange wir dieß nicht fühlen, so lange wir uns nicht als Brüder nähern, nicht gern und freudig unsere Ansichten aufgeben, nicht uns selbst von Grund des Herzens erforschen und Gott nicht bitten wollen, das für uns zu thun was wir selber nicht vermögen: wird keine Besserung eintreten. Ja, bis wir Kinder dieser Kirche dieser religiösen Richtung folgen, wird unsere Mutter unbeweglich bleiben müssen; seien wir zufrieden mit unserm Sklavenzustand, arbeiten wir in den Ketten, unterwerfen wir uns unsern Mängeln als einer Züchtigung, und fahren wir fort ungewisse Lehren, unzusammenhängende Präcedentien und unvollkommene Principien vorzutragen."

Der neunzigste Traktat regte einen so allgemeinen und

gewaltigen Sturm auf, daß der Bischof von Oxford sich bemüßigt fand einzuschreiten und das weitere Erscheinen der „Zeitgemäßen Abhandlungen" zu verhindern. Bei der großen Folgewichtigkeit dieses Ereignisses, müssen wir etwas näher auf die Entstehung des Traktes eingehen. Newman äußert sich in seiner Religionsbiographie hierüber: „Schon von der Zeit an, da ich als Public Tutor in meinem Colleg zu einer öffentlichen Lehrthätigkeit verpflichtet war, als meine Glaubensansichten noch weit entfernt waren, das zu seyn was sie bis 1841 geworden, hatte ich mich mit dem Gedanken zur Abfassung eines Commentars über die 39 Artikel getragen. Später, als die Bewegung recht im Schwunge war, mußte ich oft von Freunden die Frage hören: „„Was willst du mit den Artikeln anfangen?"" Ich theilte aber nicht die Befürchtung, welche in diesen Worten angedeutet lag. Ob ich im Laufe der Zeit von selbst, durch die naturgemäße Entwickelung unserer der „„Bewegung"" zu Grunde liegenden Lehranschauung gedrängt, dazu hätte kommen müssen, meine Gedanken über den Gegenstand zu Papier zu bringen, wüßte ich in der That nicht zu sagen. Was mich wirklich das zu thun bestimmte, wie ich es im Beginne des Jahres 1841 gethan, war die theils schon eingetretene, theils vorauszusehende Ruhelosigkeit derer, die sich weder mit der via media*), noch auch mit meinem strengen Urtheil gegen Rom zufrieden geben wollten. Es war mir, ich glaube von meinem Bischof eingeschärft worden, ich solle diese Männer vor Abirrungen bewahren, und das war auch mein persönlicher Wunsch. Nun aber lag die greifbarste Schwierigkeit für sie in der Verpflichtung, die Artikel zu unterschreiben; der Frage nach deren Bedeutung auszuweichen war mir sonach nicht möglich. Man rief uns

---

*) Via media, der „Mittelweg", war die von namhaften Theologen, z. B. Jelph angenommene Bezeichnung für das System des Anglikanismus, die jedoch Newman entschieden verwarf.

fast spöttisch zu: „„Wie könnet ihr es über euch bringen, eure Namen unter die Artikel zu setzen? sie sind ja geradezu gegen Rom gerichtet.““ Gegen Rom? erwiderte ich; was denket ihr euch unter Rom?“ — Er gibt nun eine Erklärung, was unter der römischen Lehre zu verstehen sei, und er fährt fort: „Ein weiterer Beweggrund für mich zu dem in Rede stehenden Versuche war das Verlangen, die letzten Punkte, um welche sich der Streit zwischen Romanismus und Anglikanismus bewegte, klar herauszustellen und sie auf eine möglichst kleine Zahl zurückzuführen. Ich hielt dafür, daß jedes der beiden Bekenntnisse durch ein gewaltiges Schreckbild, hier „„Papismus““ dort „„Protestantismus““ verdunkelt und entstellt worden sei. Der Hauptsatz in meiner Abhandlung hieß demnach: die Artikel widersprechen nicht der katholischen Lehre; sie widersprechen theilweise dem römischen Dogma; ihr Widerspruch ist meist gegen die herrschenden Irrthümer Roms gerichtet. Unsere Aufgabe sei es nun, die Scheidelinie zu ziehen zwischen dem was sie gelten ließen, und dem was sie verdammten.“

Der Sturm begann mit einem Proteste den vier Professoren der Universität Oxford an Newman richteten. Newman blieb nicht zurück und schrieb an den Professor und Canonikus Jelph einen Brief in welchem er seine Meinungen mit ebenso viel Muth als Offenheit vertheidigte. Zwar erklärte er die Lehre Roms, wie sie gegenwärtig sei, nicht billigen zu können und ließ sich selbst einige Ausfälle gegen dieselbe entschlüpfen, indem er in althergebrachter protestantischer Weise meinte, daß dieselbe dem reinen Evangelium des Erlösers ein anderes, rein menschliches und mit verdammlichen Mißbräuchen erfülltes unterschoben habe, doch findet sich darin ein ebenso schönes als offenes und beredtes Zugeständniß rücksichtlich der großen und ruhigen Verbreitung des Katholicismus in allen Theilen der Welt und besonders in England. „Und in der That, heißt es daselbst, herrscht in diesem Augenblick und in unserer anglikanischen Kirche eine außer-

gewöhnliche Strömung, die die religiösen Gemüther zu etwas Tieferem und Wahrhafterem drängt, als das war was dem vergangenen Jahrhundert genügte. Ich habe behauptet und werde immer behaupten, daß man von dieser Thatsache nicht Rechenschaft geben könne, indem man sie mit den partiellen Bewegungen von Individuen die nach einem gemeinsamen Zwecke streben, gleichstellt. Es ist bereits eine geraume Zeit her, daß die Dichter und Philosophen dieser Zeit von ihr Zeugniß ablegen . . . Das Jahrhundert strebt nach einem gewissen Unbekannten und, seltsam! die einzige religiöse Gemeinschaft, die sich im Laufe der letzten Jahre unter uns im Besitze jenes Unbekannten befunden hat, das ist die römische Kirche. Sie allein hat ungeachtet ihrer Irrthümer und der Nachtheile ihres praktischen Systems den innersten Gefühlen der Verehrung, der Liebe, der Ehrfurcht, der Demuth und so vielen anderen Gefühlen, die man eigentlicher katholische nennen kann, einen freien und geregelten Aufschwung verliehen."

Die allgemeine von Newmans Gegnern bewirkte Aufregung nahm jedoch immer mehr zu. „Es war mir von Stunde an, so äußert sich Newman, geradezu unmöglich noch ein Wort zu sprechen, das gefruchtet hätte, nachdem der Pedell in jedem Colleg der Universität meinen Namen an's schwarze Brett geschlagen hatte, wie den eines Pastetenbäckers dessen Haus zu besuchen verboten wird, und nachdem in allen Theilen des Landes, in jeder Classe der Gesellschaft, durch jedes Organ und bei jeder Gelegenheit der Meinungsäußerung, in Zeitungen, Zeitschriften, Gesellschaften, Lehrsälen, an Gasttischen, in Kaffeehäusern, auf Eisenbahnen ich als ein Verräther verschrieen worden war, der seine Lunte gelegt habe und in dem Augenblicke, da er sie anzünden wollte, abgefaßt worden sei — ein Brandstifter an dem altehrwürdigen Bau der Staatskirche." Newman erkannte, daß sein Platz in der „Bewegung" verloren und sein Wirken in derselben zu Ende sei, aber er fühlte auch, daß durch den Gang welchen die

Dinge genommen, die gütige Vorsehung ihn vor einer unmöglichen Stellung für die Zukunft bewahrt habe. „Nichts thut mir leid, schrieb er an den Bischof von Oxford, als daß ich Ew. Herrlichkeit und Andern, denen ich Ehrfurcht schuldig bin, Kummer verursacht habe. Nichts thut mir leid; alles, wie es gekommen ist, freut mich und ich bin dankbar dafür. Ich habe mich niemals des Scheines gefreut, als wäre ich im Stande eine Partei zu lenken, und was ich an Einfluß genossen habe, das ward von mir gefunden, nicht gesucht. Ich handelte, weil Andere nichts thaten, und brachte eine Ruhe, die ich sehr werth hielt, zum Opfer . . .“

Trotzdem in Folge des neunzigsten Trakts das Weitererscheinen dieser Abhandlungen sistirt ward, so wurde er gleichwohl nicht eigentlich verdammt, noch auch seine Verbreitung durch den Buchhandel behindert, und doch hörte die Agitation gegen Newman nicht auf, so daß er mit Recht fragen konnte: „Was hatte ich (im neunzigsten Traktate) denn Schlimmeres gethan, als was Anglikaner, Wesleyaner und Calvinisten in ihren Predigten und Schriften sich täglich zu Schulden kommen ließen? Wie hätte ich Schlimmeres gethan, als die Evangelikalen, wenn sie versicherten, ex animo die vorgeschriebene Weise der Taufhandlung und des Krankenbesuches anzunehmen? Warum sollte nun ich für unehrlich, sie für unbescholten gelten? Ich war einigermaßen berechtigt zu der Annahme, das Bewußtseyn der Schwierigkeiten die sie selbst mit ihrer Erklärungsweise gefunden hätten, werde die große Schaar meiner Gegner Behutsamkeit gelehrt haben, oder doch Mäßigung in dem Geschrei welches sie gegen einen Lehrer von der entgegengesetzten Schule erheben wollten. Aber ihr Rechtssinn wurde, denke ich, von ihrer Angst und ihrem Aerger übertäubt.“

Newman zog sich im Sommer **1841** nach Littlemore, einer Filiale seiner Pfarrei und eine Meile von Oxford gelegen, zurück. Er hatte daselbst ein Haus mit Acker gekauft, zu dem Endzweck seine große Bibliothek darin unterzubringen

und später von der Welt zurückgezogen darin leben zu können. Auch eine Kirche hatte er daselbst gebaut. Dort nun beschäftigte er sich zunächst mit dem heil. Athanasius, dessen Werke er zu übersetzen begonnen hatte. Aber die Ruhe, die er suchte, fand er nicht. Einmal erwachten in Folge seiner fortgesetzten kirchengeschichtlichen Studien und Arbeiten immer wieder neue Zweifel in ihm, dann auch hörten die Angriffe gegen ihn nicht auf, und endlich wurde um diese Zeit das englisch-deutsche Bisthum in Jerusalem errichtet. Wer die Abneigung der Anglikaner gegen den deutschen Protestantismus kennt, eine Abneigung die auf ihrer Anschauungsweise vom Anglikanismus als der wahren kathol. Kirche oder doch einem Zweige derselben beruht, wird auch die Aufregung begreifen in die Newman und seine Freunde und Anhänger durch jene Verbindung versetzt wurden. Er erhob feierliche Verwahrung dagegen in einem Schreiben, das er dem Erzbischofe von Canterbury und seinem Diöcesanbischofe übersandte. Das merkwürdige Dokument lautet:

„In Erwägung, daß die Kirche von England ein Recht, von katholischen Gläubigen Gehorsam zu verlangen, nur auf den Grund hin hat, daß sie selbst als ein Zweig der kathol. Kirche betrachtet zu werden beansprucht; daß die Anerkennung von Irrlehren, die mittelbare sowohl als die unmittelbare, die Wirkung hat, daß durch sie für jede religiöse Genossenschaft, von welcher sie ausgeht, besagtes Recht zerstört wird; daß die Zulassung von Häretikern zur kirchlichen Gemeinschaft, ohne daß dieselben ihren Irrlehren förmlich zu entsagen brauchen, soviel heißt als Anerkennung der Häresie; daß der Lutheranismus und der Calvinismus Häresien sind, die der heil. Schrift widersprechend vor dreihundert Jahren aufgestanden und vom Morgenlande sowohl wie vom Abendlande mit dem Banne belegt worden sind; und daß berichtet worden, wie der hochwürdigste Primas und andere hochwürdige Vorsteher unserer Kirche einen Bischof geweiht haben mit einer Bestimmung, nach welcher derselbe geistliche Gerichtsbarkeit über protestantische, d. h. lutherische und calvinische Gemeinden im Morgenlande auszuüben hat,

wobei zugleich nicht für besondere Fälle und ausnahmsweise, sondern ganz allgemein und gleichsam grundsätzlich Abstand genommen wird von jeder Abschwörung der Irrlehre Seitens solcher Gemeinden, und von jeder Erklärung der Wiederversöhnung mit der Kirche Seitens des vorgesetzten Bischofes, so daß eine Art von förmlicher Anerkennung der von solchen Gemeinden festgehaltenen Lehren vorliegt; und daß die Diöcesen von England durch ein so enges Band der Gemeinschaft miteinander verknüpft sind, daß, was in rechtskräftiger Weise in der einen verfügt wird, unmittelbar auch alle übrigen berührt: auf diese Gründe hin lege ich von der mir angewiesenen Stelle aus als Priester der englischen Kirche und Pfarrverwalter von St. Maria der Jungfrau zu Oxford, um mein Gewissen rein zu halten, hiermit feierlich Verwahrung ein gegen die vorbesagte Maßregel und sage mich los von ihr, weil sie unsere Kirche von dem Grunde auf welchem sie selbst steht, losreißt und auf ihre Zerstörung hinzielt.

11. November 1841.

John Henry Newman."

Was den neuen Bischofssitz in Jerusalem betrifft, heißt es in seiner Religionsbiographie, „so habe ich nie von etwas Gutem oder Schlechtem gehört, das er an's Licht gefördert hätte. Ich weiß nur, was er für mich gethan hat, und das halten Manche zwar für ein großes Unglück, ich aber für eine der größten Wohlthaten: er brachte mich bis an den Anfang des Endes."

Aus obiger Verwahrung geht klar hervor, daß Newman Ende 1841 trotz mancher Zweifel und Bedenklichkeiten dennoch fest an der anglikanischen Kirche hielt und in keiner Weise sie zu verlassen gedachte. Im Gegentheil hielt er, so viel in seiner Macht stand, Alle zurück die nach Rom überzugehen geneigt waren, und zwar, wie er selbst angibt, aus folgenden Gründen: 1) weil er ihnen nicht zu thun erlauben konnte, was er selbst mit gutem Gewissen nicht zu thun vermochte; 2) weil er von mehr als Einem glaubte, er lasse sich zu sehr durch flüchtige Gefühle bestimmen; 3) weil er,

so lange er sein Amt an der Marienkirche behielt, Verpflichtungen gegen seinen Bischof und die anglikanische Kirche hatte, und endlich 4) weil er bei Einzelnen von ihren Eltern oder Vormündern geradezu war beauftragt worden, sie vor einem solchen Schritte zu bewahren.

Und dennoch wünschte er eine Vereinigung mit Rom, aber eine Vereinigung unter Bedingungen. Denn schon seit 1839 fühlte er eine große und immer wachsende Abneigung die katholischen Dogmen zu bekämpfen oder gegen die katholische Kirche feindlich aufzutreten, und wurde von Zweifeln gequält, ob er sich nicht manchmal in seinen Schriften allzu starker Ausdrücke gegen Rom bedient habe, obschon er seine Klagen die er in seinem „Prophetenamt" gegen dasselbe erhoben hatte, nach wie vor im Wesentlichen für gut begründet hielt. Hatte doch sein Freund H. Froude fast sterbend zu ihm gesprochen: „Ich habe dir noch ein ernstes Wort zu sagen gegen dein Fluchen und Schimpfen. Was kann davon Gutes kommen? Ja, ich nenne das eine überaus schwere Versündigung an dem Nächsten. Wie leicht ist es möglich, daß wir selber im Irrthum befangen sind über manche Punkte, die uns nur nach und nach klar werden können." Hiezu kam die Lektüre einiger katholischen Bücher, die er von Dr. Russell, dem jetzigen Rektor von Maynooth, erhalten hatte. Es waren dieß des Veronius Regula fidei, Predigten des heil. Alphons Liguori, die Exercitien des heil. Ignatius u. a., selbst einige der gewöhnlichen für das Volk berechneten Pfennig- oder Groschen-Bücher, deren Kenntniß um so wichtiger war, als bei vielen Anglikanern die Ansicht herrschte und noch herrscht, als bekennten die Katholiken in ihrem Umgange mit Nichtkatholiken und würden in den für die gebildeten Stände berechneten Büchern ganz andere Glaubensprincipien gelehrt, als in solchen die für die Massen bestimmt seien, gleichsam als wenn ein zweifacher Katechismus je nach Erforderniß gebraucht würde. Genug, schon damals stieg in Newman zuweilen die ihm furchtbare Ahnung auf, daß er, was seinen

Anglikanismus betreffe, zuletzt wohl doch zusammenbrechen würde und vielleicht schon außerhalb der Kirche stünde.

Unterdeß hatte die anglo-katholische Bewegung ununterbrochen ihren Fortgang genommen, nur daß andere Kräfte gewissermaßen die Leitung übernommen hatten. „Es war, berichtet Newman, wie es in solchen Bewegungen zu geschehen pflegt, eine neue Schule oder Denkrichtung im Entstehen begriffen und drohte die ursprüngliche Bewegungspartei bei Seite zu schieben, um sich an die Stelle zu setzen. Die hervorragendste Persönlichkeit in ihr war ein Mann von feinem Geschmacke, von classisch gebildetem Geiste, von ungewöhnlicher Begabung für schriftstellerische Arbeiten: Frederic Oakeley. Er war mit mir beinahe von gleichem Alter; ich hatte ihn lange gekannt, wiewohl er sich die letzten Jahre nicht bleibend in Oxford aufhielt. Die geistige Stimmung seines Wesens war derjenigen nicht unähnlich, welche den Anfängen der Bewegung ihr festes Gepräge aufgedrückt hatte; er kann fast als Musterbild gelten von einem ächten Oxforder und würde, soviel ich mich erinnere, mit seinen Ansichten in politischer sowohl als in kirchlicher Beziehung sich ganz eines Sinnes gefunden haben mit der Oriel-Partei von 1826 bis 1833. Indeß war er erst spät in die Bewegung eingetreten, er kannte nicht ihre ersten Jahre; und da er zu einem neuen Aufschwung den Anfang machte, sah er sich natürlich auf die große Menge lebhafter, scharfer, entschlossener Geister angewiesen welche ihr katholisches Leben um dieselbe Zeit, wie er, begonnen, welche von der via media nichts, von Rom aber um so viel mehr gehört hatten."

„Diese neue Partei bildete und entfaltete sich äußerst rasch in und außerhalb Oxford, und zwar durch ein eigenthümliches Zusammentreffen gerade in demselben Sommer, als meine kirchlichen Ansichten durch die Beschäftigung mit der Geschichte des Monophysitismus einen so bedenklichen Stoß erhielten. Diese Männer schritten von der Seite her schräge in die ursprüngliche Bewegung ein, kreuzten deren Gedankenlinie,

legten sie um und zogen sie als Parallele rückwärts weiter. Es waren meistens Männer von lebendig frommem Sinne, denen vor allen Dingen ernstlich um das Heil ihrer Seele zu thun war, mir mit großem Eifer zugethan, aber damals noch wenig Bürgschaft gebend in Betreff des Weges den sie schließlich einschlagen würden. Einige sind zuletzt dem Anglikanismus treu geblieben, Einige sind katholisch geworden, Andere haben sich in den Liberalismus hineingeflüchtet. Nichts trat heller an den Tag als die Nothwendigkeit sie in Ordnung zu halten; und nicht weniger klar war es, daß mir diese Pflicht zufiel, weil ich so viel dazu gethan hatte sie in's Feld zu rufen; und wiederum nicht weniger klar leuchtet aus dem früher Gesagten ein, daß ich gerade die am allerwenigsten geeignete Persönlichkeit war, um einer solchen Aufgabe zu entsprechen."

„Alte Freunde die besten Freunde; aber von diesen alten Freunden konnten wenige mir helfen, konnten wenige mich verstehen, manche ärgerten sich über mich, einige zürnten, weil ich einen fest geschlossenen Kreis von Gleichgesinnten sprengte, einige endlich hielten es mit ihrem Gewissen für unvereinbar ferner auf mich zu hören. Ich klagte bitter: Ihr werfet mich, ich mag wollen oder nicht, Andern in die Arme. Indeß hatte ich auch noch gute und treue Freunde von der alten Art um mich her, sowohl in als außerhalb Oxford. Nach der andern Seite hingegen war ich zwar weder den Personen, noch auch den Denkrichtungen welche sich in dieser neuen Schule zusammengefunden hatten, wenn ich von zwei oder drei Mitgliedern absehe, jemals so sehr zugethan, wie dem alten Kreise, konnte auch kein rechtes Vertrauen fassen zu ihrer Festigkeit und Ausdauer; denn gleich einem Fliegenschwarm schienen sie kommen und gehen und endlich sich trennen und zerstreuen zu wollen. Ich fühlte mich aber dennoch zu ihrem Hauptziele mächtig hingezogen und dieselbe Richtung mit ihnen einzuschlagen bewogen trotz meiner alten Freunde, trotz meiner lebenslang gehegten Vorurtheile.

Trotz meiner wie in der Wolle gefärbten Furcht vor Rom und des Sträubens meiner Vernunft und meines Gewissens gegen dessen Gebräuche, trotz meiner Liebe zu Oxford und dem Oriel-Colleg, fühlte ich doch eine geheime Sehnsucht nach der römischen Kirche als der Mutter der englischen Christenheit, und verehrte mit wahrer Andacht die heil. Jungfrau in deren Hause ich lebte, an deren Altar ich diente, deren unbefleckte Reinigkeit ich in einer der frühesten von meinen gedruckten Predigten hoch gepriesen hatte. Dazu kam noch, daß die Anhänger dieser neuen Schule auf mich ihren Blick gerichtet hielten, mir wahre Freundesdienste erwiesen, mich wirklich liebten und mir in meiner Noth zur Seite standen, während Andere ihres Weges gingen, und für alles das war ich ihnen dankbar; ja manche unter ihnen litten auch Bedrängniß und fuhren in demselben Schifflein mit mir, wodurch denn unsere gegenseitige Zuneigung nur wachsen konnte. Und so kam es, daß ich, als die neue Schule herangewachsen war und mit der alten in Streit gerieth, nicht das Herz und noch weniger die Macht hatte sie zurückzuweisen, ich schlug mich auf ihre Seite; während ich des Friedens und der Ruhe bedurfte, sah ich mich genöthigt laut zu sprechen, und so zog ich mir von Einigen den Vorwurf der Schwäche zu, von der großen Menge aber den der Geheimthuerei, des falschen Spieles, des Tragens auf beiden Schultern."

Für seine damalige Rathlosigkeit und sein scheinbar verschlossenes Wesen in jener Zeit gab es allerdings noch eine Quelle. Das waren die unausgesetzten Hetzereien seiner Gegner, die über ihn und seinen Aufenthalt in Littlemore die unsinnigsten Gerüchte in Umlauf brachten, so daß selbst der Bischof sich nach dem Grunde oder Ungrunde derselben erkundigte. Freilich hatte er nicht durch die Tagespresse den Grund, weßhalb er sich in die Einsamkeit geflüchtet, ausposaunen lassen, und deßhalb fühlten Andere sich bemüßigt dieses Versäumniß durch allerhand Lügen nachzuholen. Bald sollte er ein vollständiges Kloster eingerichtet, bald eine An-

zahl junger Leute um sich versammelt haben um sie zu Papisten zu machen, und dergl. Unsinn mehr. Voll Bitterkeit rief er aus: „Immer von neuem kam die Frage: was hatte ich zu thun in Littlemore? Zu thun? Von euch mich zurückziehen, heißt das nichts gethan? Bin ich es allein in England der nicht das Recht haben sollte zu gehen wohin es ihm beliebt, ohne daß man ihn deßhalb zu Rede stellen dürfte? Bin ich es allein dem wetteifernd neugierige Augen folgen dürfen, um sich zu merken, ob ich von der Straße her mein Haus betrete oder zur Hinterthür hineinschleiche? zu merken, wer am hellen Mittag bei mir ein- und ausgehe? Memmen! ein Schritt von mir genügte und ihr stäubtet auseinander; nicht ihr seid es, die ich fürchte: Di me terrent et Jupiter hostis — Götter sind es die mich schrecken, und Jupiter grollt mir. Daß die Bischöfe fort und fort in ihren Hirtenbriefen gegen mich losziehen, wiewohl ich den Kampf ganz aufgegeben habe, und dann ein geheimes Ahnen und Mahnen im Herzen als thäten sie recht daran; sei doch da wo sie hausen, nicht mein Erb und Antheil: das ist's was mich zu Boden drückt. Ich kann keinen Schritt hinein oder hinaus über meine Schwelle thun, ohne von neugierigen Augen verfolgt zu werden. Warum wollt ihr mich nicht ruhig sterben lassen? Verwundete Thiere suchen sich eine Höhle um da zu verenden, und Niemand zürnt ihnen deßhalb. Laßt mich in Frieden, ich will nicht länger eure Ruhe stören."

So kam unter fortwährendem Kämpfen, Ringen und Streiten das Jahr 1843 heran, in welchem Newman zwei wichtige Schritte vorwärts that. Im Februar widerrief er feierlich alles was er jemals gegen die römische Kirche gesprochen. „Jetzt fürchte ich, schreibt er einige Wochen später an einen bewährten Freund, so weit ich mir meine Ueberzeugungen klar zu machen vermag, ich halte die römisch-katholische Kirche für die der Apostel und sehe in allem was bei uns von Gnade zu finden ist (und dessen ist, Gott sei es gedankt, nicht wenig) nur außerordentliche Gaben, Brosamen

aus dem überreichen Schatze der göttlichen Barmherzigkeit. Ich bin mehr, ja weit mehr versichert, England sei im Schisma, als daß die römischen Zusätze zum ursprünglichen Credo nicht als Entwickelungen betrachtet werden dürfen, die einer sinn- und lebenvollen Verwirklichung der göttlichen Hinterlage des Glaubens entsprossen seien. Sie werden jetzt begreifen, was den bischöflichen Erlassen ihre Schärfe gibt, ohne daß ich mich übermäßiger Empfindlichkeit anzuklagen hätte. Sie schneiden tief in mich ein nach zwei Seiten hin: erstens weil sie gewissermaßen als Klagen und Zeugnisse meinem Gewissen zu Hülfe kommen gegen mein treues Festhalten an der englischen Kirche; zweitens als mustergiltige Belege zur Lehrweise dieser Kirche, als Beweise wie sehr weit sie auch von jedem Wunsche nach Katholicität entfernt sei."

Am 18. September desselben Jahres legte er seine Stelle an der St. Mary-Kirche nieder. Der äußerliche, unmittelbare Beweggrund dazu, berichtet er, lag in den fortgesetzten Angriffen der Bischöfe auf Traktat 90. „Eine Reihe von Urtheilen, die sie ganze drei Jahre hindurch ex cathedra gegen mich erließen, die gar nicht leichte Rüge in dem Hirtenbriefe meines eigenen Bischofes eingeschlossen, kam der Verdammung meines Traktates und somit auch einer Verwerfung der alten katholischen Lehre, die er in Schutz zu nehmen bestimmt gewesen, so nahe, als es in der Kirche von England möglich ist. Um einer solchen Verdammung des Traktates vorzubeugen, hatte ich kurz nach dessen Erscheinen mich einfach den höheren Behörden in London zur Verfügung gestellt. Das Einzige, was bis dahin als eine Art von Strafurtheil unläugbar gelten konnte, war der Bescheid meines Bischofes, die Abhandlung sei „„nicht vorwurfsfrei"". Damit, dachte ich, werde alles abgethan seyn. Sie zu unterdrücken hatte ich mich geweigert, und man hatte mir darin nachgegeben... Den Liberalen hatte ich nichts vorzuwerfen; sie hatten mich im offenen Felde überwunden; was das Verfahren der Bischöfe betrifft, so kam es mir vor, als hätten sie in dem

Sinne wie Walter Scott von den Worten der heil. Schrift Gebrauch gemacht, „„das Lamm gekocht in seiner Mutter Milch"". Ich sagte zu einem Freunde: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni."

Newman zog sich abermals nach seinem geliebten Littlemore zurück, wohin ihm mehrere seiner Freunde und Schüler wie John D. Dalgairns, William Lockart, Ambrose St. John, Frederic Bowler u. a. folgten und gleich ihm eifrigst den Studien in fast klösterlicher Abgeschiedenheit oblagen. „Ich hatte, sagte Frederic Oakeley, mehr als einmal das Glück eine Woche bei Dr. Newman in dieser Zurückgezogenheit weilen zu dürfen. Wer könnte zurückdenken an die feierliche Stimmung, die im ganzen Hause herrschte; wer könnte des Anblickes, ich möchte sagen, des köstlichen Duftes den die Sammlung theologischer Werke gewährte, der fleißigen Mitgäste, wie sie, ein Jeder an seinem Tische, in einem Folioband vertieft da saßen; wer könnte der Stille, die durch die Pendelschläge der Uhr auf dem Herdsims gleichsam hörbar wurde, sich erinnern, und wer hat jemals an dem einfachen (immer schweigend verzehrten) Mahle in dem schmucklosen Speisesaale Theil genommen oder in der kleinen dunkeln Kapelle mit ihrem hohen rothen Vorhang, ihrem Crucifix und ihrer der Weltluft undurchdringlichen Abgeschlossenheit dem lauten Stundengebete beigewohnt — der nicht anerkennen müßte, da wenigstens dürfe man nicht sagen, es sei Alles bloß ein eitler Schemen gewesen? Ja, da herrschte die Ascese der alten Wüstenbewohner, wie sie aufführt zu Christus! Und daß eine in jeder Hinsicht so merkwürdige Anstalt, so tief durchdacht in ihrem Plane, so gut geleitet in dessen Ausführung, so frei von jedem Schatten der das Verlangen nach einer Aenderung oder die Hoffnung auf etwas Besseres hätte hervorrufen können, daß sie demnach ohne Druck von außen, ohne Schwächung im Innern, so ganz plötzlich auseinander fallen sollte, damit war ihren Bewohnern so augenscheinlich, wie sie es nur verlangen konnten, der Beweis geliefert,

sie hätten außerhalb der Kirche Gottes keine dauernde Statt."

Da nun lebte Newman von der Außenwelt zurückgezogen lediglich seinen Studien und religiösen Uebungen, des Rufes des Herrn gewärtig, zwei Jahre lang. Noch 1843 erschienen von ihm eine Auswahl seiner Predigten die sich den früher von ihm veröffentlichten würdig anschließen. Der religiöse Dünkel und Hochmuth seiner Landsleute wird darin scharf gegeißelt. „Wie die Juden, heißt es gleich in der ersten, vor ihrer Verwerfung zwei finstere Kennzeichen hatten, das eine: bittere Verachtung gegen die ganze Welt, und das andere: vielfältige Spaltungen und wüthende Streitigkeiten im eigenen Hause, so verachten wir Engländer — als ob ein Gräuel der Verwüstung auch über uns kommen sollte — fast die ganze Christenheit bis auf unsere eigene Kirche. Und doch haben wir nicht ein Evangelium, sondern hundert Evangelien, von denen jedes seine hitzigen Vertheidiger hat, und so sind wir dahin gekommen, daß die Zwietracht gleichsam unser gemeinsamer Ritus und unser unterscheidendes Symbol ist; wir hadern und klagen einander an und nennen das Leben, aber vom Frieden, vom Glauben und von der Liebe wissen wir nichts." In demselben Jahre regte er auch ein größeres Unternehmen an, die „Reihenfolge von Leben engländischer Heiligen." Er hielt dasselbe für ein nützliches, weil er manche Geister die er im Begriffe oder doch in Gefahr sah, von der anglikanischen Kirche abzufallen, durch die Beschäftigung mit der Geschichte von Glaubensfragen abziehen und vom Grübeln zum Eingehen auf's wirkliche Leben bringen zu können meinte, weil er glaubte ihnen größere Liebe zum heimischen Boden und zur Kirche von England dadurch einzuflößen und das Suchen nach Gleichheit in Rom, wie Rom jetzt sei, zu verleiden. Man sieht, Newman dachte noch immer nicht daran, seinen Standpunkt innerhalb der anglikanischen Kirche aufzugeben.

Der Plan wurde mit Beifall und lebendiger Theilnahme

begrüßt; gegen dreißig Gelehrte erklärten sich zur Theilnahme bereit, einige gingen auch sofort an's Werk. Aber schon nach der zweiten Lieferung zog sich Newman von der Redaktion zurück, weil gleich die erste Lieferung: „das Leben des heil. Stephan Harding" von Dalgairns*) ein solches Aufsehen erregte, daß Newman die Verantwortlichkeit für die nachfolgenden nicht übernehmen mochte, daher auch nur die beiden ersten Lieferungen, die eben genannte und „die Familie des heil. Richard" (von Thomas Meyrick) mit den Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnete. Was den „Stephan Harding" anbetrifft, so sprachen sich angesehene Männer dahin aus, daß er in einem Geiste geschrieben sei, daß nicht einmal ein anglikanisch gesinnter Verleger es in Druck zu nehmen wagen dürfe. Damit war der Fortsetzung das Todesurtheil gesprochen, und nur diejenigen Biographien wurden später noch herausgegeben die bereits geschrieben vorlagen oder doch nahezu druckfertig.

Im Uebrigen hielt sich Newman, wie bemerkt, von allem was in der Welt vorging, streng abgeschlossen, von allen Controversen fern die sich um diese Zeit in Folge von G. Wards Werk: „Ideal einer christlichen Kirche" entsponnen hatten. Selbst der Umstand, daß bei dieser Gelegenheit von seinen Gegnern die förmliche Verdammung des 90. Traktates beantragt wurde, vermochte ihn nicht sein Schweigen zu brechen. Das brachte ihm denn auch wieder manchen Verdruß. Die Zeitungen enthielten von Zeit zu Zeit Berichte über seine Absichten, auch daß er bereits apostasirt habe, und seine Freunde die auf eine Widerlegung dieser absichtlich ausgesprengten Gerüchte harrten, wurden ungeduldig und mißgestimmt. Noch

*) Dalgairns hat übrigens eine ganze Reihe der Lebensbeschreibungen geschrieben, die auch in Druck erschienen sind, deßgleichen Oakeley, der das „Leben des heil. Augustin von Canterbury", J. Walker, der das „Leben des heil. Germain", R. A. Cuffin, der das „Leben des heil. Wilhelm" schrieb, u. a.

Andere konnten sein Zögern und Zaudern nicht begreifen. „Ich will gar nicht läugnen, äußert sich Newman, daß ich selbstsüchtig handelte, aber es war das eine gewissenhafte Selbstsucht. Wozu ich gegen mich selbst verpflichtet sei, das schien mir allerdings klar. Wer gesund ist, mag Andere heilen; mir aber hieß es: Arzt, hilf dir selber! Auf meine eigene Seele kam es mir zuerst an, und es kam mir höchst unvernünftig vor, wenn man an eine Bekehrung in Compagnie dachte. Ich wünschte für meine Person und in meiner Weise (oder besser gesagt in seiner Weise) meinen Herrn und Heiland zu finden. Ich hegte kein Verlangen und ich darf wohl sagen, ich dachte nicht daran, eine Anzahl Anderer mir nachzuziehen. Davon konnten aber diese nichts wissen.“ In diesem Zustand des passiven Zuwartens länger zu verharren, erlaubte ihm jedoch weder die Stimme des Gewissens noch auch das Licht der Vernunft. Der Hauptgrund seines Zögerns lag darin, daß er keine Bürgschaft gegen einen späteren nochmaligen Glaubenswechsel sah, wenn er katholisch würde. Da kam er denn 1844 zu dem Entschlusse ein Buch über die Lehrentwickelung zu schreiben, und sei er damit zu Ende, und seien dann die Ueberzeugungsgründe zu Gunsten der römischen Kirche nicht schwächer in ihm geworden, dann wolle er die nöthigen Schritte thun, um Einlaß zu erlangen in ihre Hürde. Er arbeitete fleißig an seinem Buche bis zum Oktober. Während der Arbeit klärte sich sein Blick so sehr, daß er bald nicht mehr von römischen Katholiken sprach, sondern sie einfach Katholiken zu nennen wagte. Ehe das Werk vollendet war, stand auch sein Entschluß fest katholisch zu werden, und das Buch ist so wie es damals war, unvollendet geblieben*).

---

*) Geschichte der Entwickelung der christlichen Lehre. London 1844. Das Buch ist mehrfach in's Deutsche, auch in andere Sprachen übersetzt.

Am 29. September, am Michaelistage, war John D. Dalgairns, Newmans Freund und Schüler, zu Aston bei Stone von P. Dominikus, dem Superior der Passionisten in England, in die Kirche aufgenommen worden. Nach Littlemore zurückgekehrt schrieb er an den Pater und lud ihn ein auf seiner Reise nach Belgien, wohin er sich in Ordensgeschäften begeben mußte, durch Oxford zu kommen. P. Dominikus verlor keinen Augenblick, vielleicht hatte er eine Ahnung, daß eine reiche Ernte seiner harre. Noch am selben Tage, den 8. Oktober Abends 10 Uhr kam er in Oxford an, ganz durchnäßt von einem strömenden Regen, dem er fünf Stunden hindurch ausgesetzt war. Dalgairns und Ambrosius St. John, der am 2. Oktober zu Prior-Park das kathol. Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, erwarteten ihn und theilten ihm mit, daß ihr Freund Willens sei ihrem Beispiele zu folgen. Diese Nachricht ließ den guten Pater Dominikus alle Anstrengungen vergessen, und er bestieg sofort den Wagen, um nach Littlemore zu fahren. Um 11 Uhr kam er daselbst an. Kaum hatte er sich dem Kamin genähert, um seine Kleider zu trocknen, als Newman in das Zimmer trat, vor ihm hinkniete und um seinen Segen sowie um die Aufnahme in die Kirche Jesu Christi bat. Thränen der Freude entrollten den Augen des frommen Mönches, der sofort zum Gebet hinkniete und Newman die Generalbeichte abnahm worüber die Nacht verging. Am folgenden Tage früh beichteten auch die Herren Frederic Bawles und Richard Stanton, und des Abends legten sie im Betzimmer Newmans mit diesem zusammen das kathol. Glaubensbekenntniß ab. Am. 10. Oktober las P. Dominikus die heil. Messe in der Kapelle des Hauses und reichte den Neophyten das heil. Abendmahl. Unmittelbar darnach führte man ihn in das Haus eines Edelmannes zu Littlemore, Woodmason, der mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern um Aufnahme in die katholische Kirche bat, die auch, nachdem sie zuvor gebeichtet hatten, erfolgte. Schon einige Tage vor der Ankunft des P. Dominikus hatte New-

man eine Retraktation seiner Irrthümer geschrieben; dieselbe ist dem oben erwähnten Werke über die Lehrentwickelung beigefügt und vom 6. Oktober datirt.

Obwohl der Schritt Newmans lange vorher als bevorstehend war angekündigt worden, so rief die Nachricht von dem Vorgange in Littlemore gleichwohl eine allgemeine Bewegung hervor. Noch am Tage zuvor hatte die englische Presse sich in Illusionen gewiegt und die Times in der Aufgebung seines Titels als Fellow des Oriel-Collegs nur den Wunsch gesehen, aus dem Universitätsverbande zu scheiden, wie er vor drei Jahren seine Pfarrei aufgegeben hatte. Selbst Dr. Pusey, den doch Newman selbst auf seinen Schritt vorbereitet hatte, äußerte sich noch kurz vorher einem gemeinschaftlichen Freunde gegenüber: „Ich hoffe trotz Allem zuversichtlich, daß wir ihn behalten werden.“ Bis dahin hatte man über die stattgehabten Conversionen scherzen zu können gemeint. Dieser, hieß es, habe ein falsche Geistesrichtung, Jenem fehle es an Wissen, und dieser Andere habe niemals ein Verständniß der Hochkirche besessen. Der Eine ließ sich durch das Feuer seiner Einbildungskraft, der Andere durch die Weichheit seiner Gefühle oder die Poesie seiner Ideen dahinreißen — und die Leichtgläubigkeit des Publikums nahm solche Erklärungen denn auch als reinste Wahrheit auf. Aber alle Phrasen erfuhren nun die eklatanteste Abweisung, die nur immer möglich war. Der Mann der selbst nach dem Zugeständnisse Puseys seit einem Jahrhundert den Anglikanismus am besten verstanden hat, den ganz England als ein Werkzeug der Vorsehung betrachtete, bestimmt der Schöpfung Heinrichs VIII. den Glanz wieder zu geben den sie durch die Indifferenz des letzten Jahrhunderts verloren hatte, und der mit einer so großen Energie an der Wegschaffung der Ruinen arbeitete die sich um die Kirche angehäuft hatten, mit einem Worte: Henry Newman hatte der katholischen Wahrheit gehuldigt, indem er in die römisch-katholische Kirchen-Gemeinschaft eintrat. Das war eine Thatsache die lauter

sprach als alle Räsonnements, und die anglikanische Kirche tief in ihrem Innersten berührte, da alle die gemachten Anstrengungen dieselbe zu regeneriren, dadurch einen schrecklichen Stoß erlitten.

Die Hauptorgane des Anglikanismus meldeten auch mit tiefem Schmerze diese eklatante Conversion und gaben sich über die Folgen keinen Illusionen hin*). „Wir waren seit einiger Zeit, hieß es in der Morning-Post, auf diese Nachricht vorbereitet und sind daher weniger von dem Ereigniß betroffen worden, als wenn es uns überrascht hätte. Wir sind tiefinnerst überzeugt, daß Herr Newman und seine Freunde die anglikanische Kirche verlassen haben, um in eine weniger reine Kirche einzutreten; aber wir glauben, daß sie diese Entschließung genommen haben einzig und allein um dem Antriebe ihres Gewissens zu folgen. Eine aufrichtige Ueberzeugung allein hat sie vermögen können zu handeln wie sie gethan. Ohne von dem eben Geschehenen übertrieben aufgeregt zu seyn, sind wir doch voll Unruhe. Wir hoffen aber daß man die Vorgänge vielmehr als eine Warnung denn als ein Beispiel zur Nachfolge betrachten werde, besonders in Bezug auf diejenigen Glieder der anglikanischen Kirche, die die Pflichten der Seelsorge übernommen haben. Das sollte eine Lehre seyn selbst für diejenigen die da meinen — vielleicht auch mit Recht — daß es in der Disciplin, in der Regierung und in dem kathol. Gefühl der römischen Kirche viele Dinge gebe, die allem vorzuziehen seien was man in unserem eigenen Glaubenssystem finde. Nach unserer Ansicht werden fromme, feste und verständige Menschen in dem was ge-

*) Der Bischof von Chichester hatte indeß im Juli d. Js. öffentlich geäußert: „Der Anhänger des Herrn Newman ist nur eine kleine Zahl. Es bedarf nur noch kurzer Zeit, um das an den Tag zu bringen. Man weiß recht gut, daß er sich anschickt abzufallen; ist das geschehen, dann wird sich zeigen, wie wenige mit ihm überzugehen gewillt sind."

schehen, Versuchungen erblicken denen man widerstehen muß... Wir stehen nicht an zu behaupten daß, wenn die Leiter der Kirche Englands gehandelt hätten, wie sie in Bezug auf die Bewegung der drei letzten Jahre handeln mußten, diese Kirche nicht ein so eminentes Glied wie Dr. Newman verloren haben würde." — „Daß ein mit so hervorragenden Eigenschaften begabter Geist", ließ sich die Times in ihrer Weisheit vernehmen, „durch seine eigene Energie so weit gedrängt ward, daß er an der Klippe des Papismus zerschellte, ist eine außerordentlich beklagenswerthe Sache. Ueberzeugt wie wir es sind, daß die anglikanische Kirche in ihrer Lehre Alles besitze was zur Seligkeit nothwendig ist, erscheint uns die puseyistische Geistesverwirrung als etwas Seltsames und Unerklärliches. Wenn wir sehen, wie Männer die sich zur Vertheidigung der Kirche vereinigt haben, soweit gekommen sind, daß sie Ansichten theilen die auf ihre Vernichtung hinstreben, so sind wir versucht mit Festus auszurufen: Zu viel Wissen hat sie toll gemacht!"

Auf ähnliche Weise besprachen auch der Spektator, der **English Churchman etc.** das große Tagesereigniß, die Conversion eines der größten Männer die die Kirche Englands seit der Reformation hervorgebracht, und man liest aus allen das große Bedauern denselben verloren zu haben. Charakteristischer als alles dieses aber ist ein Schreiben des nominellen Hauptes der anglo-katholischen Richtung, Puseys, an einen seiner Freunde den er, troß seines eigenen Schmerzes, über den Verlust Newmans zu trösten sucht. Es heißt in demselben: „In Wahrheit, Sein Weg ist im Meere, Seine Pfade sind in den großen Gewässern und die Spuren Seiner Füße sind uns bekannt. In einem Augenblicke wie der gegenwärtige, scheint es, daß man nichts besseres thun könne als im Schweigen zu verharren und sich zu enthalten, selbst etwas Gutes zu sagen. Es ist wirklich ein großes Geheimniß, daß das Vertrauen welches er (Newman) einst auf unsere Kirche gesetzt hat, verschwunden ist. In unserer Betrübniß

ist es ein Trost, unsere Blicke auf das zu werfen was er einst gewesen, an die Hingebung zu denken mit welcher er für unsere Kirche gewirkt hat, und an seine Anstrengungen sie zu erheben. Es scheint, daß irgend ein gutes Vorhaben im Interesse unserer Kirche gescheitert, daß ein für sie erwecktes Instrument nicht nach dem Willen Gottes angewendet, und daß es ihr in Folge dessen entzogen worden sei. Es gibt da nach irgend einer Seite hin einen schwachen Punkt. Man kann nicht umhin zu fragen, ob seine (Newmans) äußerste Empfindlichkeit gegen Alles was böse ist, für diese wirren Zeiten paßte. Was Gemüthern wie das meinige als unabwendbare Sache erschien — Nothwendigkeiten durch die man hindurchgehen und denen man sich unterwerfen muß — war für das seinige wie die Schneide eines Schwertes. Vor einigen Jahren überkam mich die erste Besorgniß vor dem was sich ereignet hat, als ich erfuhr, daß man in vielen Kirchen und Klöstern des Continents für ihn bete. Damals sagte Jemand zu mir: „„Wenn sie (die Katholiken) so eifrig in dieser Absicht beten, und wenn er würdig erachtet wird unter ihnen ein Werkzeug des Ruhmes Gottes zu seyn in einer Zeit, wo bei uns so viele Gleichgültigkeit, ja selbst Abneigung herrscht, könnten ihre Gebete nicht erhört werden und Gott ihnen bewilligen, um was sie bitten, und wir den verlieren, den wir nicht zu erhalten begehren?““ Und jetzt, müssen sie nicht meinen, daß ihre Tag und Nacht und während des Opfers der heil. Eucharistie dargebrachten Gebete erhört worden seien? Wäre es nicht möglich, daß wir ihn verloren haben, weil es bei uns verhältnißmäßig so wenig Liebe und Gebet gibt? Wenn dem so ist, und in diesem kritischen Zustande unserer Kirche — der gefahrvollsten Krise durch die sie gegangen ist — sollte nicht die erste Lehre, die wir aus diesem Ereigniß ziehen, die seyn unsern Eifer im Gebete zu verdoppeln? . . . Gleichwohl kann Gott, da er noch mit uns ist, uns für diesen Verlust entschädigen. Wir dürfen nicht suchen uns über die Größe desselben zu täuschen.

Die ihn gewonnen haben, kennen seinen Werth. Es muß uns ein Trost seyn zu sehen, daß sie ihn würdigen. Unsere Kirche hat ihn nicht zu verwenden gewußt. Es ist als ob ein schneidendes Schwert in seiner Scheide gehalten oder in einem Heiligthum aufgehängt worden sei, weil es uns an einer Hand gefehlt die es zu schwingen vermocht. Es war ein Mann, zu einem mächtigen Rüstzeug Gottes bestimmt und durch alle seine Eigenschaften, die genau zu kennen eine zwei-undzwanzigjährige Freundschaft mich in den Stand gesetzt hat, geeignet große Dinge für die Restauration unserer Kirche auszuführen. Er hat uns verlassen ohne seinen Werth zu ahnen. Er hat sich von uns getrennt, um dem Gefühle der Pflicht zu gehorchen, ohne an sich selbst zu denken und sich ganz und gar den Händen Gottes überliefernd. Das sind die Männer, die Gott gebraucht. Mich dünkt, als habe Newman sich nicht eigentlich von uns getrennt, sondern sei vielmehr in einen andern Theil des Weinstocks verpflanzt worden, wo die ganze Energie seines mächtigen Geistes wird in Thätigkeit seyn können, während sie es bei uns nicht war. Wer weiß bei den geheimnißvollen Plänen der göttlichen Vorsehung, welche Wirkung die Gegenwart eines Mannes wie dieser unter jenen (den Katholiken) hervorbringen kann! Das Ereigniß das uns betrübt, dürfte große Folgen haben können, um so mehr, da derjenige der bestimmt war das Werkzeug hiefür zu seyn, sie für sich selbst nicht sieht. Es ist vielleicht das größte Ereigniß, seitdem die Gemeinschaft der Kirche unterbrochen ist, daß ein solcher Mann, in unserer Kirche vorgebildet, ein Erzeugniß des in ihr weilenden Gottes, so in die ihrige (der Katholiken) übergeht. Wenn irgend Etwas ihnen über das Gute was sich bei uns vorfindet, die Augen öffnen und unsere Vorurtheile gegen sie mildern muß, so ist es die Gegenwart eines solchen Mannes, genährt und erzogen in unserer Kirche, in der er seine Reife erlangt hat, und der nun in die ihrige übergegangen ist."

Wahrlich ein glänzendes Zeugniß für den gefeierten

Theologen, ein glänzenderes noch für die katholische Kirche. Erkennt doch Pusey dem Gebete ihrer Kinder eine Macht zu, deren Folgen er fürchtete. Und würde Gott mit so vieler Huld Gebete erhört haben, wären sie nicht im Stande der Heiligkeit dargebracht? Auch die Anhänger des Anglikanismus haben sich zum Himmel gewendet, aber ist es nicht äußerst merkwürdig, daß diejenigen unter ihnen welche mehr und mit innigerer Frömmigkeit beteten, als Antwort die Weisung erhielten nach Rom zu gehen?

Kurze Zeit nach seiner Conversion, im Januar 1846 verließ Newman sein geliebtes Littlemore und folgte einer Einladung des apostolischen Vikars Dr. Wiseman nach Oscott, woselbst er bis zum Herbst weilte. Anfang September reiste er in Begleitung des schon erwähnten Ambrosius St. John und Robert Aston Cuffin's, ehemaligen Canonikus von St. Maria Magdalena in Oxford, der einige Monate später convertirt war, über Frankreich nach Rom, wo sie am 29. Oktober ankamen. Schon am folgenden Tage begab er sich nach St. Peter, um an den Gräbern der Apostel seine Andacht zu verrichten. In demselben Augenblicke, wo er sich dem Marmor näherte der die Gebeine des Apostelfürsten bedeckt, trat der Nachfolger desselben, Papst Pius IX. an den Altar, um auf dem Grabmal jenes die heil. Messe zu lesen. Man kann sich leicht den tiefen Eindruck vorstellen den dieses glückliche Zusammentreffen in der Seele Newmans hervorrief. Auch wurde er bald vom heiligen Vater in besonderer Audienz mit der ihm eigenen herzinnigen Liebe empfangen.

(Schluß folgt.)

XLII.

Die englische Politik und der Fenianismus in Irland*).

Zum zweiten Male seit zwei Jahren war England im vergangenen Monat Januar in eine sinnebetäubende Panik versunken wegen der Aussicht auf eine Revolution in Irland. Am 17. Februar 1866 hatte das englische Unterhaus über Hals und Kopf die Habeascorpus-Akte für die grüne Insel aufgehoben und Irland unter das Gesetz des Belagerungszustandes gestellt; und gerade vom 17. Februar 1867 datiren die Correspondenzen welche übereinstimmend melden, daß England wieder aufzuathmen beginne von dem riesenhaften Schrecken über die neuen Versuche der Fenier bei Chester und in Killarney.

Wenn man die Berichte über diese wiederholten Panik-Anfälle liest, so möchte man fast irre werden an dem alten Ruhm des ruhigen und gemessenen Volkscharakters der Engländer. Plötzlich ergeht nun schon zweimal das Geschrei

*) III. Nummer zu den „Zeitläufen" im vorigen Heft: „Aphoristische Bemerkungen über die socialen Erdbeben im Staat und der Gesellschaft Englands."

über eine große fenische Armee die in Irland aufgestanden oder eingefallen sei; die Regierung rüstet in fieberhafter Hast, sie schickt Schaaren von Polizeidienern und mehrere tausend Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie über den Kanal; sie läßt die Flotte an der Küste kreuzen; sie stellt zu Dublin in Einer Nacht 7000 Mann Soldaten und 2000 Constabler auf das Piket; sie läßt fliegende Streifcorps auf Wagen über die Insel hin fahren; sie füllt überall die Gefängnisse mit zahllosen Verhafteten — und vierzehn Tage später vernimmt die erstaunte Welt, es sei Alles nur blinder Lärm gewesen, die ganze Angst sei auf die stümperhafte Aufführung einer groben Posse hinauszuleiten. Aus den Tausenden von fenischen Insurgenten entpuppen sich 26 Kerls mit langen Wasserstiefeln und grünen Röcken, und aus den Hunderten von willkürlich Verhafteten bringt man nichts heraus. Die Haupträdelsführer, heißt es, seien entkommen und bei den andern finde sich nichts was einen genauern Einblick in die Organisation der furchtbaren Verschwörung geben könnte.

Was soll man halten von einem solchen Spiel, mit dem sich die sonst so ernsthafte, stolz und sicher pochende Brittania nun schon zum zweitenmale seit Jahresfrist vor den Augen aller Welt blamirt hat? Ist etwas oder nichts an diesem blassen Fenier-Schrecken? Ich glaube, daß allerdings etwas daran ist, daß aber das böse Gewissen Englands die zunächst liegende Gefahr in's Ungeheuerliche vergrößert. Es gehört zu den großartigsten Zeichen unserer wunderbaren Zeit, daß endlich auch einem so verstockten Sünder wie dem englischen Nopopery-Volk das Gewissen erwacht ist, und demselben den Spiegel seiner gehäuften Sünden in der innern und äußern Politik vorhält. Das ist die Lehre die *wir* uns aus der neuesten Geschichte Englands abstrahiren.

Es läßt sich nicht mehr verhehlen, daß es in der ganzen civilisirten Welt der Gegenwart kein so schmählich mißhandeltes Volk gibt als das katholische Irland unter Englands Botmäßigkeit. Das muß sich England unter zwei Augen

selber sagen, und darum fragt man sich in London mit so tiefer Besorgniß, ob das irische Landvolk den fenischen Rebellen sich anschließen werde und geneigt sei mit dieser agrarisch-republikanischen Verschwörung gemeinsame Sache zu machen oder nicht? Ja, darum hat man am Regierungssitz es eigentlich selbst für unmöglich gehalten, daß ein solcher Anschluß nicht geschehe. Deßhalb ferner hat man mit so großer Angst abgewartet, welche Haltung der katholische Klerus in Irland, der seit zwei Jahrhunderten von England nie etwas Anderes als mitleidslosen Druck und kalten Hohn zu erwarten gewohnt war, gegenüber der gefürchteten Bewegung einnehmen werde. Und darum endlich besorgt man jetzt, wo man der pflichttreuen Festigkeit der irischen Priester vollkommen sicher ist, doch wieder ein anderes Unglück, daß nämlich die Ackerbau treibenden Classen sich in sehr bedenklichem Maße von dem Einfluß und der Leitung der katholischen Priester emancipirt haben dürften. Sehr erklärlich wäre das allerdings, wie ein irisches Parlaments-Mitglied im vorigen Jahre richtig bemerkt hat: „Man hat uns nicht hören wollen als wir noch Gehör fanden in Irland, und jetzt wo unsere Landsleute nicht mehr auf uns hören, will man versuchen uns Gehör zu schenken." Aber wer hätte es je für möglich gehalten, daß das bigotte Engländerthum sich eines schönen Tages darüber ernstliche Sorge machen könnte, daß der irische Klerus nur ja nichts einbüßen möge an seinem Einfluß auf das Volk!

Es ist dem officiellen England tausendmal gesagt worden, eine gerechte Behandlung Irlands und seiner Beschwerden würde sich schon darum im eigensten Interesse Brittaniens dringend empfehlen, weil die Stützen seiner effektiven Macht großentheils aus Söhnen der grünen Insel bestehen. In allen Zweigen der brittischen Verwaltung finden sich Iren. Mehr als die Hälfte der brittischen Armee besteht aus Iren, Schaaren derselben dienen auch in der Polizeimannschaft. Darum hat man mit Recht die Fenier in Irland viel weniger

gefürchtet als die Fenier in der englischen Armee und Polizei; und daß namentlich die letztere ihre Unbeflecktheit nicht rein bewahrt hat, das konnte allerdings schon aus der Art wie der Fenier-Häuptling Stephens aus dem Gefängniß und aus dem Lande entkommen ist, mit hinreichender Zuversicht geschlossen werden. In ihrer Angst sah denn auch die Regierung überall Symptome rebellischen Mißvergnügens in der Miliz, Polizei und Armee. Darum schickte sie schon am 20. Februar v. Js. nicht nur 200 Londoner Polizisten nach Irland sondern auch einen Theil der Garde die sonst nur zur Parade diente, und jetzt dem irischen Element im Heere die Stange halten sollte.

Seit Jahren hat die Noth und das Mißvergnügen Millionen von armen Iren über das Meer getrieben. Der Ire hat jetzt zwei Vaterländer, er hat eine Heimath in Irland und eine andere in Nordamerika. Es ist leicht erklärlich, daß die Stimme der Iren in den Vereinigten Staaten dem Radikalismus gehört, und daß irische Soldaten in Masse mit den Heeren des Nordens ausgezogen waren zu dem großen Vernichtungskampf gegen die conservativen Südstaaten der Union. Schon aus diesem Grunde hätte die englische Politik die dringendsten Gründe gehabt mit dem französischen Imperator gemeinsame Sache zu machen, um durch eine kräftige Intervention den tapfern Südlingern zu Hülfe zu kommen. Fast zwei Jahre lang schwankte der Sieg zu Gunsten des Südens und es war von der Vorsehung Zeit genug gewährt, wenn die europäischen Seemächte die von der großen Republik des Westens drohende Gefahr auf lange Zeit hin beseitigen wollten, wenn nicht für immer. England hätte jetzt keine Fenier zu fürchten weder in Canada noch am St. Georgs-Kanal; der Imperator hätte sich die Schmach des mexikanischen Rückzugs erspart und er könnte jetzt pochen auf den glänzenden Sieg seiner Politik im Reiche Montezuma's, wenn die westmächtliche Intervention gegen die Kriegspartei in Washington zu Stande gekommen wäre. Aber der

Nerv der brittischen Politik war erschlafft und der schadenfrohe Neid gegen den Imperator mußte das bequeme Nichtsthun rechtfertigen. So hat der Norden der Union gesiegt, und dieser Sieg war der Sieg der irischen Emigration. Der Fenianismus ist viel mehr ein trans- als ein cisoceanisches Gewächs. In den Feniern fürchtet England — und mit allem Recht — nicht nur die Rache des erbarmungslos mißhandelten Volkes auf der Nachbarinsel, sondern auch die zukünftige Rachepolitik der seemächtigen Union Nordamerika's.

Die Bedeutung der fenischen Unruhen, wie dieselben seit ein paar Jahren gleich Ebbe und Fluth am Meeresufer geheimnißvoll anschwellen und scheinbar wieder zurücktreten, liegt vor Allem darin, daß sie ein wichtiger Hebel der großen politischen Constellationen sind, und diese Bedeutung derselben ist so augenscheinlich, daß schon Stimmen laut geworden sind welche in allem Ernste Rußland als den Urheber der fenischen Zettelungen denunciren. Der Czarenhof wolle so der orientalischen Politik Englands eine Diversion im Rücken machen: sagen diese politischen Diagnosten. Gerade so sei im Jahre 1858, als der französische Imperator nicht sicher war, welche Haltung England bei dem bevorstehenden Angriff auf Oesterreich in Italien einnehmen würde, von den Tuillerien aus die irische „Phönix-Gesellschaft", die Vorläuferin des Fenierbundes, angestiftet worden. Unsererseits sind wir etwas hartgläubig in solchen Dingen. Aber wahr ist es allerdings, daß England von nun an jedesmal wo es im Rücken von Nordamerika bedroht ist, in der Front von Rußland bedroht seyn wird. Darum muß auch die überraschende Nachricht, daß Rußland seine Besitzungen im Norden Amerika's eben jetzt und in aller Heimlichkeit an die Regierung in Washington käuflich abgetreten habe, auf alle Denkenden einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. England wäre demnach jetzt schon mit seinen nordamerikanischen Colonien von der Yankee-Union in die Mitte genommen, wie es bei der nächsten großen Krisis, der orientalischen nämlich, in die Mitte genommen

seyn würde zwischen der amerikanischen Union und dem russischen Czarthum — von Canada bis Indien, welch ungeheurer Kampfplatz! Dazu dann noch die fenischen Rachecorps auf der eigenen Nachbarinsel, in den eigenen Kasernen, in den eigenen Polizeilokalen, auf der eigenen Flotte, und somit wäre das Bild der politischen Zukunft Englands vollendet.

England muß zuerst und am empfindlichsten fühlen und erfahren, daß der nordamerikanische Radikalismus seit dem unglücklichen Ausgang des Bürgerkriegs eine europäische Macht geworden ist, und zwar überall mit der Tendenz des ausgesprochensten Brittenhasses. Die irischen Fenier sind nur die Vorposten dieser nordamerikanischen Politik, und dieselbe wird fortan in alle europäischen Fragen hereinragen. Bekanntlich war kaum ein Jahr vergangen seit der Waffenstreckung des Südens der Union, so wagte der fenische Congreß bereits einen bewaffneten Einfall in brittisch Canada. Die Expedition nahm freilich ein lächerliches Ende. Aber das Wichtige daran war, daß die Unionsbehörden den Friedensbruch unverholen begünstigt hatten. Dieselben hatten nicht nur die öffentliche Organisation der Verschwörung ruhig geschehen lassen, den Ankauf von Waffen und Munition, die Anwerbung von Rekruten gestattet, sondern vom Fenier-Bunde ernannte Generale durften ungenirt in öffentlichen Blättern zur Bildung von Compagnien auffordern die sich an der canadischen Grenze zu sammeln hätten, ohne daß sich in Washington ein Finger gerührt hätte. Kurz vorher hatte die erste Fenier-Aufregung in Irland selbst stattgefunden, und auch hiezu waren amerikanische Iren, meist Veteranen des nördlichen Unionsheeres, über den Ocean gekommen; von dort floßen auch die Geldmittel und die Waffen zu, und unter den paar hundert „militärischen Führern", welche im ersten Schrecken in und bei Dublin verhaftet wurden, waren fast alle hibernische Bürger der Vereinigten Staaten. Der Minister selbst behauptete im Parlament, daß nicht weniger als 500 solcher Unions-Veteranen nach Irland herüberge-

kommen seien, und hauptsächlich dadurch brachte er die Bill zur Annahme, welche den Belagerungszustand über Irland verhängte.

So datirt also die große Wendung in dem Schicksal Englands in beiden Beziehungen von dem amerikanischen Bürgerkrieg. In dieser Zeit erhob sich die massenhafte Arbeiter-Bewegung, die Agitation des vierten Standes auf eine Parlamentsreform mit allgemeinem Stimmrecht; und in der nämlichen Zeit nahm das Fenier-Gespenst Fleisch und Blut an. Zwar hatte die Fama schon 1862 allerlei gemunkelt über geheime Werbungen, nächtliche Exercitien und Dergleichen auf der grünen Insel. Aber der erste greifbare Akt der republikanischen Verschwörung war doch der große irische Congreß von Chicago auf amerikanischem Boden im November 1863. Die Officiere der irischen Legion in der Potomak-Armee hatten hiezu ihren Beistand geliehen. Im Jahre 1864 fand wieder ein Congreß zu Chicago statt und im J. 1865 waren die fenischen Brüderschaften schon über das ganze Gebiet der Union verbreitet. In Irland selbst vertrat zwar schon seit Ende 1863 ein eigenes Organ, „lhe Irish People“, die Absichten des Bundes; aber seine Kraft zog der Bund fortwährend aus Nordamerika. Dahin reiste James Stephens, das Haupt der europäischen Abtheilung des Bundes, und mit bedeutenden Geldmitteln zurückgekehrt begann er die militärische Organisation der Verschwörung. Als dann der Bürgerkrieg in der Union 1865 plötzlich zu Ende ging, wurde auf den Herbst desselben Jahres die allgemeine Erhebung in Irland festgesetzt.

Das war ungefähr die officielle Darstellung des Sachverhalts von Seite der englischen Minister. Die regierenden Herren versäumten nun nicht zu beweisen, wie leicht man es auch in England mit den constitutionellen Garantien nehmen kann, wenn der Vortheil der herrschenden Race es zu erheischen scheint. In der Nacht auf den 16. September wurde das Lokal des Irish People überfallen, die anwesenden Leiter

arrestirt, und Verhaftung folgte nun auf Verhaftung bis zum 16. Februar 1866. Noch hatte nirgends ein Aufstands-Versuch stattgefunden; dennoch und bloß Vorsichts halber schritt die Regierung zu dem äußersten Mittel, zur Aufhebung des brittischen Grundgesetzes, der sogenannten Habeas-corpus-Akte, für Irland und zwar mit einer geradezu unerhörten Uebereilung. Morgens am 17. Februar versammelte sich das Unterhaus zu einer außerordentlichen Sitzung um über die Aufhebungsbill zu berathen; dieselbe passirte rasch nacheinander die drei Lesungen und ging sofort an's Oberhaus; am Abend lag die Bill der Königin zur Bestätigung vor. In Dublin ward inzwischen die Bill anticipirt und hatten bis dahin 250 Verhaftungen ohne richterlichen Verweis stattgefunden, worauf deren noch weitere folgten, als nach Mitternacht die Gemeinen in's Haus der Lords beschieden wurden, um die königliche Sanktion zu vernehmen. Was würde das großmaulige Albion gesagt haben, wenn jemals eine deutsche oder italienische Regierung in den Revolutions-Jahren sich ein solches Verfahren erlaubt hätte? Aber so ändern sich die Zeiten!

Das Grundgesetz der persönlichen Freiheit war also für Irland bis zum 1. September 1866 aufgehoben, und da die Suspension später verlängert worden ist, so befindet sich Irland heute noch sozusagen unter dem Belagerungszustand. Die Regierung kann willkürlich Verhaftungen vornehmen lassen ohne die Gefangenen sofort vor einen Gerichtshof stellen zu müssen, und sie kann dieselben ebenso willkürlich in Haft behalten. Duzende von Verurtheilungen zu den schwersten Strafen, Hausdurchsuchungen, Wegnahme der Waffen hatten ohnehin stattgefunden und der förmliche Kriegszustand war in einem beträchtlichen Theil der Grafschaften erklärt. Was hat aber England sonst noch gethan, um das irische Volk zu begütigen, um namentlich das sklavisch gedrückte Landvolk von der Theilnahme an der Verschwörung der Fenier abzuhalten, von welcher der Minister am 17. Februar v. Js. versicherte, daß

„überall die Symptome des Zunehmens und der wachsenden Verbreitung derselben hervortreten?"

Auf dem eigenen Boden Irlands sind die sogenannten Orangisten, die Nachkommen der protestantischen Unterdrücker, die eigentlichen Vertreter des Engländerthums. Nun ja! Es war vom Ministerium selber zugestanden, daß das Fenierwesen keine confessionelle Parteifrage sei; es war erwiesen, daß die katholische Kirche diese Verschwörung fast noch mehr fürchtete und verabscheute als der Protestantismus. Es ist nach irischer Auffassung auch keine eigentlich politische Frage, sondern vor Allem eine agrarische oder eine Frage des Eigenthums. Jedermann weiß, daß kein Zugeständniß das hinter einer Aeckervertheilung in Irland zurückbliebe, die europäischen Fenier befriedigen würde. Trotzdem rüsteten die Oranienlogen zum Krieg gegen die katholischen Irländer überhaupt und die Regierung ließ sie ruhig gewähren. Die Habeascorpus-Akte war suspendirt, der Besitz von Waffen verpönt und von der Regierung scharf überwacht. Aber nicht so überall da, wo die Orangemen in's Spiel kamen.

Zu Antrim im Norden bildete sich schon im März 1866 ein Schutz- und Trutzbündniß der Orangisten gegen die Fenier, „die nichts Anderes seien als eine katholische Verschwörung." So sagte der Hauptredner des Meetings. Ein anderer führte das ermunternde Beispiel an, daß einer der reichsten Grundherren der Nachbarschaft bereits eine große Zahl seiner Pächter in ein Corps gebildet, sie mit Waffen versehen und ihnen Unterofficiere beigegeben habe um sie einzuüben und zum Widerstande geeignet zu machen. Noch im Dezember v. Js., eben als der Cardinal-Erzbischof Dr. Cullen einen neuen Hirtenbrief gegen die Fenier erließ, durfte Graf Enniskillen als Großmeister der irischen Oranienlogen ohne Einsprache von London her es wagen ein Manifest auszusenden, worin er die fenische Verschwörung dem Katholicismus Schuld gibt. Selbst protestantische Blätter in England bezeugten, eine von den großen Gefahren der Insel sei der wüthige

Eifer der Orangisten im Norden mit den Waffen über ihre katholischen Landsleute im Süden und Westen herzufallen, unter dem erheuchelten Vorwand des Feniertthums.

„Fast anderthalb Jahrhunderte lang", sagte der Daily Telegraph, „haben die Orangisten die Regierung Irlands in Händen gehabt; Richter= und Polizeistellen, alle lokalen Aemter und Würden neben den höhern gehörten ihnen; sie waren mächtig in dem Hause der Gemeinen, mächtiger in dem der Lords; sie waren fast ausschließlich die Besitzer von Grund und Boden und die Vertreter der gelehrten Stände. Und was ist die Folge? Daß sie und wir mit ihnen von der Mehrheit des Volks herzlich gehaßt werden . . . Wenn den Katholiken nicht zu trauen ist, wie Lord Enniskillen behauptet, warum sind gerade die besten Richter in Irland die katholischen? Warum sind die irischen Constabler, zu neun Zehntheilen Papisten, von unanfechtbarer Loyalität und Pflichttreue? Die Sache ist die: es gibt kein Volk der Welt das so leicht zu gewinnen wäre wie die Katholiken Irlands, und darin gerade liegt ihre politische Schwäche." Warum benützte nun die Regierung nicht wenigstens gleich nach dem bedrohlichen Ausfall des Bürgerkriegs in Nordamerika diese Schwäche des irischen Volkes? Aus dem einfachen Grunde nicht: weil kein Minister, gleichgültig ob Whig oder Tory, sich losmachen kann vom puritanischen Fanatismus der Nopopery=Tradition; weil alle sich nur als die Beherrscher und Kerkermeister Irlands fühlen, die irischen Orangisten aber sich als ihre gebornen Henkersknechte betrachten. Darum ist dieser rasenden Sekte Alles erlaubt gegen die katholischen Mitbewohner der Insel.

Aber was hat das Parlament gethan, um den irischen Beschwerden gerecht zu werden? Gerade vier Wochen nach der Aufhebung der Habeascorpus=Akte für Irland berieth das Unterhaus über die Frage, ob das den englischen und irischen Katholiken aufgezwungene Joch des Suprematseids endlich aufgehoben werden solle, und die Maßregel wurde mit Ach

und Krach (14 Stimmen Mehrheit) beschlossen. Im Oberhaus kam es zwar in denselben Tagen zu einer Debatte über die Lage Irlands. Graf Grey meinte: eine Hauptquelle der irischen Unzufriedenheit sei nach wie vor die auf Kosten des ganzen irischen Volkes reichdotirte Staatskirche der anglikanischen Minderheit, für deren Unterhaltung die andersgläubige Mehrheit mit zu bezahlen habe. Aber die Minister waren einstimmig, daß diese Frage gar nicht hieher gehöre und Fremdartiges vermische; denn der Fenianismus sei ja eine von fremden Abenteurern eingeschwärzte republikanische, vielmehr socialistisch-agrarische Verschwörung. Die Debatte verlief resultatlos wie gewöhnlich. Denn es ist überhaupt herkömmlich, daß das Parlament die Beschwerden der Irländer, wie Bright sagt, „mit Hohn und Verachtung" zurückweist. So oft im Unterhaus eine brittische Bill zur Sprache kam, begann man zu scharren, zu grunzen, zu höhnen und zu lachen; das war regelmäßig die Antwort auf jeden Schmerzensschrei Irlands.

Im Spätherbst 1866 machte der radikale Reformer John Bright einen Besuch auf der Insel. Von den Vertretern des Volks, namentlich den Spitzen des Klerus glänzend empfangen, ging er in seinen Reden gründlich auf die irische Frage ein. Die Lage des irischen Volkes, sagte er zu Dublin, sei eine verzweifelte und könne nur durch verzweifelte Mittel gebessert werden. Auf zwei Punkte führte er das Uebel zunächst zurück: 1) auf die Existenz einer protestantischen Staatskirche, die sich nach dem Recht der Eroberung das gesammte Kirchenvermögen in einem katholischen Lande angeeignet habe und ihre Privilegien zum Proselytismus und zur Unterdrückung der katholischen Mehrheit benütze; 2) auf das rechtslose Verhältniß des Pächters zu seinem Grundeigenthümer. Diese zwei Punkte bilden in der That den Kern der irischen Beschwerden. Als das was die Gesetzgebung hierin zu thun habe, bezeichnete Bright die Aufhebung der protestantischen Staatskirche die in Irland kein

Recht habe, und eine billige Sicherung der kleinen Pächter welche die Mehrzahl des irischen Landvolks ausmachen. Zu diesem Zwecke habe ja schon das vorige Ministerium eine Bill vorgeschlagen, welche dem Pächter eine Vergütung seiner Arbeits- und Capitalauslagen zur Verbesserung des Pachtguts im Falle der Kündigung zusichere; freilich vergebens. Bright ging aber noch weiter. Da der Besitz der protestantischen Grundherren in Irland auf dem Eroberungsrecht beruhe, so glaubt er, um die enterbte Nation zu befriedigen, würde nichts wirksamer seyn als dieselbe in ihr Erbe wieder einzusetzen. Der Staat solle daher die ausgedehnten Besitzungen englischer Lords, die aus Irland Revenuen ziehen um sie in England zu verzehren, an sich kaufen, um dieselben in kleinern Parcellen an die irischen Landwirthe wieder zu verkaufen und so einen besitzenden irischen Bauernstand zu gründen.

Was hat nun die Presse der herrschenden Parteien in England zu diesem Vorschlage gesagt? Sie hat Herrn Bright bemerklich gemacht, daß er hienach zu schließen, in den heilsamen Lehren der modernen Nationalökonomie schlecht geschult seyn müsse. Denn die Gesetze der politischen Oekonomie verlangen nur, daß sie ihrer natürlichen Operation überlassen werden, um heilsame Wirkungen zu erzielen. Also nicht nur das Princip der protestantischen Suprematie sondern auch das Gesetz des liberalen Oekonomismus hindert England den irischen Beschwerden gerecht zu werden. Was kann man mehr verlangen?

Der „natürlichen Operation" sollen die so ganz unnatürlichen, auf die reine Gewalt basirten Zustände Irlands überlassen werden! Nur ein Beispiel dafür, was das heißen will. Im Frühjahr 1865 erschien ein Farmer vor dem Richter Howlett und bat um seinen Beistand mit folgenden Worten: „Meine Familie hat dieselbe Farm seit 120 Jahren inne. Sie baute das Wohnhaus und die Wirthschaftsgebäude. Der erste uns von der alten Lords-Familie gewährte Pachtcontrakt

lief auf 60 Jahre. Mein Großvater starb. Mein Vater trat in denselben Contrakt und nach Ablauf desselben erhielt er einen neuen Pacht auf 30 Jahre. Dann wurde die Lords-Familie Schulden halber ihrer Güter verlustig. Ein Banquier aus London kaufte sie. Mein Vater und ich haben ihn nie gesehen, nur den Verwalter, einen Schotten. Der neue Gutsherr gab uns einen Pacht auf 5 Jahre, dann mit erhöhter Pachtsumme auf 3 Jahre, mit wiederum erhöhter Summe auf 1 Jahr bei dreimonatlicher Kündigung. Zuletzt bin ich tenant-at-will (Pächter auf Ruf und Widerruf) geworden, wollte ich mein Hab und Gut nicht im Stich lassen. Ich mußte einen Contrakt unterschreiben der mir den Pacht solange beläßt, als es dem Grundbesitzer „„beliebt"". Mein ganzes Vermögen von 900 Pf. habe ich auf Drainirung und Verbesserungen anderer Art verwendet. Mein Vater verbesserte, gleiches that mein Großvater; denn sie hatten langen Pacht. Jetzt ist dem Grundbesitzer ein hoher Preis für unser Grundstück von einem englischen Pächter angeboten worden, und in drei Tagen habe ich mit Weib und Kind zu räumen. Meine Ernte steht auf dem Feld. Ich soll keine Entschädigung erhalten für Haus und Scheuern, und von meinen auf Verbesserungen verwendeten 900 Pf. soll ich keinen Heller bekommen. Ich bin ruinirt." Der Richter antwortete: „Mein armer Mann! alle Gerechtigkeit ist für dich, aber das Gesetz ist gegen dich; du hast keinen Anspruch auf Entschädigung"*).

Dieß ist die Trauergeschichte der sogenannten tenants-at-will, welche in Irland seit dem Abgang der alten Familien, wo die im Auslande lebenden Besitzer nur mehr durch ihre Verwalter mit den Bauern verkehren, fast die Regel geworden sind. So konnte im Frühjahr 1864 ein gewisser Gerville binnen 24 Stunden 200 Personen aus ihren Wohnungen und Pachtungen werfen, weil er von irgend Jemand

---

*) Londoner Bericht der „Kreuzzeitung" Beilage vom 5. März 1865.

einen Drohbrief erhalten hatte. Es kommt vor, daß wenn ein Pächter den schleunigen Abzug verweigert, das gewöhnlich von den Pächtern selbst erbaute Wohnhaus mit einem Tau umspannt und durch Pferde niedergerissen wird. Was aber noch das Empörendste ist, solche Kündigungen sind die gewöhnliche Strafe der Pächter die bei den Wahlen nicht im Sinne der Grundbesitzer stimmen. Namentlich die letzte Parlamentswahl hat daher Kündigungen in Masse von Seite der Orangisten nach sich gezogen. In der einzigen Grafschaft Monaghan wurde im Anfang des vorigen Jahres an 30 der besten Pächter auf einmal der Räumungsbefehl gesandt, weil sie nicht nach dem Gebot ihrer Grundherren gestimmt hatten. Einer dieser Pächter hatte erst ganz kürzlich 1000 Pf. auf den Bau des Hauses verwendet. Ist es unter solchen Umständen zuviel, wenn ein angesehenes irisches Parlaments-Mitglied ausrief: „Das Gesetz beraubt und vernichtet das Volk!"

Die herrschenden Parteien in England wissen das recht wohl. Wenn die Whigs am Ruder sitzen, machen ihnen die Tories und umgekehrt die Whigs den Tories den erbarmungswürdigen Zustand Irlands zum Vorwurf. Ueber dieses frevelhafte Spiel hat ein unabhängiges Parlaments-Mitglied, der geistreiche Ralph Bernal Osborne, am 26. Juni 1863 eine merkwürdige Rede gehalten. Osborne ist Protestant, aber er scandalisirt sich über das irische Staatskirchenwesen und beantragte eine Commission zur Untersuchung desselben*).

*) Der Redner führt an, daß nach dem letzten Census, vom J. 1861, die Bevölkerung Irlands 5,764,543 Seelen betrug, und daß diese confessionell in 4,490,583 Katholiken, 678,661 Episkopale, 528,992 Presbyterianer zerfiel. Für diese große römisch-katholische Mehrzahl sei, mit Abrechnung des armseligen Bettels für das Maynooth-Seminar, welcher alljährlich nur mit Murren bewilligt werde, vom Staat keine, aber auch gar keine kirchliche Vorsorge getroffen, während die Episkopalkirche nicht weniger als 80,000 Pf. St. Einkommen beziehe Vergleiche man Irland mit England, so gebe es

Man kenne in England, behauptete der Redner, überhaupt die innern Verhältnisse China's besser als die Zustände der Nachbarinsel. Von Zeit zu Zeit entwerfe der Vicekönig im Schlosse zu Dublin ein schmeichelhaftes, aber täuschendes Gemälde der irischen Wohlfahrt, zur Bewunderung des ministeriellen Generalstabs in England, aber zur Verwunderung aller derer welche die irische Wohlfahrt in der Nähe betrachten konnten. In Wahrheit befinde sich Irland noch immer in dem Zustand wie damals, wo Lord Russel gesagt

---

in letzterm Land sieben Diöcesen, London, Winchester, Chester, Exeter, Lichfield, Manchester und Ripon, deren jede mehr anglikanische Christen zähle als ganz Irland zusammen. Ein Bischof in England thue so viel wie zwölf in Irland. In England trifft ein Bischof auf 410 Pfarreien mit 1½ Millionen Seelen; in Irland ein Bischof auf 118 Pfarreien mit einer Gesammtgemeinde von 5000 Seelen. Sofort geht Osborne mit mancherlei humoristischen Wendungen, und dabei auf die amtlichen Angaben des „Irish Church Directory" (Schematismus, wie wir sagen) gestützt, in's Einzelne, und zählt viele Fälle auf wo die ganze Gemeinde wohlbezahlter anglikanischer Pfarreien außer dem Pfarrer und seiner Familie selbst nur noch den Glöckner, einen Polizeidiener und 10 bis 20 Seelen umfaßt, ja oft nicht so viel. Der Ueberfluß an geistlicher Muße veranlaßt manchen Ortspfarrer, der jährlich seine 600 bis 800 Pf. St. einnimmt, den Absentismus der Grundherren nachzuahmen, und behaglich außer Landes zu wohnen; wie z. B. der Oberpfarrer von Murragh, Ehren-Lawrence, der seit Jahren in Brüssel lebt. Auch das Studiren, behauptet Osborne, liege diesen geistlichen Herren gar nicht sehr am Herzen, und viele werden ordinirt ohne eine Universitätsbildung genossen zu haben. Man behaupte: die Staatskirche in Irland sei eine Missionskirche, und ein Dr. Wordsworth, Pfarrer in Galway, rühme sich bereits 30,000 Katholiken zum Anglikanismus bekehrt zu haben; nun zähle aber die ganze Grafschaft Galway nur 7500 Angehörige der Staatskirche — seien darunter vielleicht die 30,000 Convertiten enthalten? Hr. Osborne weist namentlich auch auf die widerwärtige Thatsache hin, daß die große Masse der anglikanischen Prediger in Irland einer puritanisch-calvinistischen Richtung folge, was in England nicht der Fall sei.

habe: es sei von den Engländern nicht regiert sondern bloß besetzt. „Lord Russel saß aber damals auf einer Oppositions-Bank.“ Hr. Osborne las nun Stellen aus Reden vor, welche in den ersten 40ger Jahren von Lord Morpeth, im J. 1863 als Graf Carlisle Vicekönig von Irland, von Sir George Grey, 1863 Minister des Innern, und von Palmerston selbst gehalten worden waren, und worin sie namentlich den Bestand der irischen Staatskirche für ein schreiendes Unrecht erklärten. Lord Morpeth, jetzt ein dicker Freund der Orangisten, habe damals die irische Staatskirche eine Kirche ohne Heerde und mit einem Sinecur-Klerus genannt, ein Institut das nur durch die schlimmste Bigotterie aufrecht erhalten werde. „Aber freilich, als diese edeln Herren so sprachen, saßen sie auf der Oppositionsseite des Hauses; jetzt sind sie Minister und da schallt ihr Orakel anders.“ Osborne erzählt, er habe in den Parlaments-Akten nachgesehen, was denn diese liberalen Minister die einst so glühende Worte für Irland hatten, für das unglückliche Land gethan, und er habe nichts gefunden als eine Zwangsmaßregel zur Kuhpockenimpfung und eine Verordnung zur Erhaltung der irischen Salmen. Zum Schlusse ermahnte er den alten Palmerston doch lieber von der Mißregierung in Italien und im Kirchenstaat zu schweigen und dafür an Irland zu denken, und ermahnte er England überhaupt, sich doch nicht allzu sehr gegen die russische Tyrannei in Polen zu erhitzen; denn „gewiß würden die fünfthalb Millionen irischer Katholiken von Herzen gern einige der sechs Punkte annehmen die jetzt für die vier Millionen in Polen angeboten werden.“

Ich bin zu Ende, und ich darf wohl fragen ob ich mit Unrecht gesagt: lange genug habe der stolzirende Uebermuth der englischen Politik und der herrschenden Parteien in England die göttliche Gerechtigkeit herausgefordert, jetzt sei dieselbe da?

XLIII.

Zeitläufe.

Der Luxemburger Handel und die Bismarkische Politik auf dem Prüfstein.

Rascher als zu vermuthen war, ist nun die Bismarkische Politik auf die große Probe und vor das entscheidende — Apropos gestellt. Ich sage absichtlich nicht die „preußische" sondern Bismarkische Politik; denn was wäre Preußen ohne den kühnen Grafen. Aber den eigentlichen Fond seines Muthes und den wahren Charakter seiner Absichten gilt es doch erst jetzt zu erweisen. Es ist kein allzu großes Wagestück gewesen gegen die desperate Unbesonnenheit Oesterreichs und die politische Krähwinkelei seiner Bundesgenossen die Dinge auf's Aeußerste zu treiben. Aber jetzt ist aufeinmal der wirkliche Stein des Anstoßes in den Vordergrund gewälzt; die eigentliche Entscheidung, zu der sich die Mordschlachten in Böhmen nur wie Vorpostengefechte verhalten dürften, steht erst bevor.

Zu allgemeiner Ueberraschung scheint es dem Beherrscher der Tuillerien plötzlich mit irgend einer That zu pressiren. Denn er würde sonst nicht gewagt haben durch eine voreilige Erhebung der Luxemburger Frage den Erfolg

der Pariser Weltausstellung auf's Spiel zu setzen. Betrachten wir die hiedurch mit Theatergeschwindigkeit veränderte Situation, so will uns vor Allem scheinen, daß nicht nur Einer sondern daß die beiden Theile zwischen welchen der gefährliche Streit in der Schwebe ist, unter einem von ihnen unabhängigen Zwange stehen und handeln. Um so bedenklicher wäre natürlich die Lage und um so schwerer die Bedrohung des Friedens.

Bei der ersten Nachricht von den französisch-holländischen Abmachungen drängte sich wohl Manchem die unwillkürliche Frage auf die Lippen: wen betrügt man hier? Und diese Frage stelle ich mir heute noch. Bezüglich des frühern oder spätern Ausgangs der Sache scheinen mir aber nur zwei Möglichkeiten denkbar. Sollte wirklich der französische Imperator abermals, ich sage zum zweitenmale, als der Betrogene und Gefoppte erscheinen müssen, nachdem er sich bereits soweit engagirt hatte, daß er das Spiel sozusagen für gewonnen erklärte: dann dürfte man mit Sicherheit auf einen verzweifelten Ausbruch nationaler Entrüstung im französischen Volke sich gefaßt machen. Steht aber die Sache nicht so, will vielmehr Graf Bismarck die Katastrophe beschwören, sind seine zu Gunsten der deutschen Integrität klingenden Erklärungen nur Grimasse, um dem französischen Imperator hintennach doch in irgend einer Form die Luxemburgische Satisfaktion zu gewähren — nun, dann weiß endlich Jedermann, was von der neu-preußischen Politik zu halten ist und von ihrer Behauptung, daß sie identisch sei mit der deutsch-nationalen Idee.

Eines ist gewiß: wir werden im Laufe der schwebenden Verwicklung jedenfalls klare Stellungen bekommen. Darum möchte ich offen gesagt diese Luxemburgische Frage geradezu als ein Glück begrüßen. Denn nichts kann vernichtender auf unserm öffentlichen Leben liegen und lasten als die pfad-

lose Ungewißheit, wo dem Gesicht keiner Macht mehr zu trauen war und jeder Augenblick neue geheimen Verträge, aber auch neue geheimen Verrätherein an's Tageslicht bringen konnte.

Wie bekannt wollte man im auswärtigen Amt zu London von Anfang an bestimmte Kunde haben, daß diese Luxemburgische Frage lange nicht so gefährlich sei wie sie aussehe. Graf Bismarck habe die Abtretung des Großherzogthums an Frankreich längst zugesagt, und schon seit dem September v. Js. bestehe ein förmlicher geheimer Vertrag darüber zwischen den zwei Mächten und Holland. Nur über den Zeitpunkt der Veröffentlichung seien Meinungs-Differenzen entstanden. In der That läßt sich nicht läugnen, daß diese Annahme ganz gut zu der Haltung passen würde welche das Berliner Preßbureau anfänglich in der Sache einnahm. Im Tone kältester Gleichgültigkeit wurde von dieser Seite die Angelegenheit behandelt; die Bevölkerung Luxemburgs, hieß es, sei ohnehin nur halb deutsch und verrathe die ausgesprochenste Abneigung preußisch zu werden, oder auch nur zum norddeutschen Bunde herangezogen zu werden. Auch seien — eine Meinung der sich namentlich die „Kreuzzeitung“ anschloß — die politischen Verhältnisse des Großherzogthums so eigenartiger und complicirter Natur, daß sich da im Wege der Unterhandlung leicht ein friedliches Arrangement treffen lassen werde und die Freundschaft Frankreichs keineswegs verscherzt zu werden brauche.

Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man an die Existenz eines geheimen Vertrages oder wie immer man die Zusicherung in Betreff Luxemburgs nennen will, gemäß den englischen Angaben wirklich glaubt. Die Präliminarien von Nikolsburg bestimmen bekanntlich nichts über Luxemburg. Dagegen wurden schon vor dem Krieg und noch ausdrücklicher später, sooft von den Compensationen die Rede war

die Frankreich für die Vergrößerung Preußens verlangen würde, Belgien und Luxemburg als die Landestheile genannt die man in Berlin preiszugeben bereit wäre, oder auf die man dem Imperator bereits Anweisung gegeben habe. Dieß geschah namentlich zu der Zeit als Benedetti seine bekannten Schritte that, um den Grafen Bismark an seine Versprechungen vor dem Kriege zu mahnen, und angeblich ein Stück Rheinland als Schmerzengeld für den französischen Herrscher verlangte. Die deutsche Presse erzählte damals mit ziemlicher Gemüthsruhe weiter, daß Graf Bismark den französischen Botschafter auf Belgien und Luxemburg vertröstet habe. Daß diese zwei Länder von dem mächtigen Minister in Berlin wirklich als wohlfeiles Compensationsmaterial à la Savoyen und Nizza betrachtet worden seyn dürften, ergibt sich noch aus einem andern Umstande.

Schon das preußische Bundesreform-Projekt vom 10. Juni 1866 schließt nämlich die königlich niederländischen Landestheile glattweg nicht nur vom deutschen Bunde, sondern auch von Deutschland aus. Schon diese Reform hätte somit in Luxemburg und Limburg die volle und unbeschränkte Souverainetät des Königs von Holland restituirt. Bezüglich Limburgs hält Preußen diesen Standpunkt bekanntlich heute noch fest. Warum sollte nun Graf Bismark in seinen geheimen Verhandlungen mit dem Imperator denselben nicht auch bezüglich Luxemburgs festgehalten haben, in dem Sinne daß nach der Auflösung des deutschen Bundes, seiner Rechte und Pflichten der König von Holland das Großherzogthum verkaufen könne an wen immer er wolle? So ließe es sich sehr wohl erklären und wäre eigentlich nur consequent, wenn Preußen dem Imperator das Versprechen gegeben hätte der Erwerbung Luxemburgs durchaus kein Hinderniß entgegensetzen zu wollen.

Wir stünden somit vor einem Pendant zu dem gleichfalls

keck verläugneten Vertrag wegen Savoyen und Nizza, nur mit dem Unterschiede daß dieser Vertrag gehalten wurde, jener jetzt nicht gehalten werden soll. Die Kriegspolitik des Grafen Bismark im vorigen Jahre hatte sicherlich keinen deutschen Faden an sich; der mächtige Minister war und ist Großpreuße vom Kopf bis zu den Füßen; als solcher hat er sich durch die gewaltthätigen Annexionen unwidersprechlich erwiesen, und es ist nicht abzusehen, warum solch ein diplomatischer Vertreter des Großpreußenthums ein Arrangement wie das fragliche nicht hätte eingehen sollen. Viel interessanter ist die Frage, weßhalb er sich nun weigert (vorausgesetzt daß es ihm Ernst mit der Weigerung ist) seinen Versprechungen nachzukommen, und sich dessen weigert selbst um den Preis eines Krieges mit Frankreich. Es wäre eine merkwürdige Nemesis wenn der Imperator für seinen schändlichen Verrath an dem Frieden von Zürich, aus welcher Unthat sich all sein Unglück wie durch einen genealogischen Stammbaum von Ast zu Ast herleiten läßt, mit so handgreiflich gleicher Münze bezahlt werden sollte. Aber noch merkwürdiger wären die Gründe Preußens das gegebene Wort zu brechen.

Es läge darin der thatsächlichste Beweis, daß das Großpreußenthum sich eben doch nicht selbst genügen kann. Bestünde der alte Bund noch, so wäre es in den Tuillerien sicherlich Niemanden eingefallen dem holländischen König Luxemburg abkaufen zu wollen; und wenn Großpreußen sich einem solchen Handel entgegenwerfen will, so muß es bestrebt seyn annähernd wieder eine Art des alten Bundesverhältnisses herzustellen. Selbst um die Allianz oder wenigstens um die Neutralität Oesterreichs, das man aus dem deutschen Zusammenhange ganz hinauswerfen zu können glaubte, wird man eifrigst werben und sich bemühen müssen. Ja, ich glaube, daß man in Berlin gerade deßhalb die vorausgesetzten Versprechungen wegen Luxemburg an dem Imperator zu brechen entschlossen seyn dürfte, weil in dieser

Sache sich am leichtesten eine Einigung Gesammtdeutschlands zur Vertheidigung gegen das Ausland herstellen ließe.

Sehr wohl; aber hoffentlich nicht zur Vertheidigung des Großpreußenthums und neuer Uebergriffe dieser rücksichtslosen Junker-Politik. Wir haben die viel mißbrauchte Benennung „Junkerthum" im liberalen Sinne zuvor und während des vierjährigen Verfassungsstreits in Preußen nie gebraucht; aber jetzt gebrauchen wir sie indem wir sagen: ja, stehen wir zusammen alle wie Ein Mann, aber nicht zum Schutze des großpreußischen Junkerthums, sondern um Preußen zur Umkehr zu bringen von der verderblichen Bahn die es eingeschlagen.

Man würde gewiß irren mit der Annahme, als habe Graf Bismarck in seinen geheimen Verhandlungen mit Frankreich vor und nach dem Krieg den Imperator betrügen wollen. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß er jetzt nicht wohl halten kann, was er versprochen hat. Das ist der von ihm unabhängige Zwang, unter welchem er so gut steht wie der unglückliche Beherrscher Frankreichs. Man hat sich überhaupt gewöhnt, dem preußischen Minister allzu viel Prämeditation und „geschicktes Spiel" zuzuschreiben. Wir haben nie daran geglaubt. Er trägt nicht die Wellen sondern er läßt sich von denselben tragen. Studire man nur die Geschichte der letzten Jahre preußischer Politik, namentlich in der schleswig-holsteinischen Frage, und man wird sehen, daß gerade ihn unter allen Staatsmännern nichts mehr auszeichnet als die Geschicklichkeit mit der er sich jedesmal rein von den Umständen abhängig gemacht hat, um nicht zu sagen von den Thorheiten und Fehlern der Andern.

Ich zweifle nicht, es gab eine Zeit wo es dem Grafen Ernst war mit der schmeichelnden Beruhigung die er durch das ministerielle Berliner Blatt nach Paris gerichtet hat: Deutschland sei ja durch die jüngste politische Umgestaltung

nicht stärker sondern schwächer geworden, da die Auflösung des deutschen Bundes eine compakte Macht von 70 Millionen in drei zusammenhangslose Theile zerrissen habe. Bekanntlich hat das Rundschreiben des französischen Ministeriums vom 14. September v. Js. genau denselben Gedanken als Basis der neuen französischen Politik verarbeitet. Zwar hatte Preußen damals bereits die geheimen Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen. Aber es ist trotz Allem kein Kinderspiel, sondern ein furchtbar schwerer Entschluß einen Staat mit allgemeiner Wehrpflicht wie Preußen innerhalb Jahresfrist zweimal in einen großen Krieg zu stürzen. Graf Bismarck hatte darum gehofft sich in Frieden mit Frankreich zu arrangiren, sei es auch um den Preis Luxemburgs; und erst jetzt wo er sieht und sehen muß, daß der Krieg mit Frankreich doch unter allen Umständen unvermeidlich ist, und daß es am besten sei gleich jetzt, wo der Imperator noch nicht gerüstet und seine Armee noch nicht reorganisirt ist, den unausbleiblichen Entscheidungs-Kampf herbeizuführen, mit Einem Wort das Prävenire zu spielen — erst jetzt stellt sich der Mann in Berlin auf den gesammtdeutschen Standpunkt, und droht er Ernst zu machen mit der bisher Schandenhalber gebrauchten Phrase, daß die Politik Preußens nur im Dienste der allgemeinen deutsch-nationalen Idee und Sache stehe. Immer natürlich vorausgesetzt, daß man in Berlin nicht noch im letzten Augenblick großpreußische Rückfälle erleidet.

Aber was hat den Imperator bewogen so plötzlich und verhängnißvoll aus der Rolle des Satisfacirten zu fallen, die er zehn Monate lang meisterlich gespielt hat? Wie kam es, daß er wegen eines verhältnißmäßig so kleinen Vortheils wie die käufliche Erwerbung des Luxemburger Ländchens wäre, nun aufeinmal alle die friedlichen und preußenfreundlichen Versicherungen Lügen gestraft hat, welche er und seine Staatsmänner seit dem preußischen Siege in Böhmen so

freigebig ausgespendet hatten? Denn das war doch klar: wenn er den Handel um Luxemburg bis nahe zum Abschluß trieb ohne die preußische Zustimmung in der Tasche zu haben und derselben völlig sicher zu seyn, dann hatte er die Brücke zu einem ehrenvollen Rückzug hinter sich abgebrochen. War er einmal soweit engagirt, dann blieb ihm nur die Wahl zwischen der demüthigenden Beugung unter das preußische Veto, also zwischen einem neuen Fiasko beschämender als alle vorhergehenden; denn die Franzosen haben sich nun einmal noch nicht die Erinnerung an Preußen als die ohnmächtigste und verachtetste Großmacht in Europa aus dem Sinne geschlagen. Oder er mußte es zu einem großen, möglicherweise allgemeinen Kriege treiben, der dann freilich bei Luxemburg nicht stehen bleiben konnte, sondern den Zweck haben mußte überhaupt das politische Uebergewicht Frankreichs in Europa wiederherzustellen.

Hielt aber der Imperator eine solche Politik für geboten, warum hat er denn gewartet bis jetzt? Warum hat er nicht die Gelegenheit beim Stirnhaar ergriffen, und vor zehn Monaten den allergünstigsten Moment versäumt, wo er mit leichter Mühe den Preußen eine furchtbare Diversion im Rücken hätte machen und aller Wahrscheinlichkeit nach ohne große Opfer noch viel mehr hätte gewinnen können als das Luxemburger Ländchen? Warum hat er gewartet bis jetzt, wo das ganze nicht-österreichische Deutschland vertragsmäßig unter preußischem Oberbefehl geeinigt ist; warum hat er seit dem 4. Juli das Prästigium Frankreichs mit jedem Tage tiefer sinken lassen, wenn dieses Frankreich denn doch um jeden Preis eine Politik der Eroberungen einschlagen mußte? Derlei Gedanken liegen so nahe — jedes Kind der großen Nation muß ganz von selber darauf verfallen.

Der französische Minister hat in der jüngsten Adreß-Debatte eingestanden, daß der 4. Juli ein sehr gewichtiger

Tag für die Tuillerien gewesen. Die Pariser illuminirten damals die Stadt, weil sie die Abtretung Venetiens an Frankreich für den Anfang der friedlichen Erwerbung des linken Rheinufers ansahen. Inzwischen waren, wie Herr Rouher, der wortreiche Minister der Friedens-Philosophie erzählt, „diesem unerwarteten und unwahrscheinlichen Ereignisse“ gegenüber (der totalen Niederlage Oesterreichs bei Königgrätz nämlich) die Herzen aller Männer der Regierung mit „patriotischer Todesangst“ erfüllt. „Wir hatten, sagt er, nur Minuten um uns zu entscheiden“; und der Imperator, der sich den Verlauf der Dinge ganz anders gedacht hatte als er mit allen Teufelskünsten Preußen zum Kriege trieb und Italien zur preußischen Allianz verhetzte — er entschied sich jetzt dahin, daß Frankreich einen Feldzug am Rhein nicht riskiren könne, sondern den Friedensvermittler spielen müsse. Seitdem hat er mit anerkennenswerther Tartüfferie sich den Anschein gegeben, als wenn in Deutschland Alles nach seinem Wunsch gegangen wäre und insbesondere die Vergrößerung der preußischen Macht ihm in keiner Weise unbequem seyn könnte.

So versicherte am 14. September v. Js. das Rundschreiben Lavalette's: die Vernichtung der Verträge von 1815 hätte gar nicht in vortheilhafterer Weise für Frankreich vor sich gehen können. Noch am 14. Februar d. Js. hielt der Imperator selbst vom Throne herab eine platonische Vorlesung, worin er auseinandersetzte, daß die europäische Entwicklung sich ganz so anlasse wie der alte Napoleon auf St. Helena prognosticirt habe, indem sie nämlich auf eine Zusammenhäufung (agglomeration) und Concentrirung der geographischen Völker die durch die Revolutionen und die Politik aufgelöst und zerstückelt worden waren, und dann auf eine Einigung der europäischen Staaten in einer einzigen Conföderation hinauslaufe. In gleichem Sinne hatte jüngst Rouher in der Kammer den französischen Einfluß der den

preußischen Sieger vor den Thoren Wiens aufgehalten habe, als ganz und gar satisfacirt dargestellt, indem die Veränderungen in Deutschland durchaus nichts Beunruhigendes böten, vielmehr ein baarer Gewinn für die französische Weltstellung seien.

Wie es scheint hat man selbst in Berlin, wie an vielen andern Orten, an den Ernst dieser Sprache geglaubt. Als Herr Thiers bei der großen Adreßdebatte seine berühmte Rede hielt und dieselbe mit dem prophetischen Satze schloß: „es darf kaum noch ein einziger Fehler gemacht werden" — da schrieb ein Correspondent der Kreuzzeitung am 23. März dreist nach Berlin: die Rede des Herrn Thiers sei ein Fiasko wie es noch kaum dagewesen, der Redner „werde auf der ganzen Linie der Pariser Tagespresse ausgepfiffen." Und in demselben Augenblicke war der Imperator schon im besten Zug das Schlußwort der Thiers'schen Rede feierlich und thatsächlich zu bethätigen. Denn wie Girardins Blatt ganz richtig bemerkt hat: man begreift eine Politik welche sagt, Frankreich habe die deutsche und die italienische Einheit sich nicht vollziehen lassen dürfen — das ist die Politik des Herrn Thiers; man begreift auch die Politik welche sagt, man habe die Einheit Deutschlands und Italiens sich vollziehen lassen müssen, denn diese beiden Staaten seien die Verbündeten Frankreichs — das ist die Politik des Herrn Ollivier; aber Italien und Deutschland sich einigen lassen und erst dann bedrohen wenn sie constituirt und verbündet sind — was ist das, wenn es nicht ein Fehler ist, ein ungeheurer Fehler? Von einem französischen Herrscher der so handeln kann, muß man annehmen, daß er ganz und gar von Gott verlassen und ein verlorener Mann sei.

Aber was hat den Imperator veranlaßt die so mühsam festgehaltene Maske gerade jetzt plötzlich fallen zu lassen, und zu einer Politik überzuspringen die voraussichtlich krie-

gerisch werden mußte, wenn sie es nicht von Anfang an war. Nichts hat ihn dazu veranlaßt als der Druck und Zwang der tief erregten und empörten Volksstimmung. Wir glauben, wie gesagt, an die Existenz geheimer preußischen Zusicherungen wegen Luxemburg. Aber Graf Bismark mußte jedenfalls den jetzigen Zeitpunkt für höchst ungeeignet erachten mit dem fraglichen Handel an die Oeffentlichkeit zu treten. Geschah dieß dennoch von der andern Seite, so konnte die französische Uebereilung sehr leicht Alles verderben. Das war klar. Trotzdem hat der Imperator nicht gewartet, aus keinem andern Grunde als weil er bei der entrüsteten Stimmung seines Volkes nicht mehr warten konnte, weil er eine Diversion und eine Demonstration gegenüber Preußen und der deutsch-nationalen Idee wagen mußte.

Die Lüge geht an ihrem eigenen Widerspruch zu Grunde: das ist eine alte Wahrheit und der Imperator erfährt dieselbe in vollem Maße an seiner deutschen wie zuvor schon an seiner italienischen Politik. Seine Regierung constatirte seit dem Rundschreiben Lavalette's unermüdlich, daß die Veränderungen in Deutschland durchaus nichts Beunruhigendes für Frankreich darböten; aber ebenso unermüdlich wurde der Refrain beigefügt: die politische Nothwendigkeit gebiete jedoch die Reorganisation und die Verdoppelung der französischen Armee! Der Widerspruch dieser Sätze ist so flagrant, daß man versucht wäre ihn lächerlich zu nennen, und er reizte das Volk welches von der militärischen Ueberbürdung einer solchen Armee-Reform nichts wissen will, natürlich um so mehr. Es ist unfraglich, der Imperator mußte irgend einen Erfolg zeigen, oder er mußte eine Unruhe hervorrufen, wenn die projektirte Heeres-Vermehrung nicht zu Boden fallen sollte. Aber zum Unglück für ihn traf sein Versuch im Haag wegen Luxemburg mit einem andern Ereigniß zusammen, welches von den Franzosen um so übler aufgenommen werden mußte, weil es die Zuversicht in einen kriegerischen

Erfolg gegen Preußen bedeutend schmälert. Ich meine die Veröffentlichung der geheimen Verträge Preußens mit den süddeutschen Staaten.

Wir waren in diesen Blättern gleich der Meinung, daß die Veröffentlichung dieser Verträge dem Faß der französischen Geduld den Boden ausschlagen werde. Es wird zwar behauptet, daß die französische Regierung die Existenz der preußisch-süddeutschen Verträge längst gekannt und daß sie auf Befragen aus Berlin selber die Publikation genehmigt habe. Aber wäre dieß der Fall, so müßte gewiß die Luxemburger Angelegenheit nur um so enger und peinlicher im Zusammenhang mit den gedachten Verträgen stehen. Wir wollen von den Schlußthaten des Herrn von der Pfordten und seiner Collegen an sich, und insoferne sie den würdigen Schlußstein der sogenannten großdeutschen Politik unserer Mittelstaaten bildeten, nicht jetzt reden, sondern wir wollen dieses Thema für die nächste Gelegenheit aufsparen und hier bloß die naturnothwendige Wirkung der süddeutschen Schutz- und Trutzbündnisse auf die französische Volksstimmung ins Auge fassen.

Die traditionelle Politik Frankreichs läßt sich gar nicht denken ohne den Rückhalt einer Allianz mit Einem Theil Deutschlands gegen den andern. Das ist eine ausgemachte Sache. In diesem Punkte gedachte aber auch der Imperator nicht abzuweichen von der geheiligten Tradition der französischen Politik. Keineswegs. Im Gegentheil rechneten seine Staatsmänner es ihm seit dem Prager Frieden bei jeder Gelegenheit zum Ruhme an, daß er die Fundamental-Institution der deutschen Zerrissenheit sorglich gewahrt habe, und sie gaben zu verstehen daß sich jetzt jeder der drei deutschen Theile noch leichter und bequemer als zu den Zeiten des seligen Bundestags gegen den andern gebrauchen lassen werde. Das war der Sinn des Lavalette'schen Circulars, und so hat Minister Rouher es gemeint, wenn er soeben

noch der Legislative zu bedenken gab, daß der Prager Friede Deutschland in „drei Torsos" zerlegt habe, deren jeder darauf angewiesen sei sich um das Wohlwollen Frankreichs zu bewerben. So sprachen die Minister; und nun tauchen auf einmal diese drei Schutz- und Trutzbündnisse, welche die Militärkräfte der süddeutschen Staaten für den Fall eines jeden und nicht etwa bloß eines Defensivkrieges unter preußisches Obercommando stellen, am Horizonte auf! Hatte der Kaiser davon gewußt, und hatte er dennoch in der Thronrede gesprochen wie er that? hatte der Minister davon gewußt und dennoch in der Adreßdebatte geredet wie er gethan? war die Regierung bloß der Betrogene oder auch noch der Betrüger? — so mußte sich Jedermann fragen und Jedermann mußte sich sagen, daß einer der wichtigsten Hebel der deutschen Politik Frankreichs definitiv entzwei gebrochen sei, entzwei gebrochen während Frankreich schlief und von dem officiellen Optimismus verführt, in süßen Träumen sich wiegte. Es ist wahrlich kein Wunder wenn in jenen Tagen selbst das Wort von der „Abdankung" des Imperators fiel.

Blamabler konnte ihm in der That nicht mitgespielt werden, als es von Graf Bismark mit diesen Verträgen geschehen war. In dem Gelbbuch das er den Kammern vorlegen ließ, hatte der Imperator sich nicht wenig darauf zu gute gethan, daß die Nikolsburger Präliminarien bezüglich der künftigen Gestaltung Deutschlands in allem Wesentlichen der getreue Abdruck der Bestimmungen seien, welche der Kaiser der Franzosen in einer Depesche an Benedetti formulirt habe. Unter diesen Bestimmungen betraf die von Frankreich besonders betonte die „internationale und unabhängige Existenz" des Südstaaten-Bundes. Das gelbe Buch wies nach, daß der Imperator auf Anrufen Bayerns dem Sieger Einhalt gethan, als derselbe Bayern ein sehr bedeutendes Territorium nehmen wollte, und daß er auch für Württemberg und die übrigen Staaten mildere Bedingungen erlangt habe. Jetzt

aber zeigte sich, daß Graf Bismark schon 24 Stunden vor der Unterzeichnung des Prager Friedens dafür gesorgt hatte, daß Alles was daran für die französische Politik die Hauptsache war, zum todten Buchstaben werden mußte. Insbesondere die Mainlinie, die unabhängige internationale Existenz der Südstaaten, der Südbund den sie hätten abschließen sollen, selbst der Dank für die französische Intercession zu Gunsten der alten Rheinbundsstaaten — das Alles war mit einem Federzuge vernichtet durch die Schutz- und Trutzbündnisse, welche Bayern und Baden am 22. August, Württemberg sogar schon um acht Tage früher, mit Preußen abschließen mußten.

Kein Wunder daß dem französischen Volke über derlei Enttäuschungen endlich die Augen übergingen und der Geduldfaden brach. Ob der Imperator nun im Stande seyn wird die Ungeduld nur noch auf Monate zu zügeln, das steht dahin. Kann er es, so wird er es thun. Denn abgesehen von der Weltausstellung in Paris, er ist nicht gerüstet um einer auf so kurzem Kriegsfuß stehenden Macht wie Preußen zu begegnen, und er hat keine Allianzen. Die „Freiheit der Allianzen“ hat das Rundschreiben Lavalette's namentlich als die große Errungenschaft ausgegeben, welche Frankreich aus dem völligen Sturz der Verträge von 1815 durch die deutschen Ereignisse gezogen habe. Auch das war ein großer Irrthum. Denn für's Erste zeigt gerade der Luxemburger Handel, daß die Verträge von 1815 zwar Preußen nicht geniren, aber den Absichten Frankreichs noch immer scharfkantig entgegenstehen. Für's Zweite steht es nun freilich jedem Staat groß oder klein völlig frei sich mit dem Imperator zu alliiren, aber wer hat Lust dazu? Ich sehe Niemand, und sogar die gefürchtete „Coalition“ ist jetzt wahrscheinlicher als zuvor.

Selbst das kleine Belgien scheint die Allianz mit Preußen der französischen Protektion vorzuziehen und hat sich mit

Haus Hohenzollern verschwägert. Die österreichische Macht ist durch die eigenen Teufelskünste des Imperators bis zur Inaktivität herabgedrückt worden. Und Italien!? Welche bittern Reuegedanken müssen den Mann in den Tuillerien jetzt überkommen, wenn er sich fragt welche Haltung diese seine Creatur in dem französischen Entscheidungskampfe einnehmen wird! Alle vernünftigen Leute haben ihm vorhergesagt, daß die Italia una sich zum Dank alsbald den Feinden Frankreichs in die Arme werfen werde; nur Er in seinem blinden Revolutionsschwindel hat's nicht geglaubt. Jetzt ist er im Falle eines Krieges mit Preußen nichteinmal der Neutralität Italiens sicher, trotz des neuen Ministeriums Rattazzi der sonst als Repräsentant der französischen Partei in Italien galt. Wollen Preußen und Rußland es darauf ankommen lassen und die Erwerbung Roms sowie die Restitution von Savoyen und Nizza der italienischen Revolutions-Partei als Lockspeise vorhalten, so gehört selbst eine aktive Allianz Italiens gegen Frankreich zu den höchsten Wahrscheinlichkeiten. Wunderbar in der That: wer hätte je gedacht, daß ein preußischer Graf berufen seyn würde an dem französischen Imperator seine schmachvollen Perfidien in Italien zu rächen! Und dazu scheint sich nun Alles anzulassen.

Luxemburg kann geeignet seyn als Kriegsfall, aber nicht als Kriegszweck. Der Imperator wenn er es wagt, muß weiter greifen, und wie heute die Dinge stehen, würde mit oder gegen seinen Willen der Orient in den Feuerkreis der Krisis gezogen werden. Die orientalische Frage ist die letzte und furchtbarste von den großen politischen Fragen des Jahrhunderts; sie hängt an einem Haar; der nächste beste europäische Stoß muß sie welterschütternd herabwerfen. Dann aber wäre nicht zu zweifeln, daß Preußen auch nicht ohne eine mächtige Allianz unter den alten Großmächten dastünde; es würde Arm in Arm mit Rußland das Jahrhundert in die

Schranken fordern. Und was bliebe dann dem Imperator übrig? Auf die lendenlahme Politik Englands wird er wohl selber nicht wieder rechnen, Italien ist mehr als unzuverlässig und Oesterreichs Macht ist durch seine eigene Schuld gelähmt. So hat dieser Mann die europäische Stellung der „großen Nation“ zu Schanden gerichtet, in einem Moment wo die größte Aufgabe des Jahrhunderts an ihre Thüre klopft!

Aus allen diesen Gründen muß man im deutschen Interesse dringend wünschen, daß der entscheidende Kampf lieber heute als morgen zum Ausbruch komme. Unvermeidlich ist er doch, und günstiger können die Bedingungen auf deutscher Seite nicht mehr werden als sie sind. Für uns speciell kommt namentlich noch Ein Moment in Betracht. Bricht der Kampf gleich los, so wird er von Süddeutschland aus geführt mit der bisherigen Militärverfassung. Fällt er unglücklich aus, so wird das künftige Heeresgesetz Preußens in Paris gemacht werden. Im Falle des Gelingens aber wird Niemand uns mehr zumuthen können die erdrückende Last einer preußischen Militärorganisation auf uns zu nehmen. Die militärische Aera wird überhaupt nach der nächsten großen Krisis ein Ende haben, und nur unter dieser Bedingung daß der soldatische Raptus der Gegenwart eine nahe Krisis nicht überdauert, kann man zugeben, daß der Sieg Preußens in Böhmen nicht ein entsetzliches Unglück für die Gesellschaft und für die ganze europäische Menschheit gewesen sei. Die Societät seufzt nach Erlösung von dem Druck dieser Armee-Reorganisations-Wuth, und eine Erlösung ist nicht möglich ehe das große politische Donnerwetter ausgetobt hat, das brütend über uns am Himmel steht.

Graf Bismark hat noch kein unzweideutiges Wort über die Stellung Preußens zu der brennenden Frage gesprochen. Noch scheint sein Fuß unsicher zu straucheln an der verhängnißvollen Schwelle. Er wird den Fuß zurückziehen, wenn die

Politik Preußens seit dem 4. Juli wirklich nichts Anderes erzweckte als die „Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht.“ Großpreußen kann Luxemburg unbedenklich preisgeben — gar kein Zweifel. Dann wissen wir aber auch definitiv woran wir sind. In Berlin möge man dann aufhören „deutsch-nationale“ Worte zu machen, und hoffentlich wird dann Graf Bismarck sich darüber keiner Illusion hingeben, daß auch die Verträge vom 22. August v. Js. von dem allgemeinen Schicksal der Staatsverträge unserer Zeit nicht ausgenommen sind: daß sie das Papier nicht werth sind auf das man sie schreibt.

Wird aber Preußen wirklich in Luxemburg die Sache der Nation zu der seinigen machen, dann haben wir hoffentlich noch so viel staatsmännisches Zeug unter uns, um verzusorgen daß in und nach der Krisis nicht ein Rückfall in's Großpreußenthum erfolge ärger als zuvor. Zusammenstehen wie Ein Mann um die deutschen Grenzen in ihrer Integrität zu wahren, ja wohl! Aber nicht um dem großpreußischen Junkerthum die Schleppe zu tragen, das sich kein Gewissen daraus macht deutsche Volksstämme unter einer Willkürherrschaft niederzuhalten, die sich von der eigentlichen Fremdherrschaft nur dadurch unterscheidet, daß eine solche Behandlung von einem fremden Eroberer leichter zu ertragen wäre als von Genossen der eigenen Nation.

Den 10. April 1867.

XLIV.

John Henry Newman.

(Schluß.)

In Rom entschloß sich nun Newman nach sorgfältiger Prüfung für den Eintritt in die Congregation des heiligen Philippus von Neri. Er wurde am 26. Mai 1847 zum Subdiakon, am 30. d. M. zum Priester geweiht. Am Frohnleichnamstage las er seine erste heilige Messe und brachte dann mit mehreren Genossen unter strengster Uebung der Vereinsregel ein halbes Jahr in Santa Croce zu. In dieser Zeit schrieb er seine berühmte Erzählung: „Verlust und Gewinn" *) die, obschon anonym erschienen, von Kennern bald als sein Werk erkannt ward. Denn, äußert sich Oakeley, „in den meisterhaften Charakterschilderungen, in den lebensvollen Zügen aus der Tiefe des menschlichen Herzens, in der feinen harmlosen Satire, in der durchsichtigen Klarheit der Gedanken und der Reinheit des Ausdrucks, in dem sehr natürlichen Schweigen über des Verfassers eigenen Antheil an den zu Grunde liegenden Ereignissen, in der Verbindung gelehrten Wissens und scharfen Denkens, endlich und

*) Lost and Gain, London 1848, deutsch von Schündelen, Köln 1861.

besonders noch in der überströmenden Herzlichkeit und in der liebevollen Milde des Urtheils — in all diesen Vorzügen ließ sich keinen Augenblick der Geist verkennen, der von der Kanzel der St. Marienkirche flammende Worte sprach und nicht minder entzückende Worte im großen Saal des Oriel-Collegs, so daß er mit verschiedenartigen Anziehungskräften die Geister und die Herzen fesselnd, alles was es in Oxford Hohes und Treffliches gab, in willig getragener Doppelhaft des Vertrauens und der Liebe mit sich verbunden hielt."

Anfangs Dezember reiste Newman, zum Superior der Congregation für England ernannt, über Deutschland in seine Heimath, wo er am Weihnachtstage ankam. Einige Jahre darauf errichtete er das Oratorium zu Birmingham (1849), dessen Superior er noch gegenwärtig ist, 1850 das zu Brompton, einer Vorstadt Londons, dessen Leitung er dem berühmten, seitdem leider verstorbenen Pater Faber übertrug, und gründete bald darauf eine Schule für den katholischen Adel Englands. Um diese Zeit hielt er seine „Vorträge über die gegenwärtige Lage der Katholiken in England", die später auch in Druck erschienen und zu einem Prozesse Veranlassung gaben der durch die ihn begleitenden Umstände zu einem weltgeschichtlichen Ereignisse ward.

Ein apostasirter italienischer Mönch, Namens Achilli, der wegen gemeiner Verbrechen aus Rom geflüchtet war und in England den Martyrer des reinen Evangeliums spielte, trieb sich als vagabundirender Apostel im Lande umher und hielt mit großem Erfolge für seinen Geldbeutel Vorträge über „das Papstthum und seine Gräuel" sowie über „Religion und Moral" (!). Und obschon sein ganzes Leben und Treiben in katholischen Zeitschriften, namentlich im Dublin Review enthüllt und an den Pranger gestellt ward, so galt der für das Zuchthaus reife Verbrecher gleichwohl dem von seinen Schimpfereien über das „apokalyptische Ungeheuer" entzückten John Bull für einen Löwen in Israel und eine große Acquisition des reinen Wortes. In seinen Vorträgen nun war Newman

auf Achilli zu sprechen gekommen, indem er als Quelle den erwähnten Artikel im Dublin Review benutzte. Achilli machte eine Libellklage gegen ihn anhängig und am 21. Juni 1851 kam die Sache im Gerichtshofe der Queen's Bench vor dem Oberrichter Lord Campbell und einer Special-Jury zur Verhandlung, die durch das unverantwortliche Verfahren des genannten Oberrichters die öffentliche Rechtspflege Englands an den Pranger stellte. Newman hatte sich zum Beweise von 23 Punkten erboten, des Hauptinhaltes daß Achilli ein Ungläubiger, ein Heuchler und Wollüstling sei, und als Ordensmann eine skandalöse Aufführung gepflogen habe. Darauf nun stützte Newman seine Behauptung: es sei aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl geschehen, daß die in seinen Vorlesungen enthaltenen Aeußerungen veröffentlicht worden; denn damals habe große Aufregung im Lande geherrscht, zahlreiche Discussionen hätten sich an verschiedenen Orten über Controversen zwischen der römischen und anglikanischen Kirche erhoben, an denen Achilli so hervorragenden Antheil genommen, daß viele sehr achtbare Personen auf seine Angaben und Darstellungen als maßgebende Zeugnisse sich berufen; es sei demnach von wesentlichem Belange gewesen die Glaubwürdigkeit der Aussagen dieses Mannes durch Darlegung seines schlechten Lebenswandels und seiner schlimmen Antecedentien überhaupt als nichtig nachzuweisen. Eine Menge Zeugen, zum großen Theil aus Italien herbeigeholt, enthüllten Dinge die diesen Prozeß zu einem der pikantesten, richtiger ekelerregendsten machten der wohl je vor den Schranken englischer Gerichte verhandelt worden. Dadurch aber, daß der Lord Oberrichter auf direkte Weise an das protestantische Herz der Geschworenen klopfte und sich unwürdige Witze auf die katholische Kirche erlaubte, wußte er dieselben dahin zu bestimmen, daß sie erklärten, die Anklagepunkte Newmans für unerwiesen zu halten trotz der bestimmtesten Angaben der Zeugen. Die Times stellte die Frage auf, ob Jemand glaube, daß der Wahrspruch ebenso ausgefallen wäre, wenn Achilli

noch Mitglied der römischen Kirche gewesen und der Angriff gegen ihn in einer Rede des Grafen Shaftesbury vorgekommen wäre.

Die Kosten des Prozesses, die Newman zu tragen hatte, waren enorm, und er mußte zu deren Deckung gegen hohe Zinsen ein Capital leihen und das Kloster seines Ordens in Birmingham als Hypothek einsetzen. Doch die Katholiken aller Länder, zumal Frankreichs und Belgiens, traten für den hochgefeierten, einem Achilli auf so schmähliche Weise zum Opfer gebrachten Gelehrten und Priester ein, und die Sammlungen, die allerorts veranstaltet wurden, gaben einen so reichen Ertrag (über 9000 Pfund), daß noch ein Ueberschuß zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden konnte. Achilli aber war vor der öffentlichen Meinung gerichtet.

Bald darauf, um das Jahr 1852, wurde Newman zum Rektor der neugestifteten katholischen Universität zu Dublin gewählt; er nahm die Stellung an und siedelte nach Irland über, ohne jedoch die Leitung des Oratoriums aufzugeben. Hier verfaßte er sein Werk über die Universitäten und gründete er die Zeitschrift „Atlantis“, als wissenschaftliches Organ der Hochschule. Dieselbe enthält viele gediegene Aufsätze von ihm sowohl wie von seinen gelehrten Mitarbeitern Renouf, Allies u. a. die als Professoren an die Universität waren berufen worden. Hervorzuheben ist besonders eine Arbeit Newmans über den Benediktinerorden, der zu seinen schönsten Leistungen gehört. Doch fand er in seinem Wirkungskreise keine rechte Befriedigung, auch stieß er auf so viele und unvermuthete Hindernisse und Schwierigkeiten, daß ihm seine Stellung allmählig ganz verleidet wurde. Wahrscheinlich gelang es ihm, dem kühlen Engländer, nicht die heißblütigen Irländer ihre anererbte Abneigung gegen alles Englische vergessen zu machen; die Universität nahm mehr einen irisch-nationalen als katholischen Charakter an, so daß sie für englische Katholiken die Anziehungskraft verlor, und so zog sich Newman (1858) in sein Oratorium zurück. Auch

die englischen Professoren gingen größtentheils in ihre Heimath zurück. Während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Dublin hatte Newman einige seiner bekanntesten Schriften veröffentlicht, so die vielgelesene „Kallista", ein Seitenstück zu Wisemans Fabiola, reich an patristischen Erinnerungen; die Vorlesungen über die Türken (Lectures on the Turks), gegen den Krimkrieg u. a. m.

In Edgebaston suchte der Gelehrte seine zu Dublin gemachte Erfahrung, daß die Vorbildung auf den englischen Gymnasien und Instituten eine sehr mangelhafte sei, dadurch zu verwerthen, daß er eine Schule im Oratorium errichtete, die ein fröhliches Gedeihen nahm, aber den Mangel einer höheren Unterrichtsanstalt für Katholiken nur noch fühlbarer machte. Zwar fingen um dieselbe Zeit die englischen Universitäten an sich etwas freisinniger zu zeigen und der katholischen Jugend den bisher versagten Zutritt zu gestatten, allein diese ermangelte doch an ihnen, zumal in Oxford, des gehörigen religiösen Schutzes inmitten eines ganz protestantischen Centrums. Newman gedachte mit seinem gewohnten praktischen Verständniß diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er in Oxford selbst, dem Ausgangspunkt der religiösen Bewegung, ein Oratorium errichten wollte. Allein sein Plan stieß damals auf vielerlei Bedenken und Schwierigkeiten, die erst jetzt, nach Verlauf einer ganzen Reihe von Jahren, überwunden sind, so daß Newman in diesem Augenblick im Begriffe steht, sein altes Vorhaben auszuführen.

Im Jahre 1859 übernahm er auf kurze Zeit die Redaktion des „Rambler". Darin erschien von ihm eine Untersuchung über englische Bibelübersetzungen, das Resultat langer Vorarbeiten enthaltend. Er war nämlich von den Bischöfen mit der Revision der Douai-Uebersetzung beauftragt worden, und hatte die Arbeit mit gewohntem Eifer unter Mitwirkung der Väter seines Hauses unternommen. Doch gab der Episcopat die Idee wieder auf, und so ist auch von Newmans Untersuchungen nichts mehr erschienen. Indeß sind aus derselben

Zeit seine ausgezeichneten „Gelegenheitspredigten" (Occasional Sermons) zu erwähnen, von welchen eine die er vor der Oscott Synode hielt — der zweite Frühling (the second Spring) — zu seinen herrlichsten Leistungen auf diesem Gebiete gehört. Doch wurde er in dieser ruhigen Thätigkeit zuweilen durch gegen ihn gerichtete Angriffe gestört. Man konnte ihn in dem verlassenen Lager nicht vergessen, und es ist begreiflich, daß seine Rückkehr zu den sehnlichsten Wünschen vieler Anglikaner gehörte. Von Zeit zu Zeit wurde dieselbe auch als nahe bevorstehend angekündigt. So brachte im Juni 1862 die „Lincolnshire Expreß" folgendes Aktenstück:

„An den Herausgeber des Lincolnshire Expreß.

Mein Herr! Bei der Aufnahme von Briefen über Controversen in Ihr neues Blatt haben Sie unparteiisch die Erklärungen beider Parteien angenommen. Mit Bezug aber auf ein Verzeichniß von Pervertiten aus dem geistlichen Stande, welches Sie in der letzten Nummer mittheilen, erlauben Sie mir, alle Ihre Leser welche sich gründlicher unterrichten wollen, zu bitten sich hinsichtlich des „„großen Riesen von Gelehrsamkeit und Heiligkeit"", John Henry Newman, genauer zu erkundigen. Ich weiß von einem hochkirchlich gesinnten Geistlichen zu Paris, wo sich jenes unglückliche Individuum in der letzten Zeit aufgehalten hat, daß er ein vollständiger Skeptiker geworden ist. Was das Glaubensbekenntniß Papst Pius IV., jenes im 16. Jahrhundert fabricirte Schiboleth des Romanismus betrifft, so spottet er förmlich darüber und über den römischen Glauben überhaupt. Ich fürchte, die jetzige Phase von Herrn Newmans Geistesrichtung ist ebenso notorisch wie hoffnungslos, und wenn Ihr Correspondent Catholicus keine größeren Riesen zu produciren hat, wird sein Verzeichniß eine Liste von Pygmäen werden.

Blatherwick-Park, 9. Juni 1862.

G. Noel Hoare."

Da ähnliche Insinuationen auch in andern Zeitschriften, wie z. B. dem „Globe" gefunden wurden, so fand sich Newman endlich bemüßigt, gegen diese sich immer wiederholenden

Gerüchte öffentlich aufzutreten, und er that dieß in den folgenden beiden Zuschriften an die Redakteure der genannten Blätter:

An den Herausgeber des Lincolnshire Expreß.

Mein Herr! Ein Freund hat mir diesen Morgen ein aus einer Nummer Ihres Blattes ausgeschnittenes Inserat mit der Unterschrift: G. Noel Hoare übersandt. Es enthält schreckliche Unwahrheiten. Es fragt, was aus J. H. Newman geworden sei. Jeder Katholik hätte die Frage beantworten können. Ich will den Verfasser selbst über diese schwierige, geheimnißvolle Frage aufklären. 1) Ich bin J. H. Newman, mitunter Dr. Newman, mitunter P. Newman genannt, aber immer J. H. Newman. Egomet sum mihi proximus. 2) Ich bin seit dem 2. Februar 1849 ununterbrochen Superior einer Genossenschaft von Priestern zu Birmingham gewesen. 3) Ich bin in dieser Zeit der Seelsorger verschiedener großen Distrikte, die wir Missionen nennen, in und um Birmingham gewesen. 4) Ich stehe auch einer Schule von 70 Knaben aus kathol. Familien in England und Irland vor. 5) Ich bin seit dem Februar 1856 ununterbrochen auf den brittischen Inseln und diesseits des Kanals gewesen und habe seit dem September 1846 nur eine Nacht in Paris zugebracht. 6) Ich glaube von ganzem Herzen und von ganzer Seele Alles was die heil. römische Kirche lehrt, und habe, seitdem ich Katholik geworden, niemals einen einzigen Zweifel an irgend einem Punkte ihrer Lehre gehabt. 7) Ich bekenne frei — um die Worte des Glaubensbekenntnisses Pius' IV. zu gebrauchen — und halte aufrichtig fest diesen wahren katholischen Glauben, ohne welchen Niemand selig werden kann.

Das ist mein Bericht über mich selbst; nach Herrn Hoares Bericht bin ich 1) ein unglückliches Individuum, 2) habe ich mich in der letzten Zeit in Paris aufgehalten, 3) bin ich ein vollständiger Skeptiker geworden, 4) spotte ich förmlich über das Glaubensbekenntniß Pius IV. und den römischen Glauben überhaupt, 5) die jetzige Phase meiner Geistesrichtung (also Skepticismus) ist ebenso notorisch wie hoffnungslos. Nach Herrn Hoare führe ich also zu Paris das unglückliche Leben eines hoffnungslosen Skeptikers und eines notorischen Verspotters der

katholischen Religion. Ich kann nur wiederholen: welche schreckliche Unwahrheiten! Ja, in dem ganzen Briefe steht nicht ein wahres Wort. Ich fühle mich versucht meinerseits zu fragen: wer ist dieser Herr G. Noel Hoare? Wo in aller Welt hat sich in unserm lichtvollen Zeitalter dieser unglückliche Mann aufgehalten? Von welchem auserlesenen Kreise ist er das Orakel? Welche Schicksalstücke hat ihn verleitet, etwas drucken zu lassen? Was hat ihn veranlaßt, sich in eine Lage zu bringen, wo ihn das Gesetz erreichen könnte und wo jeder Engländer ihm Pfui! zurufen muß. Ich bin &c.

Oratorium zu Birmingham, 17. Juni 1862.

J. H. Newman.

An den Herausgeber des „Globe".

Mein Herr! Ein Freund hat mich auf einen Artikel in der gestrigen Nummer Ihres Blattes aufmerksam gemacht, worin gesagt wird, „ich hätte das Oratorium zu Brompton, dessen Vorsteher ich seit mehreren Jahren gewesen sei, verlassen oder stehe im Begriff es zu verlassen, und meine Freunde erwarteten, daß diesem Schritte meine Rückkehr zur englischen Kirche folgen werde." Ich nehme an, daß Sie diese Notiz aus einem andern Blatte in Ihre Spalten aufgenommen haben, um mir Gelegenheit zu geben, dieselbe eventuell zu berichtigen. Demgemäß beeile ich mich, diese Zeilen an Sie zu richten, mit der Bitte dieselben baldigst zu veröffentlichen.

Die Notiz ist ganz unrichtig in allen ihren Theilen.

1) Seit dreizehn Jahren bin ich Vorsteher des Oratoriums zu Birmingham gewesen. Ich bin dieses noch, und ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß ich aufhören werde es zu seyn, wenn mich nicht die zunehmenden Jahre untauglich machen sollten zur Erfüllung der Pflichten meiner Stellung. 2) Vor zwölf Jahren habe ich das Londoner Oratorium gegründet, welches sich jetzt zu Brompton befindet. Seitdem habe ich aber keinerlei Jurisdiktion über dasselbe, und ich bin so weit entfernt der Vorsteher desselben zu seyn, daß ich seit sieben Jahren niemals innerhalb der Mauern desselben gewesen bin. 3) Seit ich in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen worden, bin ich keinen Augenblick in meiner Anhänglichkeit an dieselbe

wankend geworden. Ich glaube und habe immer geglaubt, daß ihr oberster Hirt der Mittelpunkt der Einheit und der Stellvertreter Christi ist; ich habe immer geglaubt und habe noch einen rückhaltlosen Glauben an alle ihre Dogmen, eine volle Zustimmung zu ihrem Cultus, ihrer Disciplin und ihrer Lehre, und ein sehnliches Verlangen und eine Hoffnung wider Hoffnung, daß die vielen theuern Freunde, die ich im Protestantismus zurückgelassen habe, an meinem Glücke Antheil erhalten möchten. 4) Da dieses meine Gesinnung ist, so würde die Versicherung, die ich hiermit gebe, daß ich nicht die Absicht habe und nie die Absicht gehabt habe, aus der katholischen Kirche auszutreten und wieder Protestant zu werden — überflüssig seyn, wenn nicht die Protestanten geneigt wären die Erklärungen eines Katholiken irgendwie lückenhaft oder ausweichend zu finden. Um sie also, wenn das möglich ist, ganz vollständig zu beruhigen, erkläre ich hiermit ex animo, mit voller innerer Zustimmung, daß der Protestantismus die betrübteste unter allen nur möglichen Religionen ist, daß der Gedanke an den anglikanischen Cultus mich frösteln und der Gedanke an die 39 Artikel mich schaudern macht. Ich sollte zu der englischen Kirche zurückkehren! Nein, „das Netz ist zerrissen und wir sind befreit" (Ps. 123, 7). Ich würde ein ausgemachter Narr seyn, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, wenn ich in meinem Alter das Land, welches von Milch und Honig fließt, verließe, um in die Stadt der Verwirrung und das Haus der Knechtschaft zurückzukehren. Ich bin, mein Herr, Ihr gehorsamer Diener

Oratorium zu Birmingham, 28. Juni.

Anderthalb Jahre später sah sich Newman veranlaßt eine Geschichte seiner religiösen Entwickelung zu schreiben. Die Veranlassung dazu gaben wiederholte Angriffe des als fruchtbaren und vielgelesenen Schriftstellers bekannten Professors Kingsley in Cambridge. Derselbe hatte bei Gelegenheit der Besprechung eines Geschichtswerkes in einer angesehenen Zeitschrift Newman angeschuldigt, daß er in einer seiner noch als Protestant gehaltenen Predigten die Lüge als keine Sünde dargestellt habe, und benutzt dieß gleichzeitig zu einem ge-

hässigen Angriffe auf die katholische Kirche. „Wahrhaftig seyn um der Wahrheit selber willen, heißt es, hat dem römischen Klerus nie für eine Tugend gegolten. Pater Newman belehrt uns, sie brauche das nicht und im Allgemeinen sollte sie es nicht; List sei die Waffe welche der Himmel seinen Heiligen gegeben, um damit der rohen Manneskraft einer verkehrten Welt entgegenzutreten, die da freit und sich freien läßt." Newman verlangte den Nachweis für diese Behauptung und der wahrhafte Professor der Theologie und Rektor von Eversley wußte denselben nicht zu geben, weßhalb Newman den darob zwischen ihnen und einigen Mittelspersonen entstandenen Briefwechsel veröffentlichte. Die Sache wurde in allen Blättern besprochen und nicht zum Nachtheil Newmans. Im „John Bull" hieß es: „Professor K. ist ein Mann der sich Vieles erlauben durfte; hier jedoch ist er geradezu unehrlich; dafür wird auch der „„männlich-muskelstarke Christ"" weiblich bei der Kehle gefaßt und wendet und dreht sich in einer für den Zuschauer höchst ergötzlichen Weise, bis er sich vollständig in die Lage gebracht sieht, die er seinem Gegner zugedacht hat. Die leidige Geschichte muß zu einer Quelle großen Verdrusses für die Universität Cambridge werden." Der „Spectator" berichtet: „Die in Frage stehende Predigt haben wir aufmerksam gelesen und können versichern, daß sie geradesowenig wie die Textesworte: Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben! irgend einen Satz enthält der Kingsley's Verdächtigung rechtfertigen könnte. Wir müssen gestehen, daß uns alles Recht in der Sache auf Newmans Seite zu liegen scheint." In ähnlicher Weise sprachen sich auch andere Blätter aus. Prof. Kingsley beruhigte sich damit nicht und veröffentlichte einige Wochen später (Februar 1864) eine Flugschrift unter dem Titel: „Was ist denn Dr. Newmans wahre Meinung?" in welcher er seine Verdächtigungen auf die schmählichste Weise erneuerte. P. Newman glaubte es seinen Mitbrüdern im katholischen Priesterthume schuldig zu seyn dagegen aufzutreten, und so

entstand seine berühmte Apologia pro vita sua, in welcher er die Klagepunkte Kingsley's mit zersetzender Schärfe beleuchtete und auf ihr Nichts zurückführte. Das Buch machte ungeheures Aufsehen und wurde in allen wichtigeren protestantischen Zeitschriften auf das lobendste besprochen; selbst die Times, die noch vor der Conversion Newmans allem „Romanisiren" den Krieg erklärt hatte, konnte nicht umhin zu gestehen: „das Buch ist ein überaus werthvoller Beitrag zu unserer Kirchengeschichte, hilft in der Schilderung jener tief bewegten Zeit einem wahren Bedürfniß ab und thut das in einer Weise, wie keine andere Feder dazu im Stande gewesen wäre." Für Kingsley aber war sie ein tödtliches Schwert. Sein Ansehen in der öffentlichen Meinung war vernichtet. „Zum erstenmale", heißt es in der London Review, „in der Geschichte der Controverse dürfen sich gute Protestanten von Herzen freuen, einen englischen Professor von einem römisch-katholischen Theologen so weidlich gezüchtigt zu sehen." Auch erhielt Newman für seine ausgezeichnete Leistung zahlreiche Zustimmungsadressen, selbst aus Deutschland. Noch bevor sein Buch übersetzt werden konnte, erschien bereits eine erweiterte Bearbeitung desselben: „Geschichte meiner religiösen Meinungen", klassisch in jeder Weise und nach jeder Richtung. So verdanken wir dem Angriffe Kingsley's diese vortreffliche Gabe, mit der uns Newman nach langer Pause beschenkt hat*).

Das Buch enthält, wie schon der Titel ergibt, die Geschichte seiner religiösen Entwickelung von seinen Jugendjahren bis zum Eintritt in die katholische Kirche in schlichter, offener und klarer Sprache dargestellt.

„Ich habe mich in diesem Buche", sagt er am Schlusse desselben, „offen auszusprechen gesucht über Alles und Jedes,

---

*) History of my religious opinions (übersetzt von Schündelen, Köln 1865).

wie es mir eben in den Weg kam, und so muß ich denn wohl auch noch unverholen sagen, was ich in Betreff der anglikanischen Kirche denke und empfinde und, seitdem ich Katholik bin, gedacht und empfunden habe. Ich habe oben gemeint, bei meinem Uebertritte sei ich mir, so viel die Offenbarungslehre an sich betrifft, eines Umschwunges in meiner Denk- und Empfindungsweise nicht bewußt geworden. Anders jedoch verhält sich die Sache, sobald von thatsächlichen Verhältnissen die Rede ist; und wie sehr ich auch frommen Anglikanern Aergerniß zu geben scheue, so bin ich doch zu bekennen verpflichtet, daß mit dem Lichte in welchem ich die Kirche von England ansah, eine gewaltige Aenderung vor sich ging. Ich kann nicht sagen, wie bald es geschah, es geschah aber sehr bald, daß ich mich verwundert fragte: Wie ist es doch möglich gewesen, daß ich mir jemals einbilden konnte, sie sei ein Theil der katholischen Kirche? Zum erstenmale warf ich jetzt von außen her den Blick auf sie hin und erkannte sie — muß ich wohl sagen — als das was sie ist. Von da an konnte ich es nicht mehr über mich bringen in ihr etwas anderes zu sehen, als was ich so lange schon — von 1836 an — mit Schrecken in ihr sehen zu sollen geahnt hatte: eine reinweg nationale Anstalt. Wie wenn meine Augen sich plötzlich geöffnet hätten, so sah ich das jetzt unwillkürlich, ohne irgend eine besondere Denkthätigkeit, ohne Beweisführung."

„Der Hauptgrund lag, denke ich, in dem Gegensatze, welchen mir nun die katholische Kirche darbot. In ihr stand mir fortan eine Wirklichkeit vor Augen von welcher ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Jetzt ward ich mir bewußt, daß ich nicht durch irgend welche Gedankenarbeit mir selbst eine Kirche schaffe: ich brauchte nicht erst einen Akt des Glaubens an sie zu erwecken; ich hatte mich nicht mühsam in eine neue Lage hineinzuzwingen; mein Geist fiel nur wie entfesselt und in Frieden auf sich selbst zurück; ich sah fast willenlos bewundernd auf die Erscheinung hin, die unabweisbar vor mir dastand. Ich sah auf sie hin, auf ihre heiligen Gebräuche, ihren Gottesdienst, ihre Lehren und Gebete und sagte mir: das ist eine Religion. Und blickte ich dann zurück auf die Armseligkeit der anglikanischen Kirche, für welche ich doch so heißgestritten hatte, zurück

auf alles was ihr um- und anhing, und dachte ich dann an unsere mancherlei Versuche sie dogmatisch und ästhetisch aufzuputzen, so kam mir das jetzt als die baarste aller Nichtigkeiten vor."

„Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles ist Eitelkeit! Wie könnte ich das aufzeichnen, was in mir vorging, ohne daß es den Anschein hätte, als schriebe ich eine Satire? Und doch ist meine Rede ernst und arglos. Wie es so Manche gibt die mich leichtgläubig schelten, weil ich die Rechte der katholischen Kirche anerkenne, so nennen sie mich einen Spötter, weil ich von den Anmaßungen der anglikanischen nichts mehr wissen will. Ihnen ist das Leichtgläubigkeit, ihnen ist das Satire, mir nicht. Was sie als Uebertreibung ansehen, halte ich für Wahrheit. Ich spreche von der anglikanischen Kirche gar nicht mit Geringschätzung, wiewohl ich in den Augen Jener nur Verachtung gegen sie hege. Ihnen gilt sie ohne Zweifel für alles oder gar nichts — aut Caesar aut nullus — mir nicht so. Sie kann immerhin etwas Großartiges seyn, auch wenn sie nichts Göttliches ist, und etwas Großes in ihrer Art ist sie in meinen Augen. Manche die den Glauben an das göttliche Recht der Könige entschieden von sich weisen, würden doch nicht wenig zürnen, wenn man sie deßhalb für schlechte Unterthanen halten wollte. Aehnlich erkenne auch ich in der anglikanischen Kirche eine altehrwürdige Anstalt, deren Geschichte manches Edle aufzuweisen hat, ein Denkmal übererbter Weisheit, einen mächtigen Hebel staatlicher Kraft, ein Werkzeug nationaler Größe, eine Quelle zahlreicher Vortheile für unser Volk und (nur mit geziemender Einschränkung) eine Zeugin für religiöse Wahrheiten und Lehrerin derselben. Liest man unbefangen im rechten Zusammenhange alles was ich über sie geschrieben habe, seitdem ich katholisch geworden bin, so wird man, glaube ich, finden, daß ich immer so, wie ich eben sagte, von ihr gedacht habe; daß sie aber etwas Göttliches, daß sie ein Orakel der geoffenbarten Wahrheit sei, daß sie mit den heiligen Ignatius und Cyprianus sich verwandt fühlen, mit der Kirche des heil. Petrus gleichen Rang in Anspruch nehmen, ja, deren Lehre bestreiten, ihr den Weg vertreten, sich die „„Braut des Lammes"" nennen

dürfte: das allerdings ist eine Vorstellung, welche mir mit dem ersten Schritt über die Schwelle der römisch-katholischen Kirche spurlos aus dem Gemüthe verschwunden ist, und welche wohl nur durch ein Wunder noch einmal in mir aufleben könnte."

„Die Kirche von England ist die Hand gewesen, durch welche mir die Vorsehung große Wohlthaten hat zufließen lassen. Wäre ich als Dissenter geboren, ich würde vielleicht niemals getauft worden seyn; wäre ich als Presbyterianer aufgewachsen, so hätte ich vielleicht niemals an die Gottheit Christi glauben lernen; kam ich nicht nach Oxford, so hörte ich möglicherweise nichts von einer sichtbaren Kirche, von der Tradition und andern katholischen Lehren. Nachdem mir aber so viel Gutes durch die anglikanische Kirche vermittelt worden — und bedenke ich dazu noch, daß sie so vielen andern wohlthat, wie sie es mir gethan hat — sollte ich es da über mich bringen können, sollte ich so sehr der Liebe baar seyn, daß ich sie umgestürzt zu sehen wünschte? Ich hege keinen Wunsch der Art, so lange sie ist was sie ist, und so lange wir ein so kleines Häuflein bilden. Nicht um ihretwillen, wohl aber den zahlreichen Kreisen zu Liebe in welchen sie Nutzen stiftet, werde ich nichts gegen sie thun. So lange wir Katholiken in England so ganz schwach sind, vertritt sie unsere Stelle, und tritt sie uns auch hin und wieder zu nahe, so neigt sich doch die Wage jetzt nach unserer Seite. Was zu einer andern Zeit und unter andern Umständen, wenn z. B. die Staatskirche ihren dogmatischen Lehrgehalt verlöre oder doch aufhörte ihn zu predigen, was dann unsere Pflicht seyn würde, ist eine andere Frage. In weltlichen Dingen erzählt uns die Geschichte von einander feindlich gesinnten Völkern, die auf längere Zeit Waffenstillstand geschlossen und ihn wiederholt erneuert haben; das scheint mir auch die Lage seyn, welche die katholische Kirche in ihrem Verhältniß zu der anglikanischen für die Gegenwart sich wohl gefallen lassen dürfte."

„Keinem Zweifel unterliegt es, daß die Nationalkirche bisher mit Nutzen gedient hat als Strombrecher gegen Verirrungen, welche mehr zerstörend auf den Grund des Glaubens gingen als ihre eigenen Irrlehren. Wie lange das noch so fortgehen wird, läßt sich auch für die nächste Zukunft nicht voraussagen;

denn die Nation sucht ihre Kirche zu der Höhe auf welcher sie selber steht, hinzuziehen. Immer aber noch übt die Kirche des Volkes auf den Geist des Volkes dieselbe Art von Einfluß aus, wie ein Tagesblatt auf die Partei die in ihm vertreten wird; und meine persönliche Meinung in Betreff der Haltung, die sich der Nationalkirche in dieser ihrer letzten Stunde gegenüber für uns Katholiken ziemt, geht dahin, daß wir, so weit es in unserer Macht liegt, der dogmatischen Wahrheit zu Liebe sie stützen helfen sollen. Ich möchte, wo nicht eine unabweisbare Pflicht mich anders zu handeln nöthigt, gern Alles und Jedes vermeiden, was die Achtung mindern könnte, in welcher sie noch beim Volk im Allgemeinen steht, was ihren äußern Rechtsbestand gefährden, was endlich ihr die Vertheidigung jener großen christlichen und katholischen Grundwahrheiten, die sie bis auf den heutigen Tag mit Erfolg gepredigt hat, erschweren und abschwächen könnte."

„Ich sage: es sei denn, daß die Pflicht mir anders zu handeln geböte; und diese Ausnahme, das muß ich eingestehen, ist von nicht geringem Belange; sie ist ganz darnach angethan eine Schranke zu ziehen, durch welche jede engere Verbindung, die über den bloßen Waffenstillstand hinausgehen wollte, zwischen ihr und uns unmöglich gemacht wird. Denn erstens versteht es sich von selbst, daß auch schon ein Buch wie das gegenwärtige eine der Staatskirche nachtheilige Wirkung übt, wenigstens auf viele seiner Leser; und dagegen kann ich nichts thun, wiewohl ich aufrichtig bemüht gewesen bin, mich möglichst weit von allem Lehrstreit fern zu halten. Zweitens vermag ich ebensowenig zu läugnen, und das muß wohl den Anglikanern immer ein Dorn im Auge seyn, daß, wenn aus ihrer Mitte Jemand zu mir kommt der, nachdem er gewissenhaft nachgedacht und gebetet hat, mit wohl erwogenem Vorsatz zu mir spricht: Ich glaube an die heilige katholische Kirche, glaube, daß eure Kirche und nur die eurige das sei, und bitte mich in dieselbe aufnehmen zu wollen — daß ich dann mich der größten Sünde schuldig machen würde, wenn ich einem Solchen seine Bitte nicht gewähren wollte; handelte ich doch offenbar gegen das ausdrückliche Gebot des Heilandes: Aus Gnaden empfingt ihr, theilet auch aus in Gnaden."

Newman hat dieses sein Buch, das den Höhepunkt seines Ruhmes und öffentlichen Einflusses bezeichnet und wohl der bedeutendste literarische Triumph ist, den der Katholicismus in England gefeiert hat, seinen Ordensbrüdern im Oratorium zu Birmingham gewidmet und die Widmung in einer Apostrophe an seinen alten Freund Ambrosius St. John zusammengefaßt. „Ich habe diesen Bericht aus meinem Leben mit St. Philipps Namen abgeschlossen am St. Philippstage; wem könnte ich ihn dem entsprechend schicklicher widmen als zum bleibenden Zeugniß meiner Liebe und Dankbarkeit St. Philipps Söhnen, den mir so sehr lieben Brüdern dieses Hauses, den Priestern des Birminghamer Oratoriums? Und Dir besonders, mein lieber A. St. John, Dir den Gott mir gab, als er mir Alles nahm; der Du das Band bist zwischen meinem alten Leben und meinem neuen; der Du jetzt 21 Jahre lang mir so ganz ergeben, so geduldig, so seeleneifrig, so zartfühlend gewesen bist; der Du deine Schultern unter meinem Druck gesenkt; der Du mich so sorgsam überwacht; der Du, wenn es um mich sich handelte, niemals an Dich selbst gedacht hast.“

Wie die katholische Welt dieses Buch Newmans einem Angriffe des Professors Kingsley zu verdanken hat, so regte bald darauf ein anderer Angriff von Seiten seines alten Freundes Pusey ihn zu neuer Thätigkeit auf. Der Name dieses Mannes ist ein so vielgenannter und hängt mit der katholischen Wiedergeburt Englands so innig zusammen, daß eine kurze Charakteristik desselben aus dem Munde Newmans (a. a. O. S. 71) hier sicher an ihrem Platze ist. „Er war ein Mann von weit ausschauenden Plänen; er liebte es heiter und hoffnungsvoll in die Zukunft zu sehen; er wußte nichts von Menschenfurcht; keine ängstlichen Zweifel fochten ihn an. Nicht selten hört man sagen, er habe einst der katholischen Kirche näher gestanden als jetzt; ich bete zu Gott für ihn, daß er einst der katholischen Kirche näher stehen möge als damals; denn ich glaube, daß er, so lange

ich ihn gekannt habe, ihr durchaus niemals nahe gestanden hat mit dem Verstande, meine ich, und der Urtheilskraft. Als ich katholisch wurde, mußte ich oft die Frage hören: „„Wie ist's mit Dr. Pusey?““ Wenn ich antwortete, mir sei nichts bekannt was darauf schließen lasse, daß er thun werde wie ich gethan, so hielt man mich wohl gar für lieblos. Ist, wie das wirklich der Fall ist, zuversichtliches Vertrauen auf die Berechtigung seines Standpunktes etwas dem Parteihaupte wesentlich Nöthiges, so fehlte es daran Dr. Pusey nicht. Einen recht grellen Beweis dafür hat er uns in einer seiner spätern Schriften zur Vertheidigung der Bewegung, als diese schon eine bedeutende Strecke Weges in der Richtung nach Rom hin zurückgelegt hatte, durch die Behauptung geliefert, zu ihren hoffnungsvollsten Eigenthümlichkeiten gehöre es, daß sie stationär sei. Er behauptete das in gutem Glauben, seine persönliche Anschauungsweise brachte es so mit sich.“ Mit Rücksicht auf diese seine gleichsam auf einem Punkte festgebannte Anschauung konnte der „Rambler“ über Pusey und seine voraussichtliche Zukunft urtheilen: „Einer nur bleibt noch zurück wie festgeschmiedet an das tödtliche Gestade durch eine — wir haben nur zu viel Grund das zu fürchten — hoffnungslose, unheilbare, tiefgewurzelte Anhänglichkeit an den eigentlichen Lebensgrund des Protestantismus selbst: die Verwerfung aller Autorität mit alleiniger Ausnahme der individuellen Erleuchtung. Wie viele Seelen ihm noch fort und fort in seinen Zauberkreis zu ziehen gelingen möge, um da ihre Vernunft nicht weniger als ihr Herz in ägyptischer Knechtschaft verkrüppeln zu lassen, vermag kein Mensch zu sagen; dürfen wir aber aus dem gewöhnlichen Laufe der Dinge auf die Zukunft schließen, so ist es nicht unmöglich, daß Dr. Pusey selbst der letzte Puseyit seyn wird.“

Pusey nun hatte, angeregt durch Newmans Buch, eine Schrift veröffentlicht, in der er besonders gegen die Autorität des Papstes und die Verehrung der Jungfrau Maria mit auffallender Bitterkeit ankämpfte. Es ist dieß sein berühmtes

„Friedenswort“ *), das zahlreiche Gegenschriften hervorrief und auch Newman abermals in die Schranken zu treten veranlaßte. Pusey bemühte sich zu beweisen, daß die englische Kirche ein Theil der Einen heiligen katholischen Kirche, und ihre Wiedervereinigung, gleichwie auch der griechischen mit der römischen Kirche möglich sei, und daß die englische Kirche von Gott bestimmt zu seyn scheine die Wiedervereinigung herbeizuführen. Dieselbe könne darum als Ausgangspunkt für eine Union genommen werden, weil sie in Uebereinstimmung mit der griechischen und römischen Kirche „alles glaube, was die ungetheilte Kirche glaubte“, also das Minimum von Glaubenssätzen darbiete. Was die beiden andern Kirchen über dieses Minimum hinaus glaubten, darüber müßte eine Vereinbarung stattfinden, die erzielt werden könnte, wenn die kirchlichen Autoritäten bindende Erklärungen über die Differenzpunkte abgäben. Hinsichtlich der Lehre von der Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, der Erbsünde, der Rechtfertigung und der Gnade, sagt Pusey weiter, stimmen die englische und die römische Kirche überein. Hinsichtlich anderer Punkte bestehen nur solche Differenzen, welche durch gegenseitige Erklärungen beseitigt werden können. Wenn z. B. die englische Kirche nur zwei, die römische sieben Sakramente zähle, so sei diese Differenz nur eine scheinbare: die englische Kirche läugne ja nicht, daß außer der Taufe und der Eucharistie auch andere göttliche Anordnungen in einem gewissen Sinne Sakramente, Kanäle der Gnade, sichtbare Zeichen einer unsichtbaren Gnade seien; dieselben seien nur nicht in demselben Sinne Sakramente wie Taufe und Eucharistie. In ähnlicher Weise sei eine Verständigung möglich hinsichtlich der Lehre vom Schriftkanon, von der Transsubstantiation und dem Meßopfer, von der Heiligen-, Reliquien- und Bilder-Verehrung, vom Purgatorium u. s. w. Hinsichtlich einiger Punkte aber sei, wenn eine Einigung erzielt werden solle,

*) The Church of England etc. An Eirenicon. Lond. 1865.

von Seiten der römischen Kirche nicht eine bloße Erklärung, sondern eine Einschränkung dessen was de fide seyn solle, erforderlich. Als solche Punkte nun bezeichnet Pusey die Lehren von der Autorität des Papstes und von der Mutter Gottes; er behandelt sie mit einem ebenso großen Aufwand von Gelehrsamkeit als mit Schärfe und Bitterkeit. Die Dogmatisation der unbefleckten Empfängniß nennt er darin „ein neues Hinderniß der Wiedervereinigung der Christenheit, einen neuen Grund der Trennung zwischen der römischen und der griechischen und eine unlösbare Differenz zwischen der modernen römischen und der alten Kirche." Er trägt aus katholischen Schriften aller Art zusammen, was an wirklichen und scheinbaren Uebertreibungen hinsichtlich der Mutter Gottes zu finden war.

Auf diese Angriffe Puseys gegen die katholische Lehre und Verehrung der Mutter Gottes hat Newman in seinem Sendschreiben*) geantwortet, und zwar mit aller der Schonung und Rücksicht die er einem alten Freunde schuldig zu seyn meinte, weßhalb er denn auch katholischerseits mannigfach getadelt ward. Pusey hatte in seiner Schrift gewissermaßen behauptet, daß es sich für einen Convertiten nicht schicke ein theologisches Buch zu schreiben. Er sagt: „Nichts Bedenklicheres gibt es, als wenn ein Mensch auf eigene Gefahr sich aus dem Grunde der römischen Kirche in die Arme wirft, weil er sich im Stande fühlt den Buchstaben des Tridentinums anzunehmen. Wer von der Wiege auf ein römischer Katholik gewesen ist, besitzt eine Freiheit die der Natur der Sache nach dem nicht zugesprochen werden darf, der einen andern Lehrbau aufgegeben, um in den römischen einzutreten. Ich kann mir nicht vorstellen, wie irgend ein Glaube der Erschütterung Stand zu halten vermöchte welche eintreten muß, wo Jemand der alten Gemeinschaft, sie bekritelnd, entsagt

*) Die heilige Maria. Ein Sendschreiben an Herrn E. B. Pusey, Dr. theol. Köln 1866.

und sich in eine neue hineinwirft, um auch sie zu bekriteln. Mir wenigstens ist es immer so zu Muthe gewesen, als würde ich, wenn — was Gott auch fürderhin in Gnaden von mir wenden möge — die englische Kirche durch ketzerisches Gebahren mich von sich stoßen sollte, durchaus nur mit geschlossenen Augen meiner Wege gehen und annehmen können, was sich mir darböte. Von der Gesammtheit hingegen der römischen Kirche in ihrem Verhältniß zur englischen dürfte in aller Form Rechtens die Grundlage zur Wiedervereinigung mit einer jedem Einzelnen ihrer Mitglieder versagten Freiheit zu suchen und in Erläuterungen zu finden seyn, für welche die Einzelnen keine Bürgschaft bieten können, so lange sie nur mit ihrer Person dafür einstehen." Und an einer andern Stelle: „Mir kommt es wie eine psychologische Unmöglichkeit vor, wenn Einer der seine Glaubensgemeinschaft mit einer andern bereits vertauscht hat, solche Unterscheidungen sich erlauben wollte. Wer mit selbstbewußter Freiheit einer Lehrgewalt sich unterwirft, kann keine Bedingungen stellen für seine Unterwerfung. Wohl aber sind uns in früherer Zeit von römischer und von griechischer Seite festbestimmte Auslegungen unserer Artikel vorgeschlagen worden, wie sie zur Herstellung der kirchlichen Einheit genügen sollten; und in den meisten Fällen waren auch die römischen Erläuterungen nichts als ergänzende Zusätze zu unsern Artikeln, Fragen betreffend über welche sich unsere Kirche nicht ausgesprochen hatte." Hierauf nun erwidert Newman:

„Solche Stellen kommen mir ganz wie eine an mich gerichtete Aufforderung zum Sprechen vor; zu ihnen schweigen, hieße meinerseits das was in ihnen behauptet wird, für richtig anerkennen. Auf die Gefahr hin also von mir selbst zu reden, wie das unlängst nur zu viel hat geschehen müssen, bemerke ich Ihnen Folgendes. Ganz recht ist es, was Sie sagen, daß ein Convertit herankommt um zu lernen, nicht um nach Belieben auszuwählen. Er kommt arglos und vertrauensvoll; es fällt ihm nicht ein bei jedem Vorgang und jeder Uebung, denen er

in dem neuen Freundeskreise begegnet, Wage und Meßschnur gebrauchen zu wollen. Er tritt in den Katholicismus ein als ein lebendiges Bauwerk mit lebenerfüllter Lehrgestaltung, nicht wie zu einer bloßen Sammlung der Regeln und Vorschriften, die für sich allein genommen offenbar nur das Knochengerüste darstellen, nicht aber den Leib und das Wesen der Kirche. Und das ist eine Wahrheit welche nicht den Neubekehrten allein angeht und ihn bindet, sondern mit ihm Alle die niemals von einer andern Religion gewußt haben. Unter katholischem Bauwerk verstehe ich die ganze Lebensrichtung, die gesammte Ausgestaltung der religiösen Uebungen für welche man vergeblich den Ausdruck finden würde im Credo Pius des Fünften. Der Convertit kommt nicht bloß der Kirche zu glauben, sondern auch ihren Priestern zu vertrauen und zu gehorchen und sich dem ganzen gläubigen Volke in Liebe eins zu machen. Es würde ihm gar nicht frommen, wenn er mit dem Vorsatz käme niemals den Englischen Gruß zu beten, von keinem Ablaß Gebrauch zu machen, nie ein Crucifix zu küssen, keinerlei Milderung des Fastengebotes anzunehmen, keiner läßlichen Sünde in der Beichte zu gedenken. Alles das wäre nicht bloß weniger löblich, es wäre auch gefährlich, indem es Zeugniß gäbe von einer falschen Herzensstimmung, die sich der Aussicht beraubte auf den Empfang der göttlichen Gnade. Er kommt überdieß zu der gottesdienstlichen Ordnung, zur hergebrachten Sittenlehre, zu den kirchlichen Rechtsbestimmungen, welche er gerade vorfindet wo ihm zu leben bestimmt ist. Ja, auch in Sachen der Politik, der Erziehung, des allgemeinen Wohles, des Geschmackes wirft er sich nicht zum Richter oder Widersacher auf. Und indem er so die neue Religion allseitig auf sich wirken läßt und sich wohl hütet, daß er nicht in Folge des Bemühens nach persönlichem Ermessen jeden Augenblick zwischen Wesentlichem und Zufälligem scharfe Grenzen zu ziehen, der Offenbarungswahrheit selbst verlustig gehe: so, sage ich, lebt er sich stufenweise in die katholische Lehre tief genug hinein, um mit der Zeit das Recht zu erlangen nicht bloß zuzuhören, sondern auch selbst das Wort zu nehmen. Zudem wächst nach und nach ein neues Geschlecht um ihn heran; und warum sollte er sich nicht so gut auf die

Sache verstehen und mit gleich sicherm Instinkt Fragen entscheiden wie Andere, die vielleicht weniger Lebensjahre zählen als er österliche Communionen. Er hat sich klar zu machen gewußt die Thatsache und die Natur der Abweichungen des einen Theologen von dem anderen, einer Schule von der anderen, des Volksgeistes hier vom Volksgeiste dort, des Jahrhunderts vom Jahrhunderte. Er weiß, es gibt so Manches, was als Mode bezeichnet werden mag in Meinungen und Gebräuchen, je nach den Zeitumständen und den örtlichen Verhältnissen, je nach der Politik des Tages, nach dem Charakter des regierenden Papstes, nach der geistlichen Oberleitung dieses oder jenes Landes; und Moden, das weiß er, ändern sich. Die Erfahrung belehrt ihn, daß Manches was an einem Orte als großen Anstoß gebend getadelt, Manches was als selbstverständliche Grundwahrheit gepriesen wird, in einem andern Lande seit unvordenklichen Zeiten von der entgegengesetzten Seite angesehen ward, oder auch, wenn es dem allgemeinen Bewußtseyn unterbreitet wurde, weder im einen noch im andern Sinne Eindruck machte; sie belehrt ihn, daß in der Kirche wie anderwärts die lauten Sprecher ihre Hörer haufenweise mit sich fortzureißen vermögen, indeß ruhige und gewissenhafte Leute auf die Seite zu treten haben. Ihm bleibt nicht unbemerkt, daß in den Fragen welche gerade an der Tagesordnung sind, von den kirchlichen Behörden der Stand der Meinungen und die Richtung und der Verlauf des Streites beachtet und demgemäß die Entscheidung getroffen wird, so daß es Fälle gibt wo man sich seinen Vorgesetzten ungetreu erweisen würde, wenn man mit seinem Urtheil über diesen oder jenen Punkt sich nicht laut vernehmen lassen wollte."

„So viel im Allgemeinen; nun was mich selbst betrifft. Nachdem ich zwanzig Jahre als Katholik gelebt habe, fühle ich kein Bedenken über jeden beliebigen Punkt, sobald ein Ruf dazu an mich ergeht, meine Meinung offen auszusprechen — und der Grund, weßhalb ich das nicht eher oder öfter gethan habe, ist eben nur, weil ich nicht dazu aufgefordert wurde. Jetzt bin ich wider meinen Willen zu dem Schluß gekommen, Ihr Buch sei wirklich solch ein Aufruf. Ja wohl, in manchen Dingen über welche die Theologen nicht einig sind und in welchen ein

Land von dem andern abweicht, habe ich allerdings auch mein bestimmtes Urtheil; das darf ich sagen, ohne Jemand zu beleidigen, weil es ja eben die Natur der Sache mit sich bringt, daß ich unmöglich Allen Recht geben kann . . . Es ist uns eine Abhandlung über die Verehrung der heil. Maria aus der Feder des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs (Manning) in nahe Aussicht gestellt; das kann aber den einfachen Nachweis aus den Vätern auf welchen ich mich zu beschränken vorhabe, nicht unnütz erscheinen lassen. Und was diesen Nachweis selbst betrifft, so haben Sie in der That keine stofflich neue Belehrung von mir zu erwarten, keine Beweisstellen deren nicht auch Andere sich bedient hätten, große Theologen wie Petavius, jetzt lebende Schriftsteller, ja ich selbst bei andern Gelegenheiten. Gleichwohl schreibe ich von neuem, und zwar aus einem dreifachen Beweggrunde: erstens weil ich etwas beizutragen wünsche zu der scharfen Grenzbestimmung und vollen Beleuchtung der Beweisart wovon ich rede; dann weil ich vielleicht ein willigeres Gehör finde, als es oft Männern die besser waren als ich, gewährt wurde; endlich weil es mir in meiner persönlichen Lage scheinen will, als ob ich es sei dem jetzt der Ruf gilt offen darzulegen, was ich in Betreff der heiligen Jungfrau für wahr und gut erachte, und was nicht, damit es Andern klar werde, was sie, wenn sie neben mir zu stehen kommen wollten, von ihr zu halten verpflichtet seien und was nicht."

Nun erst, nach solchen Vorausschickungen legt Newman seine Ansichten über die Verehrung der heiligen Jungfrau in der von ihm selbst angedeuteten Weise dar. Wir können uns jeden Urtheils über das Schriftchen entheben; der Name des Verfassers gibt uns volle Bürgschaft für den Werth desselben. Nur die an Dr. Pusey gerichteten Schlußworte wollen wir noch mittheilen. „So viel über die heilige Jungfrau, diesen Hauptgegenstand, wenn auch nicht den einzigen, womit Sie in Ihrem Buche sich beschäftigen; und indem ich nun auf andere überzugehen wünschen könnte, ist's mir als geböte sie selbst mir Einhalt; denn das Fest ihrer unbefleckten Empfängniß steht vor der Thüre, und gleich nach dessen

Oktav, die in den Kirchen dieser Stadt (Birmingham) besonders feierlich begangen wird, kommen die großen Antiphonen zur Einleitung der Weihnachtsfeier. Diese freudenvolle Festzeit, freudig für uns Alle, sie bewegt sich zwar um Ihn der zur Erde herabgekommen, als ihren Mittelpunkt, stellt uns aber auch mehr als andere Zeiten die jungfräuliche Mutter vor Augen, sie die Ihn geboren und gesäugt hat. Hier steht sie nicht, wie um Ostern, nur im Hintergrunde, sie bringt uns Ihn auf ihren Armen. Zwei hochfestliche Tage die ihrer Verehrung geweiht sind, der morgige und Mariä Lichtmeß, stehen den Thürmen Davids gleich, zu beiden Enden des Weges von dem Eingang zu dem Ausgang eines hehren Feldes, das dem Fürsten des Friedens geweiht ist. Und über dieses ganze Feld hin schwebt ihr Bild, wie wir es so bedeutungsvoll in den Katakomben dargestellt finden. O, daß uns die segensvollen Einwirkungen dieser Zeit von allen Seiten her zur Einheit brächten! Möchten sie aller Bitterkeit ein Ende machen auf Ihrer Seite und auf unserer Seite! Möchten sie in uns alle Eifersüchtelei, allen Mißmuth, alles hochfahrende und trotzige Widerstreben brechen und hinwieder bei Ihnen dem spitzfindigen, argwöhnischen, tadelsüchtigen Wesen der Vernünftelei ein Ziel setzen. Möge sie, die Lichte, die Hochedle, möge die heilige Jungfrau Maria Sie mit ihrer Huld bewältigen, möge sie Rache nehmen an ihren Feinden, indem sie wirksam fürbittend eintritt um deren Bekehrung."

Dem Sendschreiben über die heilige Jungfrau sollte ein zweiter Theil über den Papst folgen, der aber bis jetzt nicht erschienen ist. Eine Predigt über die römische Frage ist sein letztes Druckwerk.

Wie bereits bemerkt ist Newman zur Zeit mit der Ausführung eines langgehegten Lieblingsplanes, der Errichtung eines Oratoriums in Oxford beschäftigt. Es ist dieß um so wichtiger, je höher sein Einfluß und sein Ansehen in protestantischen Kreisen durch seine letzten Arbeiten gestiegen ist.

„Tausende von Nichtkatholiken" so schreibt uns eine bewährte Hand, „erkennen in Newman den größten Theologen, den England seit einem Jahrhundert besitzt, und den gewandtesten jetzt lebenden Meister der englischen Sprache. Sein Styl ist durchsichtig klar, oft sehr einfach und präcis, oft auch prachtvoll wie der Cicero's. Was er schreibt, ist immer außerordentlich fleißig corrigirt und gefeilt. Er hat das Alterthum gründlich studirt, und die Kirchenväter sind ihm bekannt wie Wenigen . . ."

Damit nehmen wir Abschied von dem großen Manne, in dem Niemand ein providentielles Werkzeug verkennen wird, und der gleichmäßig der Stolz seiner gegenwärtigen wie seiner früheren Glaubensgenossen ist. „Der Dienst und der Tribut den wir Newman wirklich schulden", heißt es im Tablet, „ist Liebe und Bewunderung, Bereitwilligkeit seinen Wünschen entgegenzukommen, Eifer ihn zu hören, und Willigkeit von ihm zu lernen, und an diesem Dienste und Tribute lassen wir es nicht fehlen."

XLV.

Französische Zustände.

Neue Folge.

Die unter diesem Titel in diesen Blättern früher erschienenen Aufsätze haben vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Anderntheils haben sich auch einige Zweifel geltend gemacht, indem man meinte der Verfasser habe etwas zu günstig geurtheilt. Theils aus dieser Ursache, theils um noch weitere Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand der

französischen Gesellschaft zu geben, findet sich der Verfasser veranlaßt in seinen Berichten fortzufahren.

Ich beginne damit, die Zeugenschaft eines als Mensch und Gelehrter hochstehenden Mannes anzurufen. Es ist Herr Vitet, Mitglied der französischen Akademie, ein von allen „ultramontanen Vorurtheilen“ freier Katholik der in einem in der Lieferung vom 1. Febr. 1867 der Revue des Deux-Mondes enthaltenen Artikel über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Frankreich sich folgendermaßen ausdrückt:

„Die Religiosität, das Christenthum unserer Tage flößt uns Zutrauen ein durch die Werke, welche es vollbringt. Trotz aller Kälte und Härten, unter denen dasselbe zu leiden hat, trotz der Verschlossenheit so vieler Herzen dringt das religiöse Leben immer mehr durch. Das Christenthum gleicht noch immer so sehr sich selbst, dasselbe zeigt sich fortwährend so voll Leben, so voll Licht, spendet so viele Schätze des Mitleids und der Liebe, macht so viele erbarmungsvolle Thränen fließen, gebiert so großartige Thaten der Aufopferung, daß an einen Zerfall desselben nicht zu denken ist. Ein dem Ersterben naher Baum erzeugt keine solchen Früchte, zeigt keine so frisch grünenden Zweige. Die Vollkraft des Lebens zeigt sich überall und treibt üppige Zweige aus den gesunden Wurzeln; eine ewige Jugend verräth sich durch sichere Zeichen. Sucht aber diese tröstlichen Zeichen nirgend anders als am häuslichen Herd, im Schatten der Altäre oder im Innersten des Hauses Gottes. Sucht und verlangt auch keinen öffentlichen amtlichen Ausdruck dieses Lebens; weder die öffentlichen Anstalten und Einrichtungen noch die öffentlichen Denkmäler, mit einem Wort nichts Aeußerliches in dem Treiben des gesellschaftlichen Lebens wird euch einen genügenden Beweis, ein endgültiges Zeugniß davon geben. In dieser Beziehung ist der Gegensatz außerordentlich zwischen der Zeit in der wir leben, und jener der letzten Jahrhunderte. Während vor achtzig Jahren etwa die einzelnen Christen für ihre Person sich mehr und mehr von Gott entfernten,

und der Glauben an Voltaire sich in fast allen Herzen befestigte*), blieb die Gesellschaft im großen Ganzen äußerlich christlich; die Religion leitete äußerlich alle Akte des gemeinschaftlichen Lebens, welche sie durch ihre Gegenwart und ihre Segnungen weihte; Alles geschah in ihrem Namen, ihre höchste Autorität zeigte sich und wurde überall öffentlich anerkannt. Heutzutage dagegen gestattet man der Kirche kaum noch bei einigen höchst seltenen festlichen Gelegenheiten einen schwachen Schatten ihrer frühern Ehrenrechte; die Gewohnheit und der Umstand, daß nur sie allein im Stande ist einer Feierlichkeit den Stempel der ächten Würde und Erhabenheit zu verleihen, sind es allein warum man der Kirche dieses noch zugesteht. Bei allem Uebrigen ist keine Sprache mehr von ihr, man betrachtet sie als überflüssig und entbehrlich, man meidet sie als ein Hinderniß, ihr Name selbst wird gar nicht mehr ausgesprochen."

„Man ist versucht zu glauben, die Kirche sei vergessen, vernichtet, verfallen und verlassen, ohne Leben und ohne Achtung. Aber dieß ist nur äußerlicher Schein. Dringen die Blicke etwas tiefer, lüftet man gewisse Vorhänge, dann wird der Zustand der Kirche, des religiösen Lebens in einem ganz andern Lichte erscheinen. Während die äußerliche Welt der Kirche entgeht, zieht sie die Gewissen, die Gemüther um so mächtiger an sich. Die Seelen, die Einzelnen fangen an ihr dasjenige zu erstatten, was die öffentlichen Einrichtungen ihr

*) Hier dürfte eine Bemerkung am Platze seyn. Die höheren Classen entfernten sich immer mehr von Gott; dieß ist wahr. Aber die Gottlosigkeit war noch wenig in's Volk gedrungen, selbst der größte Theil des Bürgerthums war davon noch frei. Man darf dabei sich nur die glänzende Wiederbelebung des Glaubens und der Frömmigkeit vergegenwärtigen, welche das Jubiläum von 1776 bei der Pariser Bevölkerung hervorrief, während die Sekte der Encyklopädisten darüber in eine Wuth gerieth, die sich durch mehrfache Ausbrüche Luft machte.

entzogen. Wie viele widerspänstige und beunruhigte Gemüther neigen sich nicht nach und nach ihr zu und suchen muthig bei ihr Hülfe! Wie viele müde und erschöpfte Herzen verdanken ihr nicht schon ihre Ruhe! Sehet ihr nicht ganze Familien denen bis dahin selbst die Kenntniß der Süßigkeit des Glaubens abging, und welche ganz umgeändert erscheinen, als wären sie durch eine neue Taufe wiedergeboren? Fast immer sind es die Kinder, durch welche diese Veränderungen hervorgerufen werden. Die christliche Erziehung in den Ordens-Schulen bringt durch sie in die Familien und bis zu den Eltern. Die Mutter lernt die Lehren der Kirche kennen, um sie ihren Töchtern erklären zu können; sie versteht dieselben besser und gewinnt sie lieb; und um sie besser den Kindern einprägen zu können, findet sie sich veranlaßt diese Lehren praktisch zu üben. Der Vater selbst sieht die Nothwendigkeit ein das Gewissen des Sohnes nicht durch ein widersprechendes böses Beispiel zu beunruhigen; er wird fromm und christlich aus elterlicher Pflicht und bleibt es dann aus Ueberzeugung und Liebe."

„Durch eine solche stille, stete und unverdrossene Arbeit deren Ergebnisse allein sichtbar werden, breitet sich der Glauben, die Frömmigkeit aus und befestigt sich ohne alles Aufsehen. Jedenfalls gewinnt das kirchliche Leben täglich mehr Anhänger und das nachwachsende Geschlecht ist demselben stets mehr zugethan, so daß die Verluste der Kirche dadurch weit mehr als ausgeglichen werden; denn überall in den größern Anhäufungspunkten der Bevölkerung werden die Kirchen zu klein um die Schaaren der Andächtigen zu fassen. Sehen wir hier aber von den Festtagen ab, welche durch ihre feierliche Pracht gewissermaßen eine Art Schauspiel für eine Menge Müssiggänger abgeben und dieselben anziehen. Halten wir uns an die gewöhnlichen Werktage, an die einfachsten Gottesdienste. Es ist gar nicht zu läugnen, daß dieselben von Jahr zu Jahr von einer sich mehrenden Menge wirklich Andächtiger besucht sind. Auch die Zahl der Männer die sich den Frauen

zugesellt, ist bemerkenswerth. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde die Anwesenheit eines Mannes in einer Kirche als etwas Außerordentliches, als eine Art Ereigniß angesehen. Heute hätte man zu viel zu thun, wenn man sich noch über so etwas verwundern wollte. Es ist keine Kleinigkeit, dieser Triumph des Glaubens über die menschlichen Rücksichten, welche zu überwinden sind um die Männer wieder in die Heimstätte des Gebets zu führen. Es ließen sich noch viele andere Thatsachen beibringen, die nicht weniger außerordentlich sind. So z. B. unsere Soldaten und Studenten welche im Feldlager und in den Schulen frei und offen ihren Glauben, ihr christliches Leben bezeugen. In dieser großen Stadt besteht nicht nur das gesammte Richter-Collegium, sondern auch das Advokaten- und Anwaltscollegium in seiner großen Mehrheit aus eifrigen Christen. Zählen wir die medizinische Körperschaft jener Stadt, so finden wir wiederum, daß die größere Zahl der Aerzte zu den praktischen Katholiken gehört."

„Wenn heutzutage irgend ein Vortheil damit verbunden wäre als praktischer guter Christ zu gelten, wenn wir noch zur Zeit der Restauration lebten und man einige Aussicht hätte gut angeschrieben, berücksichtigt zu werden, seiner Familie dadurch dienen zu können, daß man eine äußerliche Frömmigkeit zur Schau trägt, dann hätten wir keine besondere Ursache viel auf dieses häufigere Hervortreten des religiösen Eifers zu halten und den immer mehr gefüllten Kirchen, dem häufigern Gebrauch der Sakramente eine größere Wichtigkeit beizulegen. Aber wir sind heutzutage nicht in einer solchen Lage: es ist jetzt eine viel bessere Berechnung Freimaurer zu werden, um in der Welt vorwärts zu kommen, als einer St. Vincenz-Conferenz beizutreten. Daß es stets noch Heuchler der Frömmigkeit gibt, wird Niemand läugnen wollen. Es wird derselben auch stets geben; aber die religiöse Heuchelei ist keineswegs das Modegebrechen des Tages. Um in unserer Zeit öfters zur Kirche zu gehen, muß man wirklich

das Bedürfniß haben zu beten. Wir fordern die stärksten Zweifler heraus und lassen denselben die größte Freiheit zu kritisiren, zu sondern und auszuscheiden so viel sie wollen, so sicher sind wir daß dieselben alsdann noch die gute Beschaffenheit, die Aufrichtigkeit des sich ausdehnenden religiösen Lebens und Eifers zugeben werden."

„Es gibt übrigens einen Prüfstein, der jeden Zweifel ausschließt. Von den drei göttlichen Haupttugenden ist wohl diejenige am schwierigsten zu heucheln, welche unsern Beutel in Anspruch nimmt und uns zur Freigebigkeit zwingt. Befragt euch bei der Geistlichkeit, diesem Schatzmeister der Armen, wie es heutzutage mit der Mildthätigkeit aussieht, ob dieselbe eingeschlafen ist und dahinsiecht? Ihr werdet dann erfahren, daß dieselbe jeden Tag eifriger und lebendiger wird, in dem Maße als in gewissen Gemüthern und in gewissen Schichten der Gesellschaft die christlichen Gesinnungen von selbst erwachen. Fragt die Geistlichkeit ob diese Freigebigkeit nur aus Gründen der Eitelkeit, des Sich-bemerklich-machen-Wollens hervorgeht, oder ob nicht vielmehr die reichsten Gaben von Gebern kommen, welche ihre Mildthätigkeit durchaus der Oeffentlichkeit entziehen wollen. Ist dieß nicht das sicherste Zeichen ächt christlicher Gesinnung? Ohne Zweifel kann man freigebig, ja sogar sehr freigebig seyn ohne im mindesten ein gläubiger Christ zu seyn, obwohl dieß immer schwieriger seyn wird. Aber die ächte Liebe und Barmherzigkeit ist nicht von den beiden Tugenden zu trennen, deren Schwester sie ist: derjenige welcher aufrichtig liebt und gibt, der hofft und glaubt jedenfalls auch zu gleicher Zeit. Seid versichert, der christliche Glaube lebt noch; er lebt, wirkt, gewinnt Seelen; der Glaube hat seine alte Macht nicht verloren."

So weit Herr Vitet, der durch diese Zeilen seines Artikels den Lesern der **Revue des Deux-Mondes** einmal klaren Wein eingeschenkt, derselben Zeitschrift, welche sonst unter der Maske der Wissenschaftlichkeit den Glauben am boshaftesten bekämpft. Den Worten des berühmten Akade-

mikers habe ich einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Phänomene der letzten Tage zuzusetzen. Seit mehreren Jahren außerhalb Frankreichs lebend, mußte mir der Unterschied zwischen jetzt und früher um so bemerkbarer erscheinen.

In der That ist der von Hrn. Vitet hervorgehobene vermehrte Kirchenbesuch sehr bedeutend. Man sieht deutlich daß das religiöse Bewußtseyn immer mehr erwacht und daß man sich immer weniger scheut seine religiösen Ueberzeugungen öffentlich kundzugeben. An einem der Fasten-Sonntage wohnte ich der Conferenz des P. Felix in der Notre-Dame bei. Das große Mittelschiff sammt den Nebenschiffen war mit einer dichten Menge Männer aus allen Ständen gefüllt, welche der letzten Messe — die letzte heilige Messe ist um 12 oder um 1 Uhr Sonntag Mittags in allen Pariser Kirchen — mit sichtlicher Andacht beiwohnten und mit freudiger Stimme an dem Gesang der Schlußhymne theilnahmen. Das großartige, im schönsten mittelalterlichen Style angelegte und glänzend ausgebaute Gotteshaus machte einen erhebenden und mächtigen Eindruck. Bekanntlich hat der berühmte Viollet-le-Duc, gleich dem so früh verstorbenen Lassus ein Pariser Kind, guter Katholik und einer der tüchtigsten Meister der Gothik, den Ausbau und die Restauration der Notre-Dame geleitet. Es war für mich eine doppelte Befriedigung das wiederhergestellte Gotteshaus unter solchen Umständen wiederzusehen. Der Redner sprach über die christliche Kunst mit einer höchst bemerkenswerthen Tiefe der Auffassung. Nach der Rede (Conferenz) während wir hinausgingen, füllte sich die Kirche wiederum mit Andächtigen, welche zur ersten Vesper, zum Katechismus kamen. Von Morgens sechs bis ein oder zwei Uhr dauern die Messen, dann folgen die Vesper- und andern Andachten bis Abends sieben oder acht ja bis neun Uhr, und niemals fehlt es an zahlreichen Andächtigen. Beim Ausgange waren die Thüren zu beiden Seiten von mehreren vornehmen Damen, Waisenkindern und barmherzigen Schwestern besetzt, welche knieend um eine

Gabe für eine Waisenanstalt baten, die ihnen auch reichlich zukam. Es war etwas Rührendschönes, Aechtchristliches in dieser kleinen Gesellschaft von Waisenkindern, ihren Pflegerinen und Beschützerinen. Ueberhaupt zeigt die Pariser Frömmigkeit einen gewissen sinnigen Ernst der sich mit Sanftmuth und Freudigkeit vortheilhaft mischt.

Es wächst ein christlicheres Geschlecht heran. Bei meiner Ankunft und seitdem hatte ich verschiedene jüngere Familien zu besuchen die sämmtlich den mittlern Ständen angehören. In jeder derselben fand ich eine hübsche muntere Schaar von vier bis sechs Kindern, geradeso wie dieß, Gottlob, in Deutschland noch fast überall der Fall ist. In der einen nährte die Mutter, eine trefflich gebildete Dame, ihr vor wenigen Wochen gebornes jüngstes Kind selbst. Die natürlichen Gesetze bürgern sich also wieder ein in diesen Familien, bei denen das berüchtigte Zweikindersystem nicht besteht.

Hier ein weiterer und amtlicher Beweis von der Gesundung der Gesellschaft, die noch lange nicht so herabgekommen ist, daß an ein Aussterben derselben zu denken wäre, wie von gewisser Seite gern behauptet wird. Nach dem Bulletin de la statistique municipale de la ville de Paris überstieg während der neun ersten Monate des Jahres 1866 die Zahl der Geburten jene der Todesfälle jeden Monat um 502 bis zu 1053. Nur die Monate Juli und August, während welcher die Cholera wüthete, zeigen das Gegentheil indem während des erstern 625, während des zweiten 1422 mehr starben als geboren wurden. Für die sämmtlichen neun Monate stellt sich trotzdem noch eine Vermehrung von 5015 Seelen durch Ueberschuß der Geburten heraus. Ohne die Cholera-Epidemie wäre die Vermehrung noch um mindestens viertausend Seelen stärker gewesen. Vor zehn bis zwölf Jahren überstieg dagegen die Zahl der Todesfälle fast immer diejenige der Geburten.

Die letzte Zählung hat aber auch eine amtliche Bestätigung für die Zunahme der praktisch-christlichen und die Ver-

minderung der unchristlichen Bevölkerung in den Provinzen geliefert. Während die fünf Departements der reichen, aber liberalen und wenig christlichen Normandie von 1860 bis 1865 von ihrer Bevölkerung 49,000 Seelen verloren, vermehrte sich diejenige der fünf Departements der gut katholischen Bretagne während desselben Zeitraums um 88,000 Einwohner, obgleich seit der Vermehrung der Eisenbahnen die Auswanderung aus dieser Provinz nach Paris und andern Theilen Frankreichs bedeutend zugenommen hat.

Der gesetzgebende Körper hat sich in letzter Zeit mit einem von dem liberalen Minister Duruy ausgearbeiteten Gesetz über den Elementarunterricht beschäftigt, dessen Hauptzweck auf Förderung des antireligiösen Laienunterrichts hinausläuft. Trotzdem mußte der Minister gestehen, daß überall wo die Gemeindebehörden über die Einrichtung der Schulen befragt werden, dieselben sich für die Ordensleute entscheiden. Im Jahre 1866 hat sich deßhalb auch die Zahl der nämlichen Ordensschulen um 500 vermehrt und beträgt jetzt nahezu 3100. Da jede derselben mindestens zwei, die meisten aber mehr Classen haben, so gibt dieß mindestens 9 bis 10,000 Ordenslehrer welche zusammen gegen eine halbe Million Knaben unterrichten. Bei den weiblichen Schulen ist das Verhältniß noch viel günstiger indem über dreihundert Laien-Schulen im letzten Jahre eingegangen, während gegen siebenhundert Ordensschulen neu entstanden. Die von Schwestern geleiteten Ordensschulen zählen über 1,200,000 Schülerinen, zwei Drittel aller weiblichen Zöglinge.

Ebenso wiesen die vorgelegten amtlichen Ausweise nach, daß im letzten Jahre, hauptsächlich durch die Ordensschulen, gegen 120,000 Kinder dem Unterricht zugeführt worden, und daß es deßhalb nur noch etwa 220,000 Kinder in Frankreich gibt welche gar keine Schule besuchen. Auf verschiedene Gründe sich stützend, glaubte der Minister jedoch annehmen zu müssen, daß diese amtlich ermittelte Zahl zu niedrig sei, und daß die Anzahl der die Schule nicht besuchenden Kinder

immerhin noch gegen 400,000 betragen müsse. Aber auch diese Zahl darf nicht erschrecken, wenn man erwägt, daß bei mehr denn vier Millionen die Schule besuchenden Kindern diese Ziffer der Fehlenden doch nicht mehr als 10 Prozent betragen würde. In dem mit Schulzwang begabten deutschen Intelligenzstaat gibt es ja bekanntlich auch noch 130,000 schulscheue Kinder, was mehr als 4 Prozent der schulbesuchenden ausmacht. Unter diesen Umständen getraute sich der Minister auch nicht, die Einführung des höchst überflüssigen Schulzwangs nochmals zu beantragen. Er begnügte sich die unbedingte Unentgeltlichkeit des Elementarunterrichts zu befürworten, worin ihm die Commission des gesetzgebenden Körpers beistimmte, indem sie jedoch von der Einführung der Maßregel aus finanziellen Gründen Abstand nehmen zu müssen glaubte. Das neue Gesetz bezweckt die Einführung von Schulen (écoles du hameau) in den abgelegenen Weilern und von gesonderten Mädchenschulen in allen größern Ortschaften. Die Mehrheit der Kammer befürwortete die ausgedehnteste Zulassung der Ordensleute zu den neuen Schulstellen, während die radikale Minderheit das alte Steckenpferd der Staatsprüfung hervorzog und in den Kampf führte. Als jedoch der Unterrichtsminister Duruy sich zu der fast unglaublichen Redensart verstieg: „Ich sehe nicht ein, warum ein Stück Zeug von dieser oder jener Farbe ein Privilegium, ein Fähigkeitszeugniß abgeben soll", wurde seine Stimme von dem allgemeinen Ausdruck des Unwillens in dem Hause übertönt. Man glaubt übrigens daß der Senat das ziemlich überflüssige und kostspielige Gesetz durch sein Veto beseitigen wird.

Ein weiteres höchst erfreuliches Vorzeichen der neu anbrechenden Zeit. Ein unsittliches, schmutziges Theaterstück ist, gegen alle Erwartung, ausgepfiffen worden und glänzend durchgefallen. Alle jene gefälligen Kritiker welche stets zur Unterstützung der Lüderlichkeit auf der Bühne bereit sind, sehen sich gezwungen die Thatsache mit sauersüßer Miene

zuzugestehen, da an ein Bemänteln nicht zu denken war. Die ziemlich einfältige Ausrede, daß die Stimmung jetzt der Tugend günstig sei und dieselbe verlange, mußte hierbei herhalten. Die wahre Ursache aber ist, daß die seit Jahren stets vorgesetzte ungesunde Kost endlich ihre Wirkung hervorgebracht und nur mehr Ekel erregen kann. Seit mehreren Jahrzehnten hatte sich die Bühne die Verherrlichung des Lasters, der eiternden Auswüchse der Gesellschaft zur Aufgabe gemacht und hiezu alle Mittel aufgewandt. Ueberschwenglich prachtvolle Ausstattung und lüsterne Schaustellung weiblicher Blößen bildeten stets die Hauptsache bei jenen Erzeugnissen einer Literatur und Kunst welche diesen Namen nicht mehr verdient und nur den weitern Beweis liefert, daß mit der Sittlichkeit auch das Talent abhanden kommt. Die Schaustellung der berüchtigten Freudendirne Cora Pearl in einem solchen Schaustück setzte der Ausartung und schamlosen Ausgelassenheit die Krone auf. Der Umschlag folgte auf dem Fuße. Das folgende neue Stück der Art (les brebis galeuses) fiel durch. Schon vor einigen Jahren war der Versuch des Auspfeifens gegen ein ähnliches, vornehmlich gegen das Christenthum gerichtetes Stück durch die Studenten gemacht worden, und nun scheint der Umschwung zu Gunsten der öffentlichen Moral endlich durchzudringen.

Dagegen hat man es versucht, hauptsächlich im Hinblick auf die Weltausstellung, einige Stücke aufzuführen welche direkt gegen die Religion gerichtet sind. Auch dieser Versuch ist als gescheitert zu betrachten; das französische Publikum weiß jetzt so ziemlich was es von der Inquisition und dem Prozeß Galilei's zu halten hat. Der Eifer der katholischen Presse hat hiezu das Seinige redlich beigetragen.

Es ist kaum noch nöthig, über die erfreuliche Ausbreitung des Ordenslebens, die Vermehrung aller kirchlichen Anstalten, die Opferwilligkeit für Rom besondere Nachweise beizubringen. Nur über einen neuern Orden dürften einige Worte hier am Platze seyn. Es sind dieß die sogenannten

Frères de Vézelise, deren Beruf es ist allen nichtpriesterlichen Kirchendienst zu verrichten. Dieselben sind deßhalb Sänger, Meßdiener, Küster, Pedell, Organist, kurz alles was bei den großen Kirchen erforderlich ist, und werden in ihrem Mutterhause zu Vézelise eigens dazu ausgebildet. Sie haben ihre strenge Ordensregel, entsprechende Ordenstracht und müssen die geistlichen Tageszeiten einhalten. An jeder Kirche wo sie angestellt sind, bilden sie ein eigenes Haus, in dem sie auch öfters junge Knaben zum Kirchendienst anleiten. Der Orden hat schon über fünfhundert Brüder, mehrere Kathedralen und einige der größten Pariser Kirchen werden von ihnen besorgt. Die Würde des Gottesdienstes gewinnt ungemein dadurch daß, anstatt handwerksmäßig gleichgiltiger, oft geradezu verächtlicher Söldlinge, nun Ordensleute von Beruf aus Eifer für die Sache alle diese Nebendienste besorgen. In Paris besonders, wo der Gottesdienst in allen Pfarrkirchen einen solchen Umfang hat und so vielerlei Dienstleistungen erfordert, hatten sich eine Menge Mißbräuche eingestellt, die nur durch die allmählige Einführung des genannten Ordens in den Kirchen beseitigt werden können. Natürlich verursacht der Kirchendienst dieser Ordensleute viel weniger Kosten, wodurch nicht nur den Armen bedeutende Ermäßigungen der Stolgebühren gewährt, sondern aus den Ueberschüssen des gemeiniglich sehr reichlichen Einkommens der von ihnen bekleideten Stellen noch ein Bedeutendes zu guten Werken verwendet werden kann.

Doch ich darf nicht unterlassen, Ihnen auch die Kehrseite des Bildes zu zeigen. Neben der Ausbreitung des gesunden christlichen Unterrichts jeder Stufe ist auch eine weitere Ausbreitung der widerchristlichen, rationalistischen und materialistischen Richtung wahrzunehmen. Besonders in den höhern Regierungs-Schulen sind seit einigen Jahren eine Menge schlechter Elemente eingedrungen. Die Rechtsfakultät von Paris ist von Ungläubigen vollgepfropft und die Studenten

haben bei verschiedenen Gelegenheiten ihren Unglauben öffentlich an den Tag gelegt. Vor Kurzem sind nun auch mehrere alte und bewährte Professoren der medizinischen Fakultät zu Paris unter den verschiedensten Vorwänden, in Wahrheit weil man sie eines zu starken „Spiritualismus" schuldig fand, beseitigt und durch jüngere ziemlich unbedeutende, aber dem „Fortschritt" huldigende Kräfte ersetzt worden. Der Erfolg ihres Wirkens ist nun auch schon so sichtbar und handgreiflich geworden, daß diese Herren selbst beinahe etwas davon gefühlt hätten. Nachdem die hoffnungsvolle Jugend die Vorträge zurückgebliebener alter Professoren durch Lärmen und Toben unterbrochen, thaten sie dasselbe auch bei einem der fortgeschrittenen jungen, dem sie auf die ungezogenste Weise das Schlimmste androhten, wenn er Schuld daran wäre daß ein einziger von ihnen im Examen durchfiele. Wie man sieht, sucht diese Jugend den Materialismus bestens zu verwerthen, indem sie durch materielle Mittel sich über das spiritualistische Examen hinaus helfen will. Sicher hatten die Herren Professoren eine praktische Anwendung ihrer Lehrsätze von so schlagender Natur nicht erwartet. Andere materialistische Kundgebungen in der Studentenwelt übergehe ich, der sogenannte Studentencongreß in Lüttich hat seiner Zeit das Seinige gethan, diejenigen welche noch Sinne zum Verstehen haben, über die in den Regierungs-Schulen vorherrschende Richtung aufzuklären.

Die Beispiele abscheulichster Verwilderung treten aber in den niedern Schichten des Volks zu Tage. Ich erinnere zuerst an die Brandlegung in der Knabenstrafanstalt auf der Insel Levant bei Marseille. Wegen nichtiger Streitigkeiten bildet sich eine förmliche Verschwörung deren Haupt ein Knabe von dreizehn Jahren ist. Die mißliebigen Kameraden werden durch List und Gewalt in einen Schupfen eingeschlossen, wo alles zu deren Verbrennung vorbereitet ist. Ein dreizehnjähriger Bursche steht mit einem großen Schlacht-Messer als Wache an der Thüre und droht jeden zu tödten,

der es wagt aus dem brennenden Gebäude sich zu retten. Ein Aufseher wird so zugerichtet, daß er als todt aufgehoben wird. Bei der Verhandlung suchen sich die Uebelthäter mit der verschmitztesten Verlogenheit herauszuhelfen. Kurz, ein empörendes Bild jugendlicher Verkommenheit entrollt sich in diesem Prozeß. Und dazu war die Anstalt eine Besserungs-Anstalt mit allen von einer hochausgebildeten Humanitäts-Empfindelei erfundenen rationalistisch-materialistischen Besserungsmitteln ausgestattet! Freilich der Religion hatte diese Staatsvorsehung den bescheidensten Platz in ihrem System angewiesen. — Dieser Tage wurde von einem Provinzial-Gerichtshofe ein sechszehnjähriges Mädchen, Tochter wohlhabender Landleute, verurtheilt. Die Verbrecherin hatte einige kleine Goldstückchen bei einer armen Hausirerin bemerkt der sie Lumpen verkaufte, war derselben auf den Weg gegangen und hatte die Arme rücklings durch einige Beilstreiche in den Schädel getödtet, von denen Einer schon hingereicht hätte den Tod herbeizuführen. Nach vollbrachter That verrieth sie nicht die mindeste Aufregung und verkehrte wohlgemuth in mehreren Nachbarhäusern bis sie festgenommen wurde.

In Paris bot ein neunzehnjähriger, durchaus nicht beschränkter Bursche (Lemaire) ein abschreckendes Beispiel von den Wirkungen der schlechten Presse. Der Mensch hatte sich besonders das Lesen von Gerichtsverhandlungen über große Verbrecher, die Berichte über deren letzte Augenblicke und deren Hinrichtung angelegen seyn lassen, alles Bilder in deren ekelhaftester Ausmalung die fortgeschrittene Presse das Erstaunlichste leistet. Die Folge davon war daß Lemaire mit kältester Berechnung darauf ausging ein „Held des Geschwornengerichts“ zu werden. Mit ruhiger Ueberlegung tödtete er deßhalb eine Wittwe, mit der sich sein ebenfalls verwittweter braver Vater verheirathen wollte. Vor dem Gerichtshofe erklärte er nachdrücklich mit vollster Ueberlegung gehandelt zu haben. Seine einzige Reue bestehe in dem Bedauern nicht auch seinen Vater und die Tochter der Wittwe

getödtet zu haben, wozu ihm die Zeit gefehlt. Mit einem wahrhaft teuflischen Cynismus hielt er eine Rede um seine Schuld darzulegen, sein Verbrechen zu verherrlichen. Es war die wohlüberlegte Berechnung durch seine Missethat „berühmt" zu werden, die Welt von sich reden zu machen; andere Gründe hatte er nicht bei seiner Handlungsweise. Er erzählte nicht das Mindeste zu glauben, jedoch das heil. Abendmahl öfters sakrilegisch empfangen zu haben „um sich an der Communionbank zwischen die Mädchen drängen zu können." Die gottlose Presse hat nun auch das Möglichste geleistet, ihm diese traurige Berühmtheit wenigstens auf einige Tage zu verschaffen. Mit widerlichster Umständlichkeit wurden alle Einzelheiten des Prozesses in langen Artikeln breitgetreten. Man wälzte sich wollüstig in diesem Galgenschmutz. Einmal in das Gefängniß gebracht, von dem aus er das Blutgerüst besteigen sollte, war es einigermaßen zu Ende mit dem theatralischen Muth und der Kälte, die der Verbrecher während der Verhandlungen gezeigt. Ohne geradezu eine Umwandlung zu bezeugen, verrieth Lemaire hier dennoch ein gewisses Schwanken, eine Art Schwäche oder vielmehr eine Vorahnung der Ewigkeit. Er schien der Reue zugänglich, der Anstalts-Geistliche befaßte sich mehrmals längere Zeit mit ihm. Eine förmliche Aussöhnung mit Gott fand nicht statt, jedoch umarmte er mit sichtlicher Bewegung den Geistlichen ehe er das Haupt unter das Fallbeil legte. Nach dem Blutgerüst schritt er wankend, bleich, von zwei Scharfrichtergehülfen geführt. Um aber ihren „Helden" in seiner vollen Herrlichkeit zu behalten, verschwiegen oder entstellten die schlechten Blätter dessen letzte Augenblicke und hoben besonders dessen „Standhaftigkeit bis zum Ende" hervor. Namentlich wurde die Ruhe und Festigkeit während seines letzten Ganges nach dem Blutgerüst gerühmt. Als ich den Bericht in dem unter dem Volke so sehr verbreiteten Siècle las, däuchte es mir unwillkürlich, als liege in derselben eine ganz deutliche und kategorische Aufforderung mit ähnlicher Ruhe und Festigkeit auf

die Barrikaden zu steigen. Die Schlußfolgerung mag sich nun Jeder selbst ziehen.

Dasselbe Blatt hat übrigens in letzter Zeit auch eine unerwartete Niederlage erfahren. Sich als Nachfolger Voltaires und der Encyklopädisten geberdend, hat der Direktor des Siècle Havin, eine jener sich wichtig machenden zweideutigen Persönlichkeiten von denen die Pariser liberale Presse wimmelt, eine „Nationalsubscription“ für Errichtung einer Voltaire-Statue veranstaltet, zu der nur Beiträge von höchstens 50 Centimen (4 Sgr.) angenommen werden sollten. Es sollte diese Sammlung demnach eine Kundgebung der Massen gegen die beliebte „klerikale Intoleranz“ und für die vielbelobten neuen Principien seyn, nebenbei auch etwas Marktschreierei für den Siècle und dessen Direktor abfallen. Der Erfolg widersprach aller Erwartung. Die „Klerikalen“ ärgerten sich gar nicht sondern machten sich herzlich lustig über die gespreizte Komödie. Die übrigen Blätter mit geringer Ausnahme beeiferten sich, alle Schändlichkeiten und Schuftereien Voltaires aufzudecken. Das „Volk“ aber blieb gleichgültig und trotz des Reizes, seinen Namen auf so billige Manier gedruckt zu sehen, bissen von der Million Leser deren sich der Siècle rühmt, kaum etliche dreißigtausend auf den Köder an. Die Pariser Arbeiter, auf die man so bestimmt gerechnet, glänzten durch ihre Nichtbetheiligung.

Der letzte, einen fünfjährigen Zeitraum umfassende Bericht über die Rechtspflege in Frankreich bietet ein düsteres Bild. Die Zunahme der schwersten und abscheulichsten Verbrechen ist enorm. Besonders erschreckend ist die stetige Zunahme der Selbstmorde. Während in dem Zeitraum von 1856 bis 1860 sich die Zahl derselben auf rund 20,000 belief, was 4000 auf den jährlichen Durchschnitt macht, erreichte dieselbe schon 23,000 für die folgende Periode von 1861 bis 1865; der Durchschnitt stellt sich hier also schon auf 4600 für das Jahr. Man hat versucht die Ursachen der Selbstmorde zu ermitteln und danach eine Eintheilung der-

selben herzustellen. Für jeden Verständigen ist dieß aber so ziemlich eine rein müssige Spielerei, denn alle diese vorgeblich verschiedenen Triebfedern des Selbstmordes lassen sich auf eine einzige, entscheidende Grundursache zurückführen, die da heißt Mangel an religiösem Glauben. Der Gegenbeweis ist ebenso leicht beizubringen. In Neapel und Italien überhaupt sowie in verschiedenen andern gläubig katholischen Ländern ist der Selbstmord etwas fast völlig Unbekanntes, Unerhörtes bis zu dem Zeitpunkte geblieben, wo durch die Revolution der Abfall von Gott zum Staatssystem erhoben wurde. Die statistischen Vergleiche aller andern Verbrechen lassen sich aus den verschiedensten Ursachen, z. B. wegen der ungleichen Praxis der Gerichte und Gesetze, anfechten und sind deßhalb nur von untergeordneterer Bedeutung bei der Feststellung des sittlichen Zustandes eines Volkes. Die Thatsache des Selbstmordes aber läßt sich in keiner Weise bemängeln, selbst der Entschuldigungsgrund der größern oder geringern Genauigkeit in der Führung der Listen fällt weg. Ein Selbstmord kömmt immer zu gerichtlicher Kenntniß und der Zweifel, ob Selbstmord oder Mord, tritt nur in einigen seltenen Ausnahmefällen ein. Die Zunahme des Selbstmordes ist deßhalb auch eingestandenermaßen ein bedenkliches Zeichen gesellschaftlicher Auflösung.

Am nächsten in dieser Hinsicht stehen die Verbrechen gegen die Sittlichkeit, welche ebenfalls eine große Zunahme sittlicher Verkommenheit bezeugen. Für die erste der genannten Perioden betrug der jährliche Durchschnitt 887, für die zweite dagegen schon 942. Das Schlimmste dabei ist daß diese Steigerung ausschließlich auf die Fälle der Nothzucht an Kindern unter vierzehn Jahren kommt. Die Verworfenheit wird immer teuflischer indem sie sich vorzugsweise an der unschuldigen Jugend vergreift. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit haben sich also in fünf Jahren um 18 Prozent vermehrt. Geht es in diesem Maße fort, dann verdoppelt sich deren Zahl jedesmal in 25 Jahren und das nachfolgende

Geschlecht begeht deren zweimal soviel als das vorhergehende. Die Selbstmorde haben sich in demselben Zeitraume um 15 Prozent vermehrt, während die Zunahme der Bevölkerung in dem gleichen Zeitraum noch nicht 1 Prozent beträgt. Was soll unter solchen Umständen aus der Gesellschaft werden? Ein anderes schreckliches Verbrechen, das des Elternmordes, nimmt in ebenso trauriger Weise zu, während die Zahl der eigentlichen Mordthaten — 623 jährlich in der ersten, 622 in der zweiten Periode — sich so ziemlich gleich bleibt. Der Elternmord erreichte in der letzten Periode den jährlichen Durchschnitt von 14.

Ein weiteres Zeichen sittlichen Verfalles, welches aber zum großen Theil dem in den Gefängnissen und Zuchthäusern herrschenden System zuzuschreiben, ist die immer größere Zahl rückfälliger Verbrecher. Von 1856 bis 1860 kamen 357 rückfällige auf 1000 schwere Verbrecher; von 1861 bis 1865 dagegen waren es schon 380 auf 1000. In der ersten Periode kamen 237 Rückfällige auf 1000, in der zweiten dagegen schon 312 auf 1000 wegen gemeiner Vergehen und Verbrechen verurtheilte Personen.

Es ist, nach solchen Thatsachen, kaum noch nöthig von der sittlichen Verkommenheit der widerchristlichen Presse besonders zu reden. Die Schamlosigkeit übersteigt alle Grenzen. Mit einer wahren Wollust werden die abscheulichsten Scenen von Nothzucht und sonstigen Verbrechen in aller Breite ausgemalt, ohne daß ein Wort des Tadels beigefügt würde. Nur die Ausdrücke des Hasses gegen die Kirche überbieten noch zuweilen diesen Cynismus. Wenn man das Volk nach dieser Presse beurtheilen wollte, so müßte man glauben, daß alle Moral in Frankreich abhanden gekommen. Wenn das sittliche Bewußtseyn der Masse trotz einer solchen geistigen Nahrung gleichwohl noch besteht, so ist dieß ein weiterer Beweis davon, daß die liberale Schandpresse trotz ihres unläugbar großen Einflusses, doch nicht zum Herzen des Volkes dringt und deßhalb auch nie die wahre Gesinnung, sondern höch-

stens die augenblickliche, der aufgestachelten Leidenschaft entsprechende Stimmung im Lande vertritt.

Das erfreuliche Aufblühen und Gedeihen des religiösen Lebens, die mächtige Ausbreitung aller kirchlichen Anstalten auf der einen, die immer größere Versunkenheit auf der andern Seite beweisen zur Genüge, daß die Scheidung der zwei Theile der französischen Gesellschaft schnelle Fortschritte macht, daß der Kampf zwischen beiden widerstrebenden Gewalten sich immer mehr ausbreitet und stets ernster wird, daß die abschließende Entscheidungsschlacht täglich näher rückt. Herr Vitet hat deßhalb vollkommen Recht, wenn er in dem angezogenen Artikel diesen Kampf als unausbleiblich erklärt. Der gelehrte Akademiker weist ferner nach, daß alle antikirchlichen Systeme, Atheismus, Rationalismus, Positivismus, Materialismus &c. einzeln gründlich widerlegt, geschlagen und deßhalb nicht mehr zu fürchten seien. Um so furchtbarer sei aber die Macht welche aus deren Bündniß entstanden; durch diesen Bund habe sich das Antichristenthum unserer Tage zum letzten Kampfe vereinigt, gestärkt und gerüstet. Die Wuth ist um so größer bei den einzelnen antikirchlichen Parteien, je weniger ihre Grundsätze stichhaltig sind.

So schwer auch dieser Kampf seyn mag, das Christenthum wird ihn siegreich bestehen; denn auch die Christen sammeln und rüsten ihre Streitkräfte. Die guten Elemente zeigen und rühren sich überall und bethätigen sich oft in einer Stärke, die man kaum vermuthet hätte. So erhob sich in den letzten Tagen der ganze Senat einmüthig gegen eines seiner Mitglieder (Sainte-Beuve), als dieser die Vertheidigung Renans versuchte. Der Graf Ségur d'Aguesseau und der Marschall Canrobert erklärten geradezu daß der Senat, als Vertreter eines urkatholisch-christlichen Landes, sich gegen alle Lehren erklären müsse welche das Christenthum und den göttlichen Charakter seines heiligen Stifters verunehrten und die ganze Versammlung stimmte kräftig bei. Die erwähnten Vorfälle in der medizinischen und Rechtsfakultät haben bei

den Katholiken den Gedanken gereift jetzt, nachdem ihnen die Revolution von 1848 die Freiheit des niedern und mittlern Unterrichts gebracht, den Kampf um die Freiheit der Universitätsbildung wieder aufzunehmen. Eine Petition in diesem Sinne an den Senat wird vorbereitet. Daß letzterer trotz seines gouvernementalen Charakters die Petition nicht ungünstig aufnehmen wird, ist zu hoffen. Und so werdet ihr in Deutschland, die ihr schon seit sechs oder sieben Jahren für eine freie katholische Universität sammelt, obwohl eine solche bei dem in Deutschland herrschenden Unterrichtsmonopol eine reine Unmöglichkeit ist, es schließlich noch erleben, daß die Franzosen eine solche Anstalt haben werden, ehe ihr nur einmal die rechtliche Seite der Sache erledigt haben werdet. Denn die französischen Katholiken sind gewohnt in Unterrichtssachen ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, dafür Opfer zu bringen; mit solchen haben sie die Tausende von religiösen Schulen gegründet. Ist einmal die Berechtigung zur Gründung einer freien Universität erledigt, dann wird auch die wirthschaftliche Seite der Sache bald überwunden seyn.

Auch in der Presse ist trotz Allem der Anfang eines gewissen Umschwungs wahrzunehmen. Es sind in den letzten Jahren zwei Blätter, die neugegründete „France“ und die alte „Presse“ so ziemlich in katholisches Fahrwasser eingelenkt. Besonders vertheidigt letzteres Blatt mit aller Entschiedenheit die weltliche Herrschaft des Papstes. Das entschiedene Organ der Legitimisten, die „Union“, ebenso wie die mehr liberal-legitimistische „Gazette de France“ und „Journal des Villes et Campagnes“ haben von jeher auch die Kirche mit mehr oder weniger Eifer vertheidigt. Das wirkliche und dabei verbreitetste katholische Blatt ist, aus dem 1860 unterdrückten „Univers“ hervorgegangen, der „Monde“. Der „Univers“ begann 1833 mit einigen hundert Abonnenten, nahm aber stetig, wenn auch nur langsam zu, und zählte 8500 derselben im Monat seiner Unterdrückung. Seitdem

hat es der „Monde“ bis gegen 11,000 gebracht. Die Gründung und Unterhaltung des „Univers“ hatte über 700,000 Franken Einbuße seitens seiner Eigenthümer gekostet; denn nur seit wenigen Jahren bringt das im „Monde“ wiedererstandene Blatt einen nennenswerthen Ueberschuß. Kürzlich hat Herr Louis Veuillot, der berühmte Redakteur des alten „Univers“, die Erlaubniß erhalten ein neues Blatt unter demselben Titel zu gründen. Wir werden dann zwei tüchtige streng katholische Tagesblätter haben, was seinen Eindruck nicht verfehlen wird. Der Wetteifer beider Blätter der gleichen Richtung, aber verschiedener Form kann der guten Sache nur nützen. Der „Monde“ wird reichhaltiger, umfassender seyn, namentlich was auswärtige, besonders deutsche Angelegenheiten betrifft. Seine Hauptmitarbeiter sind die Herren Coquille, Ravelet, Rupert und Hermann Kuhn. Der „Univers“ wird sich durch seine scharfe Polemik auszeichnen; die Herren Louis und Eugen Veuillot, Dulac und Chantrel bilden seinen Stab.

Soll ich Ihnen zum Schluß noch einige Bemerkungen über die gegenwärtige allgemeine Volksstimmung mittheilen? Leider kann ich bei dem besten Willen dieselbe nicht als eine erfreuliche und befriedigende bezeichnen. Ein Zug des Mißbehagens, ja einer tiefen Mißstimmung ist überall herauszufühlen. Die Ursache davon liegt unbedingt in den Ereignissen des letzten Jahres und ihren kürzlich enthüllten Folgen, dem Bündnisse der Südstaaten mit Preußen. Das französische Volk glaubt sich dadurch benachtheiligt, sein unbestreitbarer Kriegsruhm scheint ihm durch die preußischen Erfolge gar zu sehr verdunkelt. Die ungeheure Machtentfaltung und Vergrößerung Preußens setzt den Ausdehnungsgelüsten Frankreichs einen Damm. Man glaubt deßhalb an einen baldigen Zusammenstoß zwischen Preußen und Frankreich. Wenigstens geht eine solche Vorahnung durch das ganze Volk. Was davon zu halten oder zu fürchten, weiß ich nicht, ich beschränke mich auf die Bezeugung einer wahrgenommenen Thatsache.

Auch in social-wissenschaftlicher Hinsicht gährt es. Die wiederholten Arbeitseinstellungen in den letzten Jahren sind ein untrügliches Zeichen von einer stark ausgebreiteten socialistischen Richtung. Auch mögen geheime Gesellschaften dabei im Spiele seyn. Wenigstens liegt den Arbeitseinstellungen eine gewisse Berechnung zu Grunde. Warum stellen die Bronzearbeiter und Holzbildhauer gerade jetzt vor der Ausstellung, wo man ihrer am meisten bedarf, ihre Arbeit überall ein? Die Regierung handelt weise, indem sie sich nicht in die Sache mischt, sondern die streitenden Parteien sich selbst überläßt.

Daß unter solchen Umständen die Weltausstellung gerade nicht die Hauptsache ist womit man sich beschäftigt, liegt auf der Hand. Man ist sehr gleichgültig gegen die Ausstellung, trotzdem sie ganz Außerordentliches bietet. Dann scheinen die Wohnungsvermiether und Gasthöfe durch ihre unerhörten Preissteigerungen die Sache gar zu sehr verderben zu wollen. Wenigstens sind schon viele Engländer dadurch abgeschreckt worden, was doch etwas heißen will. Auch der erwartete Strom der Amerikaner will nicht fließen. Doch darüber nächstens mehr!

XLVI.

Allgemeine und confessionelle Statistik in Preußen.

Obwohl durch die Ereignisse des letzten Jahres die preußischen Verhältnisse sich wesentlich anders gestalten werden, wenn nämlich keine neuen politischen Aenderungen dazwischenkommen, so dürfte doch eine eingehendere, auf amtlichen Ausweisen fußende Prüfung über die Populations-Bewegung während des letzten halben Jahrhunderts nicht ohne manchfaches Interesse seyn. Wenigstens gestattet eine solche Prüfung einen höchst lehrreichen Einblick in das gesammte Gebäude des preußischen Staates.

Nach der letzten Zählung (1864) hatte Preußen eine Bevölkerung von 19,254,649 Einwohnern gegen 18,491,220 im Jahre 1861; Vermehrung also 763,429 Seelen. Auf die Provinzen vertheilt ergibt dieß folgende Ziffern: Preußen 3,014,595 gegen 2,866,866, also Vermehrung 146,729; Posen 1,523,729 gegen 1,485,550, Vermehrung 38,179; Brandenburg 2,616,093 gegen 2,467,759, also Vermehrung 149,334; Pommern 1,437,375 gegen 1,389,739, Vermehrung 47,636; Schlesien 3,510,706 gegen 3,390,695 oder 120,011; Sachsen 2,043,975 gegen 1,976,417, Vermehrung 67,558; Westfalen 1,666,581 gegen 1,618,065, Vermehrung

48,416; Rheinland 3,346,195 gegen 3,215,784, Vermehrung 130,411; Hohenzollern 64,958 gegen 64,675, Vermehrung 283. Der Ueberrest, 30,442 gegen 15,670, trifft auf die Bewohner des Jahdegebietes, auf die Truppen in den Bundesfestungen und den Elbherzogthümern und kommt hier weiter nicht in Betracht.

Dem Glaubensbekenntnisse nach gibt es (1864) 11,736,734 Protestanten gegen 11,113,596 im Jahre 1861; die Vermehrung beträgt also 523,138 oder 4,70 Procent; Katholiken 7,201,911 gegen 6,824,719, Vermehrung 377,192 oder 5,52 Proc. Die übrigen Bekenntnisse lassen wir, als nur geringe Bruchtheile darstellend, gänzlich bei Seite liegen, um das Verhältniß der beiden Hauptconfessionen desto eingehender zu behandeln.

Die protestantische Bevölkerung ist vorherrschend in vier Provinzen: Brandenburg 2,509,107 (1861: 2,331,793, also bei der letzten Zählung mehr: 167,314); Preußen 2,137,397 (2,020,982, mehr: 116,415); Sachsen 1,903,119 (1,814,962, mehr: 88,157) und Pommern 1,401,485 (1,343,296, mehr: 58,189). Dann folgen Schlesien mit einer protestantischen Bevölkerung von 1,704,919 (1,649,235, mehr: 55,684); Rheinland 819,057 (767,294, mehr: 51,763); Westfalen 740,932 (706,017, mehr: 34,915) u. Posen 501,578 (477,941, mehr: 23,637). Die katholische Bevölkerung überwiegt in den vier letzteren Provinzen und zwar: Rheinland 2,487,246 (2,371,202, mehr: 115,044); Schlesien 1,755,507 (1,654,860, mehr: 100,647); Posen 949,952 (915,211, mehr: 34,741); Westfalen 907,450 (880,252, mehr: 27,198); die stärkste katholische Minderheit hat Preußen mit 815,142 (760,505, mehr: 54,537); dann folgen Sachsen 130,176 (122,121, mehr: 8,155); Brandenburg 66,168 (46,298 mehr: 9,870) und Pommern 15,131 (11,932, mehr: 3,199). In Procenten ausgedrückt beträgt die Vermehrung der Protestanten in Brandenburg 7,18; Rheinland 6,74; Preußen 5,76; Posen 4,94; Sachsen 4,85; Westfalen 4,59; Pommern 4,33;

Schlesien 3,37; die Vermehrung der Katholiken: Pommern 26,72; Brandenburg 21,31; Preußen 7,70; Sachsen 6,67; Schlesien 6,08; Rheinland 4,85; Posen 3,79; Westfalen 3,08 Proc.

Von der Provinz Brandenburg abgesehen, wo die Anziehungskraft Berlins die Verhältnisse gar bedeutend verschiebt, haben also die Rheinlande die verhältnißmäßig stärkste Vermehrung der protestantischen Bevölkerung aufzuweisen. Auch Posen weist eine stärkere Vermehrung auf als der Gesammtdurchschnitt der Vermehrung der ganzen protestantischen Bevölkerung des Staates ergibt. Dagegen zeigt Schlesien neben der schwächsten Vermehrung der protestantischen eine bedeutende, fast das Doppelte der letzteren betragende Vermehrung der katholischen Bevölkerung. Sehr auffallend ist die hinter der Durchschnittsziffer des Staates (5,52) so weit zurückbleibende Zunahme der Katholiken in den katholischen Provinzen Rheinland, Posen und Westfalen, welche daneben eine so bedeutende Vermehrung der Protestanten aufweisen.

Zur Erklärung dieser Thatsachen mag deßhalb auch das Ländchen Hohenzollern vorgeführt werden, das bei seiner Vereinigung mit Preußen kaum einige vereinzelte Protestanten zählte, 1861 aber neben 62,255 Katholiken schon 1209 Protestanten aufzuweisen hatte. Jetzt (1864) gibt es derselben schon 1375, d. i. 166, also 12,06 Proc. mehr. Dagegen haben sich die Katholiken nur auf 62,634, also um 379 oder 0,60 Proc. vermehrt. Es ist dieß weiter nichts als die Folge eines consequent durchgeführten Systems, die „evangelisch"-preußische Nationalkirche durchaus in allen Provinzen mittelst künstlicher Pflege des Protestantismus und einseitiger Begünstigung protestantischer Einwanderung einzuführen. In den schon seit einem Jahrhundert mit dem preußischen Staat vereinigten Provinzen Schlesien und Ermeland (Theil der Provinz Preußen) ist dieß System wirkungslos geworden, weil man es zu bekämpfen gelernt. Die ungewöhnlich starke

Zunahme der Katholiken in Pommern und Brandenburg kommt dagegen fast ausschließlich auf Rechnung der Einwanderung und der genaueren Feststellung der Personalverhältnisse bei den Volkszählungen. Die Katholiken dieser Provinzen bestehen, außer einigen Einheimischen und schlesischen Arbeitern, größtentheils aus westfälischen und eichsfeldischen Handelsleuten und Handwerkern aus allen Gegenden Deutschlands. In manchen pommerischen und brandenburgischen Landstädtchen und Dörfern sind Katholik und Handelsmann fast gleichbedeutend.

Doch darf aus dem Vorangehenden nicht etwa auf eine allzugünstige Lage des Katholizismus in Preußen geschlossen werden. Greift man zurück bis auf die Zeit der Bildung des jetzigen Preußens, dann kommen ganz andere Ergebnisse zum Vorschein. Im Jahre 1818 betrug die protestantische Bevölkerung 6,400,330 Seelen, also 5,336,404 weniger als 1864, wo sie 11,736,734 zählte. Die Vermehrung beträgt demnach 83,37 Proc. Da in jener Zeit die katholische Bevölkerung 4,070,976 Seelen zählte, so müßte dieselbe bei gleicher Vermehrung jetzt auf 3,314,260 mehr oder 7,465,234 Seelen im Ganzen sich stellen. In der Wirklichkeit aber hat sie nur eine Seelenzahl von 7,201,911, also 263,323 weniger als die Verhältnißzahl aufzuweisen. Anstatt 83,37 betrug die Zunahme nur 76,90 Proc.

Wenn somit in den letzten Jahren die Vermehrung bei der katholischen Bevölkerung etwas stärker geworden ist als jene der Protestanten, so ist dieß nur ein Beweis von der Lebenskraft der erstern. Sodann findet auch jede künstliche Vermehrung, jede unnatürliche Begünstigung und Bevorzugung einer Religionsgesellschaft einmal ihre Schranken die sie nicht mehr zu durchbrechen vermag. Dieß ist gegenwärtig in Preußen der Fall. Proselyten kann der amtliche Protestantismus aus inneren Gründen keine oder nur wenige machen, Beamte kann man auch nicht überall hinsetzen oder andere Protestanten durch Zuwendung von öffentlichen Ar-

beiten u. s. w. in katholischen Gegenden einbürgern. Den Katholiken hingegen kann man jetzt nicht mehr verwehren sich als Geschäftstreibende und Arbeiter überall niederzulassen. Schulen, Pfarreien und andere Anstalten zu gründen. Es bedurfte längere Zeit bis der auch durch andere Umstände benachtheiligte Katholizismus sich der ihm in Preußen geschaffenen Lage allgemein bewußt wurde und entsprechende Einrichtungen treffen konnte.

Belehrend ist deßhalb auch ein Vergleich der verschiedenen Perioden von 1818 bis 1864 in vorliegender Beziehung. Von 1818 bis 1832 vermehrten sich die Katholiken von 4,070,976 auf 4,915,153 oder um 4,14 Proc. für jede Zählungsperiode von drei Jahren. Von da bis 1859 stieg ihre Zahl auf 6,614,682 oder um 3,84 Proc. für die gleiche Periode. Bis 1861 war die Vermehrung auf 6,824,719 oder 3,17 gelangt. Von da bis 1864 ergibt sich die uns schon bekannte Ziffer von 7,201,911 oder 5,52 Vermehrung. Dagegen vermehrten sich die Protestanten von 1818 bis 1832 von 6,400,330 auf 7,941,721 oder um 4,69 Proc. Von 1832 bis 1859 ging die Vermehrung auf 10,840,816 oder 4,32 Proc. Bis 1861 ist dieselbe auf 11,113,596, also um 2,45 gestiegen. Die Periode 1861/64 zeigt eine Vermehrung bis auf 11,736,734 oder 4,70 Proc. Es ergibt sich daraus, daß erst in den letzten zwei Perioden die Zunahme der Katholiken stärker geworden ist als diejenige der Protestanten.

Auf die Provinzen vertheilt sich die Vermehrung folgendermaßen: In Brandenburg (von 1818 bis 1864) vermehrten sich die Protestanten von 1,261,931 auf 2,509,107 oder 1,247,176 mehr; Sachsen 1,130,818 auf 1,903,119 oder 772,301 mehr; Preußen 1,126,187 auf 2,137,397 oder 1,011,210 mehr; Schlesien von 1,093,652 auf 1,704,919 oder 611,267 mehr; Pommern 698,493 auf 1,401,485 oder 802,992 mehr; Rheinland von 424,810 auf 819,057 oder 396,247 mehr; Westfalen 423,087 auf 740,932 oder 317,845 mehr; und Posen 242,352 auf 501,578 oder 259,228 mehr.

Bei den Katholiken stellt sich die Vermehrung heraus wie folgt: Rheinland von 1,471,981 auf 2,487,246 oder 1,015,245 mehr; Schlesien von 889,797 auf 1,755,507 oder 865,710 mehr; Westfalen 641,659 auf 907,450 oder 265,791 mehr; Posen 563,468 auf 949,952 oder 386,484 mehr; Preußen 406,128 auf 815,142 oder 409,014 mehr; Sachsen von 77,509 auf 130,176 oder 52,667 mehr; Brandenburg von 15,008 auf 66,168 oder 51,160 mehr; Pommern 5426 auf 15,131 oder 9705 mehr.

Bei den Protestanten beträgt die Vermehrung nach Procenten: Pommern 115,07; Posen 106,96; Brandenburg 98,86; Rheinland 93,04; Preußen 90,14; Westfalen 75,12; Sachsen 68,28 und Schlesien 55,98. Bei den Katholiken: Brandenburg 340,88; Pommern 178,86; Preußen 100,71; Schlesien 92,79; Rheinland 68,94; Posen 68,60; Sachsen 68,07; und Westfalen 42,98.

Nur die Provinz Sachsen zeigt eine fast ganz gleiche Vermehrung der Confessionen. In Brandenburg, Pommern, Schlesien und Preußen vermehren sich die Katholiken schneller als die Protestanten; in Posen, Rheinland und Westfalen herrscht das umgekehrte Verhältniß. Die auffallend geringste Vermehrung der Protestanten zeigt Schlesien, eine noch viel geringere der Katholiken Westfalen. Seit 1815 ist die Vermehrung der Protestanten in Posen, Rheinland und Westfalen stets um ein Drittel bis zur Hälfte stärker gewesen als diejenige der Katholiken. Das günstige Verhältniß der stärkern Vermehrung der Katholiken im Allgemeinen kommt deßhalb ausschließlich auf Rechnung der anderen Provinzen.

Die Zunahme der Bevölkerung wird lediglich durch den Ueberschuß der Gebornen gegen die Gestorbenen bewirkt. Im Jahre 1862 wurden geboren 722,580 Menschen, es starben 487,871, Ueberschuß 234,659. Im Jahre 1863 war der Ueberschuß 253,158 und 288,702 im Jahre 1864, macht also in den drei Jahren der Zählungsperiode 776,519 Vermehrung durch Ueberschuß der Geborenen. In Wirklichkeit

hat sich aber die Bevölkerung in dieser Zeit nur um 763,429 Seelen vermehrt. Dieser Unterschied erklärt sich dadurch, daß in derselben Periode 41,678 Personen auswanderten, während nur 13,798 einwanderten. Aus= und Einwanderung vertheilen sich sehr gleichmäßig auf die drei Jahre. Es stimmt dieß nun freilich nicht ganz genau, was sich aber aus anderen verschiedenartigen Ursachen erklären muß.

Bei den Protestanten betrug die Zahl der Geburten 479,105 im Jahre 1864, bei den Katholiken 302,551. Auf 100 Einwohner kamen bei Ersteren 4,08 bei Letzteren 4,13 Geburten, so daß das Verhältniß fast ganz gleich ist. Trotz ihres unverehelichten Priester= und Ordensstandes sind die Geburten bei den Katholiken sogar um ein Geringes zahlreicher als bei den Protestanten. Unter den einzelnen Provinzen und Landestheilen ist dieß Verhältniß aber sehr verschieden. Bei den Protestanten kommen Geburten auf 100 Einwohner: in Preußen 4,69; Posen 4,33; Pommern 4,21; Westfalen 3,96; Sachsen 3,90; Schlesien 3,46; Brandenburg 3,46; Rheinland 3,41. Bei den Katholiken: in Preußen 5,12; Posen 4,84; Schlesien 4,45; Sachsen 4,02; Rheinland 3,98; Westfalen 3,56; Pommern 3,19; Brandenburg 2,87.

Der geringe Procentsatz der beiden letzteren Provinzen bezeugt, daß die Vermehrung der Katholiken daselbst nur der Einwanderung aus anderen Provinzen zuzuschreiben ist. Im Uebrigen tritt hervor, daß die Zahl der Geburten bei den Katholiken in den östlichen Provinzen am stärksten ist. Die auffallend geringe Zahl der katholischen Geburten in Westfalen dürfte zum Theil dem dort noch vielfach herrschenden Rechte die Bauerngüter nur auf das älteste Kind zu vererben, wodurch dann von den anderen immer einige unverheirathet bleiben, zuzuschreiben seyn.

Die Uebersiedlung der Bevölkerung von einer Provinz zur anderen erhellt aus folgender Zusammenstellung. Der Ueberschuß der Gebornen gegen die Verstorbenen betrug: in der Provinz Preußen während der Jahre 1862, 1863 und

1864 bei den Protestanten 95,575, die wirkliche Vermehrung aber 116,415; in Posen 22,155, die Vermehrung 23,637; Brandenburg 98,456, die Vermehrung 167,314; Pommern 71,240, die Vermehrung 58,183; Schlesien 45,568, die Vermehrung 55,684; Sachsen 81,175, die Vermehrung 88,157; Westfalen 29,046, die Vermehrung 34,915; Rheinland 33,220, die Vermehrung 51,763. Die Vermehrung übertrifft also den Ueberschuß der Geborenen über die Verstorbenen in Brandenburg um 68,858 Seelen, in Preußen um 20,840, Rheinland um 18,343, Schlesien um 10,116, Sachsen um 6982, Westfalen um 5869 und in Posen um 1028 Seelen. Nur in Pommern bleibt die Vermehrung um 13,037 hinter dem Ueberschuß der Geborenen zurück.

Bleibt Gesammtvermehrung durch Ueberschuß der Geborenen 475,535. In der Wirklichkeit aber betrug die Vermehrung, wie oben schon bemerkt, 523,138 oder 47,603 Seelen mehr als der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle ergibt. Dieß darf aber nicht befremden, indem ähnliche Thatsachen sich bei allen solchen Zählungen wiederholen. In Berlin z. B. werden ebenso wie anderswo alle Geburten und Todesfälle amtlich angezeigt, ebenso wie alle Ein- und Auswanderungen, und doch hat noch jede Volkszählung 5 bis 15,000 Seelen mehr ergeben als die amtlichen Listen nachweisen ließen. Ein Hauptzweck der Volkszählungen besteht ja gerade darin, den unvermeidlichen Mängeln der amtlichen Listen nachzuhelfen.

Bei den Katholiken stellen sich folgende Ziffern heraus: Ueberschuß der Geburten in Preußen 44,302, Vermehrung 54,537; Posen 47,255, Vermehrung 34,741; Brandenburg 1854, Vermehrung 9870; Pommern 471, Vermehrung 3199; Schlesien 77,862, Vermehrung 100,647; Sachsen 5064, Vermehrung 8155; Westfalen 24,105, Vermehrung 27,198; Rheinland 91,247, Vermehrung 115,044. Der Unterschied zwischen dem Ueberschuß der Geborenen beträgt also in Rheinland 23,797, Schlesien 22,805, Preußen 10,235, Branden-

burg 8016, Westfalen 3093, Sachsen 3091 und Pommern 2728 zu Gunsten der Vermehrung. Nur die Provinz Posen hat von ihrem Ueberschuß der Geborenen über die Verstorbenen 12,514 Seelen an andere Provinzen abgegeben. Die Vermehrung durch Ueberschuß der Geburten beträgt für die acht Provinzen 292,160, die thatsächliche Vermehrung 377,192, Unterschied 85,032, der sich auf dieselbe Weise wie vorhin gesagt erklären läßt. Außerdem sind Hohenzollern u. s. w. dabei außer Betracht geblieben.

Von 1859 bis 1861 betrug der Zuwachs durch Ueberschuß der Geburten und nach Abrechnung der Mehr-Auswanderungen nach den amtlichen Listen 717,103 Seelen. Die ganze Bevölkerung sollte demnach 18,457,016 betragen, die Zählung von 1861 ergab aber 18,491,307 oder 34,311 mehr. Für 1864 aber hat die „Zeitschrift des königlich preußischen statistischen Bureaus", der wir diese sämmtlichen Angaben entnehmen, eine solche Unterschiedsberechnung nicht angestellt.

Hohenzollern bietet eigenthümliche Ziffern. Von 1862 bis 1864 steigt die Zahl der Katholiken nur um 379 Seelen, wogegen der Ueberschuß der Gebornen über die Verstorbenen 1268 erreicht, also um 889 höher ist. Bei den Protestanten beträgt dieser Ueberschuß nur 17, die Vermehrung aber 166, also 149 mehr. Auch die Aus- und Einwanderung erklärt diese Ziffern nicht besonders, indem in besagten drei Jahren 406 Personen aus- und 247 einwanderten. Diese Unterschiede sind also hauptsächlich der starken Einwanderung von Protestanten (namentlich Beamten) aus den ältern Provinzen und der Uebersiedlung von Katholiken nach den letztern zuzuschreiben.

Unter den 479,105 protestantischen Geburten des Jahres 1864 befanden sich 47,966 uneheliche oder 11,12 auf das Hundert. Unter 302,551 katholischen Kindern 19,597 oder 6,92 Proc. Das Verhältniß wechselt sehr nach den Provinzen und beträgt in Brandenburg bei den Protestanten 12,05, Schlesien 12,03, Sachsen 10,35, Pommern 10,35,

Preußen 9,67, Posen 7,06, Westfalen 4,18, Rheinland 3,60 Proc. In den vorwiegend protestantischen Provinzen (in Schlesien wohnt der größte Theil der Protestanten im Reg.-Bezirk Liegnitz, der daher fast ganz protestantisch) ist das Verhältniß am ungünstigsten. Bei den Katholiken kamen uneheliche Geburten auf je 100: in Schlesien 10,07, Pommern 9,31; Brandenburg 8,40; Preußen 7,45; Posen 6,82; Sachsen 6,05; Rheinland 3,67; Westfalen 3,35. Mit alleiniger Ausnahme der Rheinlande sind überall die unehelichen Geburten bei den Katholiken weniger zahlreich als die protestantischen; im Rheinland selbst ist dagegen der Unterschied kaum nennenswerth.

Ganz eigene Verhältnisse bietet wiederum Hohenzollern. Bei den Katholiken betragen die unehelichen Geburten 16,25 Proc. Die politischen Einrichtungen scheinen die meiste Schuld daran zu tragen. Aber auch bei den neuangesiedelten Protestanten ist es kaum anders, indem bei ihnen sogar 20,05 Proc. der Geburten uneheliche sind; unter 19 Geborenen des Jahres 1864 sind 4 unehelich. Im Jahre 1863 sind unter 21 Geborenen 4 uneheliche, im Jahre 1862 unter 28 sogar 9. Die „Kreuzzeitung" und die andern protestantischen Blätter thäten also sehr wohl daran, sich nicht gar zu sehr über die „erfreuliche Verbreitung des reinen Evangeliums im Stammlande der Hohenzollern" zu freuen. Bekanntlich sind daselbst auch ein oder zwei Dutzend „Bekehrungen" vorgekommen.

Die Protestanten zählen 5421 Pfarrkirchen (34 mehr als 1861), 2980 Filialkirchen (3 mehr) und 1113 andere dem Gottesdienste gewidmete Räume (48 mehr). An denselben sind 6405 ordinirte Prediger (76 mehr) und 126 Katecheten u. s. w. (4 weniger als 1861) angestellt. Die Katholiken besitzen 4092 Pfarrkirchen (32 mehr), 1456 Filialkirchen (17 mehr) und 2567 andere dem Gottesdienste gewidmete Räume (143 mehr). Unter letztern sind namentlich alle Kapellen, Kloster- und Anstaltskirchen mitinbegriffen. Pfarrer sind 3952 (78 mehr als 1891), Kapläne

und Vikare 2754 (154 mehr) angestellt. Die Weltgeistlichkeit Preußens zählt also 6706 Mitglieder oder 232 mehr als 1861.

Klöster und Congregationen gibt es 243 oder 58 mehr als 1861; 5 derselben sind zum Aussterben verurtheilt. Mit Missionen, Seelsorge und geistlicher Beihülfe beschäftigen sich 45 jener Ordenshäuser, mit Unterricht und Erziehung 68 oder 11 mehr als 1861; mit Krankenpflege 73 (14 mehr); mit Krankenpflege und weiblicher Erziehung 46 (25 mehr); unbestimmten Zwecken sind gewidmet 11 (8 mehr). Es leben 5259 Personen (1371 mehr) in den Klöstern und Congregationen. Davon sind 1368 (363 mehr) männlichen, 3891 (1008 mehr) weiblichen Geschlechts. Ordensgelübde haben abgelegt 810 Männer (306 mehr), 2574 Frauen (720 mehr). Die Zahl der Novizen beträgt 161 (39 weniger), der Novizinen 817 (306 mehr), die der männlichen Laien 397 (96 mehr), der weiblichen 500 (18 weniger als 1861).

Von den protestantischen Congregationen (Diakonissinen und Brüdern des rauhen Hauses) schweigt die amtliche Statistik, welche uns die übrigen Angaben geliefert.

Die Gesammtzahl aller Schulen, die Universitäten ausgenommen, beträgt 128,434, die der Lehrer und Lehrerinen 47,786, die der Schüler und Schülerinen 3,154,969. Darunter sind 25,056 öffentliche Elementarschulen mit 30,805 Lehrern, 2537 Hilfslehrern, 2815 Lehrerinen, 1,427,191 männlichen, 1,398,131 weiblichen Zöglingen. Gymnasien gibt es 148 mit 1714 Lehrern, 545 Hilfslehrern und 48,158 Schülern; Progymnasien 37 mit 168 Lehrern, 148 Hilfslehrern, 3931 Schülern. Die 117 höhern Bürger- und Realschulen haben 930 Lehrer, 280 Hilfslehrer und 27,189 Zöglinge. Außerdem gibt es noch eine Anzahl (510) Mittelschulen und 92 Lehrer-Seminare. Von den Gymnasien sind 38 katholisch, 110 protestantisch, so daß ein katholisches Gymnasium auf 189,524 Katholiken, ein protestantisches auf 106,667 Protestanten kommt. Von den Progymnasien sind 13 katholisch und 8 simultan. Von den Realschulen ist nur die eine in Münster

katholisch und 8 simultan, die übrigen 40 protestantisch. Unter den höhern Bürgerschulen sind 1 katholisch, 3 simultan und 17 protestantisch.

Während die Zahl der vorbenannten Schulen sich kaum oder gar nicht vermehrt hat — z. B. die Zahl der Elementar-Schulen ist gleich geblieben, nur das Lehrerpersonal hat sich um 1341 vermehrt — ist die Zahl der Privatschulen bedeutend gestiegen. Elementarschulen dieser Gattung gab es 906, oder 93 mehr als 1861. Mittel- und höhere Privatschulen und Erziehungsanstalten für Söhne gab es 205, oder 19 mehr; für Töchter 396, oder 51 mehr als 1861. Auch die Zahl der Zöglinge dieser Anstalten hat sich entsprechend gemehrt indem sie jetzt 88,706 oder 8349 mehr als 1861 beträgt. Die Vermehrung der Schüler beträgt hier 9,38 Proc. in drei Jahren, während sie bei den entsprechenden öffentlichen Anstalten, den Elementarschulen, nur 1,50 Proc. oder 41,809 beträgt. Bei den öffentlichen Mittelschulen ist sogar die Schülerzahl bedeutend zurückgegangen: sie erreichte 101,469 im Jahre 1861, betrug aber nur mehr 91,052 oder 10,417 weniger im Jahre 1864. Bedenkt man die vielerlei Schwierigkeiten, welche der Gründung und Erhaltung solcher Anstalten sich entgegensetzen, so wird man zugeben müssen, daß hieraus zur Genüge hervorgeht, es müsse hinsichtlich der Schule Bedürfnisse geben welche der Staat nicht zu befriedigen vermag, und dessen Befriedigung dem selbstständigen Streben des Volkes überlassen bleiben muß. Ja, es ist fast unzweifelhaft, daß je mehr das staatliche Unterrichtswesen in seinen Folgen und Erfolgen erkannt wird, desto mehr auch das Streben nach selbstständiger Befriedigung des Schulbedürfnisses hervortritt. Ein erfahrener und hochstehender Schulmann Preußens hat sich vor einiger Zeit ebenfalls in diesem Sinne ausgesprochen, indem er in der bedeutenden Vermehrung der Privatschulen ein wichtiges Glied des allgemeinen Schulwesens und ein Mittel zur Förderung desselben erblickt.

XLVII.

Die Benediktiner-Ordensreform des 13. und 14. Jahrhunderts *).

Daß die Ordensregel des heil. Benedikt, so einfach und schlicht sie auch ist, doch als ein probehaltiges Meisterstück menschlicher Weisheit betrachtet werden müsse, dafür zeugt die Geschichte der christlichen Cultur. Diese Regel ist sichtbar ein von der Vorsehung erwähltes Mittel zur Pflanzung und Begründung christlichen Lebens geworden, ein Gemeingut für alle Länder. Auf die Männer die diese Regel bekannten und in ihrem Geiste wirkten, läßt sich der Psalmvers mit dem die Kirche die Apostel begrüßt: „In omnem terram exivit sonus eorum et in fines orbis terrae verba eorum“, gleichfalls anwenden, denn kaum wird ein Land gefunden, das nicht unter seinen Glaubensvätern einen Benediktiner gezählt hätte. Indessen ist jedes Menschenwerk dem Wechsel bald zum Bessern, bald zum Schlimmern unterworfen. Das ist ja eben die Geschichte — das beständige Ringen des Guten mit dem Bösen, wobei bald dieses bald jenes eine Zeit lang obsiegt. Auch St. Benedikts Orden hatte im Laufe der Jahrhunderte seines Bestandes diesen Wechsel zu fühlen. Oefters

*) Die Benediktiner-Ordensreform des 13. und 14 Jahrhunderts. Beiträge zur Geschichte des Benediktiner-Ordens. Von P. Pius Schmieder. Linz 1867.

Zu dem Artikel des 7. Heftes über „die italienischen Benediktiner-Klöster“ sei hier eine Berichtigung angemerkt. Es muß dort auf S. 511 Bobbio statt Robbio, und S. 516 Mittarelli statt Mittavelli heißen.

wankte die Zucht, die klösterliche Ordnung. Es floh der Ordensgeist! Dann kam aber auch immer wieder die ordnende Hand der Kirche, die reformirend eingriff. Eine der merkwürdigsten Perioden ist jene vom vierten Lateran-Concil bis zum Concil zu Konstanz (1215 — 1414) die noch am wenigsten durchforscht ward. Gerade auf diese Periode hat nun der verdiente Archivar des Benediktiner - Stiftes Lambach Herr P. Pius Schmieder sein Augenmerk gerichtet, eine Periode für welche nur mit Mühe Quellen zu erschließen sind. Er nennt diese Periode die der päpstlichen Reformversuche des Benediktiner - Ordens, welche aus den Akten der Ordenskapitel, der Diöcesansynoden und der Provinzialconcilien ihre Erläuterung findet.

Es waren nämlich seit den Tagen des Papstes Gregor VII., der an dem durch die Reformen von Cluny, Fruktuaria und Hirschau neu erstarkten Mönchthum eine der stärksten Stützen für wahre kirchliche Freiheit, und das beste Gegenmittel gegen die Lauheit und endliche Verkommenheit des Klerus fand, die Klöster des Benediktiner-Ordens den schädigenden Einflüssen des Bodens, in dem sie wurzelten, wieder verfallen. „Sie waren wieder unfrei geworden in dem Maße, als sie einerseits durch die Verhältnisse in denen sie als Familien-Stiftungen standen, oder zu denen sie ihr ausgedehnter Besitz und die damit verbundene Machtstellung zu nöthigen schien, andererseits durch wechselvolle Beziehungen zu dem römischen Stuhl, den Bischöfen, dem Reiche und dessen Vasallen, deren hartnäckige und langdauernde Verwicklungen untereinander auch sie zu Parteistellungen drängten, in ihrer naturgemäßen idealen Entwicklung mehr oder minder gehindert und an die Scholle gefesselt wurden, wozu bei ihrer Einzelstellung das Schaukelspiel der Leitung durch den oft nur dem Namen nach gewählten, allseitig beeinflußten Abt, von dessen Persönlichkeit schließlich Alles abhing, nur noch mehr zum Schlimmen ausschlagen mußte." Mit einem Worte es fehlte das „Viribus unitis" oder die vereinte Kraft die in Congregationen liegt. So kam es, daß die schwarzen Mönche, wie man die Bene-

diktiner in jener Zeit benannte, ein klägliches Bild des Verfallens gegenüber den jüngst entstandenen grauen Mönchen oder Cisterziensern darboten. Auch hier war es nun der große Papst Innocenz III., der eine Wiedererneuerung des Ordenslebens anstrebte, indem er hauptsächlich auf zwei Dinge drang: Centralisation und Selbstverwaltung, wohin die Ordenskapitel führen sollten. Er wollte möglichst die Sonderbestrebungen der einzelnen Klöster sowie das Schwanken der innern Leitung, die seither lediglich von der Persönlichkeit des Abtes abhing, heben, dagegen dem Orden innerhalb der selbsteigenen Sphäre eine selbstständigere Bewegung und größere Freiheit auf Grund der kanonischen Bestimmungen verleihen.

Bereits die großen Synoden von Paris 1212 und von Montpellier 1215 zeugen von dem Bemühen des Papstes zur Hebung des Ordenslebens in den beiden Stammorden des heil. Augustinus und des heil. Benedikt. Erstere gab hierüber 48, letztere 19 Beschlüsse, wobei das Hauptaugenmerk des Papstes immer auf die Nichtbeobachtung der Armuth (proprietatis vitium) gerichtet ist. Sie war ihm die Wurzel des Uebels, weil aus ihr Verweichlichung und Verweltlichung entstehen im Gegensatze des Wortes: „Ich bin der Welt gekreuziget und mir die Welt", weil wo die persönliche Armuth fehlt, auch Schweigen, Dulden und Entsagen nie zur Geltung gelangen können. Dieses die Veranlassung, daß Innocenz III. auf der 12. allgemeinen Kirchenversammlung, eröffnet am 11. November 1215, unter 70 Beschlüssen auch jenen (12. Dekret) für die Gestaltung der Verfassung des Benediktiner-Ordens so wichtigen Beschluß „In singulis regnis sive provinciis" faßte, der in die Dekretalen-Sammlung (Greg. l. 3. t. XXXV de statu monachorum c. VII) überging und die Basis aller Reformversuche des 13. bis 15. Jahrhunderts blieb.

Das angezogene Dekret befiehlt die Einführung der Ordenscapitel, wie solche der Cisterzienser-Orden vorschriftmäßig besaß, auch bei den Benediktinern. Es haben sofort die Vorsteher selbstständiger Abteien und Priorate alle drei Jahre in einem hiezu geeigneten Kloster zusammenzutreten, in mehr-

tägiger Versammlung über die reguläre Zucht zu berathen, hierüber rechtskräftige Statuten zu fassen und die Visitatoren mit apostolischer Vollmacht für die einzelnen Klöster zu bestimmen. Die Fehler die diesem Beschlusse in seiner praktischen Durchführung hinderlich waren, gibt Schmieder sehr treffend an. Indessen das Fundament war gelegt, und England sollte es seyn welches die ersten Ordenskapitel (1216 bis 1225) abhielt und die ersten und edelsten Früchte dieses Reformdekretes erzielte. Dort war es wo bereits 1216 die Aebte der Ordensprovinz Canterbury zu Oxford zusammentraten und 19 Statuten faßten, welche von einem Geiste der Gemeinsamkeit zeugten, der alle Schwierigkeiten nicht nur überwand, „sondern auch eine wahre lebenskräftige Einheit in regulären Dingen und nicht minder eine starke standesmäßige Einigung in weltlichen Dingen in's Leben riefen", wobei freilich die Prälaten Englands Unterstützung bei dem Erzbischof von Canterbury, Stephan von Langton, einem Eiferer für religiöse Zucht, fanden. Auch in Spanien finden sich Spuren der Befolgung des vom Lateran-Concil gegebenen Befehls, indessen solche in Deutschland gänzlich fehlen, und in Italien nur durch die nachhaltigsten päpstlichen Anordnungen von Visitationen die Bahn zur Verwirklichung desselben gebrochen werden konnte, wie dieses die Verordnungen des Papstes Honorius III. vom Jahre 1225 bezeugen, erlassen an die Aebte der Lombardei und der Trevisaner Mark, welche in die Dekretalen aufgenommen sind. Im gleichen Sinne hatte er bereits 1220 an die Prälaten Irlands geschrieben: „Soviele Klosterleute haben das Joch abgeschüttelt, die Fesseln zerbrochen, ja sind wie der Schmutz der Erde verächtlich geworden; sie bessern sich nicht, strafen die Untergebenen nicht, halten die Kapitel nach Vorschrift des allgemeinen Concils nicht ab, damit nicht etwa die Werke der Finsterniß an's Licht kommen und vom Lichte verurtheilt werden."

In Frankreich wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papstes Honorius III. im J. 1226 am 7. Dez. im St. Tiberius-Kloster zu Agde ein Ordenskapitel der Ordensprovinz von

Narbon abgehalten. Hier wurden Statute 26 an der Zahl, und zwar sehr strenger Art entworfen, welche der folgende Papst Gregorius IX. genehmigte (1. Juli 1228) und als Grundlage der Ordensreform auch in andern Ländern aufstellte, wie sich aus der Uebereinstimmung derselben in verschiedenen Ländern ergibt. Auch seine 1233 für die Cluniazenser erlassene Reformbulle übte auf die Benediktiner einen bedeutenden Einfluß und wurde für manche Klöster derselben geradezu normgebend, erregte aber auch oft bittere Klagen.

Auch Gregor's IX. Verordnungen fanden in Deutschland keinen willigen Boden. Gregor IX. beklagt sich 1240 (9. April) ausdrücklich über den Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, daß er sich um selbe nicht kümmere. Endlich wurde ein Kapitel auf den 28. Nov. 1240 nach Salzburg ausgeschrieben, ob mit welchem Erfolge ist unbekannt. „Es waren eben die Tage Friedrich II., sowie die Ansicht der Bischöfe, sich der Reform der einzelnen Häuser selbstthätig anzunehmen, die vorwaltende war.“ Nur Tritheim meldet ein Thüringisches Ordenscapitel von 1257. (Annal. Hirsaug. I. 601).

In Frankreich, zumal unter Ludwig dem Heiligen fand die Regelung des Ordenslebens durch die bischöflichen Diöcesan- und Provinzialsynoden in der Weise statt, daß sie einen wirklichen Ersatz für die unterlassenen Generalkapitel boten. Wohl 16 Synoden von 1231 — 1308 beschäftigen sich mehr oder minder eingehend mit der Reform des Benediktinerordens. Man sieht wie ernst es dem französischen Episcopate am Herzen lag, das großartige Institut des Ordens in dem Geiste des heil. Vaters Benedikt zu bewahren. Deßhalb die Reihe oft in die kleinsten Details eingehender Statute.

Endlich drangen diese Reformbestrebungen auch nach Deutschland, welches bisher sich ziemlich theilnahmslos den päpstlichen Bestrebungen gegenüber gehalten hatte. Auch hier faßten einzelne Diöcesan- und Provinzialsynoden einzelne Beschlüsse, so zu Trier 1238 unter Bischof Theodorich, zunächst über Privateigenthum und Unenthaltsamkeit; dagegen befaßte sich das Provinzial-Concil von Köln im J. 1260 in

28 zusammenhängenden Statuten mit Reform der Benediktiner-Mönche. Gottesdienst, Simonie, Armuth, Kleidung, Regelfasten, Clausur bilden die Hauptpunkte. Nicht minder ernst beschäftigte sich Erzbischof Wernher zu Mainz im Provinzial-Concil von 1261 mit der Reform des Klosterlebens, welches er rein von allen weltlichen Zuthaten erhalten wissen wollte.

Einen neuen Anstoß zur Erneuerung des Ordenslebens gab erst die allgemeine Kirchenversammlung zu Lyon, die sich die Reformation der Geistlichkeit zur Hauptaufgabe gemacht hatte. Ihr wohnten die Aebte der Kirchenprovinz Köln sowie mehrere Religiosen der Salzburger Kirchenprovinz an. Diese war die Veranlassung, daß Erzbischof Friedrich noch im J. 1274 ein Provinzialconcil berief, in welchem eine Auswahl der in Lyon gefaßten Beschlüsse getroffen ward, indessen hiebei ältere in Vergessenheit gekommene Statuten erneuert wurden. Und hier stand obenan die Erneuerung der Ordenskapitel. Wirklich trat ein solches der Benediktiner am 13. Mai 1275 in Salzburg zusammen, welches 71 theilweise tief eingreifende Beschlüsse faßte, in denen sich viele Nachklänge der Narbonner Statuten Gregor's IX. finden. Allein wie überall in Deutschland, wo es sich um gemeinsame Regeln handelte, eine volle Uebereinstimmung nie erzielt werden konnte, so blieben die Aebte der Passauer Diöcese österreichischen Antheils, angeblich um ihren Landesherrn nicht Verdacht einzuflößen, von dem Kapitel hinweg, und verwahrten sich gegen seine Beschlüsse! Von da an finden sich Spuren fortwährender Reformversuche des Salzburger Sprengels bis herab zum Jahre 1310.

Aehnliche Reformbestrebungen finden sich in der Kölner Kirche vom J. 1281 bis herab in's 14. Jahrhundert; ähnliche auf der im J. 1287 abgehaltenen Synode zu Würzburg, der ein päpstlicher Legat präsidirte; Mainz und Trier nicht zu erwähnen. Einen höchst merkwürdigen Zwischenfall bildet ein selbstständiger Reformversuch, den im J. 1292 das Kloster Fulda unter seinem Abte Heinrich machte. (Schannat Hist. Fuld. 211).

Nimmt man alle diese Versuche zusammen, so bilden sie ein merkwürdiges Stück Kirchengeschichte, für dessen Erforschung

und Hebung man dem thätigen Archivar P. Pius nur den lebhaftesten Dank wissen wird. Eine ausführliche Arbeit würde jedenfalls noch manche Punkte hervorheben die kaum bis jetzt ersichtlich sind, namentlich in Betreff des wissenschaftlichen Lebens und Schaffens, welches mit wahrer Frömmigkeit immer verbunden bleiben wird, weil erleuchtete Frömmigkeit ohne Wissenschaft kaum denkbar, Wissenschaft ohne Frömmigkeit werthlos, ja oft verderblich ist. Bei diesem Anlasse können wir nicht umhin unsere Freude über das wissenschaftliche Streben auszudrücken welches dermalen in den österreichischen Prälaturen sich regt. Es wäre interessant alle die Arbeiten die seit 20 Jahren erschienen sind, zusammenzustellen, und man würde finden, daß solche theilweise von der Art sind, daß sich selbst Akademien derselben nicht schämen dürften.

XLVIII.

Zeitläufe.

Betrachtungen über die äußere und innere Lage Bayerns.

I.

Bayern hat Stellung genommen, zum letzten Male in der Geschichte; denn die eingenommene Stellung ist der Verzicht auf die Freiheit fernerer politischen Entschließungen. Das bayerische Land war in den jüngsten Jahrhunderten fünfmal kleiner, und es hat dennoch sein Gewicht gehabt in der europäischen Wagschale. Damit ist es nun zu Ende. Künftig wird Niemand mehr nach der bayerischen Politik fragen, denn es wird keine mehr geben; keine große Macht wird es auf die Länge noch für nöthig erachten einen Gesandten in München zu halten, denn die bayerische Diplomatie wird in Berlin gemacht werden; und es ist schwer abzusehen, wozu in dem großen Hotel am Promenadeplatz

künftig noch ein auswärtiges Ministerium hausen soll, denn es hat nichts mehr zu thun. **Fuimus Troes!**

Aber wie die Sonne am klaren Himmel vor ihrem Untergehen und gleichsam zum Abschied nocheinmal die Berge mit den glühendsten Tinten beleuchtet, so hat Bayern mit seiner politischen Abdankung noch eine sehr wichtige europäische Entscheidung gegeben. Man kann diese Thatsache am besten ermessen, wenn man in unparteiischer Ruhe die durch die Luxemburger Frage geschaffene Situation des Continents in's Auge faßt. Ich will nicht nocheinmal davon reden, wie es in der höchsten Wahrscheinlichkeit begründet ist, daß gerade der „Abfall Bayerns“ zu Preußen — denn in solchem Lichte betrachtet man in Paris den Vertrag vom 22. August — das Maß der französischen Ungeduld zum Ueberlaufen gebracht und den Imperator selbst in Harnisch gejagt hat. Ich will mich wie gesagt auf diesen Punkt nicht weiter einlassen. Aber es ist klar, daß die fragliche Wendung Bayerns nicht nur dem Verhältniß Preußens zu Deutschland ein ganz neues Relief, sondern auch der österreichischen wie der französischen Politik eine ganz neue Folie gegeben hat.

Seitdem Bayern sich vorbehaltlos unter das preußische Commando gebeugt hat, kann man in Berlin mit einem starken Schein des Rechtes sagen: „Deutschland das bin ich.“ Vorher war dieß nicht der Fall. Seitdem ist man zu Berlin auch erst in der Lage mit einiger Sicherheit dem französischen Imperator zu trotzen. Graf Bismarck würde zuverlässig seine Zusagen von Biarritz und Paris nicht so leichthin in den Wind schlagen oder geschlagen haben, wenn Bayern unsicher und unberechenbar in seinem Rücken stünde. Seitdem Bayern auf jede selbstständige politische Entschließung verzichtet hat, ist aber auch nach der andern Seite eine große Aenderung eingetreten. Oesterreich ist jetzt erst recht aus Deutschland ausgeschlossen. Jede Brücke zwischen den ehemaligen deutschen Vormächten ist abgebrochen, seitdem Bayern verpflichtet ist nach dem Willen Preußens und unter dessen Oberbefehl eventuell auch gegen Oesterreich in den Krieg zu

ziehen. Es gehört nicht viel politischer Blick dazu um zu sehen, daß sobald Bayern sich in solcher Weise auf alle Fälle zum voraus binden wollte, die totale Umkehr in den frühern Beziehungen Oesterreichs zum deutschen Süden und Norden nothwendig vollendet werden mußte.

Man kann geradezu sagen: wie immer sich die Allianzen Frankreichs in der Luxemburger Frage gestalten würden, immer habe die Haltung Bayerns den Ausschlag gegeben. Selbst für das Zustandekommen einer italienisch-französischen Allianz könnte der Schritt Bayerns einen wichtigen Hebel abgegeben haben. Denn Bayern existirt von dem Moment an für die Tuilerien natürlich nur mehr als handliches Entschädigungs-Material, und es wäre vielleicht ein nicht weitab liegendes Problem, ob Oesterreich nicht mit Vortheil Süd-Tyrol bis an den Brenner an Italien ablassen würde, wenn es sich dafür in Bayern verstärken und für seine schmale Süd-Westgrenze ein tüchtiges Hinterland bekommen könnte. So weittragende Folgen birgt die politische Abdankung Bayerns in ihrem Schooße. Hat die bayerische Diplomatie vom 22. August wohl daran gedacht?

Ich mißbillige es natürlich nicht, wenn Bayern in dem schwebenden Streit oder in kommenden Conflikten mit dem westlichen Nachbar sich streng auf den deutsch-nationalen Standpunkt stellt und eintretenden Falls an der Seite Preußens die deutsche Integrität zu vertheidigen entschlossen ist. Wer eine solche Politik mißbilligen will, der muß entweder für die Allianz Süddeutschlands mit Frankreich sich aussprechen oder er muß für die Neutralität plaidiren. Nun aber ist in meinen Augen das größte aller Uebel die uns treffen könnten, die Wiederkehr einer neuen Rheinbunds-Politik. Ein solcher Rückfall wäre nicht nur vom Uebel, er wäre nach allem Dem was wir seit zwanzig Jahren gesungen und gesagt, ein Verbrechen das uns nicht einmal mehr erlauben würde mit Ehren unterzugehen. So bliebe also nur die Neutralität. Aber eine neutrale Stellung Bayerns im Kriegsfall mit Frankreich — wem ist es zweifelhaft was da-

bei herauskommen würde? Es würde sich unbedingt nur fragen, ob Graf Bismarck und der Imperator jetzt gleich oder erst nach einigen Scheingefechten ihren Frieden machen würden auf unsere Kosten.

Es fällt mir also keineswegs ein, die deutsch-nationale Haltung Bayerns in dem Streit wegen Luxemburg anzufechten. Aber ich sage: hätte Bayern nicht von vorneherein auf die Freiheit seiner politischen Entschließung verzichtet und sich für immer die Hände gebunden, so wäre diese kriegerische Verwicklung entweder nicht entstanden, oder dieselbe wäre viel weniger gefährlich. Denn Oesterreich stünde dann nicht vor der Wahl sich von der allgemein deutschen Sache entweder ganz zu trennen, oder eine platonische Gemeinsamkeit einzugehen mit seinem übermüthigen Besieger von gestern.

Darum sage ich: Bayern hat mit seiner voreiligen politischen Abdankung zum letztenmale noch eine wichtige europäische Entscheidung gegeben. Und zwar ist diese Entscheidung gefallen ohne daß man, wie es scheint, gehörigen Orts eine Ahnung davon hatte. Sonst hätte der Verfasser des bekannten Commentars, welcher in der „Bayerischen Zeitung" dem geheimen Vertrag vom 22. August mitgegeben worden ist, doch wohl nicht sagen können: „Die Befürchtung daß die Veröffentlichung des bisher geheim gehaltenen Vertrags geeignet seyn könnte, die guten Beziehungen Deutschlands zum Auslande, und namentlich zu Frankreich zu stören, theilen wir in keiner Weise, glauben vielmehr daß dieselbe als eine nothwendige Consequenz des dort so offen hervorgehobenen und gebilligten Nationalitäten-Princips erachtet werden wird." In Paris weiß man leider nicht, wie sehr seit der Aufklärungs-Periode König Max' II. der absolute Mangel an politischem Verstand in Bayern zum guten Ton gehört, und darum hat man die Naivetät unseres officiösen Organs französischerseits gar noch als absichtliche Beleidigung aufgenommen.

Indem Bayern den Vertrag vom 22. August einging, hat es, wie ich sagte, zum letzten Male in der Geschichte Stellung genommen. Es ist zweifellos, daß in München von

den europäischen Mächten nie mehr ein Staat mit freier politischen Entschließung gesucht werden wird. Um so fraglicher ist das weitere Problem, wie lange dem Lande auch nur die „mit der Existenz Deutschlands vereinbare Autonomie und Selbstständigkeit", gemäß den Trostworten der Bayerischen Zeitung, erhalten werden kann. Aber es ist unfraglich, daß ein Staat unter der Last eines Vertrags wie der bayerisch-preußische vom 22. August als Nenner in der Politik nicht mehr zählt. Man könnte nun freilich sagen: es sei ja ein öffentliches Geheimniß was derlei papierne Verträge in unserer Zeit werth seien von heute auf morgen? Aber auch diese Einwendung macht meinen Glauben an das definitive Verschwinden Bayerns aus der Reihe der politischen Staaten nicht irre. Denn es handelt sich hier um ein Vertrags-Verhältniß eigener Art, das voll von treibenden Consequenzen steckt und wobei Elemente genug zur Hand sind um die Embryo's auszubrüten. Es handelt sich mit Einem Wort nicht bloß um den Löwenvertrag eines Kleinern mit einem ungleich Größern — was soll es z. B. heißen wenn Preußen und Bayern im Falle des Kriegs „ihre volle Kriegsmacht einander zur Verfügung zu stellen sich verpflichten?" — sondern es handelt sich um die theilweise Unterwerfung eines Hinderers der nationalen Einheit unter Denjenigen, der einen deutsch-nationalen Rechtstitel zu besitzen behauptet, um alle Hindernisse der nationalen Einheit wegzuräumen und von denselben zu verlangen, daß sie sich selbst aufgeben sollen.

So steht es mit dem Vertrag vom 22. August. Ist es den in ihm liegenden Keimen vergönnt, im Frieden mit dem Ausland sich auszuwachsen, dann werden die treibenden Consequenzen um so rascher zu Tage treten und die Entwicklung zum deutschen Einheitsstaat wird unaufhaltsam seyn. Kommt es aber zum Krieg, so wird der Kampf entweder glücklich oder unglücklich für Deutschland ausfallen. Im erstern Falle wird es zwar eine moralische Unmöglichkeit für Preußen seyn den treuen Bundesgenossen zum Lohn sofort aufzufressen; aber das militärisch-politische Subjektions-Ver-

hältniß würde sich dann bewährt haben und es müßte um so mehr bleiben. Im Falle der Niederlage aber wäre nichts gewisser, als daß die Rache des Siegers auf uns fallen würde; er würde aufräumen mit diesen unzuverlässigen Elementen der süddeutschen Staatengebilde, und wir würden mit unserer Existenz die Kosten bezahlen müssen zur Entschädigung des Siegers selbst, sowie seiner guten Freunde von gestern und seiner guten Freunde von morgen.

Hätte der bayerische Minister bei den Friedensverhandlungen vom August v. Js. tapfern Muthes und ehrlichen Sinnes es vorgezogen, lieber ein Territorium von 700,000 Einwohnern aufzugeben als einen solchen Vertrag einzugehen, dann wäre wenigstens die Möglichkeit vorhanden gewesen das Verlorene wieder einzubringen und als politisch selbstständiger Staat sich früher oder später zu rehabilitiren. Es wäre dieß denkbar gewesen ohne irgendwelche Versündigung an der deutschnationalen Sache. Nachdem aber der bayerische Minister die räumliche Ausdehnung des Landes höher gewerthet hat als die moralische Freiheit und sittliche Würde des Staats, hat man das Wesen hingeworfen für den trügerischen Schein, und damit haben die participirenden deutschen Staaten sämmtlich ihren Untergang zweifellos besiegelt. Bayern ist nicht mehr was es war, und es wird nie mehr werden was es war.

Das ist eine harte Rede; aber was nützt es sich fortwährend in Täuschungen zu wiegen und mit sehenden Augen blind seyn zu wollen. Man sagt freilich: ein völlig selbstständiger Staat sei ja Bayern auch im alten Bunde und gerade dieses Bundesverhältnisses wegen nicht gewesen. Aber welche Verwechslung ganz verschiedener Dinge! Wollte Gott, es hätte sich wirklich so verhalten und Bayern hätte sich im alten Verbande mehr als Bundesstaat gefühlt, sich weniger hochmüthig und rechthaberisch über sich selbst erhoben, um die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen für die Ewigkeit zu conserviren und auf der Basis dieser dualistischen Spannung selber in Deutschland das Zünglein an der Wage zu spielen. Hätte Bayern in der orientalischen Krisis von

1854, in dem italienischen Krieg von 1859, bei der Reform-Bewegung und zuletzt noch in der grauenhaften Verwirrung der schleswig-holsteinischen Frage treu und ehrlich, wie das eigenste Interesse der Selbsterhaltung wohlverstanden es erheischte, zu Oesterreich gehalten: wir wären nie dahin gekommen, wo wir jetzt stehen. Aber die hoffärtige und mißtrauische Großmachts-Sucht ließ niemals ein loyales Einvernehmen mit der ersten deutschen Großmacht zu; dem professorischen Dünkel welcher die eigentliche Seele dieser Politik gebildet hat, entsprach das Schaukelsystem in dem man sich behaglich wiegte, selbst noch auf den Schlachtfeldern des vorjährigen Bürgerkriegs, ohne den Abgrund zu sehen, über dem die Stricke der Schaukel endlich brachen. Insoferne hat auch der angeführte Commentar der Bayerischen Zeitung ganz recht, wenn er den Gegnern des Ministers Hohenlohe bemerklich macht: der Patriotismus dieser Partikularisten „sei genau derselbe Patriotismus der schon im vorigen Sommer Bayern so nützliche Dienste geleistet habe.“

Aber wer sind denn eigentlich und in Wahrheit die „Partikularisten“, welche bis auf die jüngste Zeit in Bayern das Scepter führten und mit denen, nach der Behauptung desselben Artikels, „nicht wohl zu diskutiren ist?“ Sie waren und sind Niemand anders als die Regierung des verstorbenen Königs mit ihrem gesammten Anhang. An ihrer Spitze stand Max II. selber, und als er nicht mehr war, wirkte Baron von der Pfordten als oberster Fortpflanzer der politischen Tradition des hingegangenen Monarchen. Diese Männer und nur sie allein sind die Partikularisten welche Bayern dem Untergange zugeführt haben. Es gab und gibt in Bayern noch eine andere gleichfalls zu den Partikularisten gezählte Partei; dieselbe wurde aber unter der vorigen Regierung als „österreichisch-gesinnt“ in jeder Weise gehaßt und unterdrückt, mißhandelt und verfolgt. Die Partei vertrat den rückhaltlosen Anschluß an Oesterreich, und darum war sie im höchsten Grade mißliebig. Denn der königliche Partikularismus charakterisirte sich gerade durch die unglaubliche Ver-

blendung, daß er nicht von Preußen sondern von Oesterreich die nächste und größte Gefahr für das bayerische Großmachtstreben, ja für die bayerische Selbstständigkeit befürchten zu müssen glaubte.

Oesterreich haßte man in München maßgebenden Orts; mit Preußen koquettirte man unaufhörlich, ja man machte sogar der preußischen Hegemonie-Partei, dem Gothaismus in servilster Weise den Hof. Das war die bayerische Politik unter dem verstorbenen König. Es waren fast ausnahmslos preußisch-gesinnte Celebritäten, welche in dem Kabinet alle Macht in Händen hatten und die verfolgungssüchtige Camarilla bildeten. Was diese Menschen beim Monarchen am meisten empfahl, das war ihr wüthender Haß gegen Oesterreich und nebenbei gegen die katholische Partei im Lande, in welcher der Regent durch seine gefärbten Gläser lauter bestochene Verräther erblickte, deren Trachten dahin gehe Bayern österreichisch zu machen. Preußen glaubte man nicht fürchten zu dürfen; um aber dem norddeutschen „Staat der Intelligenz" ebenbürtig zu werden und um die österreichisch-gesinnten Elemente in Bayern zu vertilgen, griff man zu dem System der berüchtigten „Berufungen".

In der Zeit als dieses verblendete Treiben in der höchsten Blüthe stand und soeben ein bekannter Führer der weiland katholischen Partei in die Netze der bayerischen Fremdenlegion eingefangen worden war, bemerkte ein hervorragendes Mitglied des großdeutschen Ausschusses brieflich dem Schreiber dieser Zeilen: „Aber gibt es denn gar kein geeignetes Mittel, dem König Max einmal die Augen zu öffnen, daß kein Mensch in Deutschland lebt der dem Gothaismus mehr genützt hat als eben er? Eine solche Handlungsweise ist beispiellos in der Weltgeschichte." Selbst das Organ des Reformvereins erhob sich noch wenige Tage vor dem Tode des unglücklichen Monarchen wenigstens soweit über die Solidarität der liberalen Interessen, daß es die Bemerkung wagte: „es sei sicherlich eine staunenswerthe Naivetät der bundestreuen Cultusminister des eigentlichen, des reinen Deutschlands ihre Jugend durch

solche kleindeutsche Geschichtsbaumeister erziehen zu lassen"*), wie sie nebenbei bemerkt im bayerischen Cultusministerium heute noch ihre ergebensten Diener haben.

Das war der Partikularismus, dessen officielles Organ die „Bayerische Zeitung" so lange gewesen und von dem jetzt dieselbe „Bayerische Zeitung" behauptet, daß er Bayern mit sich in's Verderben gezogen. Ganz richtig. Alles Unglück das uns niederdrückt, hat seine nächste Quelle in der König Marischen Aera, und wie dieser Partikularismus gelebt hat, so ist er endlich gefallen. Als er sich am 22. August v. Js. zum Sterben hinlegte, da bezeugte er nocheinmal alle die Impotenz, Charakterlosigkeit und innerliche Unwahrheit, die seine ganze Laufbahn kennzeichnet. Schreiber dieser Zeilen fällt ein solches Urtheil bekanntlich nicht erst jetzt, sondern er hat sich in jedem der großen Momente ungescheut so ausgesprochen, wo es noch Zeit gewesen wäre zur Umkehr auf dem verderblichen Wege, ich will sagen zu einem ehrlichen und loyalen Einvernehmen mit Oesterreich.

Die schleswig-holsteinische Verwicklung war für den bayerischen Partikularismus, den wir hier meinen, nichts weiter als ein Mittel zu seinen eigenen selbstsüchtigen Zwecken. Es ist ja auch bekannt, daß der Minister von der Pfordten mit seinem Urtheil über die Rechtsfrage zwischen 1853 und 1863 sich geradezu auf den Kopf gestellt und von Ja zu Nein umgeschlagen hatte. Unter dem „Recht" des Augustenburgers verstand diese Politik nichts Anderes als die populäre Gelegenheit im Gegensatz zu den beiden Großmächten und an der Spitze des dritten Deutschlands bayerische Großmacht zu spielen. In derselben Weise gedachte man später den österreichisch-preußischen Conflikt zur Erhöhung der politischen Stellung Bayerns auszubeuten. Bismark kannte diese Gelüste und er ließ seit dem Tage von Salzburg in München wiederholt die Hegemonie Bayerns im Süden anbieten. Der

*) Wochenblatt des Reformvereins vom 13. März 1864.

bayerische Minister lehnte das Anerbieten ab, weil die Erhebung Bayerns zur süddeutschen Großmacht durch die Hand Preußens unfehlbar einen ernstlichen Zusammenstoß mit Oesterreich zur Folge gehabt hätte, und weil ein solcher Conflikt sich mit dem recipirten Schaukelsystem ebenso wenig vertragen hätte als eine ernstliche Kriegführung an der Seite Oesterreichs gegen Preußen. Das war denn auch der leitende Gedanke des bayerischen Scheinkriegs, daß keine von den beiden deutschen Mächten entschiedener Sieger bleiben dürfe. Sogar noch nach der Katastrophe von Königgrätz wurde dieser Gedanke festgehalten, und darum weigerte sich der bayerische Minister auf die damaligen Friedensanträge Preußens einzugehen. Nicht um eine noch zu erwartende „Waffenthat“ war es aber dem leitenden Staatsmann eigentlich zu thun, sondern um die zu erwartende Einmischung — Frankreichs.

So ist es. Die Hülfe Frankreichs: das war immer die letzte Reserve in der Politik des Königs Max. Frankreich, meinte man, dürfe Bayern um keinen Preis im Stiche lassen, und es müsse unter allen Umständen jedes Ueberwiegen Oesterreichs oder Preußens verhindern. Diese Hülfe wurde jetzt bestimmter erwartet als je; sie wurde endlich auch angerufen. Aber sie blieb aus, weil der Imperator den Feldzug am Rhein nicht riskiren zu dürfen glaubte, und weil er bei Preußen auf anderm Wege zu seinen Zwecken zu kommen hoffte. Nun war die Lage der bayerischen Diplomatie bei den Friedensverhandlungen in Berlin allerdings eine sehr schlimme. Ihre geheime Absicht war durchschaut und durch die Anrufung der französischen Intervention förmlich verrathen, und da die französische Fürsprache auf leere Worte sich beschränkte, so war Bayern dennoch der Diskretion des Grafen Bismark auf Gnade und Ungnade preisgegeben.

Das war ungefähr der Hergang, wie er erst durch das französische Gelbbuch bekannt geworden ist, und es gehört zur Kenntniß der gegenwärtigen Situation diesen Hergang möglichst genau zu kennen. Am 2. August konnte der fran=

zösische Gesandte in München bereits über den Entschluß des Baron von der Pfordten berichten die französische Vermittlung anzurufen, und am 14. August schrieb der französische Minister nach Berlin an den Gesandten des Kaisers, daß auch der bayerische Gesandte in Paris, Herr von Wendland, die guten Dienste des Tuilerien-Kabinets bei den Berliner Verhandlungen angesprochen habe, angeblich in Folge eines in München abgehaltenen Ministerraths (was aber die „Bayerische Zeitung" läugnete). Auch Württemberg hatte die französische Intervention angerufen, aber bereits am 13. August in Berlin ein dem bayerischen gleichlautendes Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen. Am 22. August folgte dann auch Bayern nach mit dem Abschluß eines Bündnisses, dessen Tendenz offenbar gegen dasselbe Frankreich gerichtet war welches in den nämlichen Tagen zu Gunsten Bayerns und Württembergs die erbetene Vermittlung noch immer fortsetzte.

Noch bei der jüngsten Adreßdebatte hat der Minister Rouher in der Pariser Legislative dieser Vermittlung nachgerühmt, daß sie den süddeutschen Staaten wesentliche Dienste geleistet und namentlich Bayern einen Verlust von 900,000 Seelen erspart habe; und gleich darauf kam, wie zum schneidenden Hohn auf die Bestrebungen des Imperators, der bayerische Vertrag an's Licht, welcher beweist daß keineswegs die guten Dienste Frankreichs sondern vielmehr die von Baron von der Pfordten eingegangene Verpflichtung zu jedem Kriege Preußens, insbesondere zum Krieg gegen Frankreich die bayerischen Militärkräfte unter preußisches Commando zu stellen — Bayern die sogenannten mildern Bedingungen verschafft habe. Die Anrufung der französischen Intercession hatte dem Grafen Bismark vielmehr die nächste Veranlassung geboten uns den Verzicht auf die Freiheit der politischen Entschließung aufzuzwingen. Auch ist es keineswegs richtig, daß der Vertrag den Tuilerien sofort mitgetheilt worden sei; sondern dieß geschah erst als der österreichisch gesinnte Minister Drouyn de Lhuys, der sich so eifrig zu

Gunsten Bayerns verwendet hatte, von seinem Posten zurückgetreten war. Diesen Staatsmann selbst noch von dem Benehmen seiner Schutzbefohlenen in Kenntniß zu setzen, scheint doch selbst Graf Bismark unanständig, wenn nicht gefährlich gefunden zu haben; um so mehr als Hr. Drouyn bereits vor dem Abschluß der süddeutschen Verträge die versprochenen Compensationen von Preußen reklamirt hatte.

Somit wäre der innere Zusammenhang ziemlich klar. Graf Bismark benützte gerade die Anrufung der französischen Hülfe als eine Waffe gegen die unglücklichen Diplomaten des Südens. Graf Bray erzählte selber in der Reichsraths-Kammer zu München: „Man sagte in Berlin, für uns interessire sich Niemand in Europa, wir ständen allein." Diese Worte mögen wohl noch etwas prägnanter gelautet haben. Etwa so: „nun, Ihr habt Euch ja den Franzosen in die Arme geworfen? Seht nun zu, was Frankreich Euch helfen will und kann! Und welche Garantien wollt Ihr uns geben, daß Ihr nicht bei der nächsten besten Gelegenheit wieder gemeinsame Sache macht mit dem französischen Herrscher gegen uns und gegen das allgemeine deutsche Interesse?" Man sieht wie ganz nahe für Preußen der Gedanke lag, aus purer Vorsicht den Kindern das schneidige Messer aus der Hand zu nehmen und diesen Südstaaten als entsprechende Buße für ihre Anrufung der Intervention Frankreichs einen Vertrag aufzuzwingen, der ihnen für die Zukunft die Freiheit der politischen Entschließung benahm. Und wirklich haben die betreffenden Diplomaten die Vernichtung des moralischen Bewußtseyns ihrer Staaten geringer geschätzt als den weitern Verlust von ein paar hunderttausend Seelen.

Unläugbar hat der ganze Vorgang etwas das sittliche Gefühl Empörendes an sich. Noch mehr aber ist dieß der Fall bei dem weitern Verlauf der Sache. Preußen natürlich verlangte, daß der Vertrag geheim bleiben müsse. Der bayerische Minister konnte daher auf die Frage von Mitgliedern der Kammer, ob nicht etwa noch ein geheimer Vertrag existire? nicht mit Ja antworten. Aber er hat mehr gethan. Er hat

nicht nur nichts davon gesagt, was der Friede mit Preußen eigentlich gekostet hatte, sondern er hat die Vertretung des Landes geradezu das Gegentheil glauben machen. Vor der Kammer der Abgeordneten hat er am 30. August davon gesprochen, daß Bayerns Zukunft immerhin noch eine große und glänzende werden könne; er hat als wenn nichts geschehen wäre, von dem Projekt des Süddeutschen Bundes geredet, für dessen Bildung die Regierung zwar noch keine Schritte gethan habe: „aber ich muß ebenso hinzufügen, daß ich nicht behaupten möchte, daß dieser Gedanke niemals aufgegriffen und verwirklicht werden könnte.“ Ohnehin stand die ganze Kammer an jenem Tage unter dem Eindruck der völlig unglaublichen Täuschungen, welche der Minister am 27. August, fünf Tage nach der politischen Abdankung Bayerns in Berlin, den Reichsräthen vorgetragen hatte. „Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit Bayerns ist ungeschmälert geblieben“, so sagte er wörtlich. „Vollkommen selbstständig und unabhängig nach außen, im Innern frei und stark durch die Erinnerung an eine tausendjährige Geschichte, durch treue Liebe zu König und Vaterland und durch den Segen einer unverletzten Verfassung wird Bayern vorerst sich selbst genügen und entwickeln.“ Der Minister gebrauchte dann noch das poetische Bild von der Blume die den Garten schmückt, wenn sie sich selber schmückt; und schließlich empfing er den Dank des hohen Hauses für die erfolgreichen Bemühungen, womit er dem Lande verhältnißmäßig so wohlfeil aus der schweren Krisis geholfen habe. Ohne eine Miene zu verziehen, strich er den Dank der Getäuschten ein.

Der Minister trat drei Monate später ab, ehe der wahre Erfolg seiner Politik kundgeworden war. Sein Nachfolger trug keine Schuld an der politischen Selbstvernichtung Bayerns durch den Vertrag vom 22. August. Aber sonderbar, gerade als könne auch er in den Gedanken des bayerischen Verzichts auf die Freiheit der politischen Entschließung sich nicht recht finden, gebrauchte auch er in seinem Programm vom 19. Januar Aeußerungen, die als direkte Abläugnung des

Vertrags vom 22. August verstanden werden mußten. Er sprach als wenn Bayern noch im vollen Besitz der Freiheit der Allianzen sei, und so sprach er wiederholt. „Wenn uns dieß gelingt (die Schaffung einer achtunggebietenden Macht ꝛc.),“ sagt sein Programm, „so wird man unser Bündniß suchen, und wir werden nicht nöthig haben uns ängstlich nach einem schirmenden Dach umzusehen.“ Als wenn Bayern überhaupt seit dem 22. August noch ein Staat wäre, bei dem von zu suchenden Bündnissen die Rede seyn könnte!

Als der geheime Vertrag sich endlich doch nicht mehr verheimlichen ließ und sein Inhalt in so grellen Gegensatz zu diesen ministeriellen Aeußerungen trat, da meinte selbst das Organ der preußisch-gesinnten Fortschrittspartei: „das Vertrauen des Volks und seiner Vertreter in die Wahrhaftigkeit der Aussagen seiner Staatsregierung werde dadurch heillos erschüttert und die üblichen Früchte hievon können nicht ausbleiben.“

Leider ist es so. Tiefe Verstimmung und Verdrossenheit hatte seit langem im Lande um sich gegriffen. Nun stellte sich die verheimlichte, ja abgeläugnete Lage noch viel schlimmer heraus als man wußte. Was Wunder wenn die Politik der Regierung immer mehr dem allgemeinsten Unglauben gegenüber stund, wenn man noch lange an ein Ende der geheimen Stipulationen nicht glauben will, und sich insbesondere nicht nehmen läßt, daß Bayern sich auch noch zur Einführung der preußischen Militärorganisation insgeheim verpflichtet habe? Also nicht genug, daß wir unsere politische Abdankung an Preußen vollzogen haben, wir sollen auch noch unsere Armee verdoppeln, unsern Staat in einen Militärstaat und Bayern in eine große Kaserne verwandeln, wir sollen zu diesem Behuf den Staatsfinanzen und der Landesöconomie unerschwingliche Lasten aufladen und den augenscheinlichen Ruin des bayerischen Wohlstands riskiren — um die preußischen Prätensionen gegen alle Welt vertheidigen zu helfen! Nichts hätte dann Bayern mehr vor Preußen voraus, wohl aber stünde es in Allem hinter

Preußen zurück. Naturgemäß drängt sich unter solchen Umständen die Frage auf: warum sollen wir nicht lieber gleich ganz preußisch werden? und zusehends schreitet unter den Eindrücken einer solchen Lage die moralische Auflösung im Lande und Volke fort.

Es ist begreiflich, wenn der bayerische Patriot mit flammendem Ingrimm wahrnimmt, was in so kurzen Jahren aus dem schönen alten Lande geworden ist. Aber man sollte doch nicht die Unschuldigen dafür hernehmen, und nie vergessen daß das Unglück seine lange und verschuldete Geschichte hat. Insbesondere hat keiner von allen Denen, welche unter der Regierung Königs Max II. sich nach dem Hofwinde gebeugt haben und mit dem großen liberalen Troß gelaufen sind, auch nur im mindesten ein Recht das Geschick anzuklagen, welches so traurig für Bayern ausgefallen ist. Diese Herren haben jetzt, was sie verdienten. Eine Politik, so voll von Impotenz, so voll von Charakterlosigkeit, so voll von innerer Unwahrheit konnte kein anderes Resultat haben als Bayern in's Verderben zu führen. Möglich daß unsere Zeit überhaupt die Lebensbedingungen der mittleren und kleineren Staaten nicht mehr enthält; möglich daß in der Gegenwart alle diese Staatengebilde, nach dem Ausspruch des französischen Imperators, bestimmt sind zu großen National-Staatskörpern sich zu agglomeriren: aber jedenfalls ist doch an dem einst so stattlichen Bayerland der alte Spruch in Erfüllung gegangen: Dei providentia et hominum stultitia mundus regitur.

Betrachten wir unparteiisch und gelassen die wahren und von langer Hand herrührenden Ursachen des Unglücks, so werden wir uns erstens hüten in blindem Zorn nach links und rechts hin um uns zu schlagen, unbekümmert ob wir den Rechten treffen oder nicht. Wir steigern so nur zu unserm eigenen Schaden die Zerrissenheit und Auflösung in unserer unseligen Lage. Wir werden zweitens nicht vergessen, daß wir alle seit langen Jahren und in allen Tonarten über dem engern Vaterlande noch ein weiteres Vater-

land gepriesen haben, und daß mit dem Herabsinken des erstern denn doch noch nicht unbedingt Alles verloren wäre. Wenn uns freilich die gegenwärtige Anbahnung und Gestaltung des weitern Vaterlandes ebenso wenig gefällt als die Lage des engern, so kann Niemand dieß Leuten von unsern Antecedentien verargen. Aber wir sollten uns doch auch fragen, was wir denn in Wirklichkeit gethan haben um es anders werden zu lassen. Wie viele waren denn als Stimmführer im Lande, die ihr Knie nicht gebeugt haben vor dem Baal in jenen verzauberten und verblendeten Tagen, als die Keime des Verderbens auf offenem Markt mit vollen Händen ausgestreut wurden? Die Saat ist nun aufgegangen und denen welche jetzt die Macht haben, selber über den Kopf gewachsen. Das ist die Wahrheit!

Es kommt noch ein Gesichtspunkt hinzu, den wir nicht oft genug darlegen zu können glauben. Ueber dem Staat steht die Gesellschaft, über dem Einzelvolk der menschheitliche Zusammenhang. Nach der nächsten großen Krisis werden alle die politischen und dynastischen Fragen tief in den Hintergrund treten vor der Einen großen Gesellschafts-Frage. Probleme von welchen man jetzt das Heil der Welt abhängig machen möchte, werden uns dann als Kleinigkeiten erscheinen. Gegen den erdrückenden Militarismus insbesondere mit dem Preußen jetzt die Welt anzustecken droht, wird ein völkerrechtliches Verbot ergangen seyn und zum Schutz der Gesellschaft ergehen müssen. Der traurige Vertrag vom 22. August wird freilich fortbestehen, aber Niemand wird ihn mehr brauchen. Denn Preußen und alle großen Staaten werden keine politischen Kriege führen, nachdem der — sociale Krieg ausgebrochen seyn wird. Urtheilen wir also nicht kleinlich in einer so staunenswerth grandiosen Zeit; uns Katholiken stünde das am wenigsten an!

XLIX.

Emilie Linder.

Ein Lebensbild.

I.

Der Kreis der Zeugen aus Münchens Blüthezeit, aus jener herrlichen Epoche der zwanziger und dreißiger Jahre welche mit der Thronbesteigung König Ludwigs I. über der bayerischen Residenzstadt aufging, schmilzt immer mehr zusammen und jedes Jahr reißt eine neue Lücke. Auch der Name Derjenigen, der diese Zeilen gewidmet sind, zählte zu diesem edlen Kreise und war eng verbunden mit den Namen der Besten, welche jene glanzreiche Epoche heraufführen halfen und München zu einem Culturherd schufen, auf den die Augen der gebildeten Welt gerichtet waren. Sonnige Zeit Alt-Münchens! Wer sie miterlebt, spricht von ihr mit der Begeisterung, wie man von der eigenen Jugendzeit redet. Dem nachwachsenden Geschlecht aber wird die Kunde davon bald nurmehr wie eine schöne Sage klingen.

Gar Vielen mag der Name des Fräuleins Emilie Linder zum erstenmal vor die Augen getreten seyn, als die Nachricht von ihrem Tode im Februar dieses Jahres durch die Tagesblätter lief. Und doch war ihr Leben nicht ge-

wöhnlicher Art, und obwohl es nie nach außen hervortrat, hat sie doch vielleicht im Stillen mehr gewirkt, als manche geräuschvoll gefeierte Tagesberühmtheit. Aber die stille Anspruchslosigkeit bildete eben einen Grundzug in ihrem Wesen; sie gehört zu den Menschen die wenig geredet und viel gethan haben. Es ist darum wohl gerechtfertigt, jetzt nachdem sie heimgegangen, an dieser Stelle von ihr zu reden. Nicht um ihres Lobes willen, denn sie hatte eine Scheu vor allem Weltlob, sondern um ihr Andenken unter ihren Freunden festzuhalten, und einer selbstsüchtigen, zerrissenen, glaubensarmen Zeit das lebendige Beispiel eines reinen, glaubensfreudigen, ganzen Charakters hinzustellen, eines Lebens voll Treue, Uneigennützigkeit und Begeisterung.

Schweizerin von Geburt und ihrer engern Heimath unwandelbar zugethan, ahnte Emilie Linder wohl selber nicht, als sie in jungen Jahren nach München wanderte, daß sie dereinst ein langes Leben daselbst beschließen würde. Aber über diesem Leben, so einfach es dahinfloß, waltete eine eigenthümliche Fügung, und Niemand hat freudiger als sie selber eine höhere gnädige Führung darin erkannt und gepriesen. Was sie nach München führte, war zunächst die Kunst. In ihrem Plane lag wohl anfänglich nur ein kurzer vorübergehender Aufenthalt; aber die Metropole der deutschen Kunst ist ihre zweite Heimath geworden und noch mehr.

Emilie Linder stammte aus einem reichen Kaufmannshause in Basel, und ist geboren daselbst am 11. Oktober 1797. Sie empfing eine sorgfältige religiöse Erziehung (im reformirten Bekenntnisse ihrer Eltern) und einen vielseitigen Unterricht, der ihren ungewöhnlich regen Geist für ernstere Interessen empfänglich machte. Von ihrem Großvater, der Liebhaber und Sammler von Kunstsachen war, scheint sie Neigung und Talent für die Kunst geerbt zu haben. Dieser Neigung nachgebend entschloß sich das begabte Fräulein zur Palette zu greifen und die Malerei zu ihrem Lebensberufe zu wählen. Bei der völlig sorgenfreien Lage, in welche sie von Hause aus gestellt war,

konnte es nur die innere Begeisterung seyn, was sie zu dieser Wahl antrieb und fortan an die Staffelei fesselte.

Die Ruhmesstätte Holbeins bot ohne Zweifel für den Anfang Anregung genug. Aber über der deutschen Kunst war eben ein neuer Stern aufgegangen, und diesem zu folgen zog es auch die junge Schweizerin mit Macht aus der Heimath fort — nach München. Die bescheidene Stadt an der grünen Isar begann in jenen Tagen das Ziel der Pilgerfahrt für alle strebenden Kunstjünger zu werden. Auch Fräulein Linder hörte davon, und statt nach Dresden, wie sie vorhatte, wandte sie sich zur weiteren Ausbildung nach München. Sie stand bei ihrer Ankunft zu München in einem Alter von 27 Jahren, aber ihre Hingebung für den erkornen Beruf war so lebendig, daß sie sich in aller Form als Schülerin in die Akademie der bildenden Künste aufnehmen ließ. In dem Grundbuch der Akademie steht Emilie Linder als Historienmalerin eingeschrieben unter dem 4. November 1824. Sie besuchte die Studiensäle jedoch nur wenige Wochen. Obwohl es nämlich damals noch üblich war, auch Damen die Aufnahme als Eleven zu gewähren, so erkannte sie doch alsbald das Unpassende der Lage in der Umgebung von so verschieden gearteten jungen Leuten, lauter Anfänger wie sie selber. Sie wandte sich daher an Professor Schlotthauer, um bei ihm Privatunterricht zu nehmen. Unter der Leitung dieses trefflichen Meisters, des „eigentlichen Hausvaters der Malerakademie", wie ihn Brentano bezeichnend genannt hat, setzte sie nun ihre Studien mit allem Ernste fort und machte, nach der Versicherung ihres Lehrers, rasche Fortschritte im strengeren Zeichnen worin sie bisher weniger geübt als im Malen war; sie vervollkommnete sich in Bälde soweit, daß sie eigene Compositionen auszuführen im Stande war und nun doppelt Freude an ihrem Berufe gewann.

Es war auch eine Lust in jenen Tagen, im Wetteifer mit so vielen begeisterten Kunstjüngern und im Anblick der erstehenden Neuschöpfungen mit zu schaffen und vorwärts zu

streben. War es doch die Zeit, da Cornelius das Direktorium der Münchner Akademie übernahm und das neue Zeitalter deutscher Kunst in großartigem Maßstabe einleitete. Ein wunderbares Leben ging zu München auf in jenen Jahren. Cornelius selber gedachte noch im Alter mit Rührung und Erhebung dieser Jugendzeit neudeutscher Kunst. Als er dreißig Jahre später zu Rom — es war beim Ludwigsfest der deutschen Künstler am 20. Mai 1855 — seine durch pikante Streiflichter berühmt gewordene Rede hielt, schilderte er das fröhliche Treiben jener Tage unter anderm mit den Worten: „Als aber König Ludwig den Thron seiner Väter bestieg, da gings erst los! Hei, wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet und gemalt! Mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging da Jeder an's Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit; .... auch war München damals kein Treibhaus der Kunst. Es war eine gesunde, lebenskräftige Wärme, erzeugt durch die hellauflodernde Flamme der Begeisterung, wovon jene Werke mit allen ihren Mängeln das Zeichen an der Stirne tragen. Jene Männer, die dort in brüderlicher Eintracht zusammen wirkten, sie wußten, daß sie vor dem Richterstuhl der Nachwelt und vor dem der deutschen Nation standen. Es galt hier, daß der deutsche Genius sich auch in der Kunst eine Bahn brach, wie er es in der Poesie, Musik und in der Wissenschaft so glorreich gethan."

In dieser herrlichen Zeit junger Hoffnungen, kühner Entwürfe und freudigen Schaffens begann also Fräulein Linder ihre künstlerische Laufbahn in München. War es da ein Wunder, wenn ihr München täglich besser gefiel und unmerklich eine anheimelnde Macht über sie gewann? An geistiger Anregung fehlte es auch sonst in keiner Weise. Ihre unabhängige Lage und ihre seltene Bildung verschaffte ihr die angenehmste gesellschaftliche Stellung. Im Hause des Herrn von Ringseis, an das sie von Basel aus empfohlen war, und in dem sich schon damals der geistige Adel aus allen Gegenden des Vaterlandes zusammenfand, kam sie mit den

bedeutendsten Künstlern und Gelehrten in Verbindung. Dort lernte sie vor allem Cornelius kennen und ward dann auch in seinen Familienkreis aufgenommen; der Altmeister deutscher Kunst blieb ihr zeitlebens mit herzlicher Freundschaft zugethan. Zu ihren nähern Bekannten zählten ferner die beiden Eberhard, Heinrich Heß, Franz von Baader. Etwas später, mit der Uebersiedlung der Universität nach München kamen Schubert, Görres, Schelling, Lasaulx. Auch die beiden Boisseree, die im Herbste 1827 mit ihrer von König Ludwig angekauften Gemäldesammlung nach München übersiedelten, und andere hervorragende Geister traten ihr bald näher.

In einem so auserwählten Kreise entfaltete sich für die junge Künstlerin ein geistig überaus erregtes Leben, und sie gab sich demselben mit aller fröhlichen Unbefangenheit und mit der ganzen Frische eines Künstlergemüths hin, offen für das Schöne und Große auch in andern Gebieten, in Poesie, Musik und Wissenschaft. Die stille freundliche Malerin war überall gerne gesehen.

Durch all die vielseitige Beschäftigung ging aber schon von Anfang an ein ernster Zug, eine Richtung auf das Ewige in dem Vergänglichen. Auch die Kunst war ihr nicht ein bloßer Zeitvertreib. Die ächte Kunst besitzt eine veredelnde Kraft, und sie empfand was Michel Angelo seiner Freundin Vittoria Colonna gesagt hat: „Die wahre Malerei ist edel und fromm von selbst, denn schon das Ringen nach Vollkommenheit erhebt die Seele zur Andacht, indem es sich Gott nähert und vereinigt.“ Vom Reinen und Hohen angezogen wandte sich Fräulein Linder mit Vorliebe der religiösen Malerei zu, eine Richtung in der sie durch das Beispiel ihres wackern Meisters bestärkt wurde; und es machte ihr, der Protestantin, besondere Freude wenn sie, an gute Vorbilder sich haltend, erbauende Kirchenbilder malen oder copiren konnte.

Um die Hauptwerke christlicher Malerei aus unmittel-

barer Anschauung kennen zu lernen, beschloß sie eine Reise nach Italien zu unternehmen. Ihre erste Fahrt gedachte sie zuvörderst auf die Städte Oberitaliens zu beschränken, und dieser Plan wurde, im Geleit von Professor Schlotthauer und dessen Frau, schon während des Sommers und Herbstes 1825 ausgeführt. Mailand, Verona, Padua, Venedig, Bologna wurden besucht und an der Hand des kundigen Meisters gemustert; das letzte vorgesteckte Ziel war Florenz. Die andauernde schöne Herbstwitterung verlockte indeß die Reisenden immer weiter, und so gelangten sie noch bis Perugia, dem Mittelpunkt der umbrischen Schule, und von da in das nachbarliche malerisch gelegene Assisi. Hier in Assisi trat ein kleines Erlebniß hinzu, welches für das spätere Leben der Künstlerin eine tiefe Bedeutung gewann.

Der land- und leutekundige Vetturino machte seine deutschen Reisenden darauf aufmerksam, daß in Assisi ein Nonnenkloster von deutschen Franziskanerinen bestehe. Eine Colonie armer deutscher Frauen mitten in italischen Landen: das Wort genügte, um die Gesellschaft zu bestimmen, in dem Klösterlein vorzusprechen und die frommen Landsmänninen in heimischer Sprache zu begrüßen. Sie fanden aber die kleine Genossenschaft in merklicher Noth. Am Sprechgitter ließen sie sich von der Oberin in Kürze die Geschichte des Klosters auseinandersetzen. Es verdankte seine Gründung einer Patrizierfamilie Rocker aus München und war der Stiftung gemäß nur für deutsche, besonders bayrische Mädchen bestimmt. Unter Napoleon I. war es aufgehoben und die Nonnen in Privatwohnungen untergebracht worden, wo sie ihr altes Leben auf bessere Zeiten hoffend nach Möglichkeit fortsetzten. Diese Zeiten kamen. Nach dem Sturz der napoleonischen Herrschaft ließ sich der Ankäufer des Klostergebäudes zur Herausgabe herbei, und die armen Franziskanerinen konnten wenigstens wieder einziehen. Aber es ging ihnen so kärglich, daß sie manchmal die Nothglocke läuten mußten, und die Zahl der Bewohnerinen schmolz. Zur Zeit

der Ankunft unserer drei Kunstwanderer zählten sie nur noch ihrer zwölf. Ein Zuwachs war unter den Umständen kaum zu hoffen, und der Bestand des Klosters schien abermals gefährdet. Es drohte die gesetzliche Auflösung und den Nonnen die unvermeidliche Aussicht, in andere italienische Klöster vertheilt zu werden. Den deutschen Franziskanerinen lag aber Alles daran, sich als deutsches Kloster zu erhalten. Dieses trug die Oberin den reisenden Landsleuten in schlichter Offenherzigkeit vor und schloß ihre Erzählung mit der Bitte, bei ihrer Heimkunft in München des deutschen Klösterleins in Assisi nicht zu vergessen und nach ihren Kräften dafür Sorge zu tragen, daß doch junge Schwestern aus Bayern nachkämen, um die bayrische Stiftung vor dem Untergang zu retten.

Die drei Reisenden schieden voll Theilnahme und mit dem Versprechen, der Bitte der Oberin eingedenk zu bleiben. Sie traten dann von Assisi die Rückreise an, nahmen ihren Weg über Genua und trafen im November wieder in München ein. Fräulein Linder nahm ihre künstlerischen Arbeiten jetzt, von neuen Anschauungen erfüllt und gehoben, rüstig wieder auf. An den Winterabenden aber bildeten die Erinnerungen aus Italien gar oft den Gegenstand des Gesprächs im Schlotthauer'schen Hause, und fast ebenso oft schlossen sie mit der Frage: wie machen wir's, daß das Frauenklösterlein zu Assisi Zuwachs an Candidatinen bekömmt? Das war aber damals nicht so leicht. Der Geist der Säkularisation hatte ja auch in deutschen Landen weidlich aufgeräumt; der Strom frischen katholischen Lebens rann meist noch im Verborgenen dahin. Daß er sich aber regte, erfuhren sie jetzt mit Ueberraschung. Durch einen jener unscheinbaren Canäle, deren sich die Vorsehung zur guten Stunde bedient — im gemeinen Leben heißen sie Zufall — war die Kunde von dem Hilferuf der Oberin in Assisi an einen Ort gedrungen wo fromme Herzen dafür vorbereitet waren. Eines Tages kam ein Brief aus Landshut an Professor Schlotthauer, von einem ihm

unbekannten Bürgermädchen Therese Frisch geschrieben, des Inhalts: sie hätte von dem deutschen Kloster in Assisi und dem Wunsche der dortigen Oberin gehört; in Landshut wären ihrer eine gute Zahl, welche längst das Verlangen nach dem Klosterleben im Herzen genährt, und nur auf die Gelegenheit harren das Vorhaben nach ihrem Sinne auszuführen; mehrere von ihnen, darunter auch bemittelte, fänden sich nun augenblicklich bereit nach Assisi abzureisen. Das war eine willkommene Botschaft, und in München ließen es jetzt die Freunde der Oberin an dem Ihrigen nicht fehlen. So hatten sie denn die Freude, mit dem kommenden Frühjahr eine kleine Schaar Candidatinen nach Assisi abgehen zu sehen. Das Klösterlein der Franziskanerinen war gerettet und nahm von da an, mit der steigenden Theilnahme aus Deutschland, einen neuen segensvollen Aufschwung. Von Jahr zu Jahr zogen, von München aus befördert, brave arme Mädchen nach dem stillen Asyle der Frömmigkeit, und dahin zu kommen war, wie Brentano noch zwölf Jahre später (1838) schreibt, „der höchste Wunsch solcher frommen Kinder" *).

Die Künstlerreise hatte sich somit noch in ganz anderer Weise gelohnt, als die junge Baslerin geahnt und gerechnet hatte. Der Eindruck, den das eigenthümliche Erlebniß auf ihr empfängliches Gemüth übte, konnte deßhalb kein vorübergehender seyn. Das Klösterlein in Assisi — was war natürlicher? — trat von da an ihrem Herzen näher und blieb ihr theuer mit allen Erinnerungen die sich daran knüpften. Die Persönlichkeit der Oberin selbst, ihre einfache Würde und Natürlichkeit hatte sie in wohlthuender Weise angesprochen, und als sie einige Jahre später ihre zweite italienische Reise unternahm, suchte sie Assisi wiederum mit Freuden auf. Es knüpfte sich eine freundschaftliche Verbindung an, die durch eine regelmäßige Correspondenz unterhalten von Jahr zu

*) Clemens Brentano's Gesammelte Briefe II. 371. 292.

Jahr vertrauter wurde. Sie lernte nun das Leben einer freiwilligen christlichen Armuth praktisch kennen — eine Anschauung die sich in einem Wesen ihrer Art tief einsenken mußte. Sie hatte oftmals Gelegenheit auch durch thätige Unterstützung sich als warme Freundin des Klosters zu bezeigen. Namentlich zur Zeit des großen Erdbebens (1831), wo das Frauenkloster in Noth und Bedrängniß gerieth, ging sie den Nonnen großmüthig an die Hand. Sie blieb überhaupt eine fortwährende Wohlthäterin dieser deutschen Töchter des heiligen Franziskus, und dort, an der Geburtsstätte des Heiligen, ist viel für sie gebetet worden. In Assisi liegen die frühsten Wurzeln ihrer stille keimenden, langsam reifenden Bekehrung.

Im Jahre 1828 kehrte Fräulein Linder in ihre Vaterstadt Basel zurück, um von dort aus im folgenden Jahre eine längere Reise nach Rom anzutreten. Wie jedes ächte Künstlerherz zog es auch sie nach dem alten Hochsitze der Kunst, nach der ewigen Stadt. Auf der Hinreise berührte sie, wie schon erwähnt, Assisi; sie hatte die Freude, dem Kloster der Franziskanerinen eine neue Candidatin aus München zuzuführen, und fand die Klosterfrauen überhaupt im glückseligen Frieden*). Von ihren Segenswünschen begleitet eilte sie nach der ewigen Stadt, wo sich eine neue Welt vor ihr aufthat. Schöne glückliche Tage verlebte sie in Rom, und es gefiel ihr so wohl, daß sie an drei Jahre daselbst gefesselt blieb. Auch hier verkehrte sie mit ausgezeichneten

*) Den gleichen Eindruck empfingen Cornelius und Schlotthauer, als sie anderthalb Jahre später ebenfalls des Weges kamen. Sie erlangten vom Bischofe die Erlaubniß, die deutschen Schwestern vom heil. Franziskus in der Clausur zu sprechen. Die unschuldige Heiterkeit und friedenvolle Glückseligkeit der deutschen Nonnen war wahrhaft rührend. Der Bischof aber stellte denselben vor den beiden Künstlern das schönste Zeugniß aus, indem er versicherte, daß er die frommen deutschen Schwestern den italienischen immerfort als Muster vorhalte.

Geistern aus der deutschen Kunstgenossenschaft, und die Gleichartigkeit der Bestrebungen schuf eine freundschaftliche Geselligkeit, die den Aufenthalt in mannigfacher Weise verschönerte. Gelehrte wie Künstler aus der deutschen Colonie verweilten gerne in ihrer Gesellschaft. Hier lernte sie Overbeck kennen, diese Johannisseele unter den Künstlern, dessen Freundschaft für sie und ihre Lebensrichtung so bedeutsam wurde. Neher und Eberle erhielten von ihr Aufträge. Mit dem Maler Ahlborn las sie Dante. Der alte Koch erfreute sich an dem Umgange der gemüthvollen Schweizerin und brachte viele Winterabende bei ihr zu. Auch Thorwaldsen, Bunsen und Platen gehörten in Italien zu ihren nähern Bekannten.

Von Rom aus machte Fräulein Linder einen Ausflug nach Neapel und Sorrent. Sie verbrachte dort mit einer Gesellschaft von Deutschen, unter denen sich Platen befand, den Sommer von 1830. Die wunderbare Poesie der Landschaft und des Himmels von Sorrent wirkte mit ihrem vollen Zauber auf das offene Gemüth der Künstlerin. Alle drei Künste der Poesie, Musik und Malerei mußten zusammenhelfen, um dem Entzücken und der Naturfreude genügenden Ausdruck zu leihen. Sie wurde unter dem Eindruck der Herrlichkeiten selbst zur Dichterin und wußte ihren in Rom zurückgebliebenen Freunden ihr „reizendes Paradies" mit aller südlichen Farbengluth zu schildern. Wie sie in Rom als Musikkennerin mit Erbauung der altclassischen Kirchenmusik in der sixtinischen Kapelle nachging, so widmete sie am Golf von Neapel dem italienischen Volksgesang ihre Aufmerksamkeit. Es war eine fröhliche Gesellschaft beisammen und es wurde viel gesungen. Die Lieder und Melodien, die sie dort miteinander sangen, sammelte sie und nahm sie in die Heimath mit. Platen erinnerte sie in spätern Briefen an diese Tage und bat sie noch von Venedig aus um „die Musik zu den Terzinen und Oktaven, die in Sorrent gemeinschaftlich gesungen wurden."

Bei ihrer Rückkunft nach Rom im Spätherbst desselben

Jahres fand sie Cornelius mit seiner Familie dort, und das in München geknüpfte freundschaftliche Verhältniß mit derselben wurde in Rom auf das herzlichste erneuert. Die Anwesenheit des gefeierten Meisters brachte in die römische Künstler-Genossenschaft ein reges freudiges Treiben, und der Rest ihres Aufenthalts in der ewigen Stadt wurde dadurch in anziehendster Weise belebt. Mit Cornelius trat sie dann auch im darauffolgenden Jahre die Rückreise in die Heimath an. Es war ein schwerer Abschied, als sie endlich im Juli 1831, reich an schönen und tiefen Eindrücken, das ihr theuer gewordene hesperische Land verließ, um sich zunächst nach Basel zu begeben, und es ist der Künstlerin nicht zu verdenken wenn sie im Anfang, wie die Briefe verrathen, den blauen Himmel Italiens nur schwer vergessen und an die „graue Farbe" des deutschen sich nicht sogleich gewöhnen konnte. Die Frische des Contrastes verlor sich indeß und das Heimathgefühl trat in die alten Rechte ein. Aber der Römer Aufenthalt blieb ein lichter Punkt in ihren Erinnerungen, und noch in späten Jahren, wenn auf jene Zeit die Sprache kam, konnte die stille Dame ganz warm und beredt werden.

Auch in Rom hatten die Künstler die kunstsinnige Schweizerin nur ungern scheiden sehen. Der alte Koch ließ ihr durch Maler Eberle schreiben, wie sehr er bedaure, „die Winterabende nicht wieder wie früher bei ihr zubringen zu können." Overbeck und Andere unterhielten mit ihr einen regen geistigen Verkehr. Ein gesegnetes Andenken hatte sie aber in der deutschen Künstlercolonie dadurch hinterlassen, daß sie jüngere Talente unterstützte und durch Aufträge ermuthigte. Namentlich der Historienmaler Adam Eberle, ein Schüler des Cornelius, Freund und Landsmann Lasaulx's, eine hochbegabte und der edelsten Richtung huldigende, aber mit äußern Sorgen ringende Kraft, fand an ihr eine hochherzige Gönnerin, und man darf wohl sagen, daß auf seine letzten Lebensjahre — er starb zu Rom schon 1832 — durch ihre Güte ein letzter Sonnenschein gefallen ist. Die Briefe, die sie von dem

Frühvollendeten aufbewahrte — theils während ihrer Anwesenheit in Rom, theils nach ihrer Abreise aus Italien an sie gerichtet — geben darüber reichlichen Aufschluß und beleuchten überhaupt die Art ihres Wirkens nach dieser Seite. Gleich im Anfang ihres Begegnens zu Rom hatte sie, als sie seine Lage kennen lernte, ein Oelgemälde bei ihm bestellt, und voll Rührung dankt er der freundlichen Dame für „das Vertrauen, das sie einem Namenlosen durch den ehrenvollen Auftrag" geschenkt habe. Später eignete sie sich auch mehrere Zeichnungen von Eberle an, gleich dem bestellten Oelbilde lauter religiöse Gegenstände, darunter eine die sie besonders hochhielt und die sie später einem Kupferstecher zur Nachbildung übergab: Petrus und Paulus nach dem Abendlande ziehend.

Als ihr Eberle diese und eine andere dem alten Testament entnommene Zeichnung als „Ertrag seiner Muse seit ihrer Abreise" nach Basel zusandte, begleitete er sie mit den Worten: „Was mich hauptsächlich zu diesen Gegenständen hinzieht, ist die gesunde Sprache, die ich bemüht bin in meine Kunst zu übertragen. Deßhalb sehen Sie diese Arbeit bloß als Studien an, die ich für meinen Geschmack nothwendig halte; was daran noch fehlt, weiß ich sehr gut, ohne aber dem Mangel abhelfen zu können. Nehmen Sie es deßhalb wie es ist, ganz schlecht ist es nicht und ist in sehr trüber Zeit entstanden und hängt manche Thräne dran, die wie eine Ader edlen Metalls siebenmal bewährt im irdenen Tiegel durchhinfließt. Auch hab ich schon hier einigen Trost, daß ich nicht ganz vergeblich gearbeitet habe, in dem Urtheil Overbecks, der sie bei Bunsen sah, was mich nicht wenig freute." Ihre freigebige Fürsorge hörte nicht auf, ihn der drückendsten Sorgen zu entheben, und Eberle ergießt sich in Worten voll Dankbarkeit für die fortlaufenden Beweise ihrer Güte, noch mehr aber für die zarte Weise und die aufrichtenden Worte, womit sie das alles that.

Auch auf seine religiöse Gesinnung scheint ihr persönlicher Umgang zu Rom wohlthuend gewirkt zu haben. Die

Neigung für mystische Schriften, die sie durch Baader angeregt in jener Periode nährte, gewann auch bei ihm Boden, und als kurz nach ihrem Abgang Lasaulx nach Rom kam, freute dieß ihn besonders auch deßhalb, weil er mit diesem die liebgewordene gemüthserhebende Beschäftigung wieder fortpflegen konnte. Er schrieb ihr darüber am 25. September 1831 nach Basel: „Ein alter Jugendfreund und Landsmann von mir, E. Lasaulx, ist jetzt mein beinahe ausschließlicher und täglicher Umgang . . . Er wird wohl den Winter hier zubringen und meine Wohnung mit mir theilen. Er ist, wie Sie wissen, ein eifriger Anhänger des Schelling und mit der neuern Philosophie, und was für mich noch mehr Werth hat, mit der Mystik des Mittelalters sehr vertraut; ich freue mich einigen Ersatz Ihrer Gesellschaft an ihm gefunden zu haben, wenn ich auch nicht die Hoffnungen, die er auf die neuere Philosophie setzt, theilen kann; wenn mich auch die Bekanntschaft mit derselbigen über manches Vorurtheil aufklärt, so finde ich mich doch nur mehr und mehr zu dem Einen was Noth ist hingezogen, in der festen Ueberzeugung daß nur an der alleinigen Lebensquelle Jesus Christus unser Durst gestillt werden kann." Ueber seinen Freund fügt er indeß gleich hinzu: „Lasaulx hat übrigens eine sehr tüchtige christliche Unterlage, und wenn einmal sein Können mit seinem Wollen und sein Wollen mit seinem Können Hand in Hand geht, dürfen wir gewiß etwas sehr Tüchtiges von ihm erwarten."

Lasaulx war es dann auch, welcher der gemeinsamen Freundin die Trauerpost von dem unerwarteten Hinscheiden Eberle's nach Deutschland berichtete. Eberle's Plan war gewesen, noch ein Jahr in Rom zu verbringen, dann ebenfalls nach München und unter die Fittige seines Meisters Cornelius zurückzukehren und seiner Kunstwanderfahrt ein Ziel zu setzen. So schrieb er noch selber in einem Briefe vom 7. März 1832. Aber schon einen Monat später hatte er seine irdische Pilgerfahrt überhaupt vollendet. Er erlag einem Magenleiden. Fräulein Linder hatte den Kranken kurz zu-

vor noch durch die Zusendung eines Vorschusses erfreut. Unter dem 24. April 1832 meldete nun Lasaulx aus Rom: „Unser Freund Adam Eberle genas am 15. April Nachmittags fünf Uhr nach hartem Todeskampf von der Krankheit dieses Lebens; Charfreitag Morgens haben wir ihn heimgetragen ... Drei Tage vor seinem Tode ward ihm noch die große Freude, Ihren letzten Brief und was Ihre Liebe diesem Brief beigelegt, zu erhalten. Er war Einer der wenigen, die ihre Seele reingewaschen im Blute des Lammes, welches von der Welt Anfang geopfert worden ... Die Lamentationen und das Miserere der göttlichen alten Meister Palestrina und Allegri, welche Sie unsern Freund gebeten für Sie mitzuhören — habe ich für Sie beide mitgehört."

München war der Künstlerin nun bereits so an's Herz gewachsen, daß sie schon 1832 von Basel wiederum dahin übersiedelte. Nach dem Aufenthalt in Rom mußte ihr das Leben in der deutschen Kunstmetropole doppelt zum Bedürfniß werden, und in der That blieb die bayerische Hauptstadt fortan ihr ständiger Wohnort. Ihr Haus wurde immer mehr eine friedliche Heimstätte aller schönen Künste. Ihre Einkünfte setzten sie in den Stand, durch eine Reihe von Aufträgen nach und nach einen Schatz von Bildern und Handzeichnungen zu sammeln, in dem die Koryphäen christlicher Kunst vertreten waren. Den vornehmsten Platz darunter nahm Overbeck ein mit einem Cyklus evangelischer Darstellungen, auserlesene Handzeichnungen die im Verlauf der dreißiger Jahre in ihren Besitz gelangten. Auch das schöne, von ihr hochgehaltene Oelgemälde Overbecks, „der Tod des heil. Joseph", entstand damals, ein erhebendes Bild vom Tod des Gerechten überhaupt. Von Cornelius erwarb sie drei Cartons zu den Wandgemälden der Ludwigskirche (Weltschöpfung), in denen dieser gewaltige Geist würdig vertreten war. Ebenso gehörte das Altarbild von Konrad Eberhard, eine der gedankenreichsten Compositionen dieses

trefflichen Meisters, ursprünglich für eine der neuen Kirchenbauten König Ludwigs bestimmt, zu den Kleinodien ihres Hauses; gleichwie der ehrwürdige Künstlergreis selber mit seiner reinen Kinderseele und innig frommen Schlichtheit hoch in ihrer Freundschaft stand.

Neben der bildenden genossen auch die beiden Schwesterkünste, die Poesie und die Tonkunst, eine bevorzugte Pflege im Hause der Malerin. Sie hatte ein tiefes Verständniß für das Aechte und Edle in der Poesie, und sie folgte den literarischen Erscheinungen der Neuzeit bis in ihr Alter mit theilnehmender Aufmerksamkeit. Ihre eigenen poetischen Versuche kamen nur den nähern Bekannten zu Gesicht; es waren aber Gedichte darunter, denen selbst Brentano einen höhern Werth beimaß. Ihre Bibliothek war eine gewählte, und eine reiche Sprachenkunde vermittelte ihr die Kenntniß der werthvollsten Erzeugnisse der modernen Culturvölker. Ihre ästhetische und wissenschaftliche Bildung stand ihr überhaupt gut an, weil die Bildung des Geistes und des Herzens in ihr gleichen Schritt hielt.

Die Musik griff Fräulein Linder mit ganzem Ernste an. Sie übte sie nicht bloß praktisch in mehreren Instrumenten — Aeolodicon und Harfe sah man immer in ihrem Zimmer — sie ließ sich von Ett auch im Generalbaß und in der Geschichte der Musik unterrichten; Harmonielehre hat sie nach seinen Vorträgen nachgeschrieben. In den musikgeschichtlichen Vorträgen war es vorzugsweise wiederum das religiöse Gebiet was ihr Interesse fesselte; ihr historischer Sinn ging überall auf die Anfänge zurück, auf die Entwicklung des ächten Kirchenstyls, und zur Erschließung dieser Seite hatte sie in Ett den rechten Mann gefunden. Uebrigens stand sie auch mit Proske in Regensburg, dem tiefen Kenner alter Kirchenmusik, in freundschaftlichem Gedankenaustausch. Zuweilen wurden musikalische Kränzchen gehalten, wozu Ett Singknaben vom Chor in der Michaelskirche mitbrachte; ältere religiöse Cantaten, Compositionen von Orlando di Lasso, Händel, Abt

Voglers Hymnen und Verwandtes wurden da aufgeführt. Konrad Eberhard, ein begeisterter Verehrer der Tonkunst und des Meisters Ett, der mit Schlotthauer den musikgeschichtlichen Vorträgen regelmäßig beiwohnte und wohl auch selber componirte, sprach noch als Neunzigjähriger mit liebevoller Erinnerung von jenen erhebenden Abenden bei Fräulein Linder.

In dieser allseitigen und ernsten Hingabe an die Kunst, an künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen für die sie mit stets bereitwilliger Freigebigkeit Opfer brachte, gewann ihr Leben immer mehr idealen Gehalt und zugleich jene Weite des Horizonts und jene Vertrauen erweckende Gediegenheit, wodurch sie sich ihre eigenthümliche anmuthige Stellung in der Gesellschaft begründete. Wenn man fragen will, was es wohl gewesen, das diese stille Seele einem auserwählten Kreise verband und ihr Haus zu einem anziehenden Sammelpunkt von Gelehrten und Künstlern machte, in dem auch die geistreichsten und tiefsinnigsten sich gerne begegneten, so ist ohne Zweifel darin der Schlüssel zu suchen. Es war das lebendige Verständniß das sie allen geistigen Interessen entgegenbrachte, das unbefangene Eingehen in die Anschauungen großartiger Naturen, der offene Sinn womit sie das Schöne und Wahre auf jedem Gebiete ehrte und anerkannte. Es war dann die uneigennützige opferwillige Begeisterung und die ihrem Wesen aufgeprägte Seelenreinheit die Allen Verehrung einflößte. Eine unwandelbare gemüthvolle Freundlichkeit bei gemessenem Ernst, bei klarer Verständigkeit eine goldene Güte, auf der Höhe eines sonnigen Daseyns die tiefere Auffassung des Lebens in allen Erscheinungen — darin ruhte wohl die sanfte Attraktionskraft, womit sie die Sympathien der besten Geister an sich zog und ohne Unterbrechung festhielt.

Ein Charakter solcher Art spiegelt sich am besten in den Freunden. Ihr Leben floß im Allgemeinen so still und geregelt dahin, daß es fast nur in den Beziehungen der Men-

schen die ihr nahe standen, an die Oberfläche tritt. Es erscheint darum angemessen, daß wir einige wenige aus der großen Zahl ihrer Freunde, solche die gleich ihr schon heimgegangen, in einzelnen charakteristischen Kundgebungen zu Worte kommen lassen. An erster Stelle steht am füglichsten der Malerfürst der neuen Kunstepoche selber, Cornelius, der von früh an ihr Freund gewesen und nur wenige Monden nach ihr in eben diesen Tagen seine irdische Fahrt beschlossen hat. Die Bedeutung des Mannes und die Frische seines Verlustes wird es rechtfertigen, wenn wir etwas ausführlicher bei ihm und seinen Briefen verweilen*).

Als Emilie Linder von München aus ihre schon erwähnte Reise nach der Schweiz und nach Italien antrat, war ihr Verkehr mit der Familie des berühmten Meisters bereits so vertraulich geworden, daß er sich auch brieflich weiter spann. Gewöhnlich war es ein italienisch-deutscher Doppelbrief von Carolina und Peter Cornelius, womit sie begrüßt ward; beide gedenken mit freundschaftlicher Wärme ihres Zusammenlebens in München, und der Zuruf: „Sie werden vermißt!“ klingt bei längerem Fernebleiben mehrmals durch. Frau Carolina Cornelius bezeigte ihr eine rührende Anhänglichkeit. Der geniale Meister ehrte sie aber besonders dadurch, daß er sie von Zeit zu Zeit über seine Entwürfe und Unternehmungen in Kenntniß erhielt. So vor allem als er mit den Compositionen für die Ludwigskirche in München betraut wurde, wodurch er eine lang gehegte Lieblingsidee der Verwirklichung nahe sah: die Geschichte der Menschheit in großen Umrissen, die Schöpfung, die Erlösung, die Sendung des Geistes in der Kirche, das jüngste Gericht stand vor seinem Geiste. Da drängte es ihn, der abwesenden Freundin seine

*) Es war die eigene Meinung der seligen Emilie Linder, die sie noch in den letzten Jahren ausgesprochen, daß die Briefe, welche sie von Cornelius aufbewahrte, zu einer einstigen Biographie desselben dienlich seyn dürften.

Herzensfreude kundzuthun, und die Nachschrift, die er dießmal dem Briefe seiner Frau anfügte, wurde zu einer Dithyrambe. Er schrieb unterm 20. Januar 1829: „Ich kann diesen Brief nicht besser schließen, als durch die Mittheilung einer Sache die mich so sehr beseligt, und die Sie, meine theure Freundin, ganz mit mir empfinden werden. Denken Sie sich mein Glück! ich soll nach Vollendung der Glyptothek eine Kirche malen. Schon seit 16 Jahren trage ich mich herum mit einem christlichen Epos in der Malerei, mit einer gemalten comoedia divina, und ich hatte häufig Stunden und ganze Zeiten, wo es mir schien, ich wäre dazu ausersehen. Und nun tritt die himmlische Geliebte als Braut mir in aller Schönheit entgegen, welchen Sterblichen soll ich nun noch beneiden? Das Universum öffnet sich vor meinen Augen, ich sehe Himmel, Erde und Hölle, ich sehe vergangene Zeit, Gegenwart und Zukunft, ich stehe auf dem Sinai und sehe das neue Jerusalem, ich bin trunken und doch besonnen. Alle meine Freunde müssen für mich beten, auch Sie meine theure Emilie! Es grüßt Sie mit brüderlicher Liebe Ihr P. Cornelius."

Die heldenhafte Natur dieses Geistes, der Mann mit den weltumspannenden Ideen, spricht aus diesen Zeilen in der vollen unmittelbaren Frische. In andern Briefen aus dieser Freudenzeit gewinnt der originelle Humor die Oberhand; er läßt da sich in übermüthig sprudelnder Laune gehen und bittet dann wohl zum Schlusse um ein nachsichtig freundliches Gedenken an „den närrischen Maler Peter Cornelius." Ihre Antworten waren einfacher und gehaltener, aber doch von jener frischen Selbstständigkeit, die einen Geist wie den seinigen vor allem ansprach. Sie ließ seine geniale Art gewähren, ohne ihrer Wahrheitsliebe und ihrer Würde etwas zu vergeben. Er ist denn auch von ihren Briefen „entzückt und erbaut" zugleich, und er macht einmal über dieselben die bezeichnende Bemerkung: „Alles was Ihre persönliche Erscheinung mir schönes und holdes ahnen ließ, tritt durch sie

(die Briefe) unbefangener, muthiger und lebendiger hervor, es kleidet Ihnen unbeschreiblich wohl, wenn Sie sich ein Herz fassen."

Um das Jahr 1831 gewann es einen Augenblick den drohenden Anschein als ob die Cholera München heimsuchen würde; die Vorkehrungen der obersten Sanitätsbehörden gegen den unheimlichen Gast waren bereits getroffen. Fräulein Linder befand sich damals zu Basel, und von dort aus lud sie in freundlichen Zeilen Cornelius ein mit seiner Familie Zuflucht an ihrem häuslichen Herd zu suchen. Die ritterliche Antwort des Meisters aus München vom 15. Nov. 1831 lautet wie folgt: „Ihr freundliches Anerbieten, an Ihrem gastlichen Herde die Cholera gleichfalls auszulachen und bei dieser Veranlassung einen uns entsprechenden Decamerone vielleicht zu reproduciren, hatte für mich einen unendlichen Reiz, ich wäre seiner Lockung gefolgt, hätte ich den Muth gehabt mich zu fürchten. Jetzt aber aus Feigheit für den Tod meiner Ehre, muß ich den Cartätschen der Cholera stehen; da wo mein König und so viele herrliche und ehrenwerthe Männer aushalten, darf der Cornelius nicht davon laufen... Ihrem träumerischen Freund werden Sie diesen unanständigen Brief zu gute halten, aber eine Indulgenza plenaria erfleht er, indem er das kecke Geständniß ablegt, daß er Sie unendlich liebt und verehrt. P. v. Cornelius."

Um jene Zeit tauchte in Cornelius ein Gedanke auf, der ihn lange beschäftigte, nämlich die Denkwürdigkeiten aus seinem bewegten Künstlerleben aufzuzeichnen, ein Plan der gewiß die Literatur um ein originelles Werk bereichert hätte und für die Kunstgeschichte der neuern Zeit von unschätzbarer Bedeutung geworden wäre. Er ist leider nicht verwirklicht worden, aber es ist ein Beweis der Hochschätzung für die heimgegangene Freundin, daß Cornelius die Memoiren in der Form von Briefen an sie niederzuschreiben vorhatte, wie aus den nachfolgenden zwei Briefen des Künstlers erhellt. Sie sind beide mitten aus der fröhlich gehobenen Stim-

mung heraus geschrieben, in die ihn die großen Entwürfe zu seinem „christlichen Epos“ versetzten.

München 12. Februar 1832: „Sehr verehrte theure Freundin! Dieses soll keine Antwort auf Ihren lieben schönen Brief, den Sie mir durch H. Hauser haben zukommen lassen, seyn; es ist nur ein leises Zeichen meines Dankes und meiner innigsten Freude über die Fülle von Wohlwollen und treuer Freundschaft, die Ihr liebes Schreiben für mich unverdienten athmet. Seit einiger Zeit frage ich mich selber, warum mir das Briefschreiben, das wie Sie und die Welt weiß, mir ein Gräuel ist, nun aber durch die Correspondenz mit Ihnen mich in jene glückliche Zeit versetzt, wo man eine Bibliothek schreiben kann und sich dennoch nicht genügt. Hätte ich jetzt mehr Muße, so würde ich ein altes Projekt, meine Lebensgeschichte nach Art mancher französischen Memoiren in Briefform und an Sie gerichtet nun ausführen, und wenn vorderhand daran nicht zu denken ist, so gebe ich den Gedanken selbst nicht auf . . .

Helden und Künstler (im freiesten und umfassendsten Sinn des Worts) können am besten von reinen weiblichen Seelen aufgefaßt und verstanden werden. Nur Hebe darf dem Alciden den Nektar reichen, nur Beatrice führt den Sänger in's Paradies; Tasso's Wahnsinn ist ein irres Suchen in einem Labyrinth wo Ariadne's Faden zerrissen, Michelangelo wäre so groß als Maler wie Dante als Dichter, hätte Beatrice ihm den Himmel gezeigt. Raphaels tausendfach beschwingte Psyche trug ein sinnliches Mädchen in's Gebiet der Sterne, ihr animalisches Blut entzündete das seine und tödtete ihn. Wenn ich einmal meine Memoiren schreibe, so werden Sie erfahren wie es mir in dieser Sache ergangen. Vorderhand lasse ich Sie durch ein Schlüsselloch in mein geheimes Kabinet sehen, es ist ein schlechtes Jugendgedicht, das Sie nun zur Strafe lesen müssen, weil Sie mich spottweis einen Dichter nannten*). — Ich weiß nicht warum

*) Es ist in der That ein sehr jugendliches Gedicht „an die Muse“, mit dem Anfang:

„Vertraut nur hab ich allein
Dir Muse, o himmlische Freundin ꝛc.“

ich Ihnen dieses schlechte Gedicht mittheile, mir scheint als übten Sie einen Zauber über die Geister meiner Lebensgeschichte und sie müßten Ihnen erscheinen; vielleicht könnte dieser Brief einst als Zueignung zu benannten Memoiren dienen, weil er wie eine Ouvertüre die Hauptmotive in sich faßt. Nun leben Sie wohl und nehmen Sie kein Aergerniß an dieser leichten Fastnachts-Arabeske. Meine Frauenzimmer grüßen Sie aufs herzlichste, von Rom haben wir gute Nachricht. Der Himmel segne Sie, gebe Ihnen Heiterkeit und Freude, und führe Sie bald zu uns. Unterdessen aber schreiben Sie recht oft und recht bald Ihrem treuesten Freunde P. Cornelius."

Vier Monate später kommt er auf denselben Gegenstand zurück, indem er ihr eine Durchzeichnung seiner neuesten Composition zu den Wandgemälden der Ludwigskirche (die Epiphanie) nach Basel sandte, die er mit den Worten begleitete:

München, 21. Juni 1832. „Beiliegend finden Sie eine kleine Pause nach einer eben gefertigten Zeichnung zu einem großen Carton (Gegenstück der Kreuzigung), und statt sie Ihnen zu erklären, bitte ich mir eine Erklärung darüber von Ihnen aus, es hätte für mich einen Reiz in Ihrem Geiste den meinigen gleichfalls veredelt und anmuthiger wieder zu sehen. Welche Coketterie! höre ich Sie lächelnd ausrufen, indessen hoffe ich dennoch Gnade vor Ihren Augen zu finden, und wenn es wahr ist, daß Künstler viele verwandte Seiten mit den Frauen haben, so wird diejenige, die uns spornt, denen zu gefallen die wir lieben, wohl einige Nachsicht finden.

Ich beschäftige mich oft auf meinen einsamen Spaziergängen mit der Anordnung der zu schreibenden Memoiren, es fangen die Massen an sich zu bilden; aber ohne daß Sie die letzte Hand daran legen, wird es nicht zu produziren seyn. Ich könnte mich nie entschließen es andern Händen anzuvertrauen. Bei der Ricapitolazion meines Lebens finde ich den Inhalt reicher als ich selbst anfangs dachte, sehr schwer wird mir die Behandlung mancher Zustände desselben seyn; wie leicht verliert manches Verhältniß seine Farbe und seinen ächten Charakter, wenn nur etwas weg-

gelassen wird; und dennoch muß dieses wahrscheinlich sehr oft geschehen, wenn dieses Werk noch zu meiner Lebzeit erscheinen soll. Ehe ich anfange zu schreiben, werde ich Ihnen, theuerste Freundin, einzelne Abschnitte mündlich mittheilen, und alsdann kann darüber hin und her gesprochen werden, worauf ich mich freue, weil es die Sache reifen macht. Es grüßt Sie mit innigster Verehrung und Liebe Ihr ganz ergebener P. v. Cornelius."

Endlich sei es noch gestattet, eines Briefes Erwähnung zu thun den er von Rom aus am 12. Oktober 1833, während er eben an der Composition zum Weltgericht arbeitete, an sie nach München richtete; der Ton läßt ihn wieder in seiner vollen launigen Schaffenslust erkennen — nennt er doch selber diese Zeit schöpferischer Kunstthätigkeit seine „Hochzeit" — dient aber in einzelnen Aeußerungen zur beiderseitigen Charakteristik:

„Meine edle Freundin! Es ist in der That zu arg! noch immer hat er nicht geschrieben? nicht einmal auf den schönen Brief von Salzburg geantwortet? nun! da muß ich sagen, da bin ich begierig wie er sich verantworten will. So höre ich den Schlotthauer ausrufen, selbst Schubert schüttelt bedenklich den Kopf, Sie selbst aber schweigen und denken. — Ich selbst wäre in Verzweiflung mich zu rechtfertigen, denn meine besten Pfeile habe ich schon bei solchen Gelegenheiten bei Ihnen verschossen, die schönsten Wendungen, die feinsten Gedanken sind schon gebraucht. Ich wäre in Verzweiflung, sage ich, wenn nicht das Ungeheuerste, das Unerhörteste, wenn nicht das Weltgericht selbst mich in Schutz nähme. Nie hat man wohl eine Dame auf eine großartigere Weise um Verzeihung gebeten, und indem ich das Universum zu Ihren Füßen lege, erwarte ich getrost mein Urtheil. — Nun ist die Zunge gelöst! und ich darf Ihnen sagen, daß ich eine selige Zeit, die Hochzeit, die Zeit der Erfüllung meiner heiligsten Wünsche hier feiere, wie wenige Menschen erlangen ein solches Glück! und wie wenig ist diese Welt geeignet zu solcher Erfüllung! . .

Wie gerne zeigte ich Ihnen meine jetzigen Arbeiten, obschon es mir immer vorkam als wären sie für Ihren stillen Sinn viel zu gewaltsam und überschwänglich, Overbeck müssen

Sie unendlich mehr lieben, bei mir lassen Sie Gnade vor Recht ergehen. Wie habe ich mich ehemals über solche Dinge grämen können! Welch ein Schatz ist ein tiefer ganzer unheilbarer Schmerz! er bringt uns mehr als die höchste Beseligung, die dieses arme Leben bieten kann, dem Heiligen nahe, er ist treuer, unablässiger, er führt uns in die Einsamkeit, in uns selbst. Sie ahnden wohl was ich meine, täglich danke ich's dem Himmel daß er grade durch Sie mir jene Kunde zukommen ließ; so reicht man einem kranken Kinde bittere Arznei auf süßer Frucht. — Doch warum unterhalte ich Sie mit diesen Trivialitäten? In allen Büchern aller Völker liest man davon, und dennoch wenn das arme Menschenherz von so viel Noth bedrängt wird, so fühlt es ebenso stark und tief wie ehemals in Troja, und die Aeußerungen der Freude, der Liebe sowie des Schmerzes sind immer neu und ihre Mittel unerschöpflich, und immer wirft man sich an die Brust einer liebefähigen theilnehmenden Seele . . .

Nehmen Sie mit diesem confusen Geschreibsel vor der Hand vorlieb, und bleiben Sie mir in Freundschaft gewogen, fahren Sie fort mir durch die Finger zu sehen, und fünfe grade seyn zu lassen. Ich aber nehme es mir heraus Sie immerfort unbegrenzt zu lieben und zu verehren. Mein ganzes Haus und alle Freunde grüßen Sie herzlichst, vor allen aber Ihr P. v. Cornelius."

Die Correspondenz erlitt wohl später, als Cornelius nach Berlin übersiedelte, eine Unterbrechung, nicht aber die Freundschaft beider, die bis an's Ende ausdauerte. Doch hörte auch der Briefwechsel nicht ganz auf, so daß der „tintenscheue" Meister von Berlin aus einmal behaupten konnte: er habe an keine Dame so oft geschrieben als an sie.

Zu den frühesten Bekannten von Emilie Linder gehörte ferner der Philosoph Franz von Baader, wie die neun an sie gerichteten Briefe zeigen, welche in den gesammelten Werken Baaders abgedruckt sind*). Der erste derselben datirt bereits

---

*) Franz von Baaders sämmtliche Werke Bd. 15, S. 427, 449, 450, 451, 475, 476, 480, 484, 488.

vom 25. Mai 1825, also aus der Anfangszeit ihres Aufenthalts in München, und der Inhalt offenbart zugleich das unmittelbare Motiv ihrer beiderseitigen Annäherung. Das Schreiben ist eine Art Gedenkblatt, worin der Philosoph die bildende Kunst mit der „göttlichen Kunst Gutes zu thun" geistvoll parallelisirt, und schließt mit den Worten: „Mit diesem empfiehlt sich dem geneigten Andenken der Fräulein Emilie Linder, welche sich in seiner Erinnerung durch eine auf seine Bitte einer armen Familie erwiesene Wohlthat theuer und unvergeßlich machte — Franz Baader." Der Anknüpfungspunkt war also die schöne Bethätigung jener Eigenschaft, wodurch E. Linder im Stillen so viel Gutes gestiftet, hochherzige Nächstenliebe.

Von da an übersandte ihr Baader regelmäßig seine Aufsätze und Werke, und man begreift, wie viel er ihrem Verstande zumuthet, wenn er ihr ein Exemplar seiner Vorlesungen über spekulative Dogmatik oder social-philosophische Abhandlungen zuschickt. Er erachtet es für eine schöne Pflicht, ihr von Zeit zu Zeit „Nachricht über sein literärisches Wirken" zu geben: Beweis genug, daß sie auch so ernsten und schwierigen Gegenständen mit Aufmerksamkeit zu folgen keine Mühe scheute. Er wußte sie namentlich für Jakob Böhme zu interessiren. Ihre verständigen Bemerkungen zu Baaders Aufsatz über die Versöhnungslehre veranlassen ihn zu der Aeußerung: das Schreiben gebe ihm „einen genügenderen Beweis als manche Recension, daß es ihm gelungen sei, Kopf und Herz zugleich zu treffen." Im J. 1831 widmete ihr Baader sogar ein philosophisches Schriftchen, nämlich die „Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik" (München, Franz 1831). In der kurzen Zueignung dieser „kleinen, große Gegenstände anregenden Schrift" heißt es: „Während Sie mitten in der alten Roma Ihr Gemüth, Geist, Auge und Hand der Kunst widmen, wird es Ihnen vielleicht nicht unlieb seyn, über die rauhen Alpen herüber eine Stimme der freundschaftlichen Erinnerung an jenen heiligen Liebesbund

der drei Grazien unseres besseren und ewigen Lebens, der Religion, der Spekulation und der Poetik, somit auch der bildenden Kunst, zu vernehmen." In dem Schreiben, welches dieses Schriftchen begleitete, setzt er ihr den leitenden Gedanken des Büchleins noch bestimmter auseinander: „Wenn uns die Religionslehrer sagen, daß die ganze christliche Religion auf der Erkenntniß und Ueberzeugung beruhe, daß Gott die Liebe ist, und wenn in dieser Religion die Liebe Gottes, des Menschen und der Natur als Pflicht geboten, somit das im Grunde Einsseyn der Liebe und Pflicht ausgesprochen wird, so scheint wohl in einer gleich lieblosen und pflichtvergessenen Zeit jeder Versuch an der Zeit zu seyn, die Identität beider (der Pflicht und der Liebe) damit nachzuweisen, daß man die Gesetze der Religion in jenen der Liebe, sowie dieser in jenen wirklich nachweist, was in dieser Schrift, wie ich mich überzeugt halte, auf eine neue, wenn schon homöopathische Weise geschehen ist."

Neben Baader sei zugleich sein geistvoller Schwiegersohn erwähnt, Ernst von Lasaulx. Er trat in dem nämlichen Jahre, als Emilie Linder Rom verließ, seine große Reise durch Italien und Griechenland nach dem Orient an. Sie begegneten sich in Florenz am 27. Juli 1831, und er verhieß der Malerin eine Reisebeschreibung. Dieser Zusage entsprang eine Reihenfolge von Briefen, in denen er seine Erlebnisse und Eindrücke auf dem hellenischen Boden und im gelobten Lande schilderte, wie sie selten frischer und wärmer geschrieben worden sind, Reiseberichte voll klassischer Schönheit. Aus welcher Feder hätte auch dem kunstsinnigen Fräulein das Alterthum lebendiger nahe geführt werden können, als aus der Feder Lasaulx's, des begeisterten Kenners griechischer Kunst und Geschichte, der zugleich ein Meister künstlerischer Prosa war! Poesievolle Anschauung und philologische Klarheit gehen in den Berichten erquicklich nebeneinander, ob er nun seine Ritte nach jener „lebendigen Felsarchitektur" der cyklopischen Bauten, der titanischen Mauern der Akropolen von Tiryns und

Mikene schildert, oder seine einsame Wanderung durch die in Trümmern liegenden Herrlichkeiten von Korinth nach Megara und Athen beschreibt. Beim ersten Anblick Athens aus der Ferne — der Akropolis mit dem Parthenon, des Theseus-Tempels und der Stadt jenseits des dunkeln Oelwalds — ruft er aus: „Hier ist Griechenland, alles und das einzige fast, was an untergegangener Herrlichkeit, dieses Namens würdig, die stille Zerstörung der Zeit und die wahnsinnige Wuth der Menschen den Spätgebornen übrig gelassen. Nie habe ich in meinem Leben, bei einer andern Stadt, nirgends ein ähnliches Gefühl empfunden. Wehmüthige Schauer durchrieseln das Herz bei solchem Anblick; es ist als würde die Brust zur Aeolsharfe und nächtliche Lüfte rauschen durch die zerrissenen Saiten." Dennoch, trotz aller Vorliebe für das klassische Land, gab er sich keinen Täuschungen hin über das neue Griechenthum, als er am 12. April 1833 der feierlichen Uebergabe der Akropolis an die bayerischen Truppen beiwohnte und Zeuge war, wie Osman Effendi mit den Türken abzog und der bayerische Obrist Baligand die griechische Flagge auf der nördlichen Brustwehr aufpflanzte. Er bemerkt zu dieser Schilderung: „Es war ein seltsames Schauspiel, die lärmende buntgemischte Menge der Türken, Griechen, Bayern und was sich sonst an neugierigen Franken in dem arg gelichteten Säulenwald des Parthenon versammelt hatte. Da ich noch immer zu keinem rechten Glauben an die Regeneration Griechenlands kommen kann, so stimmte mich die heillose Ironie dieses modern lustigen Leichenschmauses nur trauriger." So geschrieben im Jahre 1833 — und kaum drei Jahrzehnte später welche Bestätigung!

Herrliche Zeilen schreibt der Reisende der fernen Freundin über seine Pilgerfahrt durch Palästina; wehmüthige Trauer über die gegenwärtige Lage des gelobten Landes, weihevolle andächtige Stimmung an den heiligen Stätten. Beim Betreten Jerusalems (Sonntag 15. September 1833) sagt er: „Heiße Thränen und ein kalter Schauer des Herzens waren

der erste, wolle Gott nicht der einzige Tribut, den ich Seiner und Seines Sohnes Liebe darbrachte.“ Seine Schilderungen machten in der Künstlerin selber eine heilige Sehnsucht rege, und lange nährte sie in sich den Gedanken einer Pilgerreise nach dem gelobten Lande. Mit Schubert hatte sie sich sogar schon (1836) zur Fahrt gerüstet, und nur Rücksichten auf ihre Gesundheit nöthigten sie zuletzt von dem Vorhaben wieder abzustehen.

Lasaulx hat später, fast am Ende seines Lebens, seine Freundschaft zu Fräulein Linder noch durch ein besonderes schriftliches Denkmal besiegelt. Er widmete ihr sein letztes größeres Werk, die „Philosophie der schönen Künste, Architektur, Sculptur, Malerei, Musik, Poesie, Prosa“ (München 1860). Wie im Vorgefühl des Todes hatte es ihn gedrängt seine Studien über Aesthetik zum Abschluß zu bringen, obgleich er wohl empfand, daß da und dort noch Lücken zu ergänzen wären; aber das Buch ist die gedankenvolle Arbeit vieler Jahre und ein stilistisches Meisterwerk. In der Zueignung die statt einer Vorrede gilt, „geschrieben in dem bayerischen Stüblein auf Schloß Lebenberg in Tyrol am 25. September 1859“, wendet er sich, nachdem er über die Entstehung der Schrift gesprochen, mit folgendem Rückblick an die Freundin: „Daß ich gerade Ihnen das Buch zueigne, werden Sie bei einiger Selbsterforschung natürlich finden. Ich begegnete Ihnen zum erstenmale vor dreißig Jahren in München, in einem schönen Kreise befreundeter Männer und Frauen, von denen seitdem so viele uns verlassen haben, daß die übrig gebliebenen, welche Sie an Ihrem gastlichen Tisch um sich versammeln, schon darum einander näher rücken; ich sah Sie darauf einige Jahre später in Florenz wieder, als Sie von Rom kamen und ich dahin ging; der Tod unseres frühreifen Freundes Adam Eberle veranlaßte mich dann Ihnen brieflich näher zu treten; und seitdem waren Sie mir und meiner Frau und Tochter in frohen und trüben Tagen eine so liebe und wahre Freundin, daß es mir ein Bedürfniß ist,

Ihnen meine Dankbarkeit auch dadurch zu bezeugen, daß ich gerade dieses Buch, dessen Inhalt Ihren eigenen Studien so nahe liegt, und bei dessen Ausarbeitung hier auf der Veste zu Lebenberg ich Ihrer und unserer andern Freunde, der lebenden wie der todten, oft gedachte, am liebsten Ihnen darbringe. Lassen Sie uns auch in Zukunft in alter Freundschaft verbunden bleiben." — Anderthalb Jahre später hatte der edle treue Mann vollendet, und die dankbare Freundin hat ihm dann ein Gedächtniß in ihrer Weise gestiftet, das fromme Gedächtniß einer Seelenmesse.

Ein alter bis zum Tode treuer Freund war auch Gotthilf Heinrich von Schubert, der bald nach seiner Berufung an die Universität München (1826) mit E. Linder in Berührung kam. Die liebenswürdige Persönlichkeit dieses Gelehrten mit dem Kindergemüth mußte ihrem Wesen besonders sympathisch seyn, der Grundton seiner religiösen Weltanschauung stimmte zu ihrer eigenen innersten Gemüthsverfassung, und so waren die Elemente zu einer Seelenharmonie von Anfang an gegeben. Durch ein volles Menschenalter war Fräulein Linder mit seinem Hause durch die innigste reinste Freundschaft verbunden, die besonders dadurch ihre Probe bestand, daß sie auch durch die Conversion keine Störung erlitt. In seiner Selbstbiographie*) gedenkt Schubert der Freundin seines Hauses mit wenigen Worten, aber der Vergleich mit der Fürstin Gallitzin den er anwendet, zeigt wie hoch er sie stellte. Er spricht dort von dem Freundeskreise, in dem er sich zumeist bewegte, und nennt die Namen Roth, Puchta, Schnorr, Cornelius, Ringseis, Schlotthauer, Boisseree, Schwanthaler. Dann fährt er fort: „Ein Vereinigungspunkt für viele dieser Freunde bildete sich in dem Hause der edlen Schweizerin Emilie. An jedem Ort, zu jeder Zeit, in größerem wie in kleinerem Kreise, wird man sich gerne an das große Lebensbild erinnern lassen, welches einem frühern Geschlechte in

*) Der Erwerb aus meinem vergangenen Leben ꝛc. III. 725.

Hamanns, Stolbergs und Claudius' Freundin zu Münster segnend vor Augen stand." Emilie Linder war gewiß die erste, die in ihrer tiefen Bescheidenheit einen solchen Vergleich von sich ablehnte, aber es ist für beide Theile gleich ehrend, daß der ehrwürdige Greis über die Freundin ein solches Zeugniß auch nach ihrem Eintritt in die katholische Kirche auszusprechen sich gedrungen fühlte.

Neben die Zeugnisse befreundeter Gelehrten und Künstler sei endlich noch ein Urtheil aus weiblicher Feder gestellt, die Schilderung einer schriftstellernden Dame aus der vornehmen Welt. Im Sommer 1841 kam Emma von Niendorf nach München. Sie verkehrte in vertrauter Weise mit Schubert und mit Brentano und hat etliche Jahre hernach ihre Erinnerungen an jene Münchner Sommertage in einem lebendig und phantasievoll entworfenen Schriftchen niedergelegt*). Bei Schubert lernte sie auch Emilie Linder kennen und schloß sich näher an sie an. Sie gedenkt ihrer in den erwähnten Erinnerungen mit warmen anschaulichen Worten, welche uns das kunstsinnige Fräulein auch im Frieden ihrer Häuslichkeit zeigen: „Eine edle Schweizerin, mir schon darum merkwürdig, weil sie, unterstützt von äußern Mitteln, und von tiefinnerster Ueberzeugung, mir das Ideal vom Daseyn einer Unvermählten reiferen Alters darstellt: eine glücklich gewordene! Sie lebt nur der Wissenschaft, der Kunst, allem Schönen und Guten. Alles aber umleuchtet die Glorie ächt christlicher Gesinnung. Wie spiegelt sich dieses Gemüth in den Umgebungen! Ich werde das nie vergessen: die Wohnstube mit Arbeitkörbchen, Büchern, Blumen, Harfe, Handzeichnungen von Overbeck, trennt ein Salon von der kleinen Hauskapelle, die auch ein Gemälde dieses Meisters schmückt, und wo die Handorgel der kundigen Finger harrt, eine Madonna aus der Schule des Leonardo da Vinci von der Wand

*) Aus der Gegenwart. Von Emma von Niendorf. (Frau von Suckow, geb. Gräfin von Pappenheim). Berlin 1844.

lächelt, der kleine Seitenaltar eine Handzeichnung von Albrecht Dürer umschließt. Auch ein Bildniß der Maria Mörl in Tyrol fand ich im Hause des Fräuleins, von ihrer Freundin, der bekannten Künstlerin Ellenrieder trefflich gezeichnet; etwas idealisirt; Profil mit gefalteten Händen; braune lang herabfließende Haare; das große dunkle Auge voll Andacht, ganz Geist; die Stigmate an den Händen nicht zu vergessen ... Das Fräulein ist Protestantin. Vielleicht scheint sie die tiefste Färbung ihrer Seele zum Katholicismus hinzuweisen; diese sucht und findet aber gewiß harmonische Genüge im Evangelium. Durch eine jener wundersamen Fügungen, an welchen das Schicksal in der Stille so reich ist, ward dieß ernste Leben mitten zwischen zwei entscheidende Freundschaften gestellt, beide gleich stark und aufrichtig. Zwei getrennte Pole — Clemens Brentano und auf der andern Seite Schubert, waren dem Fräulein eng verbunden."

Als Emma Niendorf ihr Buch in den Druck gab, wußte sie nicht, daß das Fräulein, dem diese Zeilen galten, bereits da angelangt war, wohin sie „die tiefste Färbung ihrer Seele" hinzuweisen schien. Emilie Linder hatte harmonisches Genüge gesucht und gefunden in dem Glauben der Einen allgemeinen apostolischen Kirche.

(Schluß-Artikel im nächsten Heft.)

I.

Die Wahrheit über die nordamerikanische Union.

Mit der Mittagsstunde des 4. März erlosch der 39. Congreß und der 40. trat auf den Schauplatz. Beide sind in ihrer Zusammensetzung wenig voneinander verschieden und die schlimmsten Systeme des 39. Congresses gelten wieder im vierzigsten. Das Caucussystem — alle Fragen vorher in der Versammlung der radikalen Partei bindend zu beschließen; die Ausstoßung von conservativen Deputirten; die Verhinderung aller den Radikalen unbequemen Debatten; die Vorlesung anonymer Correspondenzen und Verläumdungen; Verurtheilungen ohne Untersuchung und Anklagen ohne Beweise; despotische Regierungsmaßregeln; Verhöhnung der Gesetze und der Constitution; Nichtachtung des obersten Gerichtshofes — solche und viele ähnliche Züge charakterisiren die beiden Congresse, vor Allem aber eine bodenlose Gemeinheit, wie sie nur in Amerika möglich ist.

Schon in einer der ersten Sitzungen des neuen Congresses nannte der Deputirte Ashley, der bekannte Ankläger des Präsidenten, das weiße Haus (Palais des Präsidenten) eine Diebshöhle, Herrn Johnson selbst einen schwarzen und infamen Verbrecher, Helfershelfer bei der Ermordung Lincoln's, Verräther, Fluch des Menschengeschlechtes u. s. w. Und doch

ist der Präsident trotz seiner Fehler, unter denen seine Trunksucht und Mangel aller Würde nicht die geringsten sind, ein ehrlicher Mann der es redlich mit der Union und Constitution meint, und jedenfalls ist er weit besser als die große Majorität der Congreßmitglieder.

Bald wird der Congreß dasselbe Bild brutaler Rohheit und Gemeinheit darbieten, wie es in den meisten Staats-Legislaturen und Municipalitäten, selbst von Städten wie New York, Baltimore und Philadelphia zu sehen ist, wo Prügeleien zu den alltäglichen Begebenheiten gehören. So begann in der Sitzung des Stadtrathes von Philadelphia am 31. Januar ein heftiger Streit zwischen zwei Stadträthen welche, nachdem sie sich gegenseitig Schurke, Lügner, Dieb u. s. w. genannt hatten, die Röcke auszogen und einen regelmäßigen Faustkampf aufführten. Andere Räthe nahmen daran Theil und zuletzt ward die Prügelei allgemein, bis der Präsident die Gaslampen auslöschte und dadurch Ruhe stiftete. Diese Verdorbenheit der Volksvertreter nimmt immer mehr zu und hat seinen Grund viel darin, daß die anständigen Leute sich immer mehr von aller Politik zurückziehen und das Feld dem Auswurfe der Demagogie und der Bummler überlassen.

Solche Zustände können nicht lange fortdauern und müssen, wenn nicht bald eine starke Reaktion eintritt, die Auflösung der Union oder die Säbelherrschaft herbeiführen, wozu der Congreß den Weg bereitet. Der Congreß versucht nun alle Funktionen der Regierung in seiner Hand zu concentriren, dem Präsidenten und dem obersten Gerichtshofe alle constitutionellen Rechte zu nehmen und alle Richterstühle und Regierungsämter mit seinen Creaturen zu besetzen. Dabei entblödet er sich nicht, den Präsidenten Johnson der Verletzung der Constitution anzuklagen. Der Hauptankläger des letzteren, der obenerwähnte Ashley ist allgemein als Schwindler bekannt, der bei jeder schmutzigen Spekulation welche der Congreß mit Landspekulanten, Eisenbahn- und

Bergwerks-Compagnien ausführt, seine Hand im Spiele hat. Namentlich hatte er sich im J. 1861 bei der berüchtigten Spekulation gewisser Congreßmitglieder, welche auf die Ländereien des gold- und silberreichen Coloradogebietes gerichtet war, ganz besonders hervorgethan. Solche Subjekte werden aber immer wieder in den Congreß gewählt, und dieß zeigt am besten auf welcher Höhe die Versammlung stehen muß.

Auf gesetzlichem Wege wird dieser radikale Congreß mit seiner Anklage gegen den Präsidenten wenig ausrichten, denn diesem konnte das Untersuchungscomité bis jetzt nichts beweisen, was eine Suspension rechtfertigen könnte. Jedoch kümmern sich die Radikalen nicht viel um Recht und Gesetze, und es steht zu befürchten daß sie ihr Vorhaben dennoch ausführen werden. Schon haben sie zu den nichtswürdigsten Mitteln gegriffen, um den Präsidenten zu verderben. So erhielt der Chef der geheimen Polizei Baker vom Untersuchungscomité den Auftrag den Präsidenten auf jedem Schritt und Tritt auszuspioniren, zu welchem Zwecke Baker, wie er selbst gestand, öffentliche Dirnen unter das Dienstpersonal des Präsidenten eingeschmuggelt hatte. Man glaubt allgemein, daß dem Surratt welcher der Theilnahme an der Verschwörung gegen das Leben Lincoln's und seiner Kabinets-Mitglieder dringend verdächtig in Rom verhaftet und nach den Vereinigten Staaten transportirt worden war, das Leben vom Untersuchungscomité zugesichert ist, wenn er gegen Johnson Zeugniß ablegen würde. Bemerkenswerth ist hierbei daß Conover dessen Zeugniß zur Hinrichtung der Mutter des Surratt und zur Anklage gegen Jefferson Davis wegen Betheiligung am Morde Lincoln's geführt hatte, jetzt des Meineides vollständig überwiesen worden ist *).

*) Frau Surratt betheuerte ihre Unschuld bis zum Ende und ihr Beichtvater (sie war katholisch) erklärte damals überall, daß sie unschuldig hingerichtet würde. Jetzt hat sich dieß herausgestellt.

Ueber die neue Tarifbill (Zollgesetz) hat sich der Congreß bisher nicht einigen können, aber ausbleiben wird sie gewiß nicht. Wie bald werden dann die Sympathien unseres liberalen Philisters für die „Musterrepublik“ abnehmen, denn die Schmälerung seines Geldbeutels ist für diesen die Verletzung seiner „heiligsten Gefühle“, und wie schnell werden die stereotypen Lobhudeleien auf die Union in unserer liberalen Presse aufhören! Die übermäßige Gierigkeit der Schutzzöllner war hauptsächlich die Ursache, warum bis jetzt in dieser Frage keine Einigung im Congresse bewirkt ward. Das Repräsentantenhaus hatte zuerst einen streng protektiven Tarif erlassen. Der Senat vermehrte darauf die meisten seiner Sätze noch um weitere 100 Procent und so kehrte die Bill zum Hause zurück, wo sie an das betreffende Comité verwiesen wurde. Dieses nun fügte 200 Zusätze mehr hinzu und erhöhte so noch einmal die Zollsätze des Senates, worauf die Bill dem Hause zur Diskussion übergeben ward. Nun entspann sich ein heftiger Kampf zunächst zwischen den östlichen und westlichen Deputirten und dann zwischen den Vertretern der einzelnen Staaten unter sich. Die westlichen Redner, meist sehr unwissend in nationalökonomischen Fragen, mußten natürlich bald den geriebenen Deputirten des Ostens unterliegen. Die Vertreter Pennsylvaniens verweigerten die Unterstützung der Bill, wenn die Eisenindustrie nicht ganz

---

Allein der von Radikalen zur Wuth aufgereizte Pöbel hatte Opfer verlangt und diesem populären Wunsche mußte entsprochen werden. Deßhalb ward die Untersuchung so sehr als möglich beschleunigt und notorisch schlechte Subjekte wie Conover als Belastungszeugen zugelassen. Diese selbe Sache führte neulich im Congresse zu einer erbaulichen Scene. Nachdem der radikale Richter Bingham und der berüchtigte General Butler (gleichfalls Radikaler) sich gegenseitig Käuflichkeit, Feigheit und Aehnliches vorgeworfen hatten, sagte Butler: „An mir klebt wenigstens nicht das Blut einer unschuldigen Frau“ — Bingham war Richter in obigem Processe gewesen — worauf ein wahrer Sturm unter den Radikalen losbrach.

besonders durch den Tarif beschützt würde; die Deputirten von Jowa machten die Protektion der Rohwolle zu einer conditio sine qua non; Missouri, Illinois und Indiana verlangten besonderen Schutz für Getreide, Roheisen, Maryland für Steinkohlen u. s. w. So schrie jeder Staat um Protektion seiner speciellen Interessen und die Forderung jedes einzelnen Staates ward wieder von allen übrigen angegriffen. Zuletzt als man sich nicht mehr zeitig genug einigen konnte, erhöhte man noch schnell, um den westlichen Deputirten etwas den Mund zu stopfen, den Zoll auf Rohwolle, zugleich aber auch den auf wollene Fabrikate. Der Zoll auf erstere ward auf ungefähr 40 Procent des Werthes, der auf letztere auf mehr als 80 Procent festgesetzt. Der neue Congreß wird aller Wahrscheinlichkeit nach einen ebenso hohen oder vielleicht noch höheren Tarif einführen. Diese Maßregel kann nicht umhin in vielen Theilen des Landes, namentlich im ackerbautreibenden Westen und Süden böses Blut zu verursachen, und die demokratische Partei wird sicher nicht verfehlen sich dieß zu Nutzen zu machen. Daher räth sie jetzt dem Süden sich dem Congresse zu unterwerfen, um wieder als gleichberechtigte Staaten in die Union aufgenommen zu werden und bei der nächsten Präsidentenwahl mit dem Westen vereint einen demokratischen Präsidenten durchsetzen zu können. Dann wird der Conflikt zwischen den Parteien im Congresse, zwischen dem Congreß und dem Präsidenten noch weit schlimmer werden als dieß schon der Fall ist.

Die jetzt zum Gesetze gewordene Reconstruktionsbill ist allerdings hart für den Süden, doch wie wir später zeigen werden, nicht so hart wie die Radikalen es hofften. Den Negern wird durch die Bill das Stimmrecht gewährt, den meisten Personen die sich früher an der Rebellion betheiligt, das Stimmrecht entzogen. Die zehn Südstaaten werden in fünf militärische Distrikte getheilt und dem Oberbefehle von Commandanten unterworfen, die der Präsident mit Genehmigung des Senates zu ernennen hat. Diese Militärgou-

verneure können Civilbeamte und Richter nach Gutdünken absetzen, wodurch die Unabhängigkeit der Gerichte aufhört. Die Kölnische Zeitung sagte hierüber in einem von der Redaktion selbst herrührenden Artikel ganz naiv (26. März): „Die bürgerlichen Gerichte bleiben in Kraft und eine Intervention des Militärs erfolgt nur, wenn sie es unterlassen für Recht und Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung zu sorgen. Es ist eine polizeiliche Maßregel der mildesten Art" (!). Wenn nun z. B. General Manteuffel zum Militärgouverneur der Rheinprovinz ernannt würde mit der Macht zu entscheiden, ob die Gerichte ihre Schuldigkeit thun oder nicht, und die Richter nach Gutdünken abzusetzen, würde dieß die Kölner Zeitung auch eine „polizeiliche Maßregel der mildesten Art" nennen?

Präsident Johnson hat auch die Sache, wie wir gleich sehen werden, ganz anders aufgefaßt als die Kölnerin. Bei Ertheilung seines Veto widerlegt er in seiner Botschaft von vornherein die Behauptung des Congresses, daß die jetzt existirenden Staatsregierungen des Südens illegal seien, denn sie seien vom Volke erwählt, verwalteten die Staatsgeschäfte auf gesetzmäßige Weise, die Gerichte wären für Jeden offen und die Herrschaft der Gesetze ohne Unterbrechung. Dann zeigt er klar die Absurdität der Bill und die Parteilichkeit des Congresses, der im Anfange erklärt, der Süden werde unter Militärherrschaft gestellt, weil keine Sicherheit der Person und des Eigenthumes dort vorhanden sei, und im nächsten Augenblicke verspricht, die Militärregierung solle gleich nach Annahme der radikalen Politik durch den Süden aufhören — ganz einerlei ob dann die Sicherheit der Person und des Eigenthumes existire oder nicht. Hierauf untersucht Johnson den Charakter der vorgeschlagenen Militärregierung. Er zeigt, daß das Leben und Eigenthum von neun Millionen Menschen von der Laune von fünf unverantwortlichen Soldaten abhängen würde, welche in allen Fällen die obersten Richter wären. Die Bill sage zwar, daß ohne Genehmigung

des Präsidenten kein Todesurtheil vollzogen werden solle; allein dieß könne sich nur auf Fälle beziehen, wo eine Untersuchung und ein Urtheil vorhergegangen, und der commandirende General könne demnach ohne Untersuchung jeden Mißliebigen standrechtlich erschießen lassen. Auch erkläre die Bill, der General dürfe den Civilgerichten erlauben Verbrecher zu verurtheilen. „Folglich“, sagt Johnson, „steht es ihm frei seine Freunde dem Arme des Gesetzes zu entziehen und seine Feinde gegen alles Recht zu vernichten. Diese Gewalt ist die absolute Despotie, wie sie in noch keinem civilisirten Lande bestanden hat.“ Ferner beweist der Präsident durch Citate aus der Constitution und durch Anführung von Entscheidungen des obersten Gerichtshofes, daß die Maßregeln dieser Bill ungesetzlich seien und daß der Congreß kein Recht hatte sie zu erlassen. Zuletzt zeigt er, daß gerade durch diese Bill die Sklaverei gesetzlich wieder fortbestände; denn diese ward durch ein Amendement zur Constitution für abgeschafft erklärt, welches erst durch die Abstimmung der eigens hierzu vom Congresse aufgeforderten Südstaaten zum Gesetze erhoben ward. Wenn nun jene Staaten nach der Rebellion, wie der Congreß jetzt behauptet, kein Stimmrecht besaßen, dann war auch das Amendement ungültig und die Sklaverei ist noch gerade so gesetzlich wie vor dem Kriege.

Diese Darlegungen von Johnson haben überall im Lande den tiefsten Eindruck gemacht, wovon neulich der Staat Connecticut durch seine conservativen Wahlen den Beweis lieferte, und wurden selbst im Congresse wo sonst fast alle seine Mittheilungen mit rohem Gelächter aufgenommen zu werden pflegten, mit der größten Aufmerksamkeit angehört. Aber sein Veto ward trotzdem überstimmt und die Reconstruktionsbill zum Gesetze erhoben.

Johnson hätte freilich nicht nöthig gehabt sein Veto einzulegen, sondern konnte ganz einfach die Bill in den Papierkorb werfen. Denn er hat gesetzlich zehn Tage Zeit zur Einreichung seines Veto und schon nach acht Tagen war die

Session des 39. Congresses zu Ende. Allein er fürchtete mit Recht, daß der neue noch radikalere Congreß noch härtere Bedingungen auferlegen würde und so erließ er sein Veto (ohne Hoffnung daß dasselbe durchdringen würde), mit Darlegung seiner Gründe welche mehr für die Nation als den Congreß bestimmt war.

Dem Süden wird jetzt von den meisten seiner Freunde angerathen, die Bedingungen anzunehmen, um so schnell als möglich wieder im Congresse repräsentirt zu seyn. Dann könnte bei günstiger Gelegenheit die sich vielleicht bald darbieten dürfte, manches von den aufgezwungenen Bedingungen wieder umgeändert werden. Freilich sei diesem Congresse nicht zu trauen. Vielleicht hege er die Absicht, wie er es schon einmal vor den Wahlen gethan, den Süden auch nach Annahme seiner Bedingungen doch nicht in den Congreß aufzunehmen und vor wie nach durch Militärgouverneure regieren zu lassen; allein der Congreß könne jetzt immer deutlicher sehen, eine wie große Erbitterung ein solcher Treubruch im Westen und selbst in einem großen Theile des Nordens hervorrufen würde und daß die Entrüstung sogar zu einer neuen Revolution führen dürfte. Daher würde er dieß, so sehr er es auch zu thun wünschte, nie wagen. Immer aber ist sehr zu fürchten, daß die Radikalen trotz aller von Lincoln und Grant abgeschlossenen Verträge ihren Haß gegen den Süden durch große Confiskationen bethätigen werden. Butler und Stevens, die einflußreichsten Radikalen, befürworten diese Maßregel und verlangen eine Confiskation der Güter aller früheren Rebellen (jetzt, zwei Jahre nach dem Friedensschlusse!), zur Vertheilung derselben unter die Neger und loyalen weißen Bürger (eingewanderten nördlichen Spekulanten).

Die Radikalen suchen jetzt die Neger durch alle möglichen Mitteln zu ködern; denn in neuester Zeit haben sich starke Symptome gezeigt, daß die Neger mehr zu ihren früheren Herren als zu den Yankees halten wollen. Die unsauberen Schliche der letzteren, namentlich die der Agenten des „Freed-

men's bureau", welche große Sklavenverkäufe unter dem Vorwande den Schwarzen Arbeit zu verschaffen abgehalten, haben dem Nigger die Augen geöffnet. Große Negerversammlungen wurden neulich in den bedeutendsten Städten des Südens wie Savannah, Mobile und Columbia gehalten, worin die Neger die Reconstruktionsbill des Congresses verdammten, namentlich die Clausel derselben welche allen frühern Rebellen — den besten Leuten des Landes wie die Schwarzen sagten — das Stimmrecht entzieht. Sie beschlossen nur südliche Männer zu wählen, Leute welche den Neger von Kindheit an kennen, und nicht jene heuchlerischen Yankees welche sie durch falsche Vorspiegelungen zu betrügen und zu ihren Zwecken zu verwenden suchten. Dieß ist ein harter Schlag für die Radikalen und hat auf sie einen erschütternden Eindruck gemacht. Alle den Süden ruinirenden Gesetze hatten sie durchgesetzt in der festen Ueberzeugung, daß sie dann über alle Stimmen der Schwarzen nach Belieben würden verfügen und die Wahlen ganz zu ihren Zwecken würden leiten können. Deßhalb und nur deßhalb (denn den Neger selbst verachten sie bekanntlich noch weit mehr, als dieß die weißen Bewohner des Südens thun) gaben sie den Negern das Stimmrecht im Süden (im Norden besitzt es der Farbige nur in den wenigsten Staaten), und jetzt erweisen sich alle ihre Anstrengungen und Intriguen als vergebens! Den Süden werden sie verlieren wie den Westen — durch den Tarif den letzteren — und gerade den neuen Tarif werden die Demokraten sehr benutzen, um wieder zur Herrschaft zu gelangen.

Allein die wichtigsten Fragen welche alle anderen zu absorbiren drohen, sind die Staatsschuld und das mit ihr eng verbundene Problem, ob Repudiation oder nicht? Während der Finanzsekretär Mac Culloch alle seine Kräfte anstrengt, um Ersparnisse zu bewirken und jeden Monat eine Reduktion der Staatsschuld bisher anzeigen konnte, vermehrt der Congreß dieselbe auf eine schamlose Weise. Im

Jahre 1866 fügte er 80 Millionen Dollars hinzu durch ein Gesetz, welches den Soldaten neue Prämien für geleistete Dienste verlieh, um den Radikalen die Stimmen der Soldaten zu sichern; nun sollen zu demselben Zwecke noch weitere 400 Millionen verausgabt werden, sowie 40 Millionen als Extraprämien für farbige Soldaten. Auch ist es wahrscheinlich, daß der Congreß die Kriegsschulden der einzelnen Staaten zur allgemeinen Staatsschuld schlagen wird, was diese um wenigstens 500 Millionen erhöht. Dann kommen die Entschädigungen für das Eigenthum „loyaler" Bürger, zerstört durch den Krieg im Norden und Süden. Schon hat der Congreß die Berechtigung von einigen dieser Forderungen anerkannt. Dieß würde eine neue Schuld im Betrage von wenigstens 600 Millionen verursachen. Hernach die Ausgaben für erhöhte Besoldungen und verschiedene Spekulationen von Congreßmitgliedern: wieder 100 Millionen mehr. Nach der geringsten Schätzung wird all dieß die Staatsschuld um 1700 Millionen Dollars vermehren, wenn dem Congresse nicht ein Halt zugerufen wird, um das er sich schwerlich viel kümmern wird. Die Reduktion des vorigen Jahres wird daher kaum den zehnten Theil der Summe betragen, um welche die Staatsschuld schon vermehrt ward oder noch in diesem Jahre vermehrt werden soll. Kein Wunder daß die Aufregung hierüber im Volke so sehr zunimmt. Kein Wunder daß die vom Präsidenten Johnson neulich gemachten Voraussagungen den tiefsten Eindruck im Lande bewirkt haben.

Johnson sagte: „Die große und drohende Frage welche alle kleineren verschlingen wird, ist die, ob die Staatsschuld bezahlt oder repudiirt werden soll. Das Sklaveneigenthum des Südens ward auf 3000 Millionen geschätzt. Die Aristokratie, basirt auf dieses Eigenthum, ist verschwunden und an ihrer Stelle haben wir nun eine neue Aristokratie, basirt auf die 3000 Millionen der Staatsschuld. Diese nördliche Aristokratie hat jetzt alle Macht welche früher die südliche besaß, an sich gerissen, und diese neue Macht ist

viel raubgieriger und tyrannischer als die frühere war, oder sie wird es bald werden. Sie verlangt beständig eine weitere Vermehrung der Staatsschuld und setzt dieß stets durch ihren großen Einfluß im Congresse durch."

„Bald aber wird das Volk anfangen zu fragen: wieviel haben die Staatsgläubiger in Wirklichkeit dem Staate geliehen? Die Antwort wird lauten: weniger als den halben Betrag von dem was sie beanspruchen, denn das Gold war zu 100 Percent Prämium, als die Schuld contrahirt ward. Das Volk bezahlt nur für die Zinsen der Staatsschuld allein jährlich 180 Millionen — mehr als dreimal so viel als eine republikanische Regierung wie die unserige kosten sollte."

„Die Anstrengungen der Exekutive eine Wiederkehr zu Gesetz und Ordnung zu erwirken, ward im Congresse immer durch den Einfluß der Geldaristokratie vereitelt. Das Motto des Congresses war stets: nur immer ausgegeben und nicht gespart, die Papiermühle des Staatsschatzes verschafft ja wieder Geld."

„Der letzte Congreß gab angeblich für Kriegsprämien an Soldaten zwischen 450 und 600 Millionen aus, die in Wirklichkeit in die Taschen von Spekulanten und Wucherern flossen; er verschleuderte hunderte von Millionen für sogenannte Verbesserungen, welche man der Privatindustrie überlassen könnte und sollte; überall vermehrte er die Besoldungen und dachte dabei natürlich zumeist an die Erhöhung des Gehaltes der Congreßmitglieder."

„Die Leiter der herrschenden Partei, obgleich gerade das Gegentheil erstrebend, haben selbst das Land der reißenden Strömung der Repudiation zugeführt. Außer daß sie die Staatsschuld so enorm vermehrten, gaben sie plötzlich das Stimmrecht mehreren Millionen unwissender Neger, und um die Staatsgläubiger zu schützen wäre doch eher eine Beschränkung als eine Ausdehnung des Stimmrechtes nöthig; denn am ersten wird die Repudiation dem Lande aufgedrungen durch die Stimmen einer unwissenden Majorität."

„Die Staatspapiere sind hauptsächlich im Besitze von Neu-England und des Auslandes; ist einmal der Conflikt ausgebrochen, so wird die überwiegende Stärke des Westens leicht die Opposition des Nordostens überwältigen. Der Krieg der Finanzen ist der nächste, den wir durchzukämpfen haben werden. Schon in diesem Jahre dürfte ein finanzieller Zusammenbruch unvermeidlich werden, denn schon beginnt das Kartenhaus des öffentlichen Credites zu wanken unter den Schlägen der revolutionären Maßregeln des Congresses."

Dieß war die Ansicht über die Lage, welche neulich Präsident Johnson in einer Unterredung mit Herrn Ch. Alpine, einem einflußreichen Bürger New-Yorks, äußerte. Sie beschreibt die wahre Lage des Landes ziemlich getreu und wird wohl kein großes Vertrauen in die Stabilität der Union erwecken. Hierzu kommen die vielen schaudererregenden Verbrechen welche seit der Beendigung des Krieges täglich im ganzen Lande sich mehren. Selbst in New-York, welche Stadt die bestorganisirte Polizei in der ganzen Union besitzt, werden fast täglich ein oder mehrere Morde begangen, die Mörder aber höchst selten ergriffen und bestraft. Man nehme nur irgend eine größere amerikanische Zeitung zur Hand, um den Beweis dieser Angabe zu lesen. Fast alle haben jetzt eine besondere Abtheilung überschrieben „Verbrechen", worin die in den letzten 24 Stunden im Platze selbst begangenen Morde und Räubereien angeführt werden. Diese Neuerung kannte man vor dem Kriege nicht. Gewiß ist es, daß jetzt in keinem anderen civilisirten Staate der Welt so viele Morde verübt werden wie in den Vereinigten Staaten, und zwar nicht nur im Süden, sondern auch und noch weit mehr im Norden und Westen. An vielen Orten treibt man bereits das Räuberhandwerk ganz geschäftsmäßig. Im Westen haben schon mehrmals Räuberbanden Eisenbahnzüge aus den Schienen gestürzt, um die Passagiere — Todte, Verwundete und Gesunde — zu berauben. Alles dieß deutet darauf hin, daß die Krankheit im Staatskörper immer weiter

um sich frißt und daß in nicht sehr ferner Zeit das stolze Gebäude der Union aus allen Fugen gehen wird. Zuvor aber werden die Yankees noch viel Unheil in der Welt und namentlich in Europa anrichten. Die Unterstützung der Fenier und die geheimen Intriguen mit Rußland sind davon die ersten Symptome, und bald dürfte England seine feige Politik bitter zu bereuen haben, daß es die ihm von Napoleon vorgeschlagene Anerkennung des Südens ablehnte.

LI.

Die Trennungshaft und Dr. Julius Füeßlin.

Am 23. Mai 1866 bewegte sich in der europäischen Bäderstadt Baden=Baden ein ungewöhnlich feierlicher und fast endloser Leichenzug dem Friedhofe zu. Die ganze Anordnung desselben, die Haltung der Leidtragenden wie der Bevölkerung überhaupt, der mächtige Eindruck der Grabrede legten so recht Zeugniß ab, wie man dießmal etwas Besseres vor sich habe als eines jener Schaugepränge, womit Convenienz und berechnende Selbstsucht die letzte Ruhestätte der Götzen und Opfer dieser Welt zu umgeben pflegen. Trauer und Theilnahme waren ebenso allgemein als begreiflich. Begrub doch Baden einen seiner ausgezeichnetsten Bürger in seinem rüstigsten Alter und zwar in demselben Augenblicke, in welchem man seiner rastlosen Energie, freimüthigen Rede und gewandten Feder am meisten zu bedürfen schien. Waren

doch Stadt und Umgegend durch die 1862 zu Karlsruhe beschlossene Aufhebung der Spielbank ohne Aequivalent im Jahre 1867 mit ihrem ökonomischen Ruine bedroht, zumal man in der Residenz soviel als nichts gethan oder vielmehr zu thun auch nur gestattet hatte, um das weltbekannte Luxusbad in einen europäischen Kurort gemäß den bestbegründeten Vorschlägen des Verstorbenen sowie der Aerzte und Bade-Commission binnen der fünfjährigen Frist zu verwandeln. Baden trauerte ob dem Verluste des um die Kranken, Armen wie um die Stadt so verdienstvollen Ehrenbürgers Julius Füeßlin. Und in jedem Theile des Großherzogthums, in jeder größern Stadt Deutschlands, ja Europas schlugen Herzen welche durch die Todeskunde um so schmerzlicher und wehmüthiger bewegt wurden, je unerwarteter dieselbe kam und je gründlicher man zu würdigen verstand, was der Verewigte als Vertreter der Humanität im christlichen Sinne, als Arzt, Gefängnißdirektor und schriftstellerische Autorität im Gebiete des Gefängnißwesens geleistet und errungen, gekämpft und gelitten hatte. „Unter den deutschen Männern", also ließ Einer der sachkundigsten Gelehrten sich mit vollstem Rechte hören, „unter den deutschen Männern, deren Wirken in Wissenschaft und Leben nicht bloß für Deutschland von bleibender Bedeutung ist, steht Füeßlin gewiß nicht in der letzten Reihe. Seine allgemein anerkannten Leistungen auf dem Felde des Gefängnißwesens als Beamter wie als Schriftsteller, waren so hervorragend, daß es nicht bloß einer Pflicht der Dankbarkeit entspricht sondern als ein nothwendiger Beitrag zur Geschichte unserer Zeit und ihres Ringens nach Lösung einer der brennendsten politischen und socialen Fragen erscheint, wenn in diesen Blättern einige zuverlässige Mittheilungen über seinen Lebenslauf niedergelegt werden, um so mehr als manches was darüber im In- und Ausland im Umlauf war, der Berichtigung bedarf" (Beil. der Augsb. Allg. Zeitung vom 27. August 1866). Wir glauben diese Gründe auch für uns geltend machen zu dürfen, indem wir

darangehen vermittelst der gelben Blätter aus München ein Vergißmeinnicht auf den Grabhügel des Verewigten zu pflanzen. Zwar war Füeßlin Protestant und ist als solcher gestorben. Allein die von Feindseligkeit und Unkenntniß als ausschließlich charakterisirte katholische Kirche betrachtet ja jeden als ihr angehörig, der unablässig nach Wahrheit dürstet und nach Tugend und Vollkommenheit strebt. Und in diesem Sinne hätte Füeßlin das beschämende Muster für eine leider nur allzu zahlreiche Classe von Katholiken abgeben können. Galt doch sein ganzes Leben und Streben, sein Ziel und Ruhm der Wohlfahrt der leidenden Menschheit! War er doch einer der hervorragendsten Kämpen jener tiefchristlichen Idee, welcher einst Papst Clemens XI. Ausdruck verliehen hat, indem er auf das Portal einer von ihm gegründeten Strafanstalt die Ueberschrift setzen ließ: parum est coërcere improbos poena, nisi efficias probos disciplina! War doch Füeßlin als unermüdlicher Apologet der Einzelhaft — richtiger Pönitentiarsystem, Besserungs- oder Trennungshaft — ein Mitkämpe des im katholischen Deutschland hochgefeierten Ducpetiaux, der sich um die genannte Haftart ebenso große als wenig gekannte Verdienste erworben hat. Hat er doch als Gefängnißdirektor zu Bruchsal seine Anstalt zur ersten Musteranstalt für Deutschland erhoben und ein volles Decennium hindurch unter immer schwieriger gemachten Verhältnissen bewiesen, daß und wie in Deutschland die Trennungs- oder Besserungshaft jedenfalls ohne Gefahr für die körperliche und geistige Gesundheit der Gefangenen und mit Aussicht auf die gewünschten Erfolge durchgeführt zu werden vermöge. Könnte und sollte doch das sociale Gewicht der Gefängnißreformfrage mindestens lebhaft geahnt werden, wenn man bedenkt, daß laut zuverlässigen statistischen Nachweisungen aus bloß 50 größern Gefängnissen Deutschlands allein schon 20—25,000 Menschen jährlich in die Gesellschaft zurückkehren und daß es nichts weniger als gleichgültig ist, ob binnen 10 Jahren 250,000, binnen 20 eine halbe Million Menschen durch die

gemeinsame Haft verschlechtert und zu mehr oder minder entschiedenen und gefährlichen Feinden der Gesellschaft, oder durch die Trennungshaft mindestens nicht verschlechtert werden. Der Kaiser von Oesterreich hat allmählige Einführung der Trennungshaft in allen Gefängnissen bereits 1849 angeordnet, die Regierungen der meisten Staaten, die deutschen namentlich, angeregt durch die Leistungen Füeßlins und des ausgezeichneten Professors Röder zu Heidelberg, haben die Wichtigkeit der Sache begriffen. Zum Unglück aber blieb das sogenannte gebildete Publikum in Sachen des Gefängnißwesens im Ganzen lau und interesselos. Selbst unter den Juristen sind diejenigen, welche vom leicht herzustellenden Schein der äußern Ordnung in Gefängnissen sich nicht blenden lassen und sich als competente Fachmänner nicht fühlen sobald sie ein paar Gefängnisse flüchtig durchgangen, noch zur Stunde rari nantes in gurgile vasto. Wird schon eine bessere Zukunft keine Erörterungen über die Gefängnißsysteme pflegen, ohne dem Namen Füeßlin zu begegnen, so bringt uns die Wichtigkeit der Sache wie die unläugbar noch immer herrschende Unklarheit und Unwissenheit bezüglich der Trennungshaft in starke Versuchung, ausführlicher zu werden als wir ursprünglich zu seyn gedachten.

Geboren am 7. August 1815, der Sohn eines Rechnungsrathes zu Freiburg im Breisgau, studirte Julius Füeßlin die Arzneiwissenschaften in seiner Geburtsstadt sowie in Heidelberg. Nachdem er 1840 die Doktorats- und Staatsprüfungen rühmlich bestanden, trat er als Oberchirurg in das zu Freiburg liegende zweite Infanterieregiment ein und ward bereits 1843 zum Oberarzt befördert. In solcher Stellung ward ihm Gelegenheit in Hülle und Fülle geboten, das praktische Leben in seinen Höhen und Tiefen kennen zu lernen und mit den Erfordernissen eines strengen Dienstverhältnisses vertraut zu werden. Allein noch mehr. Die Frage, ob Baden, das Land der Experimente, auch der erste deutsche Staat seyn sollte, worin das amerikanisch-englische Pönitentiarsystem

Nachahmung fände, war bereits entschieden und zwar im durchaus bejahenden Sinne. Der nach dem Muster von Pentonville entworfene Plan des Zellengefängnisses zu Bruchsal ward von dem hochverdienten Oberbaudirektor Hübsch geliefert, der Bau selbst 1841 schon in Angriff genommen. Zu Freiburg aber lebte damals als Mitglied des dasigen Gerichtshofes von Jagemann, ein ausgezeichneter Jurist und Gefängnißkundiger und deßhalb ein entschiedener Anhänger des Pönitentiarsystemes. Im Umgange mit diesem vielseitig gebildeten, liebenswürdigen Manne wurde der junge Militär-Arzt mit Interesse und Begeisterung für die Trennungshaft erfüllt und begann sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, das Problem ihrer Einführung zu Bruchsal praktisch lösen zu helfen. Nachdem von Jagemann zum Justizministerialrath befördert worden, war er es der den Gesetzentwurf über den Strafvollzug im „Neuen Männerzuchthause" mit den Ständekammern in Karlsruhe vereinbarte. Dieser wurde am 13. Februar 1845 angenommen und schon am 6. März desselben Jahres zum Gesetz erhoben. Damit war die Trennungshaft in Baden gesetzlich eingeführt. Bauliche Verhältnisse und Verbesserungen, welche den Oberbaudirektor Hübsch und Herrn v. Jagemann zu einer nochmaligen Reise nach England veranlaßt hatten, verzögerten die Eröffnung des ersten deutschen Zellengefängnisses bis 10. Oktober 1848. An die Spitze der Anstalt einen Geistlichen zu stellen oder gar die Leitung derselben einem geistlichen Orden zu übergeben, davon konnte in Baden aus sachlichen und andern Gründen keine Rede seyn. Geleitet jedoch von dem richtigen Gedanken, die möglichst individuelle Behandlung der Gefangenen gehöre zu den ersten Erfordernissen für erfolgreiche Durchführung der Trennungshaft, und gerade Juristen seien die letzten welche auf individuelle Behandlung sich verstünden, hatte man die Stelle eines Direktors einem Manne verliehen, der als Arzt und Gefängnißvorstand sich seit Jahren bewährt und als Schriftsteller über Gefängnißwesen sich einen

Namen gemacht hatte. Dieß war Dr. Dietz, ein bereits älterer Mann welchem die Last seines Amtes unter unerwartet schwierigen Verhältnissen bald zu schwer wurde. Am 10. Oktober 1848 begann Füeßlins Wirksamkeit als Hausarzt in der Anstalt, worin er bis 1. Dezember 1858 verbleiben sollte. Sämmtliche Beamte, insbesondere auch die beiden Hausgeistlichen sowie der Verwalter, waren außergewöhnlich umsichtig ausgewählt, allein Alle hatten sich in den völlig neuen Dienst erst hineinzuleben, dessen unvermeidliche Schwierigkeiten durch die gewaltige politische Aufgeregtheit und Vorkommnisse der Jahre 1848 und 1849 nicht wenig erhöht wurden. Nachdem Direktor Dietz seine Stelle mit der ungleich leichtern und lohnenderen eines Amtsarztes vertauscht hatte, jedoch ohne aufzuhören, ein durch langjährige Erfahrungen über das Verderbliche des unmittelbaren Verkehres von Verbrechern aller Art unter sich gepanzerter Apologet der Trennungshaft zu bleiben, wurde Füeßlin am 14. September 1850 vorläufig, schon unterm 28. März 1851 endgültig dessen Nachfolger.

„Kein besserer Mann konnte gefunden werden um die bisher ungelöste Aufgabe zu lösen: mit der nöthigen Besonnenheit erschöpfende Beobachtungen anzustellen über die Wirkung der neuen Haftweise in einem nahezu musterhaft erbauten und eingerichteten Zellengefängnisse, sodann die gesammelten Erfahrungen gehörig zu ordnen und wissenschaftlich zu verarbeiten, so aber dem Fortschritte auf diesem unendlich wichtigen Gebiete eine neue und unvergleichlich vielversprechende Bahn zu öffnen.“ Indem wir auch diese Auslassung des Biographen der Augsburger Allg. Zeitung aus voller Seele unterschreiben, bestätigen wir mit ihm, zuerst in Bruchsal und während der zehnjährigen amtlichen Thätigkeit Füeßlins habe sich erwiesen, was seither durch die in allen andern Zellengefängnissen gemachten Erfahrungen bestätiget worden: daß nämlich die Trennungshaft an sich weder den Leib noch die Seele gefährdet und selbst dann nicht

schwachköpfig, gesellschaftsunfähig und ungeschickt macht, falls das englische Maximum (18 Monate) auf und über sechs Jahre hinaus ausgedehnt wird; dagegen verhütet dieselbe — ein unschätzbarer Gewinn für die Gesellschaft und die Gefangenen — das bei jeder andern Haftweise unvermeidliche Wechselverderben. Durch sie allein hören Gefängnisse und Strafanstalten auf, Hochschulen der Religionslosigkeit, aller Verbrechen und Laster zu seyn. Sie zwingt zum Nachdenken, weckt nicht bloß die Arbeitslust sondern auch das Gewissen und arbeitet durch äußerliche Einrichtungen und Verhältnisse denjenigen in die Hände, welche der Grundidee der Trennungshaft getreu die religiös-sittliche Wiedergeburt des Gefangenen als Hauptziel betrachten*). Wohl gar mancher ist gebessert, versöhnt mit Gott, der Welt und sich selber durch das Portal des Bruchsaler Zellengefängnisses in die „Freiheit" zurückgekehrt, er hatte jedoch keinerlei Anlaß, sich als vom Seelenaussatze gereinigt den Pharisäern, Herodianern und Schriftgelehrten der Residenz sehen und in deren Tabellen eintragen zu lassen. Derlei Herren schauen in der Regel nur in die Listen der Rückfälligen und pflegen so wenig darüber nachzudenken, welche Leute und wie und warum die-

*) „Wahre Besserung nenne ich die auf Grundlage des positiven Christenthums ruhende thatkräftige Umkehr eines unsittlichen und rechtswidrigen Willens zu Gott, näher die mit der Gnade Gottes durch Gemüthserschütterung angebahnte, durch religiöse und intellektuelle Bildung bewußt und klar werdende, durch Ertragung von Widerwärtigkeiten und Leiden erstarkende und im ganzen Leben und Streben sich bethätigende sittliche Erneuerung des Menschen." So Hägele, der Verfasser der „Zuchthausgeschichten" in seiner Schrift: „Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft" (Leipzig 1857, 2. Aufl. Altona 1861), welche selbst von enragirten Protestanten als die beste populäre Schrift über Gefängnißwesen anerkannt, von Fachmännern noch immer benützt aber selten genannt wird, sei es weil der Verfasser nicht zur Gelehrtenzunft zählt oder um des „ultramontanen" Beigeschmackes willen.

selben rückfällig geworden, als sie sich bemühen, vom Wesen und der socialen Bedeutung der Seelenrettung überhaupt klare Vorstellungen zu gewinnen.

Das einfachste Mittel um die großen Verdienste des Verewigten in das rechte Licht zu stellen und gleichzeitig eine brennende Schuld an die historische Gerechtigkeit abzutragen, dürfte in einer kurzen Auseinandersetzung der mitunter unglaublichen Hindernisse liegen, welche einer zweckmäßigen und folgerichtigen Durchführung der gesetzlich bestehenden Trennungshaft in Bruchsal von selbst entgegen standen und früh genug mit Absicht und Berechnung entgegen gethürmt wurden. Bei der Fremdartigkeit des Stoffes erscheint es aber geboten, solcher Auseinandersetzung einige Worte bezüglich des Wesens der Trennungshaft vorangehen zu lassen.

Noch heute belieben Angesichts einer reichen und mitunter recht gediegenen Literatur, trotz einer Fülle von Commissionsberichten, Abhandlungen und Zeitungsartikeln sogar Leute von Fach die in Baden durchgeführte Einzelhaft mit dem amerikanischen Pönitentiarsystem zu verwechseln. Demgemäß stellen sie sich den Gefangenen in einer kleinen, finstern Zelle, in so einer Art mittelalterlichen Burgverließes vor, erbarmungslos abgesperrt von aller Welt und von jedem menschlichen Umgange. Sie folgern alsdann, durch eine solche grausame und unsinnige Haftart müsse die körperliche und geistige Gesundheit je länger je ärger gefährdet und statt Einsicht und Besserung größere Verstocktheit, Verschlechterung und Haß gegen die menschliche Gesellschaft, deren Gesetze und Einrichtungen genährt und gesteigert werden. So richtig der Schluß, ebenso grundfalsch die Prämissen. Zwar hat methodistisch-quäkerischer Rigorismus in Nordamerika die absolute Isolirung des Gefangenen versucht, allein man ist längst hievon abgegangen und hat diesen Mißgriff kaum vorübergehend in Europa nachgeahmt. Das Wesen der Trennungs- oder Besserungshaft aber, wie solche zum ersten-

male in Bruchsal nach Kräften durchgeführt und seitdem in gar mancher Anstalt nachgeahmt wurde, liegt einfach in Folgendem: möglichst vollkommene und beständige Trennung der Gefangenen unter sich, bei Tag wie bei Nacht, mit fortwährend anregender körperlichen und geistigen Beschäftigung, bei häufigem Verkehre des Zellenbewohners nicht bloß mit Aufsehern und Werkmeistern sondern mit Lehrern und Geistlichen, Anstaltsbeamten und Freunden der Gefangenen; endlich mit Gewährung aller zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen und mit den Zwecken der Strafgefangenschaft vereinbarlichen Erfordernisse und Erleichterungen. Angesichts dieser nüchternen Bestimmungen verschwinden die Nebel des Vorurtheils bei Unbefangenen. Sagt man ihnen weiter, daß zu den Erfordernissen der Trennungshaft gediegener Religionsunterricht, regelmäßiger Gottesdienst, eine je nach Fähigkeiten und Fleiß weit über die Volksschule hinausschreitende Schule und endlich eine ausgewählte Bibliothek gehören, so dürfte man es nicht allein als möglich, sondern als wahrscheinlich erachten, daß weitaus die meisten leiblich und geistig gesund organisirten, zum erstenmale verurtheilten, folglich durchschnittlich jüngern Leute nicht bloß zu Beobachtern der staatlichen Gesetze sondern mit Gottes Gnade zu braven Menschen werden. Offenbarten sich durch erhebliche Verminderung der Rückfälle keine befriedigenden Erfolge bezüglich der Besserung der Gefangenen, so hat Füeßlin mehr als einmal ebenso freimüthig als unwiderlegbar dem parteilosen Publikum bewiesen, die Schuld davon falle keineswegs dem Systeme oder den Vollstreckern desselben in Bruchsal zur Last, sondern ganz andern Einflüssen, Verhältnissen und Personen.

Hemmender für die richtige Durchführung der Besserungshaft als für jede andere Haft ist die Vielregiererei, deren Uebelstände und Plackereien mit voller Wucht erst von 1853 an die junge Anstalt Bruchsal überflutheten. Dafür mehrten sofort nach Eröffnung der Anstalt die Zeitverhältnisse die

52*

Mißgriffe, welche jeden Versuch der Lösung eines Problemes zu begleiten pflegen. Anstatt mit erstmaligen, bildungs- und besserungsfähigen Verurtheilten wurden die Zellen im buntesten Durcheinander mit politischen Gefangenen, aufständischen Soldaten, lebenslänglich Verurtheilten, mit grauen Dieben, raffinirten Industrierittern, mit Stumpfsinnigen und förmlichen Krüppeln bevölkert. Das badische Strafgesetz ist ein so trostloses Sammelsurium der heterogensten Bestimmungen als die gottentfrembete und dadurch halt- und principlose Wissenschaft jemals eines zu Tage gefördert. Während das Gesetz Vergehen gegen das sechste Gebot mit trauererregender Milde behandelt und selbst die Rückfälle in Verbrechen gegen das Eigenthum mit ganz kurzen Strafzeiten bedenkt, stellt es dem Belieben der Richter anheim, die Freiheitsstrafe mit einer solchen Anzahl von Tagen der Hungerkost und des Dunkelarrestes zu würzen, daß der stärkste und verständigste Mensch im günstigsten Falle leiblich und geistig arg herabkommt. Und während das Gesetz die Trennungshaft an sich dermaßen als eine geschärfte anerkennt, daß ein voller Drittheil der Strafdauer durch sie wegfällt — das Jahr zu Bruchsal zählt demgemäß statt 12 bloß 8 Monate — trug man kein Bedenken, die Zellengefangenen auch noch mit Hungerkost und Dunkelarrest bis zu 100 und mehr Tagen zu foltern. Die Haus- und Dienstordnung konnte von Anbeginn keine mustergültige seyn, da es sich ja um die Lösung eines Problems handelte; sie gewährte namentlich Competenzstreitigkeiten zwischen Direktion und Verwaltung, Einmischungsgelüsten des Hausarztes in Angelegenheiten der Hauspolizei zu viel Spielraum. Endlich brachten es die Verhältnisse der Jahre 1848 und 1849 mit sich, daß Aufseher und Werkmeister den Beamten außergewöhnlich viel zu schaffen machten.

Trotz der Ungunst der Zeit und mancher Verhältnisse ging im Zellengefängnisse zu Bruchsal alles leidlich, ja gut, so lange v. Jagemann Respicient der Anstalt war. Dieser

tüchtige Mann war der Vielschreiberei und Vielregiererei abhold. Um an Ort und Stelle zu hören, zu sehen und sich zu überzeugen, ließ er sich von der Eisenbahn fleißig aus der Residenz nach Bruchsal tragen. Sein Umgang beschränkte sich keineswegs auf die Anstaltsbeamten, deren Tüchtigkeit und Berufstreue er zu würdigen verstand. Ohne Begleitung wanderte er unverdrossen von Zelle zu Zelle. Wie wenig diesem Manne von der Eigenart deutscher Professoren und Bureaukraten anklebte, bewies der Umstand, daß er irrige Meinungen willig triftigen Gründen opferte, mochten letztere auch durch den Mund des armseligsten Sträflings geltend gemacht werden. So lange er lebte, hatte Füeßlin nebst seinen Mitarbeitern freie Hand genug, um die Wirkungen verkehrter Einrichtungen auf praktischem Wege abzuschwächen. Es lag gegründete Hoffnung vor, man werde zu Gunsten des Systemes gemachte Erfahrungen beherzigen, die Zellen mehr und mehr mit passenden Gefangenen bevölkern, die gesetzlichen Strafschärfungen nicht auf sie anwenden, die Haus- und Dienstordnung sachgemäß verbessern, kurz man werde sich höheren Ortes entschließen dem Ruhme das erste Zellengefängniß in Deutschland hergestellt zu haben, den noch ungleich größeren beizufügen, der folgerichtigen Durchführung des Systemes der Besserungshaft förderlich gewesen zu seyn. Allein im Sommer 1853 raffte ein unerwarteter Tod v. Jagemann weg; mit ihm verlor das Zellengefängniß Bruchsal gleichsam seinen Schutzgeist, Direktor Füeßlin aber seine einzige thatkräftige Stütze im Ministerium. Nunmehr drang als alleinherrschende und viel regierende Macht jene Sorte von Reaktion auch hinab in die düstern Räume der Strafanstalten, welche das Heilmittel aller Uebel vorherrschend in der Anwendung äußerer Gewalt, in der Auswahl und Anwendung rigoroser Gesetze, in einer häufig bis zum empörenden Unsinn sich verirrenden Polizeityrannei gegenüber den mittlern und ärmern Volksklassen erblickt. Bezüglich der Besserungsanstalt Bruchsal beliebten die Karlsruher Ge-

neralgewaltigen — Minister v. Wechmar und der neue Respicient schon in Folge ihrer Anschauungen und Neigungen — den rücksichtslosen Rückschritt zur Abschreckungstheorie, ohne sich um die Meinung des Landes und die Zwecke der mit enormen Unkosten aufgebauten Anstalt, um die Gegengründe der Anstaltsbeamten, um Kammerbeschlüsse und Gesetze oder um die übrige Welt überhaupt, deren Augen bereits auf Bruchsal sich richteten, groß zu kümmern. Fortan ging das Streben dahin, die Besserungsanstalt Bruchsal in allem den alten Hochschulen des Verbrechens gleich zu stellen, dieselbe in einen Tummelplatz der Abschreckung und zugleich in eine möglichst einträgliche Sträflingsfabrik zu verwandeln.

Nicht lange dauerte es, so stand solchen Bestrebungen Füeßlin einsam gegenüber. Auf seiner Seite standen Ueberzeugung und Dienstpflicht, Gesetz, Vernunft und Menschlichkeit, auf der andern aber die Macht, deren huldvolle Blicke Beförderungen, Gehaltszulagen und Remunerationen bedeuten. Füeßlin als ein Mann der Idee in unserer ideen- und charakterlosen Zeit war in Sachen seines Berufes ebenso gewissenhaft als unbeugsam, bei aller Milde seines Charakters freimüthig und entschieden, dabei geist- und kenntnißvoll. Im Interesse der Sache appellirte er fort und fort an die Oeffentlichkeit, nachdem er genugsam erfahren, daß Gründe zu Karlsruhe regelmäßig tauben Ohren begegneten, und ward zum berühmten Manne ohne daß er daran dachte. Der Kampf des Justizministeriums wider die zu Recht bestehende Trennungshaft artete aus zum Kriege wider die Person Füeßlins. Dieser führte ein den Keim seines frühen Todes entwickelndes Märtyrerleben. Allein in der steten Hoffnung auf einen Umschwung zum Bessern, der noch heute auf sich warten läßt, harrte er 5 Jahre noch auf seinem Posten aus, bis Ehre und Gewissen und sogar das Interesse der Sache selbst ihm den Rückzug vom Schauplatze des unmittelbaren Kampfes als Pflicht erscheinen ließen. Wir

müssen darauf Verzicht leisten, diesen Kampf hier seinem Verlaufe nach zu schildern. Dagegen erachten wir als unerläßlich unsere bisherigen Behauptungen mindestens durch einige praktischen Beispiele zu erhärten, deren Vollgültigkeit um so weniger angetastet zu werden vermag, wenn wir dieselben aus Akten des badischen Justizministeriums schöpfen.

Die Oberleitung der Strafanstalten gebührt logisch und sachgemäß keinem Justizministerium, weil der Strafvollzug reine Verwaltungssache ist; allein in Baden hat das Justizministerium dieselbe inne. Wird in den Mutterländern der Trennungshaft, in Nordamerika und England, dem Selfgovernment der Anstaltsbeamten volle Rechnung getragen, so dürfte in Deutschland derartigen Anstalten im Interesse des gedeihlichen Erfolges mindestens cum grano salis jene Schreiberwirthschaft ferne bleiben, welche Alles am besten zu verstehen und Alles vom Dintenfasse aus regieren und controlliren zu müssen glaubt. Wie stund und steht es bezüglich der Oberleitung der Strafanstalten überhaupt in Baden? Exempla docent. Vermuthlich im Interesse des wohlfeilsten Strafvollzuges faßte das badische Justizministerium im Spätjahr 1854 den Beschluß, den weiblichen Strafgefangenen dürften zur Sommerszeit ihre Unterröcke fortan nicht mehr verabreicht werden. Der Direktor und die Geistlichen der Anstalt legten gegen solche Verfügung begreiflicherweise Protest ein. Doch erst als auch der Hausarzt die Fahne des Unterrockes energisch schwang, erst nach einer Reihe officieller Correspondenzen und officiöser Tagebuchseinträge*), erst nach

*) Auch für das Zellengefängniß Bruchsal schreibt §. 75 der Dienstordung vor, jeder höhere Beamte habe ein eigenes Tagebuch zu führen, worin er alle ihm wichtig dünkenden Wahrnehmungen, besondere Vorfälle, Mängel der bestehenden Vorschriften und Einrichtungen, Wünsche und Vorschläge verzeichnet. Sein Tagebuch hat der Beamte vierteljährig an das Justizministerium einzusenden und zwar unmittelbar, so daß der Direktor und die Mitbe-

7 monatlicher Gegenwehr bequemte sich das Justizministerium, wahrscheinlich durch seinen Weltkampf wider die ewige Roma im Kirchenstreit allzu sehr in Anspruch genommen, in dieser Unterrocksfrage zum Rückzuge (Just.-Min.-Erl. vom 31. Mai 1855). Als ein wegen Größenwahn in die Heilanstalt verbrachter Sträfling nach 6 Monaten aus Illenau entfloh, zog das Justizministerium aus dieser Flucht den Schluß, der vorgebliche Narr sei denn doch kein Narr gewesen und beeilte sich, sothane Entdeckung dem Direktor, Hausarzt, sowie den Hausgeistlichen, welche einmüthig die Verbringung des Betreffenden in die Irrenanstalt befürwortet hatten, unter die Nase zu halten (Just.-Min.-Erl. vom 16. Mai 1856). Im Laufe zweier Jahre war es je 1 Gefangenen gelungen, aus dem Zellengefängniß zu entweichen. Beide waren in der Weberei beschäftiget gewesen, in der man am leichtesten zu Stricken gelangte, beide hatten sich musterhaft betragen bis auf die letzte Stunde; beiden wurde die Flucht wesentlich dadurch erleichtert, weil die Karlsruher Herren sich beharrlich weigerten ihre Zustimmung zu geben, daß die Höfe besser beleuchtet und eine kaum 14' hohe Stelle der Ringmauer höher gemacht würde. Nach der Flucht des Zweiten ordnete das Ministerium sofort an: sämmtliche der Flucht verdächtige (?) Sträflinge seien in denselben Flügel und zur Vermeidung von Besprechungen einige der „zuverlässigsten" Sträflinge in andere Zellen der gleichen Reihe zu verbringen (Just.-Min.-Erl. vom 26. April 1855). Daß ein hohes Mini-

---

amten vom Inhalte lediglich dasjenige erfahren, worüber das Justiz-Ministerium sie etwa zum Berichte aufzufordern für gut findet. Die 1857 zu Bruchsal anwesende Commission der holländischen Regierung hat in ihrem officiellen Berichte diese Tagebücher als Denunciationsbücher mit Recht verworfen. Die 1860 über Baden hereingebrochene neue Aera der „Freiheit und Selbstverwaltung" hat an dieser Einrichtung so wenig etwas gebessert, als an hundert weit drückenderen und folgenschwereren Einrichtungen.

sterium geneigt war, auch das sonst so verhaßte Isolirsystem zu acceptiren und zwar in der ursprünglichen und härtesten Form, erwies sich im Verfahren gegen eine vom Schaffot zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigte Weibsperson. Dieselbe mußte ganz allein gesetzt, von der Schule ausgeschlossen, beim Gottesdienst an einen einsamen Platz gebracht und mit schwerer Arbeit bedacht werden, welche sie sich nur durch Lesen in der Bibel und im Gesangbuche erleichtern durfte, (Just.-Min.-Erl. v. 11. Jänner 1853). Kurz nach Jagemanns Tod bestand ein Werkaufseher für die Schusterei des Zellengefängnisses die Dienstprüfung sehr gut, namentlich auch im Rechnen. Nachdem er seine Gewandtheit im Addiren und Subtrahiren bewiesen, gab man ihm schwierigere Aufgaben zur Lösung. Die Prüfungsakten wanderten nach Karlsruhe, der Geprüfte aber hatte nochmals nach Bruchsal zu wandern, denn zu großer Verwunderung des Betreffenden und zur Beschämung der Anstaltsbeamten hatte das Justizministerium unterm 6. August 1853 die Zuchthausverwaltung Bruchsal ausdrücklich beauftragt, „dem H . . . . . . noch Divisions- und Multiplikations-Exempel aufzugeben." Die Dienstordnung will weiter nichts als daß Bewerber um Aufseherstellen geläufig lesen und schreiben, auch etwas rechnen können. Durch einen Ministerialerlaß vom 25. September 1848 war genehmigt worden, im Zellengefängniß Bruchsal, dessen Insassen begreiflicherweise von der vielartigen Selbsthülfe anderer Gefangenen keine ermöglicht ist, dürften bis zu 100 Gefangenen nach dem Gutachten des Hausarztes je ein halbes Pfund Brod per Tag weiter verabreicht werden. Noch im Herbst 1853 befielen das Ministerium Bedenken, ob solch eine Ueppigkeit mit der Staatswohlfahrt sowie mit dem „Ernst der Strafe" verträglich sei (Just.-Min.-Erl. vom 14. Oktober 1853) und im Dezember wurde die Brodzulage den „mit schweren Arbeiten Beschäftigten" auch fernerhin zugestanden, insofern dieselben ein halbes Pfund Brod aus ihrem Ueberverdienste zu kaufen vermochten, mit demselben Feder-

strich aber den Küfern, Schreinern, Schustern u. s. f., kurz gerade den mit schwerer Arbeit Beschäftigten entzogen (Just.-Min.-Erl. vom 10. Dezember 1853). Derlei Härten waren mit ein Grund gewesen, weßhalb Füeßlin auf Selbstbereitung der Kost durch die Anstalt gedrungen und dieselbe noch unter Jagemann durchgesetzt hatte. Er hoffte ohne Aufsehen und Kosten dadurch dem förmlichen Hungerleiden vorbeugen zu können. Nun bewährte sich die Einrichtung zwar trotz den steigenden Preisen der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, als sehr gewinnreich für den Staat, allein Füeßlins menschenfreundliche Absicht wußte man zu hintertreiben. Als der Respicient einmal gelegentlich seiner sehr seltenen Besuche in Bruchsal den 480 Schoppen haltenden Kessel mit Suppe ganz angefüllt traf, schloß er sofort, die 360 Gefangenen bekämen volle 120 Schoppen zu viel und erachtete eine exemplarische Demüthigung der Bruchsaler Philanthropen für unerläßlich. Sofort traf die Weisung ein, die Verwaltung habe die Vorschrift bezüglich der Kost augenblicklich in der Küche anschlagen zu lassen, Aufseher G. dürfe bei Vermeidung der Entlassung nicht davon abgehen und habe über die Verletzung der Vorschrift binnen drei Tagen sich zu verantworten (Just.-Min.-Erl. vom 6. Juli 1854). Man suchte einem hohen Ministerium begreiflich zu machen: Brod quelle in heißem Wasser auf, so daß der Kessel höchstens 400 Schoppen wirklicher Suppe enthalten habe, beim Austheilen in 12 Kessel und 360 Schüsselchen gehe von je 8 Schoppen etwa 1 verloren, auch die Suppe für die Aufseher habe sich in dem Kessel befunden, ältere Gefangene welche ihr Brod trocken nicht hinabzuwürgen vermöchten, bekämen etwas Suppenwasser u. s. f. Umsonst — die Abgabe allzu großer Portionen Suppe war beschlossene Sache, man erblickte darin eine schwere, im Wiederholungsfalle ernstlich zu ahndende Verletzung der Dienstordnung, erlaubte aber doch, daß auf je 8 Schoppen Suppe 1 weiterer Schoppen Wasser zugegossen würde (Just.-Min.-Erl. vom 11. Juli 1854). Anstatt der

Besserung der Gefangenen lag den Karlsruher Herren die Lösung des Problemes am Herzen, ihre Staatssklaven immer weniger essen und immer mehr arbeiten zu machen. Endlich 1855 wurde ein Speiseregulativ definitiv genehmigt, dasselbe mußte jedoch als rein undurchführbar oder ganz unzweckmäßig mehrfach abgeändert werden (Just.-Min.-Erl. vom 29. Dezember 1855, 13. März 1857 u. s. f.). Wir können nicht umhin, dieses Faktum als einen Beweis anzuführen, daß gute Bureaukraten schlimme Köche sind, bei denen die eingänglichste Belehrung wenig fruchtet. Umsonst wurden Stöße Papieres verschrieben, umsonst hatte das Justizministerium des Großherzogthums Baden die Zuchthausverwaltung sogar darüber zur Aeußerung veranlaßt, in welchen Monaten Bohnen, süße, grüne, eingemachte, sauere, weiße, dürre Erbsen u. s. f. und in welchem Maße genommen werden sollten (Just.-Min.-Erl. vom 11. September 1855). Um viele andere, für die Oberleitung charakteristische Anordnungen und Maßregelungen bezüglich der inneren Einrichtung Bruchsals zu übergehen, wollen wir nur noch einer Maßregel erwähnen, welche zahllose Schreibereien veranlaßte. Kohlen-Heizung mußte eingeführt werden, obwohl das Zellengefängniß für solche gar nicht eingerichtet war und obwohl Füeßlin sonnenklar nachwies, dieselbe sei weder wohlfeiler noch besser als die Heizung mit Holz. Es wurde von Karlsruhe gleichfalls aktenmäßig kund, sogar die Anheizungsweise eines Steinkohlenofens sei dort ein noch ungelöstes Räthsel, dagegen ward dem Unterthanenverstande der Zuchthausbeamten Bruchsals unter anderm zugemuthet, die Temperatur des jeweils kommenden Winters sowie die Holzpreise zum voraus zu wissen. Erst nachdem die Richtigkeit der von der Direktion und Verwaltung wider die Kohlenheizung geltend gemachten Gründe durch die Thatsachen und Zahlen einiger Jahrgänge erhärtet worden, bequemte man sich auch hierin zum Rückzuge.

Allerdings gaben bezüglich der meist mit dem Rechnungswesen eng zusammenhängenden inneren Einrichtungen des

Zellengefängnisses weder das Ministerium noch dessen Respicient den unmittelbaren Anstoß zu unaufhörlichen Plackereien; derselbe ward vielmehr von der Oberrevision gegeben. Allein weßhalb vertraute man in dieser Hinsicht einem jungen Manne, der vom Gefängnißwesen gerade genug verstand, um klar einzusehen die Herren und Meister seiner Carriere seien von der Idee besessen, für die Strafanstalten, das Zellengefängniß Bruchsal voran, möglichst wenig zu verausgaben, dagegen den Arbeitsertrag auf jeglich thunliche Weise zu steigern, nebenbei den Rigorismus des Strafvollzuges als die Hauptsache und alles Uebrige als Hirngespinnst unpraktischer Schwärmer zu betrachten? Ei, der junge Mann besaß Einsicht. Dieß erfuhr unser wackerer Füeßlin je länger je mehr. Er wußte zwar und lernte immer besser einsehen, Baden sei der Orient in Deutschland, worin es kein Warum gibt; er sah seit langem trotz seiner monarchischen Ueberzeugung die Weisheit der Karlsruher Regierungsherren ähnlich dem Sarge des Propheten zu Mekka in der Luft schweben. Niemals aber wollte er begreifen, die Humanität könne zur leeren Phrase werden, das Vorurtheil von der Unverbesserlichkeit der Uebertreter wandelbarer Gesetze zum Glaubensartikel, die Umgehung und Uebertretung positiver Gesetze in constitutionellen Staaten zur Liebhaberei der Machthaber. Und an den Folgen solchen Unglaubens ist Füeßlin eigentlich gestorben.

Im Beiberichte zu den Planen eines das Mustergefängniß Bruchsal bezüglich der Rücksichtnahmen auf die bestehende Gesetzgebung und Einrichtung bedeutend überbietenden Zellen-Gefängnisses, welche Füeßlin erst 1864 noch im Auftrage der bayerischen Regierung nach München gesandt, hat er die Erfordernisse der erfolgreichen Durchführung der Trennungshaft aufgezählt. Außer einer vernünftigen Oberleitung fordert er ein mit dem Geiste und den Principien der Einzelhaft als Besserungsstrafe übereinstimmendes Strafgesetz, verständige Auswahl von körperlich und geistig für die Einzelhaft geeigneten Gefangenen, eine nicht allzu kurze Gefangenschafts-

dauer sowie die entsprechenden baulichen und innern Einrichtungen. In Baden war mit Ausnahme des letzten Punktes keine einzige dieser Vorbedingungen erfüllt und vom Hochsommer 1853 ab keine Hoffnung auf Erfüllung derselben vorhanden. Es ließ sich befürchten, daß namentlich auch bezüglich der Behandlung der Gefangenen und zwar ohne Rücksicht auf die eigenthümliche Lage der Zellengefangenen früher bewilligte Milderungen und Vergünstigungen zurückgezogen würden. Und solche Befürchtung war nur zu wohl begründet. Als Beispiel wählen wir das Tabakschnupfen. Der Schnupftabak hat eine der glücklicheren Außenwelt unfaßbare Bedeutung für Gefängnisse, die völlige Entziehung desselben rief im Frühling 1848 einen Aufstand der Zuchthausbewohner Freiburgs hervor, sie wurde im Zellengefängnisse Bruchsal notorisch zu einem Motive des Selbstmordes. In letzter Anstalt durfte ein Drittheil der Gefangenen gleichsam als Anerkennung eines guten Betragens monatlich ein Vierling Tabak à 6 Kreuzer per Mann aus dem peculium sich kaufen. Auf gute, sogar ministerielle Controlle eines derartigen Zugeständnisses, worüber man in nichtdeutschen Ländern gar mitleidig die Achsel zuckt, war sorgfältigst Bedacht genommen (Just.-Min.-Erl. vom 22. Juni 1849, 17. April und 17. Dez. 1850). Plötzlich kam ein Ministerialerlaß, laut welchem das Tabakschnupfen nur noch als „eigentliches Arzneimittel" geduldet, der Schnupftabak somit unter die medizinischen Heilmittel des Hausarztes aufgenommen, in demselben Athemzuge aber der Verwaltung aufgegeben wurde, dahin zu wirken „daß dieß nur in seltenen Fällen vorkomme" (Just.-Min.-Erl. vom 16. August 1852). Da dieser Verfügung obendrein rückwirkende Kraft verliehen wurde, so bekamen Füeßlin und die Hausgeistlichen den mißstimmten Schnupfern gegenüber eine bitterböse Stellung. Alle Vorstellungen blieben erfolglos. Der jugendliche Hausarzt war der Meinung, insbesondere die Rückfälligen bedürften keines Sorgenvertreibers: er fand ganz in der Ordnung, daß auf Zellengefangene nicht bloß die un-

sinnigen Strafschärfungen des „Gesetzes" angewendet, sondern daß dieselben durch Entziehung des Schnupftabaks noch weiter verschärft würden und säumte nicht hauspolizeilichen Strafen die Entziehung des Schnupftabaks beizufügen. Seine Herzensneigung stund in rührender Harmonie mit den Intentionen des Ministeriums, welches die unmittelbaren Lenker der weiland Besserungsanstalt Bruchsal rechtzeitig dahin belehrte: „Die Ueberzeugung, daß die Entbehrung des Genusses den Sträflingen empfindlich seyn werde, hatte man aus vielen Erfahrungen schon bei Erlassung jener Verfügung gewonnen. Es ist aber von dem Gesetz beabsichtigt, daß der Verbrecher, welcher eine peinliche Strafe verwirkt hat, die Schwere derselben empfinde" (Just.-Min.-Erl. vom 29. September 1853 Nr. 8790 — 91). In Baden gibt es keine mittelalterlichen Folterkammern und die neue Aera von 1860 begeisterte sich sogar für Abschaffung der Tatzen in Schulstuben. Trotzdem existirt bis heute in den Strafanstalten der sogenannte Zwangstuhl, eine den spanischen Stiefeln und Daumenschrauben bis auf das Haar ähnliche Einrichtung und wir wissen, daß z. B. 1862 einigemal Anwendung von diesem scheußlichen Folter-Instrumente im Zellengefängnisse gemacht wurde. Füeßlin hätte die Anstalt in einen Schauplatz endlosen Jammergeheules, der Verzweiflung und Tollheit verwandeln müssen, falls er mit der unbedingten Fügsamkeit gegenüber den Karlsruher Herren Anlagen zu einem Zuchtmeister und Folterknechte alten Schlages in sich vereinigt hätte. Zu seinem Mißgeschicke und zu seiner Ehre zugleich besaß er weder jene Unterwürfigkeit noch diese Anlagen. Nur Schade, daß er mit den machtlosen Hausgeistlichen und Lehrern den Abschreckungs-Männern des Ministeriums immer einsamer gegenüberstand!

(Schluß folgt.)

LII.

Zeitläufe.

Preußen und Deutschland zur Zeit der Londoner Conferenz.

Gibt es noch eine Möglichkeit auf die Dauer den gewaltigen Zusammenstoß der mitteleuropäischen Mächte zu vermeiden? Ohne Zweifel. Aber nur Eine Möglichkeit gibt es, und dieselbe liegt nicht in der Conferenz zu London, überhaupt nicht im Flickwerk der europäischen Diplomatie; sondern sie liegt einzig und allein in — Wien. Eine loyale Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen würde wohl oder übel eine Bindung der heimtückischen Politik Rußlands einschließen; der freudige Beifall Englands wäre zwar mit Thaten nicht viel werth, aber er wäre einem solchen Bündniß unfehlbar gewiß, und der neue deutsche Großmachtsbund könnte, die großartigen Chancen von 1854 wieder gewinnend, bestimmend und entscheidend auch auf die letzte politische Frage des Jahrhunderts, auf die Cardinalfrage vom Orient einwirken. Das Deutschthum wäre dann wirklich herrschend in der Welt und die Krone Karls des Großen wäre der französischen Nation endgültig entgangen. Der Napoleonismus in Frankreich, furchtbar gerichtet von den Folgen seiner eigenen Thaten, würde kaum mehr der Ehre theilhaft werden

von einer Revolution in die Luft gesprengt zu werden, die Entrüstung und Verachtung des Volks würde den Neffen des Onkels vielleicht lautlos aus dem Lande jagen. Für Ihn wäre es zu spät die Politik der neuen Weltperiode, die er in seinen hochtrabenden Worten schon so häufig angestreift hat, nämlich die social-demokratische „Solidarität der Völker" ernstlich zu verkünden. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach würde es ein Anderer nach ihm thun, und dagegen hätte ein fest geeinigtes Deutschland am Ende auch nichts einzuwenden.

Die Möglichkeit und zwar die einzige Möglichkeit den europäischen Frieden selbstständig und dauernd zu sichern und Deutschland vor schwerem Unglück zu bewahren, liegt wie gesagt in Wien. An Berlin aber ist es der besagten Möglichkeit zur glücklichen Verwirklichung zu verhelfen. Nicht an Oesterreich sondern an Preußen ist die Reihe das erste Wort zu sprechen. Die preußische Kriegspolitik hat im vorigen Jahre einen Erfolg errungen, von dessen Größe sie sich zuvor selber nichts träumen ließ. Dadurch ist das Haupt Borussia's, der man zuvor schon eine auffällig dünkelhafte Haltung nachgesagt hat, von Hoffart stark umnebelt worden. Man hat Oesterreich in der denkbar bagatellmäßigsten Weise behandelt, man hat den eigenen Sieg ohne weiters mit dem Sieg der „deutsch-nationalen Sache" identificirt, und man hat sich eingeredet und vorgestellt, daß keine Macht der Welt die Sieger von Sadowa hindern könne die „Vollblutstute Germania" zu besteigen, um sie nach Belieben zu reiten. Aber siehe da! der Streit mit dem Imperator wegen Luxemburg taucht auf, und schon dieser erste kleine Anstand zerreißt den Schleier aller neupreußischen Illusionen. Wer immer nicht absichtlich blind seyn will, muß sehen und aus der neuesten Erfahrung schließen, daß es der Einen deutschen Großmacht doch nicht so leicht war, die andere aus dem nationalen Verbande zu dem Zwecke hinauszuwerfen, um die Aufgabe der ganzen Nation inmitten des Welttheils allein zu übernehmen. Die

„Verstärkung der Hohenzollern'schen Hausmacht" konnte wohl auf den böhmischen Blutfeldern errungen werden; aber die Nation wird diesen speciell preußischen Gewinn mit der Ehre und der Integrität ihrer bisherigen Grenzen bezahlen müssen, wenn man in Berlin es nicht versteht oder nicht verstehen will sich der Hülfe Oesterreichs zu versichern und diese Macht in das deutsch=nationale Interesse, aus dem man dieselbe so unvorsichtig hinausgeworfen, wieder hereinzuziehen.

In der That soll Preußen gleich im Anfang der Verwicklung wegen Luxemburg in Wien angeklopft haben bezüglich einer Allianz gegen die gefährlichen Absichten Frankreichs. Aber der Gesandte des Imperators hat wetteifernd die Anerbietungen Frankreichs entgegengesetzt, und es scheint nicht daß man sich in Berlin schon an den Gedanken gewöhnt hat, in der Habsburgischen Monarchie wieder die eifrig umworbene Braut zu erblicken und seine Anträge dem entsprechend einzurichten. Um leerer Versprechungen willen, wären sie auch auf das Vertragspapier der napoleonischen Aera geschrieben, wird man sich zu Wien in eine neue Combination mit Preußen nicht einlassen. Oesterreich aber vollends mit seinen guten Diensten in Anspruch zu nehmen unter Berufung auf dessen deutsche Natur, Geschichte und Pflicht, dazu dürfte doch selbst die preußische Diplomatie die Stirne nicht gehabt haben, nachdem der Prager Friede soeben die weiland Bundespräsidial=Macht aller deutschen Rechte und Pflichten entledigt hat. Soll Oesterreich wieder in die deutsche Solidarität eintreten, so ist es schlechthin unumgänglich, daß das eigenste und wohlverstandene Interesse des Kaiserstaats in das neue Band verwoben werde. Zu diesem Zwecke aber müßte Preußen einen starken Schritt zurückthun von dem Uebermaß seiner Ansprüche und Prätensionen. So nur wäre noch eine Wendung zum Bessern möglich in den heillos verfahrenen deutschen Angelegenheiten; unter allen andern Umständen fürchten wir das Schlimmste für unser armes Deutschland.

Die maßgebenden Persönlichkeiten in Preußen müßten

sich sagen, daß es doch ein großer Irrthum war zu glauben, eine so ungeheure Aenderung in den europäischen Stellungen wie die in Folge des preußischen Sieges und seiner Ausbeutung durch den Grafen Bismark eingetretene, könne sich ohne weitere Complikationen und höchst gefährliche Verwicklungen im Frieden vollziehen und inmitten des Welttheils festsetzen. Sie müßten sich sagen, daß die zwei deutschen Mächte doch nicht ohne tiefen Grund auch nach dem Untergang des deutschen Reiches zusammengeschweißt blieben; daß mit der Grundidee des alten Bundes nicht nur das preußische Recht auf die Festung Luxemburg sondern das ganze europäische Defensivsystem zusammengestürzt ist; und daß kein wie immer vergrößertes Preußen in der Trennung von Oesterreich dem Continent und sich selber die Bürgschaften der Sicherheit geben kann wie das alte Bundesverhältniß. Großpreußen als solches kann nie die gesammtdeutsche Union ersetzen, wenn es auch wirklich von dem „Meere bis zu den Alpen" reichen würde; es wird immer eine Drohung und der Bedrohte in Einer Person seyn wie in dem Augenblicke des Luxemburgischen Conflikts. Großpreußen könnte nie seine maßlose Waffenrüstung erleichtern, und es würde stets den ganzen Continent zwingen gleich ihm in Waffen zu starren. Großpreußen ist schon deßhalb auf die Länge eine europäische Unmöglichkeit. Großpreußen müßte durch furchtbaren Krieg den Rivalitätskampf mit Frankreich austragen, oder es müßte an den gierigen Nachbar Ein Stück deutscher Erde nach dem andern ablassen, um die nationale Empfindlichkeit desselben zu versöhnen. Solche Frevel an dem deutschen Namen würden die von der Militärlast und den ökonomischen Calamitäten ohnehin schon niedergedrückten Gemüther empören, und zwar nicht bloß in den unterjochten Provinzen; Großpreußen würde bald Parlamente bekommen, mit welchen sich noch weniger regieren ließe als mit den preußischen Kammern im Verfassungsstreit. Darum ist Großpreußen auf die Länge auch eine innere Unmöglichkeit.

Alles Das könnten sich die Gewaltigen in Berlin selber sagen. Vielleicht haben sie es sich im Stillen längst gesagt. Die Luxemburgische Geschichte hat es doch allzu handgreiflich gemacht, daß Großpreußen von heute trotz der namhaften „Verstärkung der Hohenzoller'schen Hausmacht“ und trotz der norddeutschen Bundesgenossen immer noch zu wenig ist zum Leben und zu viel zum Sterben. Aus diesem Gefühl der Unzulänglichkeit sind wohl auch die Allianzverträge mit den süddeutschen Staaten hervorgegangen. Aber was werden diese Verträge helfen, wenn die süddeutschen Staaten einmal von Frankreich und Oesterreich in die Mitte genommen wären? Das ist die Frage. Sie würden in wenigen Tagen gezwungen oder ungezwungen auf die Seite der Feinde Preußens treten. Wer sich in der jüngsten Krisis von den süddeutschen Stimmungen mit offenen Ohren überzeugt hat, dem kann über diese Eventualität kaum noch ein Zweifel übrig geblieben seyn. Selbst entschieden preußisch Gesinnte wissen keine Antwort auf die Frage: wie Baden, Württemberg und Bayern für sich allein einem Anprall der Franzosen vom Oberrhein her widerstehen sollten? Und wenn wir nun gar noch gleichzeitig von der österreichischen Macht im Rücken gefaßt werden sollten, von derselben Macht welche die historische Vorkämpferin für uns in der Richtung des Oberrheins gewesen: was soll dann aus uns werden? Daß Preußen in dem Einen oder andern Fall uns ausgiebige Hülfe leisten könnte, glaubt Niemand; es hätte mit sich selber genug zu thun. Mit Einem Worte: es gibt für uns und für Preußen nur Eine deutsch-nationale Rettung. Oesterreich muß in die Solidarität der deutschen Interessen wieder hineingezogen werden. Der naturwidrige Zustand des Prager Friedens und seiner preußischen Ausdeutung, wonach wir Oesterreich officiell nichts mehr angehen sollen, muß aufhören, oder wir stehen erst am Anfang der deutschen Revolution deren Verlauf ein so trauriger zu werden droht, daß allmählig auch der glühendste Patriot verlernen dürfte den Namen „Deutschland“ im Munde zu

führen. Das ist die Wahl die uns bleibt, unter dieser preußischen Führung.

Welchen Weg wird Preußen einschlagen, oder vielmehr welchen Weg hat es eingeschlagen? Denn allem Anschein nach bildet die Luxemburger Frage den entscheidenden Wendepunkt und ist es die Bedeutung der Londoner Conferenz, daß sie die Richtung der preußischen Politik fixirt. Preußen hat nachgegeben in der schwebenden Frage: das ist kein Zweifel. Preußen wird Luxemburg räumen, die Festung soll nominell, soweit nämlich die Felsen nicht widerstehen, geschleift und das Ländchen neutralisirt werden. „Neutralisation" ist ein anderer Name für alle Art von diplomatischen Verlegenheiten und Ausflüchten. Auch ein Theil Savoyens war neutralisirt unter europäischer Garantie; dennoch hat der Imperator ganz Savoyen in Frankreich einverleibt und es hat kein Hahn darnach gekräht. Was das künftige Schicksal Luxemburgs seyn wird, das mögen die Götter wissen. Feststehend aber ist die Thatsache, daß das Ländchen mit seiner berühmten Bundesfestung fortan von jedem deutschen Zusammenhange abgeschnitten seyn wird. Das „Reich" ist abermals um ein Stück seiner Integrität vermindert. Preußen hat auf die Festung Luxemburg einen Rechtsanspruch behauptet den es ohne Zweifel nicht hatte; denn alle Verträge wegen Luxemburg beruhten auf der strengen Voraussetzung des deutschen Bundesverhältnisses welches nicht mehr existirt. Preußen hätte, um die deutsche Zugehörigkeit Luxemburgs zu wahren, das unveräußerliche Anrecht der deutschen Nation geltend machen müssen. Preußen hat nicht nur dieß nicht gethan, es hat auch auf sein behauptetes Recht verzichtet. So konnte, ja mußte Großpreußen thun. Aber der stolze Reiter der „Vollblutstute Germania", wenn er mehr wäre als eine Phrase, hätte das unmöglich thun können. Man ist, um bei dem Bilde zu bleiben dessen Decenz oder Indecenz wir nicht zu verantworten haben — in Berlin bereits herabgefallen von dem hohen Roß.

Es hat Leute gegeben welche sich von dem vorjährigen Erfolge Preußens so hatten berauschen und verblenden lassen, daß sie allen Ernstes glaubten, Graf Bismark scheue nicht nur nicht, sondern er suche den Krieg mit Frankreich. Der lächerliche Irrthum ist nun unwidersprechlich erwiesen. Preußen fürchtet den Krieg mit Frankreich, sonst hätte es ihn jetzt gleich haben müssen. Das ist die Wahrheit. Großpreußen (wenn man in Berlin weiter nichts ist und seyn will) hat auch allen Grund sich gegen einen Krieg mit dem westlichen Nachbar auf's äußerste zu sträuben. Denn Großpreußen würde dabei nicht nur alle Errungenschaften des Jahres 1866 auf's Spiel setzen, sondern die Chancen des Kriegs wären für ein isolirtes Preußen sehr bedenklich. Dem Zündnadel-Gewehr verdankt man den Sieg nur einmal; beim zweitenmale würde man beim Feinde ebenbürtige, wenn nicht vorzüglichere Waffen sich gegenüber haben. Auch der Unbesonnenheit womit die Oesterreicher im vorigen Jahre den Krieg aufnahmen mit einem mächtigen Feind in der Front und einem andern im Rücken, verdankt man den Sieg nur einmal in der Weltgeschichte. Ueberhaupt ist es nur zu billigen, wenn man in Berlin die militärische Kraft Frankreichs nicht unterschätzt. Dazu kommt die ungeheure Ueberlegenheit der französischen Flotte, deren Angriffen und Blokaden die norddeutsche Handelsmarine und die langgestreckten Küsten des neuen Preußens und seiner Bundesgenossen schutzlos preisgegeben wären. Schon der vorjährige Krieg hat der großen Industrie Preußens viel tiefere Wunden geschlagen als man gewöhnlich glaubt; noch sind die Wunden nicht geheilt und schon wieder sollte eine neue und viel gewaltigere Erschütterung die preußische Landesökonomie treffen! Nebenbei mag man sich in Berlin wohl auch der malcontenten Elemente in den annexirten Ländern erinnern, namentlich in Hannover wo nahezu die ganze Bevölkerung nur zähneknirschend das harte Joch der fremden Eindringlinge erträgt und selbst in den Heeren des deutschen Erbfeindes

willkommene Befreier erblicken würde. Man kann das tief beklagen, aber zu verwundern ist es nicht.

Wenn man aber in Berlin aus Furcht vor einem kriegerischen Zusammenstoß mit Frankreich in der Luxemburgischen Angelegenheit nachgeben wollte, glaubt man dadurch quitt werden zu können mit dem Imperator und den Ansprüchen seiner Nation? Das wäre eine arge Täuschung. Luxemburg war nur eine Provokation, nicht das eigentliche Streitobjekt selbst. Der wahre Grund des Conflikts ist das willkürliche Umsichgreifen Preußens, wodurch die Eifersucht der französischen Nation entflammt worden ist. Bei so großen Veränderungen in Deutschland zu Gunsten Einer Großmacht, muß auch Frankreich seinen Theil bekommen, wenn nicht nicht. So lautet in Wahrheit die Proposition. Graf Bismark hat das selber sehr wohl gewußt. Man sagt ihm gewiß nicht mit Unrecht nach, daß er vor dem Kriege in Biarritz und Paris sogar einen großen Theil der Rheingrenze, nämlich Rheinhessen und die bayerische Pfalz, nur eben nicht preußisches Gebiet als Entschädigung für Frankreich angetragen habe. Nach dem Kriege verwies er den französischen Mahner auf Luxemburg und Belgien *). Schließlich aber wollte er gar nichts mehr geben, während man sich in Berlin durch das Drängen der Parteien immer weiter voranschieben ließ, auch den süddeutschen Staaten durch die bekannten Verträge die souveraine Freiheit ihrer politischen Entschließungen nahm, und von Einer königlichen Standrede zur andern deutlicher die wahre Farbe hervorkehrte, daß

*) Es wird bestimmt behauptet, daß der König von Holland schon am 12. Oktober v. Js. in Berlin Anträge gestellt habe bezüglich eines nähern Verhältnisses zu Preußen namentlich auf dem militärischen Gebiet. Der König habe aber von Berlin nicht einmal eine Antwort erhalten. Würde diese Angabe sich bestätigen, so läge darin der sprechendste Beweis, daß Graf Bismark damals seiner Zusagen an Frankreich noch sehr wohl eingedenk war.



man sich nämlich bereits in kaiserlicher Herrscherstellung fühle über das ganze außerösterreichische Deutschland vom „Meere bis zu den Alpen“, und daß man die Mainlinie nicht einmal mehr als imaginäre Grenze betrachte. Und Frankreich sollte dabei das leere Nachsehen haben.

Das ist es was bereut und gebüßt und gutgemacht werden muß, wenn man in Berlin Friede haben will mit Frankreich. Die Neutralisirung Luxemburgs und der Verzicht Preußens auf die Besetzung der Veste kann als eine solche Genugthuung keineswegs angesehen werden. Auch der Vorschlag, daß Luxemburg an Belgien abgetreten werden solle, wogegen Frankreich einige belgischen Grenzdistrikte zu erhalten hätte, wäre nur geeignet gewesen den Anstand bezüglich Luxemburgs aus der Welt zu schaffen, keineswegs aber die tieferliegende Differenz für welche das alte Lützelburg als bloßer Vorwand gedient hat. Indem der französische Imperator auf sein Kaufsgeschäft mit dem König von Holland verzichtet hat, ladet er in den Augen seines Volkes immerhin noch den Schein einer Reculade auf sich. Er scheint zurückgewichen zu seyn vor dem Widerspruche Preußens, wenn auch unter dem vermittelnden Zusprechen des in der Conferenz versammelten Europa. Der Imperator darf aber nichteinmal mehr den Schein eines Zurückweichens auf sich liegen lassen. Er muß sein Volk bald verständigen von dem wahren Sinn des Schritts, den er in Sachen Luxemburgs zurückgethan zu haben scheint. Die Franzosen werden dann auch die Zweckmäßigkeit eines Schrittes leicht einsehen, der zwar eine Zeit lang mißverstanden werden könnte, aber vortrefflich geeignet ist, einerseits dem reichen Geldsegen der Pariser Weltausstellung den ungestörten Fortgang zu sichern, andererseits dem Beherrscher der Tuilerien die nöthige Frist zu gewähren um den nächsten Sprung des Tigers desto besser vorzubereiten.

Allen Nachrichten zufolge rüstet Frankreich über Hals und Kopf, trotz der Conferenz und der friedlichen Aussichten

ihres Verlaufs. Die gutwillige Verständigung wegen Luxemburg ist reiner Zeitgewinn zu diesem Zwecke, und sie bietet die Mittel um die nächste Streitfrage gleich von vornherein mit ernsteren Worten zur Sprache zu bringen. An Streitfragen solcher Art mangelt es aber nicht. Hat ja Preußen sogar an dem Prager Frieden, soweit dieser Traktat der norddeutschen Monarchie nicht nur maßlose Rechte verleiht sondern auch Verpflichtungen auflädt, nicht bloß mit hochtrabenden und herausfordernden Worten, sondern mit Thaten und Unterlassungen sich versündigt. Als solche Thaten zählen in Paris die mediatisirenden Verträge vom August v. Js. mit den süddeutschen Staaten, welche vertragsmäßig eine „unabhängige internationale Existenz" haben sollen. Eine fast muthwillige Verhöhnung Frankreichs liegt ferner in der bisherigen Nichterfüllung des Versprechens in Nordschleswig eine Volksabstimmung vorzunehmen, ob das Land bei Preußen bleiben oder an Dänemark zurückfallen wolle. In der That hat Preußen bis jetzt vom Prager Vertrag so viel gehalten als ihm beliebte. In Paris hat man sich das Alles tief in's Kerbholz geschnitten und insbesondere auch die Versprechungen nicht vergessen, welche Graf Bismark in Paris gemacht und von welchen er nachher nicht das Mindeste halten zu wollen die Miene angenommen hat.

Was wird Graf Bismark jetzt thun, nachdem er weiß, daß eine Macht wie Frankreich doch nicht gerade mit sich spielen läßt? Wird er sich in die Enge treiben und von Concession zu Concession fortreißen lassen? Mit dem Verzicht auf Luxemburg hat Preußen bereits einen bedenklichen Anfang des Aufgebens und Zurückweichens gemacht, soll es so fortgehen? König Wilhelm hat einst gesagt: kein deutsches Dorf dürfe verloren gehen; dieses Wort ist schon nicht mehr wahr, und zwar ist es durch den ersten politischen Akt des norddeutschen Bundespräsidiums Lügen gestraft worden. Denn Luxemburg zählt viele Dörfer. Soll, nach diesem Anfang zu schließen, auch an dem Verhältniß Preu-

ßens zu Frankreich sich das Sprüchwort erfüllen, daß nur der erste Schritt schwer fällt? Napoleon III. hat, wie es heißt, erklärt, daß „er das Vertrauen auf den Grafen Bismark verloren habe.“ Will der preußische Minister nicht nur das Vertrauen des Imperators wieder gewinnen, sondern auch beweisen, daß er in seiner schwierigen Lage und gegenüber den deutsch-nationalen Schreiern zwar nicht immer gleich gekonnt wie er gewollt hätte, daß er aber eigentlich nie das Mißtrauen des französischen Herrschers verdient habe?

Wir haben von dem Scharfblick des preußischen Ministers eine zu gute Meinung, um annehmen zu können, daß er jemals die abgeschmackte Friedens-Philosophie der Herren Lavalette und Rouher für baare Münze genommen haben könnte. Jeder Mensch mit gesunden Augen mußte sehen, daß die Spannung mit Frankreich, wie sie jetzt eingetreten ist, unfehlbar eintreten werde, wenn Preußen den eingeschlagenen Weg verfolgte. Dennoch ist Preußen mit gieriger Vergrößerungssucht vorgegangen, als wenn es von jeder Seite Europa's unentgeltliche und unbeschränkte Erlaubniß dazu erhalten hätte, und dennoch hat man in Berlin das österreichische Kabinet mit einer hochfahrenden Schroffheit abgestoßen, als wenn man nie mehr in die Lage kommen könnte den guten Willen Oesterreichs dringend zu bedürfen. Jetzt steht man vor dem Resultat seiner eigenen Thaten. Unverkennbar ist die Politik der rücksichtslosesten Verwegenheit das eigenste Werk des preußischen Ministers gewesen. Sein Vaterland hat ihn hoch geehrt, denn ohne ihn hätte Preußen niemals die böhmischen Siege erlebt. Aber die Nachwelt wird ihn vielleicht als den bösen Genius der Hohenzoller'schen Monarchie bezeichnen, weil er nicht Maß zu halten wußte im Glück, und weil er es nicht verstand den Sieg mit Klugheit zu benützen. Preußen könnte heute wahrhaft groß und geachtet dastehen; anstatt dessen zaudert und bangt es vor der nahenden Wahl, entweder an den westlichen Nachbar eine Reihe selbstmörderischer Concessionen

zu machen, oder mit Frankreich einen Krieg zu wagen den es allen Grund hat zu fürchten. Eine andere Wahl aber wird man nicht mehr haben in Berlin, wenn man nicht die Verständigung mit Oesterreich sucht und gewinnt.

Eine Politik der Nachgiebigkeit gegen Frankreich würde natürlich den frischen Nimbus Preußens über Nacht wieder zerstören. Schon der Verzicht auf Luxemburg ist ein arger Klecks in der preußischen Gloriole. Lasse man nur auf dieser Basis die friedliche Pause Platz greifen, und man wird bald die öffentliche Meinung Europas gegen Preußen zunehmend kühl und abschätzig werden sehen. Es ist also doch nicht an Dem, daß dieses norddeutsche Kaiserthum in spe in Europa die erste Violine spielen könnte, man hat vielmehr in Berlin den französischen Fidelbogen zu fürchten, den der alte Bund nicht zu fürchten brauchte: dieser Gedanke wird sich allmählig jedem Unbefangenen aufdrängen. Der Glaube an den „deutschen Beruf Preußens", ohnehin ein junges und zartes Pflänzchen wie er außerhalb der Professoren-Welt ist, wird sichtlich hinschwinden, die Zuversicht Frankreichs aber wird im entsprechenden Maße wachsen. Kommt es endlich doch zum Apropos, so werden die Umstände schon moralisch viel ungünstiger seyn als jetzt; einem Großpreußenthum aber, das seine Vergrößerung mit dem schließlichen Verrath der deutschen Integrität an das Ausland zu erkaufen gewissenlos genug war, würde das Gefühl des Hasses und der Verachtung für alle Zeit gesichert seyn.

Wenn nun der „deutsche Beruf Preußens" in so dringender Gefahr schwebt, und wenn man trotz der russischen Allianz zur Rettung des erklärten Berufs einen Krieg mit Frankreich zu wagen fürchtet: warum will man von dem „deutschen Beruf" nicht lieber retten was zu retten ist, d. h. ihn gutwillig wieder — theilen mit Oesterreich! Um diesen Preis wäre ohne Zweifel die Verständigung in Wien zu erreichen, welche allein noch im Stande wäre den Frieden Mitteleuropa's zu sichern. Oesterreich soll die „Revision des

Prager Friedens" als Bedingung seiner Allianz benannt haben. Darunter sind aber wohl nicht papierne Garantien zu verstehen, noch weniger die Wiederherstellung des alten Bundes. Sondern Oesterreich würde eine reale Parität verlangen und mit Recht: dieselbe Stellung nämlich zu den süddeutschen Staaten, welche Preußen zu den norddeutschen einnimmt. In Wien würde man aber diese Stellung im föderativen Sinne verstehen, nicht als maskirten Einheitsstaat. Die wirkliche Parität erforderte also, daß auch im norddeutschen Bund eine ehrliche Föderation hergestellt würde, und eine solche Gestaltung ist von vornherein nicht möglich, so lange deutsche Länder und Gemeinwesen wie Hannover und Frankfurt mit brutaler Gewalt unter dem preußischen Joch niedergedrückt bleiben.

Die von Preußen unterjochten Gebiete, deren Bewohner ihre Fürsten und Regierungen zurückerhalten wollen, müssen wieder freigegeben werden. Das ist der starke Schritt welcher von Preußen zurückgethan werden muß, wenn eine ehrliche Verständigung mit Oesterreich möglich seyn soll. So lautete auch unsere beständige Meinung seit dem Beginn der unheilvollen Entwicklung der preußischen Annexionspolitik. Es war ein ungeheurer Fehler, daß Preußen im ersten Siegesrausche seine Vergrößerungsgier nicht zu bändigen wußte. Wir fürchten das Schlimmste, wenn der Fehler nicht in der zwölften Stunde noch gut gemacht wird, und insbesondere kann man unter keiner andern Bedingung Oesterreich vernünftigerweise zumuthen, daß es die augenfälligen Vortheile in seiner europäischen Stellung des Moments fahren lasse, um sich in der Solidarität deutscher Interessen wieder auf Preußens Seite zu stellen. Das hieße nichts anderes als von Oesterreich verlangen, daß es mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte zum Schutze der preußischen Vergrößerungs- und Unterjochungs-Politik eintrete, und wer möchte sich im Ernste zu solchem politischen Unsinn versteigen?

Also ehrliche Theilung des „deutschen Berufes", den

Preußen für sich allein übernehmen zu können glaubte, aber ohne einen furchtbaren Entscheidungskampf mit Frankreich, den es ja doch fürchtet, zu behaupten nicht im Stande ist! Das wäre mit andern Worten die Mainlinie in ihrer eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung. Wir haben die Mainlinien-Politik nie vertreten und werden uns auch jetzt nicht zu Kämpen derselben aufwerfen. Aber man hat bei uns gelernt bescheiden und genügsam zu seyn in deutschen Dingen, und in den praktischen Vortheil würden sich alle Parteien ziemlich gleichmäßig theilen. Auch für Oesterreich gäbe es augenscheinlich keine bessere Bürgschaft gegen eine Politik, welche im Namen des „deutschen Berufs“ zuletzt auch noch nach den deutschen Provinzen des Kaisers die Hand ausstrecken und die Auflösung der Habsburgischen Monarchie anstreben müßte.

Theilung Deutschlands ist ein übellautendes Wort. Aber es lautet doch besser, wenn darunter Theilung mit Oesterreich verstanden wird, als Theilung mit Frankreich, und was die Hauptsache ist: Noth lehrt beten!

LIII.

Die Trennungshaft und Dr. Julius Füeßlin.

(Schluß.)

In dem bereits erwähnten, 1864 nach München eingeschickten Berichte bezeichnete Füeßlin als Erfordernisse der erfolgreichen Durchführung der Einzelhaft die Anstellung eines hinreichenden, fähigen, von den Vorzügen der Trennungshaft durchdrungenen, in seinem Wirken von den richtigen Principien geleiteten Dienstpersonales sowie eine geeignete Dienst- und Hausordnung, welche die Hausbeamten unter sich und insbesondere den Direktor in die richtige Stellung versetzt. Bezüglich des niedern Dienstpersonales leuchtet wohl ein, daß zu Werkmeistern und Polizeiaufsehern in einem Zellengefängnisse nur Leute taugen, denen man die Fähigkeit und den Willen zutrauen darf, den Geist und die Zwecke der Trennungshaft zu erfassen. Mit den Veteranen und Krüppeln der alten Zuchthäuser und zwar so lange, bis letztere völlig geleert waren, kamen die alten „Zuchtknechte“ und in ihrem Interesse mußte gar mancher für den Dienst im Zellengefängnisse herangebildete Aufseher weichen. Die Dienstprüfung für alle Strafanstalten ist die gleiche, man nahm Leute in die Werbelisten auf, welche man zu Bruchsal niemals gesehen (z. B. Just.-Min.-Erl. v. 16. Febr. 1853). Nachdem ein Karlsruher Sophist herausgeklügelt, in Bruchsal

komme auf je 10 Gefangene ein Aufseher, indem er den augenblicklich geringen Gefangenenstand als Maßstab seiner Berechnung annahm und Köche, Krankenwärter, Taglöhner u. s. f. kurzweg dem Aufsichtspersonale beizählte, wurde unablässig auf Verminderung des Aufsichtspersonales gedrungen. Da die Budgetmittel fortwährend bedeutende Ueberschüsse aufwiesen, so drang Füeßlin auf Gehaltsaufbesserungen, auf Zulagen und Gratifikationen. Mit welchem Erfolge? Man drückte den Gehalt der polizeilichen Aufseher von 350 auf 320 Gulden herab, begünstigte mehr und mehr die dem Verwalter unterstehenden Werkaufseher und kränkte ältere und ihrem Direktor ergebene Aufseher so lange mit Nichtberücksichtigung und Zurücksetzung, bis endlich dem letzten Taglöhner klar wurde, die Gewogenheit des Direktors Füeßlin führe direkt zur Ungnade beim hohen Ministerium. Als der systematisch verfolgte und gehetzte Mann gelegentlich der Begründung des Budget-Entwurfes der Anstalt pro 1858/59 in Zahlen den Nachweis lieferte, wie von den Gratifikationen in der Strafanstalt Freiburg 15, im Zellengefängniß aber bloß 10 Gulden 52 Kreuzer auf den Kopf kämen, da wurde zu Karlsruhe beschlossen: eine erhebliche Ungleichheit der Gratifikationen bestehe nicht, eine Erhöhung des Budgetsatzes könne (trotz der Vermehrung des Personales durch 2 Thor- und 2 Krankenaufseher) nicht genehmigt werden, das Bruchsaler Personal könne ohne weitere wiederholte Anregung vollkommen zufrieden seyn (Just.-Min.-Erl. v. 23. Juni 1857).

Die Dienstordnung enthielt Bestimmungen, welche die in jedem Zellengefängnisse absolut nothwendige einheitliche Leitung in demselben Augenblicke in Frage stellten, in welchem wider den Direktor Front gemacht werden wollte. Sie räumte dem Verwalter gegenüber dem Direktor die Stellung eines „zweiten Vorstandes" ein und bot selbst dem Hausarzte Handhaben zu Uebergriffen. Weit entfernt die Dienstordnung im Interesse des Systemes und der Anstalt zu verbessern, wurde dieselbe als Arsenal der Kriegsführung wider

den Direktor benützt, und durch wiederholte Revisionen geradezu verschlechtert. Zwar hatte man aus England herüber das Institut des sog. Aufsichtsrathes auch in das Zellengefängniß verpflanzt. Dieser Aufsichtsrath sollte das Vermittlungsglied seyn zwischen dem Justizministerium und der Verwaltung einerseits, zwischen der Verwaltung und den Gefangenen andererseits; er sollte die Verwaltung in ihrer administrativen Thätigkeit überwachen und zurechtweisen und sollte endlich dem Justizministerium wie der öffentlichen Meinung für die gesetzmäßige Behandlung der Gefangenen bürgen. Das allen übrigen Zweigen des badischen Staatslebens fremdartige Institut aber erwies sich in der Praxis als ein durchaus verfehltes. Der Aufsichtsrath nahm selten auch nur einen Anlauf, um eine seiner zahlreichen Aufgaben zu erfüllen, insbesondere beschränkten die bürgerlichen Mitglieder ihre Thätigkeit darauf, bei Ankäufen von Rohstoffen und Lieferungsakkorden die Interessen der Stadt Bruchsal nach Kräften zu wahren. Füeßlin wies nach, daß und wie der Hemmschuh, Aufsichtsrath genannt, zu einer lebenskräftigen und nützlichen Einrichtung gemacht werden könnte, den Herren zu Karlsruhe aber war die Impotenz und totale Unfähigkeit der meisten Herren Aufsichtsräthe etwas recht Erwünschtes. Neben dem „Ernst der Strafe" war das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Verwalter dahin zu vermögen täglich und stündlich in die Oberleitung der Anstalt einzugreifen, die Anordnungen des Direktors zu vereiteln, dessen Autorität zu untergraben, sich als „zweiter Vorstand" geltend und vor allem den Ertrag der Sträflingsarbeit zum A und O seiner ganzen Thätigkeit zu machen. Längere Zeit sträubte sich der Mann mit ehrenwerthem Muthe, selbst Verweise und unverdiente Kränkungen nahm er gelassen hin. Unbeliebter jedoch als irgendwo sind in Baden Beamte, welche etwas Besseres seyn möchten denn willenlose Werkzeuge des jeweiligen Ministeriums. Helden des Rechtes und der Idee, welche nicht anstehen, der Macht gegenüber im Nothfalle die Existenz der eigenen Familie auf

das Spiel zu setzen, sind heutzutage überhaupt äußerst seltene Gewächse. Der in seinem Fache sehr tüchtige Mann hatte in den ersten Jahren seiner Thätigkeit den Beweis geliefert, wie auch in einem Zellengefängnisse die verschiedenartigsten Gewerbe erlernt werden können und wie ohne Beeinträchtigung des Systemes ein hinsichtlich des Ertrages den übrigen Anstalten mindestens ebenbürtiger Gewerbsbetrieb hergestellt werden könne. Hatte er doch binnen 2 Jahren 1853 den reinen Arbeitsgewinn der Anstalt von 6877 auf volle 20,876 Gulden 33 Kreuzer zu steigern verstanden. Nachdem man ihn aber zur Ueberzeugung gebracht, man wolle zu Karlsruhe keine Rücksichtnahmen auf die höhern Zwecke der Landesanstalt Bruchsal, da machte er sich daran, die Gewogenheit des mächtigen Respicienten durch Zahlenbeweise wiederum zu erobern. Seine eigenen Leistungen verläugnend, verringerte er rücksichtslos die Ausgaben, wurde zum Fabrikanten, der die Gefangenen nur noch als Arbeitsmaschinen in Anschlag nahm und so kam es, daß schon 1856 von den Zellengefangenen volle 84,378 fl. brutto und 31,852 fl. 20 kr. netto verdient wurden. Das zog. Der Mann bekam von Karlsruhe aus freie Hand und stellte sich rasch auch pecuniär erheblich besser als Direktor Füeßlin, dessen Verranntheit in Recht, Gesetz und Menschenwohl auch auf finanziellem Wege empfindlich geahndet wurde.

Zu den wesentlichsten Erfordernissen einer erfolgreichen Durchführung der Trennungshaft gehört die Einführung selbstständiger Gewerbe als Sträflingsarbeit und geringere Berücksichtigung des Ertrages derselben für die Anstaltskasse als des redlichen Fortkommens der Gefangenen nach der Entlassung, namentlich auch Ausschluß aller Maschinen- und Fabrikarbeit. Auch in dieser Hinsicht ward hinsichtlich der badischen Musteranstalt seit v. Jagemanns Tod und der Bekehrung des Verwalters zu den Meinungen des Respicienten der Residenz das strikte Gegentheil maßgebend. Während man die ganz zweckmäßigen, aber minder einträglichen Holz-

arbeiten beschränkte, füllten 120 Webstühle nahezu vollständig den Raum ebenso vieler Zellen. Ueber die Beschäftigungsweise entschieden nicht sowohl Neigung und Befähigung der Gefangenen als Bestellungen. Früher hatten geschickte Handwerksleute feinere Arbeiten geliefert, namentlich Uniformen; man nahm auf die technische Ausbildung der Lehrlinge sorgfältig Bedacht und gar Mancher hat das Gewerbe, wovon er sich ernährt, in einer Zelle Bruchsals erlernt. Jetzt machte man den Bestellungen feiner Arbeit ein Ende, indem man den Arbeitslohn dafür ganz unverhältnißmäßig steigerte. Finden die Engländer und Amerikaner die Erlernung und den Betrieb von nicht weniger als 72 verschiedenen Gewerben in der Trennungshaft durchführbar, so strafte man zu Bruchsal dagegen die eigenen mehrjährigen Erfahrungen Lügen, indem die Sache als ungemein schwierig hingestellt und der fabrikmäßige Betrieb weniger Gewerbe empfohlen wurde. Jahre hindurch wurden in der Schreinerei fast nur Sessel geflochten und Sesselgestelle gefertiget; die Schuster arbeiteten über Hals und Kopf an lauter Soldatenstiefeln und zwar in der Weise, daß die minder geübten nur das Bestechen und andere Vorarbeiten besorgten; die Schneider endlich übten ihre Kunst am Zustandebringen möglichst vieler Drillichhosen. Nachdem 1856 durchschnittlich 30 Arbeiter 5000 Paar Drillichhosen geliefert, wurde die Anschaffung einer Nähmaschine beantragt, das erstemal allerdings erfolglos, weil Füeßlins wohlbegründeter Widerstand von Seite der Hausgeistlichen wie des Aufsichtsrathes energische Unterstützung fand. Nach dem Abzuge Füeßlins aber hielten bald nicht bloß die Nähmaschine ihren Einzug, sondern auch eine Holzschneidemaschine. Während die Stellung des Direktors sowie die der Hausgeistlichen durch die Strafschärfungen und Entziehung der Brodzulagen und des Schnupftabaks mißlich genug geworden, wurde dieselbe durch die unablässigen Bitten und Vorstellungen vieler Gefangenen, welche gerne ein Handwerk erlernt hätten und doch nicht dazu kamen, wahrhaftig

nicht verbessert. Um die bessern Arbeiter zum höchsten Fleiße anzuspornen, stachelte man in der Besserungsanstalt Bruchsal den Eigennutz und die Geldgier durch plötzliche Erhöhung des Ueberverdienstes auf. Die unverbesserlichen Diebe insbesondere bekamen leibliche Tage: durchschnittlich mit einer kurzen Strafzeit bedacht, von den Gerichten mit Strafschärfungen mehr und mehr verschont, lieferten viele dieser meist in der Weberei beschäftigten Menschen das doppelte und dreifache Tagewerk. Umsonst drang der evangelische Hausgeistliche mit den triftigsten Gründen darauf, daß zum mindesten der Ueberverdienst dieser Weber beschränkt würde, denn zu Karlsruhe betrachtete man neben dem „Ernst der Strafe" einen möglichst hohen Ertrag der Sträflingsarbeit als den Gipfelpunkt aller Gefängnißweisheit (Just.=Min.=Erl. vom 30. September 1858). Als man vollends die Werkaufseher besser bezahlte als die polizeilichen, und als die 1857 abermals revidirte Hausordnung das gesammte Personal der Hausverwaltung zunächst dem Verwalter unterordnete, da war die Spaltung der Beamten und Angestellten in Zellengefängnisse Bruchsal in zwei feindliche Lager eine von Oben herab sanctionirte Thatsache und der Verwalter nolens volens die erste Person des Hauses.

Es leuchtet wohl Jedermann ein, daß neben der Sorge für hinreichende und geeignete Lektüre ein anregender, mit der zunehmenden Bildung und Strafdauer fortschreitender, nicht auf die Elementargegenstände beschränkter Schulunterricht geeignet sei, die Zwecke der Besserungshaft wesentlich zu fördern. Unter der Leitung eines ausgezeichneten Oberlehrers hatte die Schule des Zellengefängnisses Ruf erlangt, die Lernbegierde und die Fortschritte der Gefangenen setzte fremde Besucher in Verwunderung. Am Tage der Prüfung durchwehte ein Zug von Freude die sonst so freudlosen Räume der Anstalt. Um der Lehrer und Gefangenen willen pflegte Füeßlin außer den dienstlich Berufenen einige geistliche Herren der Stadt und Umgegend einzuladen und fühlte sich um so

weniger veranlaßt, Heidelberger Professoren oder um der Anstalt willen in Bruchsal anwesende fremde Herren von der Theilnahme auszuschließen, weil gerade in der Anwesenheit derselben für Lehrer und Schüler der Hauptreiz der Prüfung gelegen war. Als ein Wetterschlag fuhr plötzlich ein Ministerialerlaß dazwischen dahin lautend: die Zulassung fremder Personen habe eine Ausdehnung erhalten, welche für eine Strafanstalt an sich ungeeignet sei und sich am wenigsten mit dem System der Einzelhaft vertrage. Vorbehaltlich besonderer Ermächtigung von Seite des Justizministeriums seien zu künftigen Prüfungen nur Personen zuzulassen, welche einen dienstlichen Beruf dazu haben (Just.-Min.-Erl. v. 6. Juni 1856). „O du grundgütiger Himmel“, seufzt Füeßlin in seinen höchst interessanten Memoiren auf, „soweit habe ich es mit meinen Schriften über die Einzelhaft, durch Dutzende von Berichten und Tagebuchseinträgen über das Wesen, die Ideen und Zwecke der Einzelhaft gebracht, daß das großh. Justizministerium d. h. der Respicient die Anwesenheit fremder, sich um die Anstalt interessirender Geistlichen, Rechtsgelehrten und Beamten in der Prüfung als mit dem System der Einzelhaft unverträglich erklärt! Als ob dieselbe nicht in der Trennung der Gefangenen von einander mit möglichst vielen Besuchen von Beamten und — in Holland, England, Belgien — von Mitgliedern der eigens zum Besuche der Gefangenen gegründeten Vereine bestehe!“ Zu Karlsruhe aber warf man die weitere Frage auf: wozu überhaupt eine über den Horizont der Volksschule hinausreichende Bildung im „Neuen Männerzuchthause“ zu Bruchsal? Ist es nicht besser, daß die elenden Insaßen fortan mehr arbeiten und weniger mit Schulaufgaben sich befassen? Namentlich die Rückfälligen besitzen durchaus keinen Anspruch auf weitern Unterricht, sie haben bewiesen, der Aufenthalt in der Anstalt sei für sie keine hinreichende Abschreckung mehr, sie mögen arbeiten nach Leibeskräften. Sofort suchte man die Schule des Zellengefängnisses auf das Niveau der ge-

wöhnlichsten Dorfschule herabzubringen und entzog derselben zu Gunsten des Gewerbebetriebes möglichst viele Schüler (Vgl. Just.-Min.-Erl. vom 25. Aug. 1856*).

Bereits 1856 war der Bruch des Ministeriums mit dem Systeme der Besserungshaft ein vollständiger, das Zellengefängniß nicht mehr die erste Musteranstalt dieser Haftart für Deutschland, sondern ein Schauplatz der Abschreckung und eine Sträflingsfabrik. Unermüdlich war Füeßlin mit seinen Gegenvorstellungen, Anträgen, Protesten, Appellationen an Fachmänner wie an das gebildete Publikum. Seine Ausdauer, Energie und sein Freimuth fielen lästig; man arbeitete planmäßig darauf hin seiner Person los und ledig zu werden, nachdem man innerhalb seines amtlichen Wirkungskreises ein Gegenregiment organisirt hatte, nachdem er in der Erwartung besserer Tage, im Gefühle seines Rechtes und im Interesse des Systems nicht weichen wollte. Wider die unaufhörlichen Einmischungen des Hausarztes in die Befugnisse des Direktors und in Angelegenheiten der Hauspolizei reichte der von Natur aus ebenso milde als versöhnliche Füeßlin endlich eine meisterhaft geschriebene Beschwerde in Karlsruhe ein. Er wollte durch den Minister selbst eine dauerhafte Versöhnung mit dem Hausarzte herbeiführen und trug sich mit der Hoffnung, vermittelst einer dienstpolizeilichen Untersuchung den Zweck zu erreichen, allein was geschah? Das Justizministerium würdigte den Beschwerdeführer gar keiner Antwort. Erst nach langer Zeit erfuhr Füeßlin unter der Hand, seine Beschwerde sei dem Hausarzte zum Berichte zugesendet und von diesem in höchst unbefriedigender Weise beantwortet worden. Die eigentliche Antwort aber ist dem mißhandelten Manne schon etwa 6 Wochen nach Einreichung der Beschwerde auf indirektem Wege zu Theil ge-

*) Der frühere Oberlehrer wirkt bereits seit einigen Jahren am Lehrer-Seminar zu Meersburg.

worden. Die „Allgem. Zeitung“ brachte nämlich in Nummer 307 vom 1. Nov. 1856 einen officiösen Artikel, worin die Vorzüge der Trennungshaft in Abrede gestellt, das Hauptverdienst der erzielten Erfolge dem Verwalter und Hausarzte zugeschrieben, Füeßlin der Selbstüberschätzung bezichtiget und die amtlichen Angaben seiner berühmten Hauptschrift („die Einzelhaft nach fremden und sechsjährigen eigenen Erfahrungen“) geradezu als „Schein welcher der Wirklichkeit nicht entspricht“ bezeichnet wurden. Allerdings wurde in demselben Blatte dem Officiösen rasch und weidlich heimgezündet, allein das erbitterte die Machthaber der Regierung nur noch mehr und verschlimmerte die Lage des einsamen Kämpfers. Man suchte die Anstalt mit der Tarnkappe bureaukratischer Geheimthuerei zu umhüllen und Füeßlin wehrlos zu machen. Bruchsal war durch Füeßlin zum Mekka der Trennungshaft geworden, wohin fort und fort nicht bloß Commissionen deutscher und ausländischer Regierungen, sondern Rechtsgelehrte, Gefängnißkundige, hochgestellte Beamte und Kammermitglieder der verschiedensten Länder wallfahrteten, von denen gar mancher mit dem wackern Direktor in brieflichen Verkehr trat. Gestützt auf einen Paragraphen der verpfuschten Dienstordnung aber verfügte das badische Justizministerium: der Besuch Gefangener durch Fremde dürfe nur in Gegenwart eines Strafanstaltsbediensteten stattfinden; solche Anwesenheit könne den Fremden, welcher über den Zustand der Anstalt sich unterrichten wolle, nicht stören, denn zu einer einer Dienstprüfung ähnlichen Befragung der Gefangenen und zur Aeußerung über diese oder jene Anstaltsbedienstete seien Fremde nicht berufen. Dieß gelte fortan auch für Männer von Fach, insoweit das Justizministerium in einzelnen Fällen nicht ausdrücklich eine Ausnahme gestatte. Auch Personen welche im Auftrage auswärtiger Regierungen, oder Ausländer welche zu wissenschaftlichen Zwecken genauere Kenntniß von der innern Einrichtung, der Verwaltung und sonstigen Verhältnissen zu nehmen wünschen, seien ohne Er-

laubniß des Justizministeriums künftig nicht mehr zuzulassen (Just.-Min.-Erl. vom 15. Okt. 1857). Auch die Veröffentlichung seiner Jahresberichte wurde dem Direktor Füeßlin untersagt und 1858 erhielt er „unter Androhung schärferen dienstlichen Einschreitens" einen Verweis, weil er auf dem Privatwege Jahresberichte Fachmännern mitgetheilt hatte, unter denen sich Mitglieder der frühern Gesetzgebungs-Commission befanden, welche die Trennungshaft in Baden hatten einführen helfen. Während durch das Justizministerium unserm Martyrer die Mittheilung der Ergebnisse des Gewerbebetriebes in den Anstalten mit gemeinschaftlicher Haft beharrlich verweigert wurde, durften Lügenartikel bezüglich des Zellengefängnisses ungehindert verbreitet werden und erfreuten sich in gewissen Kreisen der beifälligsten Aufnahme.

Füeßlins Gesundheit litt unter den Nadelstichen und Keulenschlägen, womit er täglich und stündlich regalirt wurde, er konnte es mit den Pflichten der Ehre und des Gewissens nicht länger vereinbaren, dem Namen nach an der Spitze einer Anstalt zu verbleiben, welche von einem ebenso geistlosen als herrschsüchtigen Bureaukratenthum in ihr Gegentheil verkehrt worden war; er glaubte endlich dem Systeme wie den Gefangenen selbst durch seinen Rücktritt einen Dienst zu erweisen, indem viele verkehrte und schädliche Maßnahmen lediglich aus der Feindseligkeit wider seine Person sich erklären ließen. Als im September 1858 die Amtsarztstelle zu Baden erledigt wurde, so bewarb er sich um dieselbe. Binnen auffallend kurzer Frist wurde er mit dem Titel eines Medizinalrathes dahin versetzt. Wahrscheinlich um sein Ausscheiden durch den Schein der Unfreiwilligkeit zu verbittern, ließ das Regierungsblatt sonstigem Brauche zuwider unerwähnt, daß er auf eigenes Ansuchen hin versetzt worden sei, zudem wurde seine Stelle mit dem Bemerken zur Bewerbung ausgeschrieben, daß in erster Reihe Juristen berücksichtiget würden. Nachfolger Füeßlins wurde ein bisheriger Polizeibeamter, ein gutmüthiger Mann der begreif-

licherweise vom Gefängnißwesen wenig und vom Pönitentiar-System noch weniger verstand, dessen Fügsamkeit gegenüber den jeweiligen Machthabern dagegen nichts zu wünschen übrig ließ.

Am 1. Dezember 1858 gab Füeßlin seinen Dienst nach mehr als zehnjährigem Aufenthalte im Zellengefängniß ab. Nachdem er in Wien sich erholt und für die Wiederaufnahme seines früheren ärztlichen Berufes vorbereitet hatte, siedelte er im Mai 1859 in seine neue Stellung nach Baden-Baden über. Rasch erwarben ihm seine ärztliche Tüchtigkeit und persönlichen Vorzüge die Achtung und Liebe der Bäderstadt und ihrer Umgebung. Er hatte in den Zellen Bruchsals aber nicht nur den besten Theil seiner Gesundheit, sondern sein Herz zurückgelassen. Seine zunehmende Kränklichkeit erheischten Schonung und Erholung, sein Amt wie seine pekuniär ganz unabhängige Stellung, welche ihm bereits 1855 durch die Verehelichung mit einer edlen Tochter Bremens zu Theil geworden, ermöglichten den längern Aufenthalt im wärmeren Klima Italiens. Seine ganze Mußezeit verwendete er, um durch Wort und Schrift für die Einführung des Systemes der Trennungshaft zu wirken und fortwährend wuchs die Zahl der auswärtigen Regierungen, welche in Angelegenheiten des Gefängnißwesens bei dem eminenten Gefängnißdirektor und Fachschriftsteller Medizinalrath Dr. Füeßlin zu Baden-Baden sich Raths erholten.

Artikel und längere Aufsätze in den gelesensten Zeitschriften sowie seinen literarischen Nachlaß abgerechnet, dessen Veröffentlichung trotz den ungünstigen Zeitverhältnissen hoffentlich nicht allzu lange hinausgezögert wird, hat Füeßlin seine Erfahrungen und Ueberzeugungen in fünf größern und kleineren Schriften niedergelegt. Bereits 1853 erschien das Schriftchen: „Die Beziehungen des badischen Strafgesetzes zum Pönitentiar-System, insbesondere die Bestimmungen über die öffentlichen Arbeiten, die urtheilsmäßigen Strafschärfungen des Gefangenen, die Polizeiaufsicht der Entlassenen und die Nothwen-

digkeit der Schutzvereine." Diesem folgte „Das neue Männer-Zuchthaus Bruchsal in seinen baulichen Einrichtungen" (Karlsruhe, in Comm. bei Gutsch), ein Prachtwerk mit trefflichen architektonischen Zeichnungen. Das Jahr 1855 brachte das gründliche Hauptwerk: „Die Einzelhaft nach fremden und sechsjährigen eigenen Erfahrungen", durch welches er seinem Ruf Halt und Dauer verlieh in Zeiten hinaus, in welchen sich die Leute kaum noch erinnern, daß unter die ephemeren Schöpfungen Napoleons I. auch die ethnographische und politische Mißgeburt gehörte, welche als Großherzogthum Baden zwischen Main und Bodensee längs des Rheines sich hinzog. Füeßlin lebte bereits in Baden als ihn die Weigerung der „Augsburger Allg. Zeitung", ihren erneuerten Angriffen auf Bruchsal auch die Abwehr folgen zu lassen, zur Herausgabe der kleinen aber auch den Laien des Gefängnißwesens sehr zu empfehlenden Schrift bestimmte: „Die neuesten Verunglimpfungen der Einzelhaft durch Entstellung der Erfolge des Bruchsaler Zellen-Gefängnisses" (Heidelberg 1861). Und kaum ein halbes Jahr vor seinem Tode veröffentlichte der unermüdliche Mann „Die Grundbedingungen jeder Gefängnißreform im Sinne der Einzelhaft", eine Schrift welche Fachgelehrte sofort als die reifste Frucht der Beobachtungen und des Nachdenkens ihres Verfassers anerkannten. Nebenbei trat Füeßlin im Interesse der Stadt Baden gleichfalls öffentlich in die Schranken. Die Gewalthaber der neuen Aera hatten bereits 1862 den Beschluß gefaßt, der öffentlichen Spielbank in Baden dadurch den Hals zu brechen, daß der 1867 ablaufende Vertrag mit dem Spielpächter nicht mehr erneuert würde. Dawider ließ sich nichts einwenden, falls die Regierung darauf Bedacht nahm, binnen der Galgenfrist das bisherige Luxus- und Spielbad in einen wirklichen Kurort umzuwandeln. Geschah dieß nicht, so war der Ruin der Stadt Baden unabwendbar, die Hauptquelle der Einnahmen für die weite Umgegend verstopft, die Steuerzahler des Ländchens aber hatten die Tugendgrille ihrer Machthaber schwer zu büßen. Man fürchtete mit Grund das

Schlimmste. Zwar hatte die Badecommission, deren ausgezeichnetstes Mitglied Füeßlin war, dem Ministerium bei Zeiten auseinandergesetzt durch welche Neubauten und Verbesserungen Baden bis 1867 in einen europäischen Kurort umgewandelt werden könne und zwar mit auffallend geringen Kosten, welche aus dem vorhandenen Badefond leicht zu decken waren. Schon 1862 hatte die Regierung eine besondere Commission auswärtiger Auktoritäten und Fachmänner berufen und mit dieser den Ersatz des Ausfalles der Staatskasse berathen, in demselben Jahre hatten die Ständekammern zum Baue eines neuen Dampfbades 100,000 Gulden bewilligt. Die fünfjährige Frist war kurz bemessen, es lag Gefahr im Verzuge. Allein die Regierung geberdete sich als ob die Aufhebung der Spielbank gar nicht beschlossen oder von keinen empfindlichen Folgen begleitet wäre; sie begnügte sich Plane auszuschreiben, zu verwerfen oder ungenehmiget liegen zu lassen. Leichtbegreiflich rief solche Unthätigkeit besonders in Baden selbst Mißstimmung und Aufregung hervor. Die Presse bemächtigte sich der für das ganze Ländchen brennend werdenden Angelegenheit, doch ihr Votum vermochte die Herren zu Karlsruhe so wenig aus der Lethargie zu wecken als Eingaben und Vorstellungen. Da trat 1864 endlich Füeßlin auf; als Bezirksarzt, Mitglied der Badcommission und des ärztlichen Vereines wie als Staatsbürger fühlte er sich dazu berufen; die häufigen Klagen der Kranken ob den in der That unglaublich armseligen Badeeinrichtungen der europäischen Bäderstadt waren ein Sporn mehr für ihn. Ein grundsätzlicher Gegner des Hazardspieles, aber ein Freund der Stadt und seines engeren Heimathlandes wies er in der ihm eigenen sonnenklaren, bündigen und freimüthigen Weise die Nothwendigkeit nach: entweder alle Bauten und Badeeinrichtungen unverzüglich in Angriff zu nehmen, welche ein von der Regierung selbst berufener Ausschuß längst und einmüthig als unbedingt nothwendig erachtet hatte, oder den Spielpachtvertrag mindestens bis zur Vollendung der dringendsten Ein-

richtungen zu verlängern, wenn Baden-Baden nicht auf das äußerste gefährdet werden sollte. Angriffe der servilliberalen Presse wider das erste Schriftchen hatten zur Folge, daß Füeßlin mit seinem Namen auftrat und seine Meinung, welche die Meinung aller Unbefangenen war, dermaßen begründete, daß eine ernstliche Widerlegung nicht einmal versucht werden konnte. Die Regierung hatte lediglich der Stadt Baden allergnädigst zu erlauben, sich aus den Mitteln ihres eigenen lokalen Badefonds vor dem Ruin schützen zu dürfen, man hätte im Musterlande der Freiheit und Selbstverwaltung solche Liberalität denn doch erwarten dürfen. Allein man verharrte in Unthätigkeit und gelegentlich der Angriffe wider Füeßlin wurde 1865 endlich bekannt, die Regierung erachte die Vorschläge der von ihr selbst berufenen und aus lauter Fachmännern bestehenden Commission von 1862 nachträglich als zu weit gehend, sie finde die ganze Aufgabe schon durch die Herstellung eines neuen Dampfbades gelöst, erwarte alles weitere Heil von der Vermehrung der Fremdenlegion durch Berufung eines auswärtigen Badearztes und sei übrigens beruhigt, falls Baden-Baden auch zu einem wohlfeilen Kurorte untergeordneten Ranges herabsinke, nachdem die Stadt lange genug bevorzugt und reich gewesen. Interessant sind in dem dritten und letzten Schriftchen (Baden, Druck von Skotzniovsky 1866) die Nachweise, wie die Aufhebung der Spielbank im besten Falle große finanzielle Schädigungen der Stadt, Umgegend und Staatskasse (1863 hatte z. B. die Staatseisenbahn allein eine Einnahme von 358,721 Gulden für die Beförderung von Personen und Gepäck nach und aus Baden-Baden) unausbleiblich mache, eine zwei bis dreijährige Stockung aber hinreichend sei die gesammte Bürgerschaft bis auf wenige wirklich vermöglich gewordene Familien ökonomisch zu ruiniren. Nicht minder lieferte Füeßlin auf statistischem Wege den Beweis, daß in Baden-Baden eher weniger denn mehr Selbstmorde vorkommen als in jeder andern größern Stadt. Bei einer Bevölkerung von zusammen 327,648 Frem-

den zählte man 1859 bis 1865 einschließlich nur 18 Selbstentleibungen, von denen höchstens 8 auf Rechnung der Spielbank gesetzt werden können. Gegenüber den Vorwürfen, er mache die geschraubten Spielzustände zur allein gültigen Grundlage seiner Beurtheilung der Zukunft Baden-Badens, er wolle Baden nach dem Spiele gerade so glänzend dastehen sehen wie vorher u. dergl., begnügte Füeßlin sich mit dem Seufzer: „Ich hatte es in meiner dienstlichen Laufbahn schon bitter genug empfunden, daß die freie Aeußerung einer von den herrschenden Grundsätzen abweichenden Ueberzeugung in maßgebenden Kreisen nicht immer mit staatsmännischer Ruhe gewürdiget wird.“ Er hätte statt „nicht immer“ das Wörtchen „selten“ gebrauchen sollen, die ganze Stelle aber würde als Inschrift seines Grabdenkmales keineswegs unpassend seyn.

In der Spielbankfrage ist Füeßlin zum letztenmal öffentlich aufgetreten; aus seiner dritten Denkschrift spricht ein Geist, dem man von der Fessel körperlichen Leidens nichts anmerkt. Wider sein altes Uebel (Nierenkrankheit) hatte er den letzten Winter Erleichterung in der wälschen Schweiz gesucht, namentlich auch deßhalb, weil Genf wegen des Neubaues eines Zellengefängnisses bei ihm sich Raths erholte, wie Frankfurt und Bremen, Hannover und Bayern (welch letzteres zu Nürnberg ein Zellengefängniß zu erbauen vorhatte) schon früher gethan. Kaum recht daheim, so warf ihn am 18. April eine Brustentzündung auf das Krankenlager, welche dasselbe in Allianz mit seinem chronisch gewordenen Leiden in sein Sterbelager verwandelte. Julius Füeßlin schlummerte am 21. Mai 1866 friedlich in das bessere Jenseits hinüber, friedlich und glücklich zugleich, indem seinem großdeutsch schlagenden Herzen der Schmerz erspart wurde, den Bruderkrieg und dessen trauervolle Früchte als kurzsichtiger Sterblicher mitansehen zu müssen. Sterbend gedachte er noch der Gefangenen. Jahre hindurch hat er auch einer verständigen Behandlung der Entlassenen, geeigneter Fürsorge für die Gebesserten und Beaufsichtigung der Ungebesserten

das Wort geredet. Er suchte die Schutzvereine zu beleben und neue zu gründen, und sind in dieser Hinsicht seine Erfolge gering gewesen, so geschah dieß in Folge der geringen Theilnahme der allerdings vom Kirchen- und Schulstreit nur allzusehr in Anspruch genommenen Geistlichkeit. Füeßlin hat dem Zellengefängniß Bruchsal seine Bibliothek und den Gefangenen ein Legat hinterlassen, welch letzteres erst jüngst von seiner Wittwe zu Gunsten der zu entlassenden Gefangenen beträchtlich erhöht worden ist.

Ihm bleibt das Verdienst, durch seine praktische und literarische Thätigkeit wohl das Erklecklichste beigetragen zu haben, daß das von einer tiefchristlichen Idee getragene System der Trennungs- oder Besserungshaft in Preußen, Bayern, Württemberg, Hannover, Bremen, in der weiland „freien Reichsstadt“ Frankfurt, in Hessen-Darmstadt und über die deutschen Grenzen hinaus zur Anerkennung gelangte und von den Regierungen der genannten Staaten förmlich adoptirt oder mindestens im Princip angenommen wurde.

Weil heute noch Propheten im eigenen Vaterlande am wenigsten Geltung zu erlangen pflegen, so hat auch Dr. *Julius* Füeßlin von der badischen Regierung des Guten und sein sociales Streben Förderndes erstaunlich wenig empfangen. Erst als Holland, Schweden, Preußen, Hessen-Darmstadt, Württemberg, Bayern, sogar Italien und Rußland ihn mit Orden geschmückt hatten, mußte man dem zur Anerkennung gelangten Manne Schandenhalber doch auch den einheimischen Zähringer-Löwen zusenden. Hoffen wir, daß eine Zeit kommt, in welcher auch zu Karlsruhe die Einsicht zu ernster That reift, der erste Hausarzt und Direktor des ersten Zellengefängnisses auf deutschem Boden sei ein ebenso trefflicher Apologet des socialwichtigen Pönitentiarsystemes als Freund der leidenden Menschheit und wahrhaft freisinniger Staatsbürger gewesen.

LIV.

Das Versicherungswesen.

I. Gegenerklärung der Gothaer Lebensversicherungs-Bank.

Gotha, 18. März. Erst heute ist der Aufsatz „Werth der Lebensversicherung" der im dritten Hefte 59. Bandes 1867 der Histor.-polit. Blätter Aufnahme gefunden hat, zu unserer Kenntniß gelangt. In der Einleitung des Aufsatzes bemüht sich dessen Verfasser die Volkswirthschaftslehre, wie sie vor fast einem Jahrhundert von Adam Smith begründet und von den hervorragendsten Denkern diesseits und jenseits des Oceans fortgebildet worden ist, ad absurdum zu führen. Gegen diesen Theil seiner Arbeit kann man nicht in Harnisch gerathen, denn der Verfasser steht mit den hier entwickelten Ansichten so allein und auf so einsamer Höhe, daß er kaum einen Genossen zur Fortsetzung des von ihm begonnenen Kampfes finden möchte. Im Verfolge des Aufsatzes werden aber auch zum Beweise der seltsamen Behauptung, daß die Lebensversicherung ein gemeinschädliches Institut sei, Thatsachen berührt, bewußt oder unbewußt in einer Entstellung, die eine Berichtigung ebenso im Interesse der Histor.-polit. Blätter wie der davon betroffenen Anstalt nothwendig macht. — Es heißt in dem Aufsatz wörtlich: „Im Jahre 1865 hatte die

Gothaer Lebensversicherungsbank eine Einnahme von 2,332,144 Thaler, wovon 1,760,543 Thaler durch die von den Versicherten gezahlten Prämien und 563,197 Thaler durch Zinsen von angelegten Capitalien. Die Ausgaben 1,613,994 Thaler, wovon 958,900 Thaler für 590 Sterbefälle gezahlt wurden, während 655,094 Thaler zu Verwaltungs- u. s. w. Unkosten und zur Zahlung einer Dividende an die Aktionäre verwendet worden sind. Die überschüssigen 718,950 Thaler dienten dazu, das Capital der Bank zu vermehren. Dieses Capital betrug Ende 1865 zusammen 13,346,931 Thaler, wovon 10,544,499 Thaler Prämienreserve, d. h. aus der Prämieneinnahme angesammelt. Von den 1,760,543 Thalern Prämieneinnahme des Jahres 1865 haben also nur 958,900 Thaler d. h. die Hälfte dem eigentlichen oder vielmehr vorgeschobenen Zweck der Anstalt gedient, da bloß diese Summe zu Entschädigungen für Todesfälle verwandt worden ist. Der andere Theil der Prämieneinnahme, nämlich 801,443 Thaler ist der Gesellschaft verblieben, d. h. über 800,000 Thaler sind in einem einzigen Jahre und von einer einzigen Lebensversicherungs-Gesellschaft den armen Leuten aus den Taschen gelockt und den reichen Geldmännern zugeführt worden."

Die Zahlen sind offenbar dem öffentlichen Rechenschafts-Berichte der Gothaer Bank für 1865 entnommen; sie sind auch richtig, bis auf die eine, nach welcher „655,094 Thaler" zu Verwaltungs- u. s. w. Unkosten und zur Zahlung einer Dividende an die „Aktionäre" verwendet worden seyn sollen. Eine solche Zahl kommt im Rechnungsabschlusse der Gothaer Lebensversicherungsbank für 1865 gar nicht vor; sie ist vom Verfasser sehr willkürlich dadurch gebildet worden, daß er verschiedene heterogene Posten, welche eine Verschmelzung gar nicht gestatten, zusammengezogen hat. Die Verwaltungskosten der Gothaer Lebensversicherungsbank mit ihrem ausgedehnten Vermögen betrugen einschließlich der Kosten der Unterhaltung von 700 Agenturen nicht mehr als 105,420 Thaler d. i. etwa 4½ Procent der Jahreseinnahme — ein

überaus mäßiges Verhältniß, wie jeder Sachkenner zugeben wird. Gerade die billige Verwaltung ist keine der untergeordneten Vorzüge, wodurch sich die Gothaer Lebensversicherungsbank auszeichnet. Mit jenen Kosten sind nun vom Verfasser noch andere nicht näher angegebene Posten, namentlich aber auch 491,632 Thaler, welche im Jahre 1865 an die Versicherten (nicht an die Aktionäre) von den vorhandenen Ueberschüssen der Bank als Dividende vertheilt wurden, verschmolzen und es ist dadurch eine Zahl gebildet worden, welche in dieser Formation gar keinen Sinn hat. Ganz unverantwortlich aber ist es, wenn der Verfasser den allbekannten Verhältnissen und dem klaren Wortlaut des in seinen Händen befindlichen Rechenschaftsberichts zuwider behauptet, daß diese Dividenden an „Aktionäre“ gezahlt worden seien. Die Gothaer Bank ist bekanntlich keine Aktienanstalt, welche einen Gewinn für Unternehmer (Aktionäre) bezweckt, sie besitzt weder ein Aktiencapital noch Aktionäre, sie ist vielmehr ein auf Gegenseitigkeit der Versicherten beruhendes Institut, welches nur diesen Versicherten gehört und alles, was ihr zufließt, lediglich für Rechnung der Versicherten verwaltet. An letztere fließt aller Nutzen des Geschäfts vollständig und unverkürzt als Dividende zurück. Dadurch allein ist es möglich, den Versicherten die Versicherungen gegen die geringst möglichen Opfer zu gewähren; mit Berücksichtigung der Dividenden haben dieselben nicht mehr dafür zu zahlen, als der Bedarf nothwendig erfordert. Indem der Verfasser diese erste und wesentlichste Grundlage der Gothaer Lebensversicherungsbank und ähnlicher Anstalten übersieht und von einer Voraussetzung ausgeht, die gar nicht existirt, fällt auch die von ihm darauf gegründete Behauptung, daß die Bank Summen aus den Taschen der „armen Leute locke und sie den reichen Geldmännern“ zuführe, sowie was sonst noch daraus gefolgert wird, in sich selbst zusammen. Was die Bank aus den Taschen der Versicherten empfängt, führt sie in dieselben Taschen (der Versicherten selbst, oder ihrer

Erben) nicht nur vollständig, sondern mit größeren Beträgen zurück.

Die Lebensversicherung wirkt gerade dadurch volkswirthschaftlich so wohlthätig, daß sie die kleinen Vermögenstheile, welche in den Taschen der einzelnen wirkungslos geblieben, großentheils wohl ganz verzehrt worden wären, dieser Sterilität entzieht, sie fruchtbar macht und daraus größere Capitale bildet, welche, wo nicht den Versicherten selbst, doch ihren Erben zu gute kommen und deren Wohlstand begründen oder fördern helfen. Indem die Beiträge für die Lebens-Versicherung nicht beliebig geleistet werden können, sondern an bestimmten regelmäßigen Terminen gezahlt werden müssen, ist dieselbe häufig die Triebfeder, daß zur Erwerbung derselben besondere Anstrengungen gemacht oder daß sie durch Vermeidung unnützer Ausgaben erspart werden. In beiderlei Beziehung wird ein Zuwachs zum Vermögen der betreffenden Familie erzielt, der außerdem nicht erlangt worden wäre. Wer gegen eine so nützliche Institution zu Felde ziehen zu können meint, müßte vor allem die Sparkasse bekämpfen, deren hoher Nutzen so allgemein anerkannt ist, daß wohl Niemand, der sich einigermaßen auf dem Gebiete der Volkswirthschaft umgesehen hat, ihn anzuzweifeln wagen wird. Die Lebensversicherungsanstalt ist nichts anderes als eine Sparkasse im großen mit der Modifikation, daß sie demjenigen, welcher ihr beigetreten ist, zugleich den Zwang zum regelmäßigen Sparen auferlegt und daß bei ihr das Resultat des Sparens von der größeren oder geringeren Lebensdauer des Sparenden unabhängig ist, vielmehr die Sparsumme im voraus nach der muthmaßlichen Lebensdauer des Sparenden (des Versicherten) fest bestimmt ist und mit diesem Betrage bei dessen Tode ausgezahlt wird, mag bis dahin viel oder wenig eingezahlt seyn, mögen die Beiträge der Versicherungssumme gleichkommen oder nicht. Bis zu diesem Zeitpunkt müssen natürlich die Einzahlungen zu Capitalien sich ansammeln, die — je größer und älter eine solche Anstalt ist — auch

einen um so größeren Umfang gewinnen. Nur durch solche Vereinigung der kleinen Beiträge zu größeren Summen ist es aber auch möglich, daraus den höchstmöglichen Zinsgewinn zu ziehen, welcher mit den Einlagen selbst vollständig, theils als Dividende, theils als Versicherungssumme, an die Theilnehmer des gegenseitigen Vereins resp. an ihre Erben zurückfließt. Wer eine solche Institution, wie der Verfasser, „gemeinschädlich" nennt, müßte überhaupt das Sparen und die darauf basirte Vermehrung des Familienwohlstandes gemeinschädlich nennen. Allen socialen Uebeln, an welchen unsere Gesellschaft krankt, kann allerdings die Lebensversicherung nicht abhelfen, so wenig wie dagegen ein anderes Radikalmittel gefunden worden ist, aber einen Theil derselben hilft sie beseitigen oder doch lindern.

Der Verfasser macht in seiner Abhandlung noch die weitere unrichtige Angabe, daß im Jahre **1865** von der Gothaer Bank **243** Theilnehmer gegen Rückvergütung eines kleinen Theils der eingezahlten Beiträge bei Lebzeiten ausgeschieden wären und daß diese „bedeutende" Zahl derer, die ihre Versicherung nicht hätten fortsetzen können oder zu einer besseren Ueberzeugung von dem Unvortheilhaften einer solchen Versicherung gelangt wären, auf das schlagendste „den Mißstand, die Ungesundheit der ganzen Einrichtung des Lebens-Versicherungswesens" beweise. Nun ist aber auf S. **6** des Rechenschaftsberichts der Gothaer Lebensversicherungsbank für **1865** ganz deutlich zu lesen, daß die Zahl der Personen, deren Versicherungen bei ihren Lebzeiten aufgehört haben, nicht **243**, sondern nur **228** betrug, daß ferner ein Theil dieser Versicherungen sich dadurch erledigte, daß sie von Anfang an nur auf eine gewisse kurze Zeit abgeschlossen waren und diese Periode abgelaufen war, daß für einen andern Theil die Versicherungssumme noch bei Lebzeiten den Versicherten selbst gewährt wurde, wodurch die Versicherung bei Lebzeiten der Versicherten ihre Endschaft erreichte, daß ferner für einen weitern Theil die Policen nicht eingelöst wurden,

also der Versicherte gar kein Prämienopfer brachte und daß endlich auf den Abgang an fortzusetzen gewesenen Versicherungen nur der höchst geringfügige Betrag von etwa zwei Drittel Procent der Versicherungen, welche während des J. 1865 in Kraft waren, trifft. Wie konnte der Verfasser bei solchen Darlegungen eine so unrichtige Angabe wie die obige machen! Rechnet man nun noch von dem verhältnißmäßig sehr kleinen Betrag an freiwillig aufgegebenen Versicherungen diejenigen ab, welche der Versicherte um deßwillen fallen ließ, weil der Zweck derselben sich erledigt hatte, weil diejenigen Personen (Frau oder Kinder), die er mit der Versicherung auf den Fall seines Todes versorgen wollte, gestorben waren oder eine andere Versorgung erhalten hatten, so bleibt nur eine verschwindend kleine Fraktion für diejenigen übrig, welche wegen ungünstiger Veränderung ihrer Vermögens- oder Erwerbsverhältnisse die Versicherung aufgeben mußten. Solche Fälle kommen allerdings zuweilen vor, aber wie die eben hervorgehobenen Zahlen beweisen, gar nicht häufig und die Bank, wie jede andere solide Lebensversicherungsanstalt sucht sie dadurch möglichst zu verhüten, daß sie zur Berichtigung der Beiträge Vorschüsse auf die Policen gewährt, um dadurch dem Versicherten auch bei vorübergehender Zahlungsunfähigkeit die Aufrechterhaltung der Versicherung möglich zu machen.

Zum Beweise des großen Nutzens, den die Unternehmer von Lebensversicherungsanstalten aus dem Geschäfte ziehen, hat der Verfasser auf die hohen Dividenden der Gothaer Bank verwiesen, mit der unrichtigen Angabe freilich, daß diese Dividenden „Aktionären" zu gute kämen. Allein auch abgesehen hiervon, kann aus den hohen Dividenden, welche in Gotha die Versicherten beziehen, nicht auf gleich großen Gewinn der Aktionäre bei Aktienanstalten geschlossen werden. Letztere erheben niedrigere feste Prämien und es ist deßhalb schon der Ueberschuß ein kleinerer, er wird aber auch außerdem durch die kostspieligere Verwaltung der Aktien-Anstalten geschmälert, so daß nur ein mäßiger Unternehmer-

gewinn für die Aktionäre übrig bleibt, wie der Coursstand der Aktien deutscher Lebensversicherungsanstalten an den Börsen zeigt, der bei einigen Anstalten sogar unter pari ist. Die Klage über große Beeinträchtigung der Interessen der Versicherten von dieser Seite ist daher ebenfalls nicht begründet.

II. Weitere Beiträge über das Versicherungswesen.

Begreiflicherweise waren unsere früheren Artikel über das Versicherungswesen durchaus nicht darauf berechnet, den Beifall der betreffenden Anstalten und ihrer Sachwalter zu erringen. Daß aber dieselben gegen die einzelnen Versicherungs-Anstalten gerichtet waren, wird trotzdem Niemand behaupten wollen. Die über mehrere dieser Anstalten gebrachten Einzelheiten hatten deßhalb auch nicht den Zweck diese anzugreifen, sondern dienten nur als Belege unserer Angriffe auf das System, zu dessen Gliedern das heutige Versicherungswesen gehört.

Wenn daher unsere in den frühern Artikeln dargelegten Ansichten über das Versicherungswesen in den betreffenden Kreisen eine gewisse Bewegung hervorgerufen, so dürfte dieß doch nur ein wichtiger Beweis dafür seyn, daß diese Artikel nicht so ohne tiefere Begründung sind. Unsere Gegner machten sich die Sache übrigens hübsch leicht. Sie griffen einige unrichtige Einzelheiten der angeführten Thatsachen auf und zogen damit gegen uns zu Felde. Sie glaubten dadurch unsere ganze Beweisführung über den Haufen zu werfen und uns einen Hauptschlag zu versetzen. Jedermann wird aber doch schon im voraus zugeben, daß es sich bei dieser Angelegenheit um große weit auseinandergehende Principien und Systeme han-

delt und nicht um untergeordnete, wechselnde Einzelheiten die deßhalb auch nur in zweiter Linie in Betracht kommen können.

Unsere Angriffe sind vor Allem gegen das System der neuern Volkswirthschaftlerei gerichtet welches, wie einer unserer Gegner sagt, „vor fast einem Jahrhundert von Adam Smith begründet und von den hervorragendsten Denkern dießseits und jenseits des Oceans fortgebildet worden ist.“ Vor solchen Größen mag das stolze Haupt in den Staub senken wer da will, bei uns erregt der Gedanke an dieselben nur das innigste Mitleid. Daß die bittern Erfahrungen der Völker das Adam Smith'sche System schon längst gründlich verurtheilt haben, scheinen diese guten Leute gar nicht wissen zu wollen. Daß, Dank diesem falschen unglückseligen System, die Menschheit immer mehr in zwei schroff getrennte, sich feindselig gegenüberstehende Classen gespalten ist, wird sorgfältig verschwiegen, trotzdem man in Beziehung auf England z. B. beide Classen noch viel treffender bezeichnen könnte, wenn man sie einfach die eine die im Ueberflusse schwelgende und erstickende, die andere als die wegen Mangel am Nothwendigsten darbende, dahinsiechende Classe nennen würde.

Alle durch das System hervorgerufenen Anstalten dienen nur dem Einen Hauptzweck, der Unterordnung des Menschen unter die todte Masse, und als Beispiel dieser Einrichtungen haben wir die Lebens- und theilweise auch die übrigen Versicherungsanstalten dargestellt. Von Seiten einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Lebensversicherungsanstalt ist uns hierauf entgegnet worden, die „Lebensversicherungsanstalt sei weiter nichts als eine Sparkasse im Großen mit der Abänderung, daß sie demjenigen welcher ihr beigetreten ist, zugleich den Zwang zum regelmäßigen Sparen auferlegt und daß bei ihr das Resultat des Sparens von der größern oder geringern Lebensdauer des Sparenden unabhängig ist, vielmehr die Sparsumme im voraus nach der muthmaßlichen Lebensdauer des Sparenden festbestimmt ist und mit diesem Betrage bei

dessen Tode ausgezahlt wird, mag bis dahin viel oder wenig eingezahlt seyn, mögen die Beiträge der Versicherungssumme gleichkommen oder nicht . . . Was die Versicherungsbank aus den Taschen der Versicherten empfängt, führt sie in dieselben Taschen nicht nur vollständig sondern mit größern Beträgen zurück."

Nach einer solchen Beweisführung wäre man versucht das Lebensversicherungswesen nicht nur als eine Wohlthat sondern auch als etwas Wunderbares anzusehen, als eine Anstalt welche das Wunder der Vervielfältigung der Brode tagtäglich vor unsern erstaunten Augen erneuert. Die Anstalt welche uns diese Entgegnung macht, ist dazu eine der bestgeleitetsten, ja die vorzüglichste aller in Deutschland arbeitenden Versicherungsgesellschaften. Von dem Standpunkte des Systems ließe sich auch nicht das geringste gegen diese Ausführungen einwenden. Im Gegentheil müßte man der Anstalt und der ganzen Einrichtung nur allen Beifall zollen. Für uns aber ist die genannte Anstalt noch nicht einmal eine der mindestschädlichen unter allen. Indem dieselbe bei ihrer trefflichen Einrichtung umfassendere Geschäfte macht und größere Ergebnisse erzielt, trägt sie um so mehr zur Ausdehnung und Befestigung eines Systems bei, dessen Grundlagen entschieden verwerflich und verderblich sind weil dieselben gegen den Menschen, gegen die Gesellschaft verstoßen. Die Menschen, die Gesellschaft sind für eine solche Anstalt stets nur todte, mathematische Einheiten deren Benützung man sich als Ziel vorgesetzt. Der Versicherte spielt mit der Anstalt eine Art Glücksspiel, dessen Einsatz sein eigenes Leben ist. Ein solches Spiel ist aber mit der Sittlichkeit und der Würde des Menschen in entschiedenem Widerspruch, entbehrt wie jedes ähnliche Spiel jeglicher sittlichen Grundlage. Der Vergleich mit der Sparkasse trifft durchaus nicht zu, indem letztere jeglichen Zufall ausschließt und die Individualität, den Werth und die Würde des einzelnen Menschen in der Weise wahrt, daß der Sparer stets Herr über sein Thun bleibt,

indem das größere oder geringere Ergebniß völlig von ihm selbst abhängig bleibt. Daß dieß ein viel wirksamerer, sittlicherer Sporn des Sparens seyn kann, als der Zwang zum regelmäßigen Sparen, womit das Einzahlen in die Versicherungsanstalt verglichen wird, dürfte wohl Jedem einleuchten. Wenn es sich um sociale Fragen und Aufgaben handelt, muß stets der sittliche Werth des Menschen in den Vordergrund treten, es muß derselbe gehoben und dem Streben des Einzelnen möglichst freier Spielraum geschaffen werden. Das Ergebniß muß dabei stets von der Person selbst abhängen.

Dieß ist aber keineswegs der Fall bei der Versicherungs-Anstalt, welche dem Sparenden ein genau abgegrenztes Ziel setzt, das erst mit seinem Tode erreicht wird und über das hinaus nicht gegangen werden darf. Hiedurch wird doch jedenfalls der Mensch in seiner Strebekraft beschränkt und der Anstalt, der Geldmacht, untergeordnet. Das regelmäßige Sparen kann dabei ebenso gut in regelmäßige Sorglosigkeit und Nachläßigkeit ausarten. Man zahlt den einmal festgesetzten Betrag und kümmert sich um weiter nichts *mehr*, da ja dadurch das Ziel, das Ergebniß nicht verändert würde. Der jedem Menschen eingeborne Hang zur Sorglosigkeit erhält dadurch nur Vorschub und behält schließlich die Oberhand. Man gibt dabei seine Selbstständigkeit auf und wird diejenige materielle, mathematische Einheit, die todte Ziffer welche die Lebensversicherungsanstalt bedarf. Anstatt sich persönlich seiner Sache anzunehmen, überläßt man dieß Andern und begibt sich so des ersten Vorrechtes und Vorzugs des gebildeten selbstständigen Menschen, der persönlichen Initiative, des eigenartigen fruchtbringenden Strebens.

Die Lebensversicherung, heißt es weiter, wirkt gerade dadurch volkswirthschaftlich so wohlthätig, daß sie die kleinen Vermögenstheile welche in den Taschen der Einzelnen wirkungslos geblieben, großentheils wohl ganz verzehrt worden wären, dieser Sterilität entzieht, sie fruchtbar macht und

daraus größere Capitale bildet welche, wo nicht den Versicherten selbst, doch ihren Erben zu gute kommen und deren Wohlstand begründen oder fördern helfen.

In diesem einzigen Satze ist nicht nur die Verurtheilung der Lebensversicherungsanstalten sondern auch diejenige des ganzen volkswirthschaftlichen Systems ausgesprochen, von welchem dieselben nur ein Glied bilden. Es wird darin zugestanden, daß die Einzelnen, d. h. die Handwerker und sonstigen kleinen Leute, mit ihren kleinen Ersparnissen nichts anfangen, nichts unternehmen können, daß ihnen also ohne die Versicherungsanstalten das Sparen als ein Streben ohne Ziel erscheinen müsse. Nur mittelst der größern, durch die Versicherungs- und andern Geldanstalten ähnlichen volkswirthschaftlichen Schlages gebildeten Capitalien kann unter den heutigen Umständen etwas angefangen werden. Ist dieß nicht durchschlagend? Man wird doch aber auch zugestehen, daß derjenige welcher über diese großen Capitalien verfügt, die eigentliche Gewalt in den Händen hat; eine Gewalt welche dem kleinen Mann nichts nützen kann, sondern denselben geradezu erdrückt. Dreht sich doch die ganze gesellschaftliche Frage, so wie sie heute liegt, fast ausschließlich um den Gegensatz zwischen Capitalmacht und Arbeitskraft. Folglich muß auch eine Einrichtung, welche eingestandenermaßen größere Capitalien auf Kosten der arbeitenden Classen bildet, durch eine solche Erweiterung der Kluft nur schädlich wirken, trotzdem dieselbe den kleinen Leuten immerhin auch einige kleine, untergeordnete Dienste leisten mag. Diese letztern können aber in keinen Betracht zu dem Nachtheil kommen welchen das Versicherungswesen im Ganzen durch Verschiebung des Gleichgewichts, des natürlichen Verhältnisses zwischen Geldkraft und Arbeitskraft fortwährend bewirkt.

Weiter wird zugestanden, daß die kleinen Vermögenstheile der Einzelnen wohl ganz verzehrt worden wären. Das heißt doch ganz deutlich: diese kleinen Vermögenstheile, vulgo Ersparnisse, sind so gering, daß sie ebenso leicht auch ganz

aus den Händen verschwinden und mit verzehrt werden. Um die Versicherungsprämie bezahlen zu können müssen sich die kleinen Leute öfters von dem Nothwendigsten noch etwas abzudarben versuchen. Ist dieß nicht der beste Beweis daß die Stellung der kleinen Leute, wie dieselbe von der neuern Volkswirthschaftlerei herbeigeführt und geschaffen worden, eine solche ist an der nichts mehr verschlimmert werden kann. Wir begreifen deßhalb auch jetzt um so mehr die Bewegung welche den vierten Stand ergriffen hat.

Man wird hier nicht den Einwand erheben wollen, daß es moralische Ursachen, Leichtsinn, Sorglosigkeit und die gerade durch die Volkswirthschaftler angeregte allgemeine Genußsucht seien, welche das Sparen und Vorwärtsstreben der kleinen Leute verhindern. Bestehen solche Ursachen, dann kann es keinesfalls gerathen seyn, eine Einrichtung, nämlich das Versicherungswesen als Mittel zu deren Hebung zu fördern, da ja diese Einrichtung erwiesenermaßen diesen Leichtsinn und Sorglosigkeit bis zu einem gewissen Grade begünstigt. Es müssen alsdann andere sittliche und religiöse Mittel, nicht aber mathematische und volkswirthschaftlerische Berechnungen und Spekulationen in Anwendung gebracht werden.

Gern gebe ich nun auch zu, daß unter der heutigen, durch das Adam Smith'sche System geschaffenen Lage des kleinen Mannes, der bei zu knappem Einkommen keine bedeutenden Ersparnisse machen noch mit geringern Mitteln etwas anfangen und gegen die Geldmacht der Capitalisten ankämpfen oder bestehen kann, eine gut geleitete Lebensversicherungsanstalt nach gewöhnlichen Begriffen eine verhältnißmäßig günstige Wirksamkeit ausüben dürfte. Für uns aber die wir das ganze System verwerfen, zu dessen einzelnen Ausläufern das Versicherungswesen gehört, bleibt die schädliche Wirkung einer solchen Gesellschaft in ihrem ganzen vollen Umfange bestehen. Ja, wir gehen noch weiter, indem wir sagen daß die schädliche Wirkung mit den Erfolgen sich nur noch steigert, da dieselbe alsdann um so viel mehr zur

Befestigung dieses verderblichen Systems beiträgt. Die Erfolge einer solchen gutgeleiteten Gesellschaft bestechen das befangene Publikum, während bei einer offenbar schlecht geleiteten Anstalt die Täuschung, auf der das ganze System beruht, doch zu offenkundig wird, um noch immer mehr Opfer zu finden.

Ein weiterer Uebelstand des Systems liegt darin, daß die Einzahlungen, Ersparnisse der Versicherten zu ganz andern Zwecken und Unternehmungen verwendet werden, als diejenigen welche die Sparenden persönlich verfolgen. Bei naturgemäßen, regelrechten Verhältnissen können und sollen die Mittel des Arbeitenden, des kleinen Handwerkers doch nur dazu dienen dessen Handwerk und Geschäft zu begründen und zu erweitern. Dadurch wird das Erworbene nicht nur fruchtbringend angelegt sondern auch die wirthschaftliche und gesellschaftliche Stellung des kleinen Mannes befestigt. Bei dem geschlossenen corporativen Leben des Mittelalters war dieß möglich und deßhalb waren damals auch alle gewerblichen Genossenschaften, die Zünfte verhältnißmäßig reich, während eigentliche Geldanstalten im heutigen volkswirthschaftlichen Sinne gar nicht möglich waren.

Der Grundfehler der Adam Smith'schen Volkswirthschaftlerei besteht nun aber gerade darin, daß dieselbe nur materielle, nach einem einheitlichen Maßstab bestimmte und durch Ziffern ausgedrückte Werthe kennt und dagegen die Personen fast ganz bei Seite setzt. Dadurch entsteht eine unheilvolle Mengung und Mischung aller Werthe, der volkswirthschaftlerische Urbrei in welchem sich nur die großen Massen hervorthun können. Daher die Herrschaft dieser großen Massen, der Capitalisten und Geldanstalten. Und deßhalb ist es bei dem heutigen System nicht möglich, daß der in diesem Urbrei aufgegangene Handwerker mit seinen Ersparnissen ein selbstständiges, wenn auch kleines Geschäft oder Unternehmen begründet und so die Mittel dem Stande, dem Geschäftszweig erhält, in welchem er sie erworben hat

und dem sie also entnommen sind. Er trägt dieselben deßhalb einer Geldanstalt zu, in deren Händen sie sich vervielfältigen und zur Macht werden und hilft dadurch nur den schon bestehenden Gegensatz zwischen Capital und Arbeit erweitern. Daher ist auch die Zerstörung alles abgeschlossenen genossenschaftlichen Lebens innerhalb des Gewerb- und Handwerkerstandes eine Hauptbedingung zur Befestigung des Systems überhaupt und zur Einführung der Versicherungsanstalten insbesondere.

Die Herren Volkswirthschaftler werden nun zwar uns zu belehren suchen, daß die Hauptsache darin bestehe, daß überhaupt die kleinen Vermögenstheile der Unfruchtbarkeit entzogen und ertragsfähig gemacht werden. Eine solche Beweisführung ist aber gar nicht zuläßig, weil dieselbe wiederum von dem Grundsatz der absoluten Gleichheit und somit der Vermengung aller Werthe ausgeht, den wir als den Hauptfehler des ganzen Systems ansehen und bekämpfen müssen. Für uns kommt es nicht bloß auf die Masse, die gesammte Ziffer der Werthe sondern auch auf die Vertheilung derselben an. Mit andern Worten: wir wollen einen kräftigen zahlreichen Mittelstand, dessen einzelne Gewerbs-Classen völlig selbstständig, in sich abgeschlossen und unabhängig sind. Die Volkswirthschaftler dagegen wollen nur Capitalisten und Arbeiter durch Anhäufung aller Werthe in den Händen einer möglichst geringen Zahl von Personen.

Nach dem Allem wird man wohl zugeben müssen, daß einige Irrthümer in den Zahlen, die wir in unsern frühern Aufsätzen gegeben, von keiner Bedeutung sind und gar nicht in Betracht kommen können, wenn es sich um ein Princip, um das ganze System handelt, aus dem die angegriffenen Anstalten hervorgegangen. Ob diese oder jene Gesellschaft einige hunderttausend Thaler mehr oder weniger den kleinen Leuten entzogen und dem Großcapital zugeführt hat, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

Man hat einzuwenden versucht, daß der Ausdruck „den

kleinen Leuten entziehen und den Geldprotzen zuführen", nicht zutreffe, indem die angesammelten Capitale der Lebens-Versicherungsanstalten ja ausschließlich dazu bestimmt seien, wieder in die Hände der Sparenden zurückzufließen. Thatsache ist aber daß trotzdem diese Capitale stets wachsen, daß dieselben große Capitale sind und daß sie andern als den kleinen Leuten, aus deren Geld sie gebildet sind, zur Verfügung stehen und schließlich auch zu andern Zwecken dienen als diejenigen welche die kleinen Leute Berufshalber verfolgen. Sagt doch die uns vorliegende Erwiderung ausdrücklich: „die Einzahlungen müssen sich zu Capitalien ansammeln, die, je größer und älter eine solche Anstalt ist, auch einen um so größern Umfang gewinnen." Uebrigens beweisen dieß ja auch die weiterhin angeführten unbestreitbaren Ziffern.

Daß die Lebensversicherungsanstalten trotz alledem die Macht des Großcapitals zum Nachtheil und auf Kosten des kleinen Mannes vermehren, ist demnach unbestreitbar. Mag nun die Anstalt selbst den Nutzen daran haben oder diejenigen welche diese großen aus kleinen Einzahlungen gebildeten Capitalien dargeliehen erhalten, die Sache bleibt sich im Grunde völlig gleich. Die auf Kosten der kleinen Leute geschaffenen großen Capitalien dienen den großen Capitalisten, Geschäftstreibenden, Fabrikanten und Grundbesitzern. Freilich werden die meisten dieser Capitalien hypothekarisch auf städtischen oder ländlichen Grundbesitz ausgeliehen, dieselben kommen aber dennoch meistens den industriellen Geschäftsunternehmungen zu gute. Besitzen doch die meisten großen Gewerbtreibenden einiges Grundeigenthum zu dem ausschließlichen Zweck, auf dasselbe hypothekarisch zu einem billigern Zinssatz Gelder aufnehmen zu können, als sie dieselben auf anderm Wege erhalten könnten. Man gehe einmal genau alle größern gewerblichen und kaufmännischen Geschäftshäuser einer großen Stadt durch und man wird finden, daß überall Leute, welche mit Hunderttausenden von baaren Thalern oder Gulden

„arbeiten“, trotzdem Hypothekschulden haben, für welche sie 4 oder 4½ Proc. Zinsen zahlen, während sie mit ihrem baaren Gelde mindestens das Doppelte und Dreifache „verdienen“. Diese Hypothekengelder sind meistens von öffentlichen, capitalbesitzenden Anstalten und öfters auch von Versicherungsanstalten vorgeschossen. Als Erläuterung wollen wir ein kleines uns genau bekanntes Beispiel anführen.

In einer norddeutschen Großstadt erhielt ein Gewerbtreibender, dessen Geschäft einen Capitalwerth von höchstens 20,000 Thalern darstellte, von einer Lebensversicherungsanstalt baare 40,000 Thaler zu 4½ Proc. vorgeschossen. Er kaufte dafür ein Haus, welches er bis auf die erste, von einem Privatmann vorgeschossene 4½ procent. Hypothek von 15,000 Thalern baar auszahlen konnte. Er hatte dadurch den Vortheil eines billigern Kaufs und brauchte überdieß das dieses Haus vorstellende baare Capital nur mit 4½ Proc. zu verzinsen, während sich das Haus selbst fast auf das Doppelte, auf 8 Proc. verzinste. Das von der Anstalt vorgeschossene Capital verschaffte ihm deßhalb einen jährlichen Gewinn von etwa 2000 Thalern, und da der überraschende Hauskauf ihm auch weitern Credit verschaffte, ging sein Geschäft um so vieles noch besser und in wenigen Jahren war er ein Mann von Hunderttausenden. Er, sein Vater und die Direktoren der betreffenden Anstalt sind sämmtlich Freimaurer.

Auf diese Weise haben jedenfalls die Versicherungs- und sonstigen Geldanstalten schon Tausende von Capitalisten und reichen Leuten geschaffen. Aehnliche Beispiele ließen sich noch manche aufführen. Was will es nun auch heißen, wenn außerdem auch jährlich die nachgelassenen Familien einiger Hundert oder auch Tausend armer Teufel, oder diese selbst, eine Summe von durchschnittlich etwa 1000 Thalern erhalten, die sie zudem noch größtentheils selbst erspart, d. h. eingezahlt haben? Man wird jetzt begreifen was wir wollen, und es natürlich finden, wenn wir die genannten Anstalten ganz unverhalten gemeinschädlich nennen. So stark auch die Herren

Volkswirthschaftler in Redensarten sind, nie werden sie uns begreiflich machen können, daß die Erweiterung der socialen Kluft durch Schaffung vermehrter Großcapitalisten ein Glück und ein Segen für ein Land seyn könne, sonst müßte ja England, wo täglich einige Menschen Hungers sterben, das glücklichste Land der Erde seyn.

Wir wollen aber den Volkswirthschaftlern auf ihr eigenes Gebiet folgen, indem wir die Uebelstände des Lebensversicherungs-Wesens von ihrem Standpunkte aus beleuchten. Wir haben da den Vortheil uns der eigensten Worte eines anerkannten Volkswirthschaftlers bedienen zu können. Mehrere sehr liberale, von der Adam Smith'schen Lehre völlig durchdrungene Blätter, namentlich die Magdeburgische und Rheinische Zeitung, haben vor nicht langer Zeit folgenden, offenbar der Feder eines überzeugten Volkswirthschaftlers entstammenden Artikel gebracht, den man ja recht aufmerksam durchlesen möge. Er lautet:

Ueber den Zustand und die Fortschritte der deutschen Lebens-Versicherungsanstalten werden jährlich im „Bremer Handelsblatt" genaue Berichte veröffentlicht, welche geeignet sind, über die Gesammtlage des deutschen Lebensversicherungsgeschäfts eine rasche Orientirung zu ermöglichen. Aus dem neuesten dieser Berichte theilen wir unsern Lesern hier das Wesentlichste mit:

Von Jahr zu Jahr mindert sich die Zahl derjenigen, welche die hochwichtige Bedeutung der Lebensversicherung für den Volkswohlstand verkennen konnten, mit jedem Jahr wird diesem Versicherungszweige größere Aufmerksamkeit geschenkt; alle ihm dienenden Geschäftsfaktoren treten dadurch in die lebendigste Thätigkeit, welcher der Segen nicht fehlt. Die Hände, welche für ihn arbeiten, haben vollauf zu thun, vom höchsten Interesse aber ist es, die Art des Schaffens zu beobachten und die Erscheinungen des Tags nach allgemeinen Wahrnehmungen zu fixiren.

Zur Zeit fehlt es noch an einer Geschichte der Lebensversicherung in Deutschland, sie wird unzweifelhaft einmal geschrieben werden, dem künftigen Historiographen werden aber die Jahresberichte des „Bremer Handelsblattes" und die mit ihnen ver-

bundenen statistischen Uebersichten für eine genaue und wahre Geschichtsschreibung unentbehrlich seyn. Zu dieser Bemerkung sind wir veranlaßt, weil gerade der dießjährige Bericht eine Reihe bemerkenswerther allgemeiner Wahrnehmungen enthält, die voraussichtlich einmal einen ganzen Zeitabschnitt in der Entwickelung des Lebensversicherungswesens in Deutschland charakterisiren werden. Diese Wahrnehmungen beziehen sich, wie der Bericht selbst sagt, auf die Lebensversicherungs-Industrie. Der Bericht findet, daß das deutsche Lebensversicherungsgeschäft in den letzten Jahren eine allzu sehr materielle Richtung genommen in der Art, daß sein nothwendiger und natürlicher idealer Gehalt darin mehr und mehr verloren gehe. Es gereicht dieses der Sache nicht zur wahren Förderung, vielmehr nagt es an ihrem Lebensmarke. Die übertriebene Vergütung, welche junge Anstalten, um in kurzer Zeit zu großem Umfange zu gelangen, ihren Agenten für die Zuführungen neuer Versicherungen gewähren, führt zum Abschlusse von zahlreichen Versicherungen, welche besser nicht abgeschlossen worden wären; die enormen Verwaltungskosten der in dieser Hinsicht excedirenden Anstalten vertheuern nothwendig — da doch Niemand als die Versicherten für die Verwaltungskosten aufzukommen hat — die Versicherung für die Gegenwart und stellen die Bestandfähigkeit der Anstalten für die Zukunft in Frage.

Die Reflexionen des Berichts sind mit lehrreichen Beispielen aus der jüngsten Praxis belegt. In nothwendiger Folge der übertriebenen Provisionen an die Agenten wird die Lebensversicherung in vermehrtem Maßstabe zum Gegenstand unzulässiger und verderblicher Spekulation. Es werden Personen versichert, nicht ihretwillen, sondern um der Agenten willen, welche von dem ersten Jahresbeitrag den größern Theil als Provision beziehen. Es werden mit Helfern und Helfershelfern kranke Personen mit hohen Summen versichert, an deren baldigem Bezuge diese Helfer und Helfershelfer das größte Interesse haben und den sie deßhalb mit allen Mitteln herbeizuführen suchen. Die frühere Zeit hat den Mißbrauch der Lebensversicherung in solchem Umfange nicht gekannt; diejenigen Anstalten aber tragen die größte Verschuldung an ihm welche, um in kürzester Frist

groß zu werden, nahezu ein Drittel ihrer Jahreseinnahme, welche doch in der Hauptsache die Bestimmung hat die Sterblichkeitsgefahr der Gegenwart und Zukunft zu decken, für Verwaltungszwecke gebrauchen.

Hiernach wenden wir uns zu den Zahlen des Berichts. Es sind gegenwärtig in Deutschland 34 Lebensversicherungs-Anstalten thätig. Von denselben haben vier erst im laufenden oder im verflossenen Jahre ihre Geschäfte begonnen und noch nicht öffentlich Bericht erstattet, nämlich die preußische Lebensversicherungs-Aktien-Gesellschaft in Berlin, der österreichische Phönix in Wien, die Baseler Lebensversicherungs-Gesellschaft und die preußische Lebens- und Garantieversicherungs-Aktien-Gesellschaft „Friedrich Wilhelm" in Berlin. Oeffentliche vollständige Berichte für das Jahr 1865 liegen vor von 25 Anstalten; unvollständige Berichte von den vier Anstalten in Triest sowie von dem österreichischen „Gresham" in Wien.

Bei diesen Anstalten insgesammt ist im Jahre 1865 die Zahl der Versicherten um 18,65 Proc. auf überhaupt 280,476 Personen, die Versicherungssumme um 15,32 Proc. auf überhaupt 277,614,434 Thaler, die Jahreseinnahme an Prämien und Zinsen um 14,88 Proc. auf überhaupt 10,774,068 Thaler, der Geschäftsfond um 11,80 Proc. auf überhaupt 38,811,968 Thaler gestiegen. An Sterbefallzahlungen wurden im Jahre 1865 für 4553 verstorbene Versicherte 4,222,489 Thaler bezahlt. Von den erwähnten Anstalten ist die größte die Gothaer Bank mit 50 1/6 Mill. Thaler Versicherungssumme; nach ihr kommen die Germania mit 35 1/7 Mill. Thaler, die Concordia mit 18 6/7 Mill. Thaler, die Lübecker mit 16 1/6 Mill. Thaler, der Anker in Wien mit 14 3/5 Mill. Thaler, die alte Berliner mit 12 5/6 Mill. Thaler und der Janus mit 10 9/10 Mill. Thaler; alle übrigen haben weniger als 10 Mill. Thaler versichert. Im Durchschnitt waren auf einen Kopf Ende 1865 990 Thaler versichert, wofür durchschnittlich eine Jahreseinnahme von 38 2/5 Thaler von jedem Versicherten bezahlt wurde.

Der Geschäftsfond, welcher das gesammte Aktivvermögen der Anstalten, ausschließlich der Aktiencapitalien umfaßt und hauptsächlich aus den Prämienreserven besteht, belief sich auf

38,311,968 Thaler. Derselbe beträgt bei der Gothaer Bank allein 13,346,934 Thaler, bei der Germania 1,696,673 Thaler, bei der Concordia 3,296,969 Thaler, bei der Lübecker Anstalt 2,190,103 Thaler, beim Anker 862,573 Thaler, bei der Berliner 3,495,803 Thaler, beim Janus 1,301,840 Thaler.

Der Verwaltungsaufwand schwankt bei den genannten Anstalten zwischen 4,52 Proc. und 29,98 Proc. Am billigsten wird die Gothaer Bank, nämlich mit 4,52 Proc. der Jahres-Einnahme, am theuersten die Germania mit 29,98 Proc. der Jahreseinnahme verwaltet. Der Gothaer Bank kommen von denjenigen Anstalten, welche überhaupt genauen Ausweis über ihre Verwaltungskosten geben, am nächsten die kleine Braunschweiger Anstalt mit 6,24 Proc., die Berliner Lebensversicherungs-Gesellschaft mit 8 Proc., die Frankfurter mit 9,98 Proc., die Leipziger mit 10,8 Proc. und die Lübecker mit 10,31 Proc. der Jahreseinnahme.

Wir können diese Mittheilungen nicht schließen, ohne den Wunsch hinzuzufügen, daß das Institut der Lebensversicherung in seinen segensreichen Folgen für Volks- und Familienwohl immer besser gewürdigt und immer fleißiger benutzt werden möge.

So die liberalen Blätter deren Ausführungen wir ohne die mindeste Veränderung gegeben haben. Wir hatten auch gar keine Ursache dazu, indem dieselben eine so zutreffende Beleuchtung und Verurtheilung des Lebensversicherungswesens und des Verhältnisses der liberalen Presse zu derselben enthalten, wie wir dieselbe nicht kräftiger ausgesprochen haben würden. Es genügt fast, die einzelnen Stellen des vorstehenden Auszugsberichtes nebeneinander zu setzen um den ganzen Schwindel handgreiflich vorzuführen und zu verurtheilen.

Es heißt da: „Von Jahr zu Jahr vermindert sich die Zahl derjenigen, welche die hochwichtige Bedeutung der Lebens-Versicherung für den Volkswohlstand verkennen konnten.“ Und zugleich wird bitter geklagt, daß gleichzeitig das „Lebens-Versicherungsgeschäft in den letzten Jahren eine allzu sehr materielle Richtung genommen in der Art, daß sein noth-

wendiger und natürlicher idealer Gehalt darin mehr und mehr verloren gehe." Das ist es aber ja eben wogegen wir ankämpfen; es ist das rein materielle mathematisch-volkswirthschaftliche Princip auf dem die ganze Einrichtung beruht und welches sich an die Stelle des christlichen Princips der individuellen, aus moralischen Einheiten und Werthen bestehenden Genossenschaften setzen und die Gesellschaft als todte, mechanische Masse behandeln und regieren wollte. Es ist die Vermessenheit den Menschen als materielle, gewissen Gesetzen des Seyns und Nichtseyns unterworfene willen- und geistlose Masse, als leblose Ziffer in einem Glücksspiel zu behandeln und auszubeuten. Diese materialistische, die höhern geistigen und sittlichen Eigenschaften des Menschen gänzlich verkennende Grundlage der Einrichtung ist es, welche alle in dem Berichte beklagten nachtheiligen Erscheinungen hervorbringt.

Welcher Art „alle (dem Lebensversicherungswesen) dienenden, in die lebendigste Thätigkeit tretenden Geschäftsfaktoren welchen der Segen nicht fehlt", sind, geht daraus hervor daß man immer mehr „Personen nicht ihretwillen, sondern der Agenten (d. h. auch der Gesellschaften) willen" versichert, „welche von dem ersten Jahresbeitrage (bekanntlich 38⅘ Thaler im Durchschnitt für alle Jahre, im ersten Jahre bedeutend mehr) den größern Theil als Provisionen beziehen." Eine Bande von „Helfern und Helfershelfern versichert kranke Personen mit hohen Summen, an deren baldigem Bezuge eben dieselben Leute das größte Interesse haben und den sie deßhalb mit allen Mitteln herbeizuführen suchen." Heißt das nicht ganz unverblümt zugestehen, daß das Leben der armen versicherten Personen Gegenstand der schmählichsten Spekulation geworden ist, der manches Opfer der Art fallen mag, wie ein Prozeß in Paris und ein anderer in Leipzig der Welt offen dargelegt hat? Selbst der Bericht kann dieß nicht verschweigen, sondern „belegt es mit lehrreichen Beispielen aus der jüngsten Praxis", daß „die Lebensversicherung in

vermehrtem Maße zum Gegenstand unzulässiger und verderblicher Spekulation" geworden ist.

Daß „die frühere Zeit den Mißbrauch der Lebensversicherung in solchem Umfange nicht gekannt hat", ist gar leicht begreiflich; waren doch früher noch nicht „alle derselben dienenden Geschäftsfaktoren" in „lebendigste segensreiche Thätigkeit getreten." Früher kannte man die „hochwichtige Bedeutung der Lebensversicherung für den Volkswohlstand" auch nicht so allseitig wie heute und schenkte derselben nicht die Aufmerksamkeit, welche man ihr heute widmet. Man versicherte sich viel weniger, man kannte den rein materiellen Spekulationscharakter der Einrichtung nicht, welche noch ganz in das Gewand ihrer menschenfreundlich = volkswirthschaftlerischen Unschuld gehüllt daherschritt, und dachte deßhalb auch selbst viel weniger an das Spekuliren auf dieselbe. Dann verhinderte auch die alte, noch nicht von dem neuen System durchsetzte altgermanische Ehrlichkeit sich auf solche unsittliche Spekulationen einzulassen. Das volkswirthschaftlerisch-sittliche Beispiel der sich bereichernden Lebensversicherungs-Gesellschaften hat seitdem aber vorgeleuchtet und das Ergebniß davon ist, daß auch der kleine Mann spekulirt ohne Rücksicht auf das Gewissen und, was noch schlimmer ist in den Augen der Volkswirthschaftler, ohne jegliche Rücksicht und Würdigung des idealen Gehalts. Das materialistisch-selbstsüchtige Princip, welches in diesen Anstalten einen so beredten Ausdruck gefunden, konnte keine andern Ergebnisse hervorbringen und wird noch viel Schlimmeres erzeugen, wenn es noch allgemeiner wird.

Die Sucht mancher Anstalten „in kleinster Frist groß zu werden", ist eben auch nur eine ganz natürliche Folge des Gesammtcharakters und des eigennützigen Selbstzweckes der Lebensversicherungs = Gesellschaften. Man will, dieß ist Hauptzweck, in kürzester Frist über große Einnahmen und Kassenbestände, über große Capitalien verfügen können und scheut deßhalb kein Mittel dieses zu erreichen. Man macht

sich deßhalb nichts daraus die Jahreseinnahmen, deren vorgeblicher Zweck der Rückfluß an die Versicherten ist, bis zu einem Drittel zu Verwaltungszwecken auszugeben, wodurch ebensowohl die Taschen der Leiter der Anstalten als diejenigen der Agenten gefüllt werden. Bezeichnend dabei ist, daß es gerade die „Germania“ war, für welche Schulze aus Delitzsch nebst Genossen im Berliner Arbeiterverein im Großen arbeitete — derselbe Schulze, für den die deutschen Arbeiter 50,000 Thaler aus Dankbarkeit für seine Verdienste um sie sammelten!

Die Zahl der bei Lebzeiten Ausgetretenen ist nicht angegeben. Wir erfahren bloß daß bei 10,774,068 Jahres-Einnahme nur 4,222,489 Thaler für Sterbefälle bezahlt worden sind. Es sind also 6,331,479 Thaler — wovon etwa anderthalb Millionen an Zinsen-Einnahmen abgehen mögen — zu Verwaltungszwecken und zur Vermehrung des Geschäftsfonds verwendet worden. Wir können übrigens die Ziffern dieser Verwendungen mit annähernder Bestimmtheit ermitteln. Der Geschäftsfond ist auf 38,811,968 Thaler gestiegen. Derselbe betrug 1862 27,927,647 Thaler und 31,336,290 Ende 1863. Von da bis Ende 1865 hat derselbe sich also um 7,475,678 Thaler vermehrt, was 3,737,839 Vermehrung für jedes Jahr ausmacht. (Von 1864 fehlt uns der Abschlußbericht.) Im Jahre 1863 war die Vermehrung dagegen nur 3,408,643 Thaler. Man erkennt darin die steigende Ausdehnung der Lebensversicherungsanstalten und ihre steigende Geldmacht.

Rechnen wir nun die schon erwähnten anderthalb Millionen Zinsen von den obgemeldeten 6,331,479 Thaler ab, so bleiben etwa vier und drei Viertel Millionen welche den kleinen Geldbesitzern zu Gunsten des Großcapitals in einem einzigen Jahre entzogen worden sind. Da etwa 3¾ Millionen (3,737,839) davon dem Geschäftsfond zugeführt worden sind, so bleibt etwa eine Million welche, unbeschadet der anderthalb Millionen Zinseneinnahmen, direkt aus den

Taschen der Versicherten in diejenige der Leiter und Agenten der Gesellschaften übergeführt worden ist. Doch wollen wir auf diese Summe gänzlich verzichten, indem wir zugeben wollen, dieselbe sei, wie dieß bei einigen Anstalten geschieht, als Dividende an die Versicherten gezahlt worden.

Von rund 10¼ Millionen Einnahmen bleiben, nach Abrechnung dieser Million und etwa 1½ bis 1¼ Millionen Zinsen, noch 8 Millionen, welche von den Versicherten gezahlt sind. Von diesen 8 Millionen sind nun, um bei runden Zahlen zu bleiben, 4¼ Millionen den Versicherten durch Sterbefallzahlungen wiederum zugeflossen, und 3¾ Millionen vermehren als Geschäftsfond die Macht des Großcapitals. Dieß ist das reine, nackte Ergebniß der Lebensversicherung Deutschlands im Jahre des Fortschritts 1865, an dem alles Mäkeln nichts hilft.

Die Anwälte der Lebensversicherungs-Gesellschaften behaupten nun zwar, daß diese Anstalten auch dem kleinen Mann wesentliche Dienste leisten indem sie demselben Vorschüsse auf seine Policen geben. Daß dieß ein Verdienst der Anstalten ist, läßt sich nicht läugnen. Nur fragt sich, wie sich derselbe neben den Verdiensten ausnimmt, welche die Lebensversicherungsanstalten dem Großcapital leisten. Ohne nähere Ausweise läßt sich übrigens der Umfang dieser Darlehen mit ziemlicher Sicherheit feststellen. Eingestandenermaßen werden solche Darlehen an die Versicherten nur auf kurze Zeit, gewöhnlich nur auf Monate gegeben. Was die Höhe derselben betrifft, so ist wiederum zugegeben, daß sie den Betrag der eingezahlten Prämien nie erreichen können, sondern nur Ein, höchstens zwei Drittel derselben betragen. Meistens, um nicht zu sagen immer, werden diese Darlehen aus den laufenden Kassenbeständen gegeben, da ja die Prämienreserve stets in größern Posten fest angelegt ist. Da nur diejenigen Versicherten welche schon mehrere Jahresprämien gezahlt haben, eine nur etwas namhafte Summe vorgeschossen erhalten können und die Vorschüsse bei den meisten Anstalten

nur in den äußersten Fällen gegeben werden, so gehen wir sicher nicht fehl, wenn wir annehmen daß, außer den laufenden Kassenbeständen, etwa 3⅓ Millionen Thaler des Geschäftsfonds auf diese Weise fortwährend in Umlauf sind und den Versicherten nützen.

Nun beträgt aber der Geschäftsfond, wie wir oben gesehen, rund 38⅓ Mill. Thaler; bleiben also 35 Millionen zur Anlage als Großcapital. Der Geschäftsbericht der Gothaer Lebensversicherungsbank erklärt ausdrücklich, daß die Capitalien der Bank größtentheils hypothekarisch auf unbewegliches Eigenthum ausgeliehen sind. Fast überall sind es nur Hypotheken von mindestens 10,000, öfter aber von viel höhern Summen, ja bis über 100,000 Thaler hinaus. Keiner wird nun aber abstreiten wollen, daß diese ausgeliehenen Capitalien dem Großcapitale zu gute kommen. Wer 10 bis 100,000 Thaler hypothekarisch sicherstellen kann, ist kein Kleinbesitzer. Wir fragen nun, wie viel solcher Capitalien können aus diesen 35 Millionen gebildet werden, wie viel Hunderte und Tausende ohnehin schon reicher Leute können, vermittelst dieser ihnen von den Lebensversicherungsanstalten zu vortheilhaften Bedingungen gegebenen Capitalien, nicht ihr Vermögen verdoppeln, verdrei- ja verzehnfachen, wie das oben angeführte Beispiel zeigt. Wer beobachten will, kann es täglich erfahren wie viele reiche Leute fortwährend auf diese Art noch reicher werden. Deßhalb wiederholen wir bestimmter als je: das Lebensversicherungswesen bereichert das Großcapital fortwährend auf Kosten und zum Nachtheil des Kleincapitals oder kleinen Mannes. Daß letzterer etwas, ja den größten Theil des eingezahlten Geldes zurückerhält, ändert nichts an der Sache. Es ist immer sein Geld, sein Beitrag wodurch die gedachten größern Capitale gebildet werden, welche fortwährend das Uebergewicht, die Macht des Großcapitals vermehren helfen.

Bis jetzt sind diese Wirkungen in Deutschland noch nicht besonders hervorgetreten. Es gibt zusammen noch nicht 300,000

Personen welche an der Lebensversicherung theilnehmen, und trotzdem sind schon 35 Mill. Thaler zu Gunsten des Großcapitals zusammengebracht worden. Wie viel Millionen werden aber zusammengebracht werden können, wenn einmal drei oder viermal so viel Personen versichert seyn werden? Dann wird man aber auch die Folgen davon gar empfindlich gewahr werden. Hoffentlich wird uns der Himmel davor bewahren, denn wir hätten dann das geldstrotzende England um nichts mehr zu beneiden. Bekanntlich hat in England das Lebens- und Mobiliar- wie überhaupt das ganze Versicherungswesen eine größere Ausdehnung erlangt als in jedem andern Lande. Deßhalb besitzt auch Großbritannien die meisten und reichsten Capitalisten ebensogut wie das ausschließliche Vorrecht des Massenelends, hungernder Arbeiterschaaren und aus Mangel an Nahrung sterbender armer Schlucker.

Der Einwand daß die Beiträge an die Lebensversicherung ohne dieselbe meistens mitverzehrt würden, und so den kleinen Leuten im Grunde nichts entzogen würde, ist nicht zuläßig. Der durchschnittliche Jahresbeitrag beträgt, wie wir gesehen, 38⅔ Thaler auf den Kopf jedes Versicherten. Eine solche Summe wird von kleinen Leuten denn doch schon nicht so leicht mitverzehrt. Doch lassen wir sie dieselbe verzehren, nachdem wir noch einige Thaler abgerechnet haben, welche die Versicherungs-Anstalt als Versicherungsdividende zurückzahlt. Jedermann wird aber doch zugestehen, daß, im Falle solchen Mitverzehrens, diese 30 oder 35 Thaler in den Verkehr gesetzt werden und dann meistens den kleinen Gewerbtreibenden zu gute kommen. Die kleinen Leute kaufen und bestellen doch meistens bei kleinen Handel- und Gewerbtreibenden. Was sie verzehren kömmt also dem kleinen Capital, was sie an die Lebensversicherungsanstalt zahlen dem großen Capitale zu gute; das ist der Unterschied auf den Alles ankommt.

Es kann uns deßhalb nicht einfallen das Verzehren dem Sparen vorzuziehen. Wir verlangen aber vor Allem, daß das Ersparte auch der sparenden Classe erhalten, von der-

selben zur Förderung ihres Geschäftsbetriebes verwendet werde. Freilich gehört dazu auch, daß dem Handwerker die Möglichkeit geboten werde sein Capital nutzbringend in seinem eigenen Geschäfte anzulegen, was unter der gegenwärtigen volkswirthschaftlerischen Gesetzgebung immer unmöglicher wird.

Was wir hier über das jetzige Lebensversicherungswesen gesagt, läßt sich in seinen Hauptpunkten ebenso gut auf die Feuer- und Hagelversicherung anwenden, soweit dieselbe von gewerblichen Gesellschaften betrieben wird. Nur daß bei letzteren beiden, anstatt des kleinen Mannes, der Grund- und Hausbesitzer gegenüber dem beweglichen Capital in den Vordergrund tritt. Alles übrige bleibt sich gleich. Die großen Geldmittel der Versicherungs-Aktien-Gesellschaften, seien es nun die laufenden Kassenbestände oder die Capitalien, dienen dem Großcapital, vornehmlich dem Spekulationscapital. Sie vertreten einen bedeutenden Theil der Geldmacht. In Preußen allein hatten die Feuerversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1864 für 5,533,900 Thaler Einnahmen an Prämien, wozu noch gegen zwei Millionen an Zinsen von Capitalien kommen, welche aus Prämien angesammelt sind.

Man hat es uns als ein großes Verbrechen angerechnet, daß wir in unsern frühern Aufsätzen hinsichtlich der Zahlenangaben theilweise Unrichtigkeiten und Ueberschätzungen uns zu Schulden haben kommen lassen. Mangel an hinreichenden zuverlässigen Ausweisen waren daran schuld, wenn wir, von den Berichten einiger der bedeutendsten und bekanntesten Gesellschaften ausgehend, zu etwas weit ausgreifenden Schlüssen gekommen sind. Jedermann wird aber einsehen, daß dadurch keineswegs die von uns verfochtenen Grundsätze, welche wir im Vorstehenden etwas näher dargelegt haben, in irgend einer Weise beeinträchtigt werden. Indem wir das heutige Versicherungswesen angegriffen, haben wir einen Principienkampf gegen das herrschende Adam Smith'sche System begonnen den wir, so Gott will, auch durchkämpfen werden. Sonstige Nebenabsichten, welche uns in eigens dazu geschriebenen Bro-

schüren unterschoben wurden, lagen uns fern und liegen uns auch jetzt noch ferner als je.

Ueber das Hagelversicherungswesen liegen uns neuere, zuverlässige Angaben nicht vor. Ueber das Feuerversicherungswesen hat die „Zeitschrift des k. preußischen statistischen Bureau" in ihrem letzten Heft für 1866 eine eingehende Statistik gebracht, welche sich aber nur auf Preußen bezieht. Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich nun freilich die Thatsache daß, im Ganzen und Großen, der Unterschied in der Prämienzahlung zwischen den auf Gegenseitigkeit beruhenden und den gewerblichen (Aktien-) Gesellschaften kein sehr erheblicher ist. Im Jahre 1864 betrug der durchschnittliche Prämiensatz bei erstern 1,95, bei letztern 2,11 auf jedes Tausend der Versicherungssumme. Doch hören wir wie die Zeitschrift selbst dieses für die Aktien-Gesellschaften günstige Verhältniß erklärt. Sie sagt:

„Die wachsende Concurrenz der gewerblichen Versicherungs-Gesellschaften hat den Gegenseitigkeitsanstalten wenig Eintrag zu thun vermocht, und die verhältnißmäßig beträchtlichen Mobiliar-Versicherungen der öffentlichen (Gegenseitigkeits-) Societäten sogleich in den ersten Jahren nach Aufnahme dieser Versicherungsart bezeugen die Geneigtheit wenigstens eines Theiles der Bevölkerung, die Sicherung seines Eigenthums den Gegenseitigkeitsanstalten trotz ihrer nicht abzuläugnenden großen Mängel anzuvertrauen. Daß die ausgeschriebenen Beiträge der Versicherten ungeachtet der geringfügigen Verwaltungskosten im Durchschnitt nur unwesentlich niedriger sind als die Prämien der Aktien-Gesellschaften welche ihren Aktionären daraus größtentheils sehr hohe Dividenden (bis über 30 Proc.) zahlen können, dürfte hauptsächlich in der starken Vertretung der schlechteren Risken bei den Versicherungssummen der Gegenseitigkeitsanstalten begründet seyn. Wo eine Verpflichtung zur Annahme solcher schlechten Risken nicht besteht, da stellen sich die Beiträge entschieden niedriger als bei den gewerblichen Anstalten, so u. a. bei der

Mehrzahl der unter der von uns unter der sechsten Gruppe angegebenen Verbände."

Die Verbände, von denen hier die Rede ist, deren ausgeschriebene Beiträge die geringsten sind, sind solche welche, gleich den gewerblichen Anstalten, nicht unbedingt an einen einzelnen Landstrich oder eine Stadt gebunden und dabei nicht verpflichtet sind, alle innerhalb eines gegebenen Landstriches vorkommenden Versicherungen anzunehmen. Kurz, es sind Gegenseitigkeitsverbände welche dieselbe Bewegungsfreiheit wie die Aktiengesellschaften haben. Der durchschnittliche Satz beträgt bei denselben 1,04 vom Tausend, also gerade die Hälfte von dem (2,11 vom Tausend) was die Aktiengesellschaften durchschnittlich beanspruchen. Es folgt also hieraus daß, unter gleichen Verhältnissen, die Gegenseitigkeitsanstalten um die Hälfte billiger dasselbe leisten als die Aktiengesellschaften.

Dieß genügt zur Rechtfertigung unserer Angriffe auf die letztern oder vielmehr auf das System, dessen Ausläufer sie sind. Nehmen wir nun an daß die in Preußen arbeitenden gewerblichen Feuerversicherungs-Gesellschaften in Gegenseitigkeitsanstalten umgewandelt würden, so hätten die Versicherten, bei ganz gleicher Hülfe im Falle des Brandschadens, anstatt der obgemeldeten, von der „Zeitschrift" nachgewiesenen jährlichen 5,533,900 nur die Hälfte, also 2,766,950 Thaler zu bezahlen. Dieß scheint uns doch der Mühe werth zu seyn.

Weiter ergibt sich aus den angeführten Worten der statistischen Zeitschrift, daß die übrigen Gegenseitigkeitsanstalten, welche höhere, denjenigen der gewerblichen Anstalten fast gleichkommende Beiträge erheben, dafür den ihnen gestellten Zweck um so viel besser erfüllen, indem sie die schlechteren Risken viel mehr in ihren Bereich ziehen als die gewerblichen Gesellschaften. Es ist doch klar, daß gerade durch die Versicherung der der Gefahr am meisten ausgesetzten Gegenstände die wirthschaftliche Aufgabe der Versicherungsanstalt am besten erfüllt wird, ja es liegt hierin eben der

Schwerpunkt der ganzen Einrichtung. Die Zeitschrift spricht sich hier also direkt gegen die Aktiengesellschaften aus welche, um des eigenen Gewinnes willen, es möglichst vermeiden die der Gefahr am meisten ausgesetzten Gegenstände zu versichern, mit andern Worten ihre Aufgabe gerade da am wenigsten erfüllen, wo sie am ehesten zu suchen ist. Nebeneinander auf demselben Boden arbeitend, sind es die Aktiengesellschaften welche das Fett von der Suppe abschöpfen, und es dann den Gegenseitigkeitsanstalten überlassen die Brühe zu schlucken.

Wir glauben hiemit das Nöthige für die Vertheidigung unserer in den frühern Artikeln aufgestellten Sätze gethan zu haben. Man sieht, daß wir nicht sowohl das Versicherungswesen als vielmehr das System bekämpfen das sie vertreten. Deßhalb ist auch ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten und Zahlen ganz überflüssig. Wir haben es mit dem sittlichen und wirthschaftlichen Charakter der Einrichtung zu thun und da kann es nicht auf das mehr oder weniger dieser oder jener Gesellschaft und Anstalt ankommen. Feindseligkeiten gegen dieses oder jenes Institut liegen uns fern. Wir gestehen offen, daß hunderte und tausende sonst einsichtige und ehrenhafte Männer dem Versicherungswesen das Wort reden oder selbst daran thätig mitarbeiten. Dieselben handeln jedenfalls in gutem Glauben, indem ihr Gesichtskreis sich nicht über die Adam Smith'sche Lehre erhebt. Wie aber diese letztere schon längst nicht nur durch die Praxis verdammt sondern auch wissenschaftlich überwunden und vernichtet ist, haben verschiedene Arbeiten in diesen Blättern dargelegt. Wer nur die wirthschaftlichen Erscheinungen der letzten Jahre einigermaßen verfolgt, wird die Thatsache zugestehen müssen.

Eben wollten wir unsere Arbeit absenden, als uns eine Nummer der Kölner Blätter zukam, worin wir folgenden Bericht finden, dessen aufmerksame Durchlesung genügen wird, Alles dasjenige zu bestätigen was wir über die Geldwirthschaft der Versicherungsanstalten gesagt. Er lautet:

„Köln, 4. Mai. Nach dem Rechnungsabschluß pro 1866

der Kölner Lebensversicherungs-Gesellschaft „„Concordia““, welche heute ihre Generalversammlung abgehalten hat, stellt sich der Kassa- und Wechselbestand auf 151,630 Thaler, Darlehen auf Hypotheken und Unterpfänder repräsentiren fast 5½ Mill. Thaler, der Effektenbestand wird zu circa 2⅔ Millionen geschätzt, das Guthaben bei Banquiers und Agenten beträgt 734,337 Thaler, Guthaben an Prämien-Raten der laufenden Versicherungen 123,745 Thaler, die Aktiva zusammen beziffern sich auf 8,975,595 Thaler. Von den Passiva sind zu notiren: Guthaben der Sparkasse 327,511 Thaler, Guthaben der Kinderversorgungs-Kassen circa 2⁹⁄₁₀ Mill., diverse Creditoren 158,392 Thaler, Prämien-Reserven der laufenden Versicherungen über 2½ Mill., unerledigte Sterbefälle 76,133 Thaler, Conto der statutenmäßigen Capitalreserve 573,039 Thaler, Saldo-Gewinn nach dem Abzuge für eventuelle Verluste und Bedürfnisse 248,604 Thaler. Die Dividende beträgt 22 Thaler per Aktie oder 11 Proc. der Einlage. Die Versicherungen auf den Todesfall umfassen 12,037 Personen mit über 21⁷⁄₁₀ Mill. Thaler Capital- und 23,855 Thaler Rentenbeträgen, die Versicherungen auf den Lebensfall 493 Personen mit 76,396 Thaler Capital- und 58,647 Thaler Rentenbeträgen. In die Kinderversorgungskassen wurden 1866 nur 390 gegen 821 Kinder im Vorjahre eingeschrieben; die Reiseversicherungen umfassen 3369 Personen mit fast 3½ Mill. Thlr. und der Bestand der Sparkasse 327,511 Thlr.“

Wir machen noch darauf aufmerksam daß, während das „Bremer Handelsblatt“ den Geschäftsfond dieser Anstalt zu 3,296,969 Thaler angibt, dieselbe vermittelst einer eigenthümlichen Verkettung von Umständen in der That über 8,975,595 Thaler Aktiven verfügt, über deren Verwendung die einzelnen Posten des Berichtes Aufschluß geben. Wir fragen bloß: sind 9 Millionen in einer Hand keine Geldmacht mit der sich unter den heutigen Umständen gar Manches machen läßt. Was sind ein paar Hunderttausend Thaler welche man jährlich für Sterbefälle zahlt, wenn mit so vielen Millionen gearbeitet wird?

LV.

Emilie Linder.

II.

Wir sind damit an dem wichtigsten Abschnitt ihres Lebens angelangt. Fräulein Linder hat oftmals mit dankbarem Herzen auf die providentielle Führung in ihrem Leben hingewiesen, und in der stufenmäßigen Stätigkeit des bisherigen Verlaufs ist dieselbe nicht zu verkennen gewesen. Von Hause aus mit religiösem Geiste erfüllt und von einem unverfälschten, unaufhaltsamen Drange nach ganzer Wahrheit beseelt, hatte sie das Glück in Kreise geführt zu werden, wo ihr wachsendes Glaubensgefühl Nahrung und Förderung erhielt. Aeußere Erlebnisse verstärkten den inneren magnetischen Zug. Seit dem Tage, der sie mit Assisi verband, hatte die Hinneigung zum Katholicismus unbemerkt Boden gewonnen, und ein unsichtbares Band zog sie nach der sichtbaren Kirche. Die Kunstthätigkeit mehrte die Sympathien für die Kirche, in welcher die Kunst ihre rechte Stellung und eigentliche Weihe empfing. Der langjährige geistige Verkehr mit befreundeten katholischen Männern und Familien konnte endlich nicht verfehlen ihr manches Vorurtheil aus dem Weg zu rücken. So hatte Vieles in unbeabsichtigter, aber wirksamer Gemein=

samkeit mit beitragen helfen, ihren Wahrheit suchenden Geist dem Katholicismus nahe zu führen. Dagegen würde man gänzlich irre gehen wenn man, wie mitunter vermuthet worden ist, annähme, daß auf ihren endgiltigen Entschluß zum Uebertritt der persönliche Einfluß irgend eines Freundes entscheidend eingewirkt hätte. Keiner vermochte das, auch Brentano nicht, so wichtig seine Freundschaft für ihr inneres Leben auch geworden ist.

Clemens Brentano war im Oktober 1833 nach München gekommen und hatte seinen Haushalt in seiner bekannten originellen Manier bei Professor Schlotthauer eingerichtet, „in einer der frömmsten und heitersten Archen Noäh", wie er in seinen Briefen so köstlich es beschreibt. Sein Umgang führte ihn theilweise in dieselben gesellschaftlichen Kreise, in denen sich auch Emilie Linder bewegte, und er lernte daher die Dame schon bald nach seiner Ankunft kennen. Ihr frommer Ernst, ihr verständiges kunstsinniges Wesen, ihre schöne weise Wohlthätigkeit fesselten sein Interesse, und er glaubte, wie in seiner Biographie gesagt ist, „in ihr einen fruchtbaren Boden für den katholischen Glauben zu finden." Man weiß, wie ernst und feurig Brentano, und zwar mit zunehmenden Jahren in steigendem Verhältniß, bemüht war, Personen die ihm theuer waren, mit dem Glauben seiner Kirche vertraut und des gleichen Heilsglückes theilhaftig zu wissen. Sein lebendiger Mittheilungstrieb, der immer ohne Hehl und Verstellung war, bezeigte sich gerade da am regsamsten und rückhaltlosesten. Wer den geistvollen Brief Brentano's „an eine Freundin" aus eben diesen Münchner Jahren liest*), kann sich ziemlich genau den Ton und die Art vorstellen, wie er den Eifer und die Innigkeit seiner religiösen Ueberzeugung gegen eine fromme Protestantin geltend machte.

Gewiß ist, daß Fräulein Linder durch Brentano einen

*) Gesammelte Briefe II. 310 – 319.

tiefern Einblick in das innere Leben der Kirche, in die geheimen Gnadenkräfte welche sie durchströmen, gewann. Er konnte, wie ihre eigenen Worte lauten, „ein geistiges Verständniß in Dinge bringen, die einem vielleicht immer verschlossen geblieben wären." Das Leben und die Gesichte der Katharina Emmerich, die er ihr an ihren wöchentlichen Leseabenden vorlas, machten tiefen Eindruck in ihrem Gemüth. Sie sah dann, wie zur Bestätigung des Gehörten, mit eigenen Augen zu Kaldern eine ähnliche Erscheinung in Maria von Mörl, diesem erschütternden lebendigen Wunder, und athmete jene Atmosphäre von Wahrheit, die nach dem Ausdruck von Görres um Maria von Mörl her liegt. Das Bildniß derselben hatte sie durch ihre Freundin Ellenrieder ausführen lassen und sie gab ihren Besuchern (wie man bei Emma Niendorf sieht) gerne eine Schilderung von der Stigmatisirten, ganz so wie sie auch Brentano in seinen Briefen gemacht (II. 326 ff.). In solcher und ähnlicher Weise hat ihr der Umgang mit Brentano viel genützt, und zu mancher Erkenntniß hat er ihr eine Brücke gebaut, ein „pontifex minimus", wie er wohl in anderer Beziehung scherzweise sich selber nannte. Auch sein christlicher Tod endlich hat ihr einen unverlöschlichen tiefgehenden Eindruck hinterlassen.

Eine andere Einwirkung aber als die der milden geduldigen Belehrung war bei ihr von vornherein ausgeschlossen. Auch der heiligste Feuereifer, der sie etwa hätte drängen wollen, mußte bei Naturen wie Emilie Linder nur zum Widerspruch treiben und die ruhige Entwicklung aufhalten. Bei aller Sanftmuth besaß das Fräulein eine große Selbstständigkeit und den Unabhängigkeitssinn einer Schweizerin. Sie suchte den Weg der Wahrheit mit so innigem Verlangen, daß sie Unterweisung gerne annahm, aber auch mit einer so strengen, besonnenen Gewissenhaftigkeit, daß sie in ihrem ruhigen Forschen durch nichts zu beirren war und jeder Art von Zureden unzugänglich blieb — nach beiden Seiten. Denn auch auf ihrem alten Standpunkt mangelte es nicht an

Freundesrath und Urtheil von Gewicht, hätten hier überhaupt Menschenworte den Ausschlag geben können. Sogar an Spott fehlte es nicht. Namentlich sorgte dafür Platen, der sich nicht wenig bemühte ihr die katholischen Sympathien auszutreiben.

Dem Dichter der Abassiden war ihre Richtung seit den Sorrenter Tagen schon längst zu „romantisch" geworden, und er hoffte ihren religiösen Eifer durch kalte Ironie zu kühlen. So schrieb er einmal ironisch aus Florenz (24. Febr. 1835): „Darf man auch so kühn seyn, sich zu erkundigen, welche Fortschritte Sie in der Bekehrung zur alleinseligmachenden Kirche machen, oder ist dieß ein Geheimniß? In jedem Falle hoffe ich, Sie werden, wenn ein Religionswechsel eintreten sollte, den Rath eines Freundes befolgen und sich lieber der griechischen Kirche zuwenden. Denn schätzen Sie den Katholicismus wegen seines Alterthums, so ist die griechische Kirche offenbar älter; und ist es das Ceremoniel, was Sie besonders anzieht, so ist auch hierin der griechische Gottesdienst ästhetischer und feierlicher." Graf Platen fühlte wohl, daß er in der religiösen Controverse der kenntnißreichen Freundin nicht gewachsen sei, deßhalb hatte er es bei seinen brieflichen Einreden vorzugsweise auf die Künstlerin in ihr abgesehen. Zwar gab er die Unfruchtbarkeit des Protestantismus für die Kunst gelassen zu; um so bessern Erfolg versprach er sich von dem Versuch, auch das Verdienst der Kirche um die Kunst durch sophistische Künste zu verkleinern. Er kam in mehreren Briefen auf diesen Punkt zu sprechen, und gerieth dabei auf den freilich weder sehr sinnreichen noch neuen Einfall, die katholische Kirche überhaupt als einen überwundenen Standpunkt hinzustellen. Gewiß, belehrte er die Künstlerin, sei der Katholicismus als etwas Vergangenes höchlich zu schätzen, nur nicht als etwas Bestehendes, da seine Zeit längst vorüber sei, auch für die schönen Künste. Es könne vielleicht später noch eine neue Kunstperiode eintreten; doch würde diese gewiß rein ästhetischer Natur seyn; denn eine Vermischung

der Kunst mit der Religion scheine nicht mehr möglich u. s. w.! — Der Gedanke, daß die Freundin den ihm so fatalen Schritt doch noch ausführen könnte, machte dem Dichter augenscheinlich viel zu schaffen; denn noch in seinem letzten Briefe, zwei Monate vor seinem Tode, lenkt er mit einer andern Wendung auf den alten Einwurf wieder zurück. Er kleidet ihn in eine Schilderung Palermo's, indem er aus Neapel 7. September 1835 schreibt: „Ich habe Ihren verehrten Brief erst nach meiner Rückkehr aus Calabrien erhalten . . . Ich weiß nicht, in wie fern Ihnen meine Mutter schreiben konnte, daß mir Palermo nicht gefallen; soviel ich mich erinnere, habe ich bloß geäußert, daß die Lage von Palermo mit der von Neapel keinen Vergleich aushalte. Denn es fehlen allerdings die Inseln, der Vesuv, die sorentinischen Küsten, wiewohl der gebürgige Hintergrund von Palermo sehr schön ist. Ihnen würde in Palermo vorzüglich die Kapelle Rogers gefallen, eine ganz erhaltene Kirche aus dem 12. Jahrhundert, in der Art der altvenetianischen und romanischen Kirchen, jedoch die schönste von allen, wiewohl von geringem Umfange. Einen Gottesdienst darin zu sehen, ist höchst interessant, weil man gewahr wird, daß der katholische Cultus bloß auf diese byzantinische Architektur berechnet war, und bloß in solcher Umgebung eine wahre Wirkung hervorbringt. So zeigt sich der Katholicismus denn auch in Bezug auf die Baukunst als etwas längst Vergangenes . . ."

Genug davon. Derartige Flachheiten waren nicht dazu angethan, in einem tiefer angelegten Gemüthe zu verfangen und eine so ernst begonnene Sache in ihrer natürlichen Entwicklung aufzuhalten. Emilie Linder wußte wohl, daß die Kirche schon viele „überwundene Standpunkte" und manchen mißgünstigen Propheten überlebt hat, der seine Wünsche mit der Wirklichkeit verwechselte und Redensarten für Axiome nahm. Wie würdig und wohlthuend mußte gegen diese Plattheiten aus Neapel der Zuruf eines alten Freundes und Kunstgenossen aus Rom klingen, welcher der frommen Künst-

lerin schon im Frühling 1833 schrieb: „Seien Sie versichert, daß ich Ihrer oft und mit Inbrunst vor dem Herrn gedenke, thun Sie das Gleiche! Möge uns eine heilige Unruhe und Ungeduld erfüllen, das Himmelreich an uns zu reißen!"

Diese heilige Unruhe erfüllte sie seit einiger Zeit in der That und gab sich bei manchen Anlässen in rührenden Aeußerungen ahnungsvoller Sehnsucht kund. Beim Anblick des Kölner Doms im J. 1835 ruft sie ergriffen aus: „O wahrlich eine Zeit, deren innere Begeisterung (und keine vorübergehende!) solche Denkmale hervorbringen kann, verdient weder das Epithet der rohen noch finstern, es liegt mehr darin, als wir mit unserer (Gas) Erleuchtung hervorbringen können." Und im Innern des herrlichen Doms: „Weiß nicht, warum ich mich der Thränen nicht erwehren konnte; aber es ist eine gewaltige Wehmuth und eine Sehnsucht, die einen da ergreift." Als sie im selben Jahr mit Schubert das Ulmer Münster sah, machte sie in ihrem Reisetagebuch das merkwürdige Geständniß: „Es that mir fast wehe, daß der alte Dom nicht mehr zu katholischer Feier benützt wurde, und der Chor und das Sakramenthäuschen so verödet waren." Viele katholischen Anschauungen waren ihr längst zu eigen geworden. Schon früh glaubte sie an einen wirksamen Zusammenhang mit der andern Welt und eine Seelenläuterung in ihr, und ungemein viel hielt sie auf die kirchlichen Segnungen, weßhalb sie auch als Protestantin auf ihren Reisen ein Gläschen Weihwasser mit sich zu führen pflegte. Manche Vorstellungen waren zwar noch höchst unbestimmt, aber mächtig und unbezwinglich blieb die Sehnsucht nach friedebringender Wahrheit, die sie auf allen Wegen begleitete und ihr oft tiefbewegte Herzenslaute entlockte. Ihre Aufzeichnungen während einer Wanderfahrt nach Holland, welche sie im J. 1835 in Gesellschaft Schuberts machte, schloß sie mit den nachstehenden Worten: „Diese einsamen (letzten) Reisetage ließen mir Zeit zu mancherlei Betrachtungen. Heute war es ein Heer von Gedanken und Empfindungen, deren Fülle mich

ordentlich drängte. Ich fragte mich, wozu sind sie alle? wozu dieses volle Drängen unseres Innern? sind wir dadurch gefördert? macht es uns selig? Oft wohl wurde mir dieser innere Reichthum zu einer Art Wonne, oft aber auch ist's Schmerz, denn ich weiß nicht wozu, wohin? Steht dieß alles im Zusammenhang? ist es ein Bleibendes? Noch einmal, wozu? — Oft habe ich auf dieser Reise gebetet: o Herr, laß mich Deinen Willen erkennen, laß mich die Wege gehen die Dir gefällig sind, führe mich zu Dir, wie irgend Du willst; laß mir klar werden, was Du von mir verlangst! Ich habe große Ruhe dabei empfunden und die Sicherheit, daß Er, der mich bis dahin so überschwenglich treu geführt, mir Seinen Willen klar kund geben wird, mich Seine Wege leiten wird."

Als die Bewegung in ihrem Innern zunahm, drängte es sie, auch gegen einige vertrautern einsichtsvollen Freunde in der Ferne sich über die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens auszusprechen. Namentlich entspann sich mit Overbeck eine Correspondenz, die durch eine Reihe von Jahren fortgeführt ihrer religiösen Klärung wesentliche Dienste leistete. Overbeck ging liebevoll auf ihre Zweifel und Bedenken ein, er hatte selber einst den gleichen Weg gemacht und er redete darum über diese Dinge mit ihr „wie ein Bruder." Seine Briefe wurden zu einer fortlaufenden Apologie der katholischen Lehre, der Wahrheit und Schönheit der Kirche, vorgetragen in der milden, klaren, innigen, herzbewegenden Sprache dieses als Mensch und Künstler gleich ehrwürdigen Mannes. Bei Naturen wie Overbeck, wo der Mensch und der Künstler nicht zwei getrennte Wesen sind, sondern beide in einer höheren Kraft, im Christenthum sich vereinigen und durchdringen, haben auch die Worte einen höhern Werth, und ein Briefwechsel mit ihm mußte einen segensvolleren Gehalt gewinnen. Emilie Linder hat dieß in der That erfahren. Wir können uns auf ihr eigenes Zeugniß stützen, wenn wir sagen, daß in der Geschichte ihrer religiösen Entwicklung den Briefen Overbecks ein nicht geringes Verdienst zufällt, indem sie durch

die überzeugungsvolle Kraft seiner Worte, wie seiner vom Glauben ganz durchgeistigten Persönlichkeit überhaupt, in der Erkenntniß wichtiger Wahrheiten bestärkt worden ist. Sie sah auch in diesem seinem Antheil an ihrer Hinführung zur Kirche eine dauernde Verpflichtung gegen den trefflichen Meister, und noch nach Jahren, als sie längst in die Kirche eingetreten war, rief sie ihm in ihren Briefen ein aus glücklichem Herzen strömendes „Vergelts Gott!" zu.

Inzwischen aber mußte sie noch durch manchen harten Kampf hindurch. Es war ein langes Ringen und Prüfen, das ihre Gewissenhaftigkeit ihr auferlegte. Die Furcht vor einem „übereilten Schritte, der sie nachmals in große Seelenunruhe stürzen könnte", ließ sie nur langsam vorwärts schreiten. So schwankte ihr Gemüth noch geraume Zeit, bewegt von ungestilltem Heilsverlangen. Sie stand bereits in der Vorhalle der Kirche und wagte nicht einzutreten. Viele Gebete in nah und fern sind um ihretwillen zum Himmel gestiegen. Brentano hat die heißersehnte Bekehrung nicht erlebt, aber die Hoffnung, die seine letzten Tage erhellte, ging ein Jahr nach seinem Tode in Erfüllung.

Im J. 1842 schrieb sie an einen befreundeten Künstler in Frankfurt: „Ich kann mir wohl das Zeugniß geben, daß ich unbefangen bin und mit aller Redlichkeit suche darin Gottes Willen zu erforschen. Gott hat schon Vieles in meinem Innern weggerückt, schon Vieles umgestaltet; wenn es Sein heiliger Wille ist mich in die Kirche zu führen, so wird Er, ich bin deß gewiß, auch noch all das was meiner Einsicht im Wege steht, wegräumen?" Die Kirche mache es übrigens, meinte sie noch damals, den Protestanten nicht leicht; das Ablegen des tridentinischen Glaubensbekenntnisses sei eine harte Sache. Doch war sie nun bereits so weit mit sich in's Klare gekommen, daß sie jetzt Unterweisung bei einem tüchtigen Priester begehrte. Durch Diepenbrock ward ihr ein theologischer Lehrer zugeführt, zu dem sie Vertrauen gewann. Sie ging mit Ernst an's Werk, und mit der eifer-

vollen Ausdauer, womit sie jede Sache ergriff, lag sie fortan während eines Jahres wöchentlich mehrere Stunden dem Unterricht ob. Das Gebäude der katholischen Glaubenslehre trat nun in seinem innern Zusammenhang und harmonischen Gefüge ihr vor Augen. Ein Bedenken nach dem andern wich, auch jene die sie noch zuletzt beirrt, wie der Ausdruck „Mutter Gottes", die vermeintliche Verstümmelung des Abendmahles durch Entziehung des Laienkelchs ꝛc. Sie lernte, um die Worte ihres geistlichen Führers zu gebrauchen, „das Göttliche, Nothwendige und Unveränderliche von dem Menschlichen, Zufälligen und Wandelbaren in und an der Kirche unterscheiden, und was ihr sonst eine unübersteigliche Schranke schien, wie das Mechanische, oft Rohe in manchen Volks-Andachten, weltlicher Glanz in der Hierarchie ꝛc., beirrte sie nicht mehr."

Im Herbst 1843 hatte Fräulein Linder noch eine Tour nach Tyrol und Oberitalien gemacht, und die Wenigsten konnten ahnen, daß der wichtige Schritt so nahe bevorstehe. „Ich habe", schreibt sie am 16. Oktober aus München, „mit Schuberts eine etwas ermüdende Reise bis Verona gemacht (wo ich übrigens fast auf dem Punkt war sitzen zu bleiben, um ein dortiges Bild zu kopiren); dann aber haben wir uns ein paar Wochen in Botzen aufgehalten, wo es für mich so ruhig und still und abgezogen war, daß es mir recht wohl that." In dieser Stille und Abgezogenheit, der sie dann noch mehr in München sich hingab, gedieh „die große Angelegenheit des Heils" endlich zur Reise.

Gegen Ende November 1843, mit dem Herannahen des Advent, brach auch in ihrem innern Leben eine neue Zeit an, und die lange Spannung und Sehnsucht löste sich in dem Ausrufe: „Ich will zur Kirche!" Das letzte Wort der Entscheidung war durch Gebet gleichsam beflügelt worden. An der Schwelle jener erwartungsvollen Zeit, in der die Kirche singt: Thauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab! wohnte sie eines Morgens in inbrünstigem Gebete einer stillen Messe an, welche der Geistliche ihrer In-

tention gemäß las. Das war die Stunde der Entscheidung. Sie trat aus dem Kirchlein mit dem freudigen und unabänderlichen Entschlusse sich in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen. Alles war überwunden, durch ein Werk der Gnade gelichtet und geschlichtet. Und vor ihrem Hausaltärchen sprach sie zuerst das Glaubensbekenntniß der Kirche aus.

Die Ersten, denen diese frohe Botschaft zuflog, waren ein edles Geschwisterpaar in Regensburg, Apollonia Diepenbrock und deren Bruder, der nachmalige gefeierte Cardinal und Fürstbischof von Breslau, damals noch bischöflicher Generalvikar zu Regensburg. Beide waren der frommen Künstlerin durch eine vieljährige Freundschaft verbunden und mit dem Gang ihrer religiösen Entwicklung seit langem vertraut. Melchior von Diepenbrock war ihr gerade noch in der letzten Zeit ein treuer einsichtsvoller Berather gewesen. Der Jünger Sailers begrüßte jetzt die beglückende Botschaft mit einem Friedensworte, wie es eines Kirchenhirten würdig war. Er schrieb am 29. November 1843:

„Von Geschäften der unangenehmsten Art hingehalten habe ich Ihnen theuerste Freundin! gestern und vorgestern noch nicht einmal meine innigste Theilnahme und Freude an dem überraschenden Inhalte Ihres Brieflcins vom Samstage ausdrücken können. Ueberraschend, weil ich ein so schnelles Abbrechen der allerdings reifen Frucht nicht erwartet hatte. Allein der Wind, der da wehet wo er will, rührte deu Baum, und die reife milde Frucht fiel in den Schooß der treuen Mutter; wo sie nun aufbewahrt wird, immer milder und süßer zu werden bis zum Hochzeitsmale des Bräutigams.

„Ich hoffe, wünsche und bete, daß nun Ihre Seele von Friede und Ruhe erfüllt sei, nachdem Ihre bisherige Spannung und Unruhe in dem einfachen schönen Ausrufe: Ich will zur Kirche! sich ausgeboren hat. Sie haben aber auch allen Grund, beruhigt zu seyn; denn in der Kirche, die einen Wittmann, Sailer, Fenelon, Vincenz v. Paul,

Tauler, Suso, eine Theresia, einen Bernard, Augustin, Athanasius, Polycarpus u. s. w. bis zu den Aposteln hinauf geboren und an ihrer Brust mit derselben himmlischen Lehre genährt, aus deren Mund und Leben diese selbe Eine Lehre durch die Reihe von achtzehn Jahrhunderten hindurch wie Ein geistiges Aroma duftet: in dieser Kirche ist man in guter sicherer Reisegesellschaft zum Himmel, und darf nicht fürchten irre zu gehen, wenn man ihrer Leitung folgt. Darum heiße ich Sie denn nun auch aus ganzer Seele willkommen in dieser edlen Gesellschaft, der Sie durch Ihr treues Sehnen und Ahnen längst innerlich angehörten, nun aber durch Handschlag und Friedenskuß auch äußerlich beigesellt sind, und bald durch das heiligste Siegel und Unterpfand, und durch die höchste Liebesweihe, durch die Eucharistie vollkommen und wesentlich werden einverleibt werden. — Sie haben harte dornige Wege gehen müssen, durch jahrelangen Kampf, Zweifel und Streit, um zu diesem Ziele zu gelangen. Winden Sie nun den Oelzweig des Friedens kühlend um Ihre heiße Schläfen; ich will sagen: lassen Sie die Anstrengung des Kopfes, das Grübeln des Verstandes einstweilen ruhen; leben Sie im Gemüthe; erweitern Sie Ihr Herz zur Aufnahme der heiligen Güter, die die Kirche Ihnen bei Ihrem Eintritte bietet! Und vor Allem: verbannen Sie alle Aengstlichkeit und Sorge; damit erwirbt man nichts, sondern verdirbt sich alles. Lassen Sie Ihren Kahn, von Gottes Hauch getrieben, ruhig auf dem breiten Strome des Kirchenlebens dahingleiten, erfreuen Sie sich an den Sternen und Blumen, die sich darin spiegeln, an den Fischen, die darin spielen; und wenn Ihnen auch zuweilen ein ungestaltes unheimliches Thier in die Augen fällt, so denken Sie, daß das Reich Gottes hier noch im Widerstreit der Entwicklung befangen ist; und an das große Weltnetz, das allerlei Fische enthält, und an die Engel, die am großen Tage sondern werden. — Und nun Gottbefohlen! Nochmals: Friede und Freude im heiligen Geiste sei Ihre Morgengabe!“

Bald zog sie ein, diese Morgengabe, in ihrem Gemüthe. Da sie in jeder Weise gründlich vorbereitet war, so konnte die Aufnahme, wie sie wünschte, schon in den nächstfolgenden Tagen stattfinden. Sie wollte den Schritt in aller Stille thun, nur einigen Wenigen aus dem Freundeskreise, wie Professor Haneberg und Phillips, gab sie noch am Vorabend Kunde, um sie zum Gebet aufzufordern.

Am 4. Dezember 1843 legte Emilie Linder, im Beiseyn ihrer Freundin Apollonia Diepenbrock, die sie von Regensburg zu diesem ihrem Festtage beschieden hatte, in der Seminar-Kapelle des Georgianum feierlich das katholische Glaubensbekenntniß ab. Tags darauf ertheilte ihr der päpstliche Nuntius Viale Prelà in seiner Hauskapelle das Sakrament der Firmung, wobei er in deutscher Sprache eine herrliche Rede hielt; Firmpathin war die vorgenannte Freundin, die, nach dem Ausdruck eines kundigen Zeugen jener Tage, „in Wahrheit durch ihr katholisches Glauben, Lieben, Beten und Wirken ihre geistige Mutter geworden." Dann reiste sie mit dieser nach Regensburg, um sich völliger Zurückgezogenheit hingeben zu können und mit ihrem neuen Glücke allein zu seyn.

Wie sehr sie dieses Glück empfand und nun mit jedem Tage mehr die Größe desselben inne ward, darüber geben ihre eigenen Briefe aus jener Zeit den lebendigsten Aufschluß. Ein seliges Jauchzen klingt aus all den Zeilen, womit sie das Ereigniß nun an die Freunde in der Ferne meldete; so namentlich an Overbeck in Rom und an Steinle in Frankfurt, diejenigen beiden befreundeten Kunstgenossen die, mit wenigen andern, in den genauern Verlauf ihrer Seelengeschichte eingeweiht waren. An den Letztern, den sie unter ihren jüngern Freunden ganz besonders verehrte und hochschätzte, meldete sie das Ereigniß noch von Regensburg aus (9. Dezember) mit folgendem kurzen Zurufe: „Dießmal komme ich wieder bloß mit einigen Worten — aber es sind keine provisorischen mehr, sondern recht concludirende: ich gehöre der Kirche an! Hätte ich Ihnen, wie mein innerer

Wunsch war, gleich schreiben können, ja noch vor der wichtigen Stunde, um auch Sie zum Gebete für mich aufzufordern: meine Nachricht wäre Ihnen wohl eine überraschende gewesen. Jetzt haben Sie es sicher schon auf anderm Wege von München aus gehört, und meine Zeilen kommen bloß zur Bestätigung, und weil ich es Ihnen doch gerne noch mit eigenem Munde zurufen möchte. Daß es so schnell gehen würde, hätten Sie in letzter Zeit kaum gedacht? Und doch — es war in mir so lange vorbereitet, und trotz mancher Kämpfe, gerade noch in der letzten Zeit, ist mir es nun wie die nothwendig gewordene, naturgemäße, ruhige Entwicklung des innern Lebensganges. Gott sei gelobt und gepriesen für alle Gnade! Wie ich einmal den Entschluß gegen den Geistlichen, der mich schon längere Zeit geführt hat, ausgesprochen hatte, so war es mir auch lieb, daß der Schritt selbst recht bald geschehe. Meine gute Apolonie kam schnell von Regensburg nach München, um der ernsten Stunde meines Eintrittes beizuwohnen; den darauf folgenden Tag erhielt ich die heil. Firmung. Und nun habe ich die Apolonie hieher begleitet, um der ersten Unruhe und dem ersten Gerede etwas zu entfliehen und einige Tage der innern Sammlung hier zubringen zu können — eine Zeit der Stärkung und innern Erquickung, für mancherlei Schweres und Unangenehmes was nicht ausbleiben wird. Doch hat es Gott unaussprechlich milde und sanft mit mir bis dahin gemacht."

Das war die erste eilige einfache Botschaft, bald aber ließ sie von München aus eine zweite folgen, in der sie nun dem Jubel ihres Herzens Raum gab. Der Brief vom 19. Januar an denselben Freund lautet: „Meine letzten Zeilen waren so kurz, so gar kurz; aber die frohe Botschaft sollte Ihnen vorerst gleich zukommen, und da genügte auch die kürzeste Anzeige. Nun sind sechs Wochen darüber hingezogen und es wird Ihnen wieder Freude machen zu hören, wie ich mit jedem Tage neu beglückt bin und bewegt von der großen Gnade Gottes. Sie werden dieß zwar nicht bezweifelt haben, aber jede Bestätigung

ist wieder eine neue Freude, ist besonders Ihnen eine rechte Freude, der Sie so herzlichen Antheil immer an mir genommen haben. Ach lieber Steinle, es ist so schön, so gar schön in der Kirche seyn! Ich frage mich jeden Tag: aber warum denn ich? warum denn gerade mir diese Gnade, von so vielen Andern, die derselben viel würdiger wären? wie bin ich dazu gekommen? Ich weiß da nichts anderes, als weil so viele treue und Gott nahe stehenden Seelen für mich gebetet haben, so unermüdet für mich gebetet, daß Gott ihrem Flehen nicht widerstehen konnte. Wie oft, wie gar oft muß ich da ausrufen, wie Sie es thaten: Gott sei gelobt und gepriesen in Ewigkeit! Erst jetzt verstehe ich das tiefe Gefühl und den unausgesetzten Wunsch des Herzens: o möchten doch Alle, Alle in dem Einen großen Gotteshause seyn, o möchten doch Alle es empfinden wie freundlich, wie unaussprechlich freundlich der Herr ist; und wie Seine Barmherzigkeit alles Fassen und Begreifen übersteigt. O lieber Freund, bitten Sie, flehen Sie bei Gott für mich, daß ich diese Gnaden — ich will nicht sagen: verdiene, wer könnte dieß je? — daß ich sie aber täglich tiefer empfinde und verstehe, daß mein Leben ein Dank- und Loblied wird. Noch ist mir wie einem kleinen freudigen Kinde zu Muthe, das im Schooße der Mutter liegt; — das Kreuz wird aber auch nachkommen und muß wohl auch; doch bangt mir nicht, weiß ich ja zu jeder Stunde, wo Muth und Kraft und Trost zu holen ist.

„Bis dahin hat mir es Gott aber auch äußerlich leicht gemacht. Meine (einzige) Schwester war wohl bei der ersten Nachricht bestürzt und bekümmert, doch mehr aus liebender Sorge, ich möchte mich nun abwenden von ihr; da sie sieht, daß dieß nicht der Fall ist, höre ich keine Klage mehr; meine Nichten, meine mir nahe stehenden Freunde in der Heimath, alle sind unverändert. Auch hier sind die Freunde dieselben geblieben; nur zwei meiner jüngern Freundinen glaubten es ihrer religiösen Ueberzeugung schuldig zu seyn, den Umgang mit mir abzubrechen; aber siehe da, am Neu-

jahrstag kam die eine und die andere und stürzte sich mir an den Hals ..... Gott mit uns allen! Er reinige und heilige uns und lasse uns reif werden zum ewigen Leben. Nochmals: bitten Sie für mich zu Gott. Und danken Sie mit mir für Seine unnennbaren Gnaden. In herzlich theilnehmender Freundschaft E. Linder."

Die Adventzeit hatte fortan für sie noch eine besondere festliche Bedeutung. Voll demüthiger Dankbarkeit feierte sie von da an regelmäßig den wiederkehrenden Jahrestag. Es war eine dreitägige Festzeit, die sie in der Erinnerung zu begehen hatte und die sie immer mit derselben freudigen Bewegung, mit der Seligkeit eines reich beschenkten Kindes beging: nämlich der Tag ihres Entschlusses, der ihrer Aufnahme in die Kirche, und der Firmungstag. So schreibt sie am 27. Dez. 1844 an den vorgenannten Freund: „....Wenn ich Ihnen nun noch mein inneres Leben andeuten soll — o es ist noch immer, wie Sie so richtig sagen: die süße Muttermilch unaussprechlicher Gnade und Barmherzigkeit, und zeitweise eine so überschwengliche Wonne, daß mir ist, ich müsse das Herz mit beiden Händen festhalten. In letzter Zeit besonders habe ich ja auch große Festtage der Seele gefeiert: mit dem Advent bin ich in die Kirche getreten. Ich hatte also zuvor den Tag des Entschlusses zu feiern, dann den Eintrittstag, den Firmungstag — das alles waren wahre innere Jubeltage. Ein Jahr der Gnade und des Segens! .. Die gute Tony F. nennt mich das Hätschelkind Gottes, und sie hat vollkommen Recht. Aber wenn ich frage: woher mir dieß? — o da möchte ich tief, tief mich bücken, und tief beschämt mich fragen: Herr, warum mir dieß? ... Doch ich will nicht voraus sorgen. Er der jetzt die Wonne in's Herz legt, kann, ja muß auch Kraft und Muth geben, wenn Er das Kreuz auf unsere Schultern legt. Und Er wird es auch. Gepriesen sei sein heiliger Name!"

Wie war nun alle vormalige Aengstlichkeit, die Furcht

vor einem übereilten Schritte die ihr den Entschluß am Scheidewege so schwer gemacht, eitle Sorge gewesen! Keine Spur von Seelenunruhe, vor der sie ehevor so sehr gebangt. Die Morgengabe, die ihr der Segenswunsch Diepenbrocks verhieß, Friede und Freudigkeit des Glaubens, war in der That ihr bleibend Erbtheil geworden. Ein Lobgesang ging seitdem fortwährend durch ihre Seele.

Fügen wir zu den bisherigen Aeußerungen nur noch wenige weitern Bezeugungen aus ihrem Munde. Sie sollen zeigen, daß ihr inneres Glück nicht die Wirkung einer vorübergehenden Erregung war. So ruft sie einmal ihrem Freunde zu: „Daß ich auch ohne schriftliches Zeichen viel Ihrer gedenke, glauben Sie ohnedieß; wie oft ich Ihnen aber innerlich meine Freude, meine selige Freude zurufe — wissen Sie denn dieß auch? Mein Herz jubelt oft, wie das Kind beim Christbaum, über die unerschöpfliche Barmherzigkeit Gottes, und weiß gar nicht wie es sich geberden soll im Besitze so unermeßlicher, nie versiegender Schätze. Wie gut, wie gut ist Gott gewesen, mich in Seine heil. Kirche zu rufen!“ Und bei der abermaligen Wiederkehr des Advents schreibt sie im Rückblick auf ihre freundliche Festwoche wiederum, 8. Dezember 1845: „Die vorige Woche habe ich meine, zwar äußerlich ganz stillen, innerlich aber großen wichtigen Feiertage gefeiert: der Jahrestag meiner Aufnahme in die Kirche, und meiner Firmung. Ach, lieber Steinle, was kann ich da anders sagen, als: Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen! Wie ist seine Barmherzigkeit und Gnade so unaussprechbar groß und weit über alles Fassen und Denken . . . Jetzt in der Kirche geborgen zu seyn, in einer Zeit wo kein Halt, kein Boden mehr zu finden ist. O wenn es doch unsere Brüder wüßten, welch ein Friede da zu finden ist; o wenn sie es ahnen könnten, was sie von sich stoßen! Es möchte einem das Herz bluten. Aber das kann ich Sie versichern, daß man erst in der Kirche sie wirklich kennen lernt, daß man ihr Leben erst leben

muß, um es zu verstehen. Man kann außer der Kirche, wenn man sucht, wohl viel von ihr wissen, kann sich unterrichten — sie ist ja aber kein bloß Dagewesenes (bloß historisches), sondern sie ist ein Daseiendes, Lebendes, wie Christus in ihr lebendig Gebliebenes, das Versöhnungswerk ein ewig sich fortsetzendes. Von diesem Leben in der Kirche können wir, außer ihr, keinen Begriff haben, weil eben dieses ja ganz fehlt. Wie oft möchte ich es jetzt Clemens sagen können, wie mir zu Muthe ist. Doch so Gott will, weiß er es und freut sich darüber. Gott sei gepriesen für Alles!"

Klingt aus all diesen Worten der ächte volle Herzenston eines glaubensfreudigen Gemüthes, so erhellt aus denselben ebenso, daß ihr persönliches Verhältniß zu den protestantischen Freunden und Verwandten von ihrer Seite keine Aenderung erlitt. Mit der pietätsvollen Treue, die ihr eigen war, suchte sie die alten Bande festzuhalten, die ihr theuer waren, wie sie überhaupt den frühern Glaubensgenossen insgemein mit der alten Unbefangenheit und duldsamen Liebe begegnete. Cornelius, der ihre Conversion mit herzlicher Theilnahme begrüßte, schrieb ihr, nach seiner Rückkehr von Rom, am 4. Juni 1844 aus Berlin: „In Rom vernahm ich auch, daß Sie sich endlich ein Herz gefaßt haben*), es überraschte mich nicht, Gott segne Sie und bewahre Sie ferner vor geistlichem Hochmuth und Lieblosigkeit." Gewiß bedurfte keine Convertitin weniger dieser Mahnung als Emilie Linder, die ein Muster schöner Demuth war. Duldsame Schonung und Billigkeit übte Niemand zarter als sie, und Abt Haneberg konnte mit vollem Grund an ihrem Grabe bezeugen, daß sie auch nach ihrem Uebertritte den frühern Glaubensgenossen gegenüber „die Pflichten der Pietät in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen bemüht war und den, welcher ihr früher persönliche Hoch-

*) Von Cornelius unterstrichen. Er hat das Wort schon in einem frühern Briefe gebraucht.

achtung zu verdienen geschienen hatte, auch nachher mit ungeänderter Gesinnung zu schätzen wußte."

Rücksichtsvolle Pietät war der Beweggrund, der sie gleich den ersten Sommer nach ihrer Conversion bestimmte eine Reise in die Schweiz, in ihre Vaterstadt Basel und zu andern Verwandten nach Luzern anzutreten. Es dünkte ihr ein persönlicher Besuch gerade jetzt „mehr als je Pflicht"; sie glaubte dieß den Ihrigen schuldig zu seyn, damit sie sich durch den Augenschein überzeugen könnten, „daß die katholische Kirche keine trennende und hassende sei." Diese Gesinnung blieb durchgehends in ihrem Verhalten maßgebend. Das Verlangen nach einer allgemeinen religiösen Wiedervereinigung war ein Gedanke der sie viel beschäftigte, und tief betrübte sie es so manche redlichen Protestanten der Kirche so nahe stehen zu sehen, die doch nicht in das Innere, „von der historischen in die lebendige Kirche" gelangen, lediglich, wie sie nach ihren persönlichen Erfahrungen dafürhielt, aus einer mangelhaften Vorstellung, aus einer Scheu von der man sich im Grunde nicht Rechenschaft gebe. „Das Bedürfniß ist groß, die Seelen hungern und dürsten, aber die liebevolleren (Protestanten) beben vor einem Riß zurück, den sie glauben in ihr Gefühl und Leben bringen zu müssen — was eine Täuschung ist — denn die Liebe mindert sich nicht, sondern wächst. Aber das weiß man draußen nicht. Ach wie vieles weiß man nicht!"

So äußerte sie sich im Jahre 1846, und drei Jahre später kam sie nochmals auf ihren Lieblingsgedanken zurück, indem sie am Himmelfahrtstage (17. Mai 1849) von Regensburg aus an Professor Steinle die schönen Worte richtete: „Als ich gestern bei dem Bittgang das Volk in die schöne große Pforte, die Stufen hinauf, in unsern herrlichen Dom einziehen sah, da wurde mir das Herz wunderbar bewegt, und ich sah im Geiste die Zeit wo wieder alles Volk einig und freudig mit Hallelujahgesang da einziehen wird und die großen Thaten Gottes verkündigen. Das möchte ich

noch erleben können und dann in Frieden abscheiden. Ich werde es zwar nicht mehr hier auf Erden erleben, aber doch wohl in der Ewigkeit Kunde davon haben und Gott preisen."

Als wäre sie von Kindheit an ein Glied der Kirche gewesen, so sehr fühlte sie sich vom ersten Augenblick an heimisch in ihren Räumen, in dem wirksamen Segen ihrer Gemeinschaft, und so leicht und rasch lebte sie sich in alle katholischen Uebungen hinein mit ihrer ganzen hingebenden, tiefverstehenden Seele. Wie verstand und erlebte sie nun innerlich die Wahrheit des Wortes, das ihr der edle Cardinal Diepenbrock am Tage ihres Eintrittes in die Kirche zurief, indem er sagte: „Sie treten nun hin auf den Boden, den nicht Christi Fußstapfen bloß, den Seine Hände bezeichnet, Sein Geist geweiht, Seine Liebe geheiligt zum Aufbau Seiner Kirche, zum Pflanzort für alle Reben, die an Seinem Kreuze aufrankend, wahrhaft an und in Ihm Früchte tragen der Liebe, Demuth und völligen Hingebung — für die Ewigkeit!" Und seiner treuen Mahnung folgend ließ sie forthin ihren Kahn, von Gottes Hauch getrieben, ruhig auf dem breiten Strome des Kirchenlebens dahingleiten.

In dem Frieden, der bei ihr eingezogen, setzte sie ihre Kunstthätigkeit mit verjüngter Kraft wieder fort, die nunmehr inniger als je der religiösen Malerei zugewendet war. Der Vormittag ward regelmäßig an der Staffelei verbracht. Welche Freude mußte es ihr jetzt erst seyn, Altarbilder und andere für das Haus des Herrn bestimmte Gemälde auszuführen, die sie in ihrer Weise in arme Kirchen und Kapellen zu stiften pflegte und die sie oft weithin, selbst an katholische Gemeinden in Griechenland und Paris, geliefert hat. Wo immer ein Hilferuf zu solchem Zwecke an sie kam, da war sie nach Kräften bereit, ihr künstlerisches Scherflein beizutragen. Ihre große emsige Kunstbeflissenheit setzte sie in Stand viele Wünsche zu befriedigen, und im Laufe eines langen Lebens manche arme Gemeinde glücklich zu machen, die sonst vielleicht noch lange des kirchlichen Schmuckes hätte entbehren müssen. Frei

von jedem Künstlerehrgeiz verschmähte sie es auch nicht in gleicher Absicht Copien guter Bilder zu machen. So hat sie das in ihrem Besitz befindliche Gemälde Overbecks vom Tode des heil. Joseph mit viel Liebe und Verständniß copirt für die Kapelle der barmherzigen Schwestern in München. Bescheiden, wie sie von ihrer eigenen Befähigung dachte, arbeitete sie auch jetzt nicht anders als unter dem Beirath ihres alten Lehrers und Meisters, dessen Urtheil bei ihr seine Geltung nie verlor. Ihren Gemälden wohnt eine innige zarte Empfindung inne; und wenn sie in der technischen Ausführung eine gewisse Schüchternheit verrathen, so sind sie wenigstens alle mit großem Fleiße und hingebender Sorgfalt behandelt. Eine ihrer gelungensten Arbeiten ist wohl das Porträt von Clemens Brentano, ein durch Aehnlichkeit und geistvolle Auffassung ausgezeichnetes Oelbild, das sie nach seinem Tode durch Knauth lithographisch vervielfältigen ließ; es ist jetzt auch dem ersten Band seiner gesammelten Schriften beigegeben, mit dem Vers der durch das schönste seiner Märchen wie durch das Märchen seines Lebens klingt:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid, und Zeit und Ewigkeit.“

Die alte löbliche Gewohnheit der Kunstpflege durch Bestellungen und Ankäufe für den eigenen Besitz und Schmuck des Hauses, dieses edle Vorrecht eines recht verstandenen Reichthums übte sie nach wie vor in liberaler Weise. Ihre Sammlung von auserlesenen Kunstgebilden vereinigte nach und nach die besten Namen: so war außer den früher genannten Meistern (Overbeck, Cornelius, Eberhard) vor allem Steinle durch eine Reihe herrlicher Compositionen vertreten*),

*) Mehrere davon, wie die liebliche „Krippenfeier des heiligen Franziskus“, die „Legende von der heiligen Marina“, haben Clemens Brentano zu schönen Gedichten begeistert, die der Sammlung seiner geistlichen Lieder eingereiht sind.

dann Schnorr, Schraudolph, Schwind, Führich, Neher, Eberle, Ahlborn, Koch ꝛc. Auch darin blieb sich die Künstlerin getreu, daß sie begabten Schülern befreundeter Meister fort und fort in wohlwollender Weise Förderung angedeihen ließ. Ueberhaupt hat ihre hilfreiche Hand manches künstlerische Unternehmen möglich gemacht. Und wohl mancher Künstler hatte bei solchen Anlässen nicht bloß ihre Liberalität, sondern auch den feinen Takt und das Zartgefühl zu bewundern, womit sie Aufträge einleitete und Verzögerungen hinnahm. Sie bekundete eine wahrhaft erfinderische Geduld durch das freundlichste Eingehen in fremde Verhältnisse und Umstände, auch bei jahrelang hingehaltenen Arbeiten und theilweise voraus honorirten Bestellungen. Ja sie sammmelte wohl noch feurige Kohlen auf das Haupt desjenigen der ihre Geduld auf die Probe setzte: sie überraschte ihn ungebeten mit Vorschüssen, die zuweilen gar sehr zur rechten Zeit kamen. In solcher und ähnlicher Weise hat Fräulein Linder viel ohne alles Geräusch gewirkt, und das volle Gefühl Freude gemacht zu haben, hat sie gar oftmals erfahren. Noch nach einer andern Seite übte sie jene schöne Liberalität. Sie ließ die Nachbildung und Verbreitung der werthvollsten eigenthümlich erworbenen Zeichnungen neidlos zu, und indem sie Unternehmungen dieser Art freudwillig, oft sogar auf eigene Kosten förderte und anregte, hatte sie in doppelter Beziehung, durch unmittelbare Unterstützung und durch Vervielfältigung guter Compositionen, Antheil an dem verdienstlichen Streben Overbecks und seiner Gesinnungsgenossen: Verbreitung einer ernstern bessern Kunstrichtung.

Die Aufgabe der Kunst gestaltete sich ihr mit den Jahren immer ernster. Bei der Beurtheilung von Werken war ihr die Gesinnung ebenso wichtig als die Kunstfertigkeit; und diese Forderung stellte sie zu allererst an sich selber. Sie sah in der Kunst einen Widerschein aus jener ewigen Lichtwelt, und was nicht zu dieser emporführt, erschien ihr eitle Mühe, verlorne Arbeit. Das Ueberhandnehmen der materialistischen

Richtung, namentlich seit den fünfziger Jahren, nahm sie mit Schmerz wahr, und nichts konnte heftiger ihren Unwillen erregen als die Herabwürdigung der Kunst zu niedrigen und unsittlichen Tendenzen. Auch in München waltete nicht mehr der alte Geist, seitdem Cornelius fortgezogen und König Ludwig I. vom Throne gestiegen war. Was ist von der einst so fröhlich emporblühenden Schule kirchlicher Kunst noch übrig? Sie führt das Leben der Aschenbrödel. Schon im J. 1850 schrieb Fräulein Linder: „Die Freude ist nicht mehr groß an unserer Akademie; die Zeit der Liebe und Begeisterung ist vorüber. Ob wir noch eine Rückkehr erleben?"

Die zunehmende Trübung der politischen Verhältnisse und die Unterwühlung aller gesellschaftlichen Zustände war nicht geeignet dieser Hoffnung Raum zu geben. Sie fühlte aber, wie ungemein wohlthätig gerade unter den obwaltenden unerquicklichen Zeitverhältnissen ein bestimmter Beruf sei, und sie empfand den stillen Segen der Kunst und der Kunstübung jetzt mehr als je. So schrieb sie einmal von Pähl (in der Nähe des Ammersee's), ihrem Lieblingsaufenthalt während des Sommers: „Ich werde noch eine kleine Tour in's Tyrol machen, und dann mich in meine Winterquartiere einpuppen, wo ich alsdann froh seyn werde eine angefangene Arbeit zu finden, die mich gleich in Anspruch nimmt. Es ist die allergrößte Wohlthat in unserer Zeit, eine gegebene Arbeit zu haben; über wie Vieles kömmt man damit weg!" Als sie das Bild von Gallait „Egmont und Horn" in der Ausstellung sah, bemerkte sie darüber: „Ich möchte das Bild nicht besitzen, aber bewundern mußte ich Vieles daran. Die Kunst ist ein so weites und wieder so enges Feld, und am Ende fühlt man immer wieder: was nicht Gott dient — ist wenigstens überflüssig."

Ueber ihren äußern Lebenskreis breitete sich abendliche Stille. Aber ununterbrochen bis zu ihrem Tode übte sie die altgewohnte Gastlichkeit fort. Ihr Haus blieb ein Einigungspunkt der wahrhaft guten Gesellschaft. Nicht leicht wird eine

literarisch oder künstlerisch hervorragende Persönlichkeit von Ruf und bewährter Gesinnung zu längerem oder kürzerem Aufenthalt in München geweilt haben, die nicht der Einladung an ihren gastlichen Tisch sich erfreut hätte, der allwöchentlich einen kleinen Kreis versammelte. Den geistigen Hauswirth bei dieser Tafelrunde pflegte ihr ältester Freund, der ritterliche Geheimrath von Ringseis zu machen, der mit der Fülle seines Wissens, dem Reichthum persönlicher Erfahrungen und der Unerschöpflichkeit seines gesunden Humors wie kein Anderer befähigt war die verschiedenartigste Mischung der Gäste zu beleben. Auch nach auswärts unterhielt sie die alten freundschaftlichen Beziehungen durch einen vielseitigen Briefwechsel wie durch die alljährlichen Sommerreisen. Denn die Wanderlust und der frische Natursinn blieben ihr bis in's Alter treu.

Ein so innerlich lebendes, treues, verstehendes Gemüth war für die Freundschaft geschaffen, und Emilie Linder übte sie in musterhafter Weise. Sie besaß hiefür jene beiden Eigenschaften, durch welche sie sich am besten bewährt: Offenheit und Opferwilligkeit. Was sie in der letztern zu leisten fähig war, darüber sind schon genügende Andeutungen gegeben. Die offene Geradherzigkeit aber lag schon in ihrem durch und durch wahrhaftigen Charakter begründet. Sie hatte ein schonendes, aber unbestechliches Urtheil, und am rechten Ort wußte sie es in unzweideutiger Weise geltend zu machen. Sie forderte die gleiche Aufrichtigkeit von den Andern, und nichts ging ihr über Wahrhaftigkeit. Wer dagegen verstieß, hatte es bei ihr ein für allemal verdorben; gegen unehrliche Halbheit und Gewundenheit konnte selbst ihre Taubensanftmuth in Harnisch gejagt werden. Einen schönen Wettstreit übten Freimuth und Zartgefühl in ihr, wenn sie gegen einen befreundeten Künstler über ein Werk desselben ihr Urtheil abzugeben hatte. Ihre Bemerkungen waren treffend; durch die Sicherheit ihres Urtheils wußte sie zum Nachdenken anzuregen. Sie war aber, einer besser begründeten Ansicht

gegenüber, ebenso rasch bereit einen Irrthum unumwunden einzubekennen. Eine Aeußerung von ihr erscheint für diesen Zug bezeichnend. Sie antwortet auf die künstlerische Rechtfertigung eines berühmten Meisters, an dessen Composition sie Ausstellungen gemacht hatte, frisch und ehrlich: „Es war daher jedenfalls meine erste Aeußerung gleich voreilig. Und dennoch möchte ich unter Freunden diese Vorsicht nicht beobachtet wissen, die kein rasches unüberlegtes Wort gestattet, denn damit ginge überhaupt eine herzliche Offenheit zu Grunde, die durch Klugheit und Ueberlegung doch nimmer ersetzt würde. Ich bitte mir daher auch für die Zukunft die Erlaubniß aus, ebenso offen, und wohl meist auch ebenso voreilig und unbedacht mich aussprechen zu dürfen."

Sie kam mit dem gleichen Vertrauen entgegen. Alle wichtigern Kunstgegenstände, um welche sie sich in irgend einer Weise annahm, wurden dem Rath und Gutachten der kunstverständigen Freunde unterbreitet. Wie nahm sie Theil an jedem neuen Lebensabschnitt oder Ereigniß in ihren Familien! Wie ihre sinnreiche Sorgfalt es liebte durch ansprechende Andenken und scherzhafte Bescheerungen zu überraschen, so reichte ihre Treue, oft in rührenden Zeichen, über das Grab hinaus; gar manchem heimgegangenen Freunde hat sie eine Gedächtnißmesse gestiftet zum Frieden seiner Seele. Das Klee- und Möhlerblatt, eine auf ihre Kosten vervielfältigte Composition von Steinle, hatte die (freilich nicht erreichte) Bestimmung zur Gründung irgend einer kleinen Klee- und Möhlerstiftung beizutragen; es wird auch so immer ein sinnig schönes Monument der beiden edlen Männer seyn. Ebenso war sie ihrerseits für Beweise von Anhänglichkeit dankbar, besonders im vorgerückteren Alter, je mehr sie wahrnehmen mußte, in welch erschreckendem Maße uneigennützige Treue und Wahrheit in diesem Zeitalter überwuchernder Charakterlosigkeit selten werde. „Alle Treue", sagte sie, „rührt mich in der jetzigen Zeit doppelt, denn sie ist wahrlich keine Mode-Tugend!"

Ein ganz besonderes Plätzchen in ihrer liebenden Fürsorge nahm fort und fort ihr geliebtes Assisi ein, das Klösterlein der deutschen Schwestern vom heil. Franziskus. In Zeiten schwerer Noth, namentlich in den wüsten Revolutions-Jahren war es ihr eine nicht geringe Beruhigung, ja eine aufrichtende Freude, wenn von dorther zuletzt immer wieder gute tröstliche Kunde kam. So vornehmlich während des mazzinistischen Terrorismus, im J. 1849. Im Herbst desselben Jahres meldete sie einem Freunde mit fast mütterlichem Stolz: „Ich habe unlängst Nachricht von unsern deutschen Klosterfrauen in Assis erhalten. Es sind in Rom schaudervolle Dinge geschehen, und der gute Wille dazu hat sich überall (auch in Assisi) gezeigt. Die guten Frauen haben aber alle Schreckmittel und Zumuthungen ganz tapfer abgewiesen, und sind ganz unversehrt durchgekommen; ja jene Banden sollen selbst geäußert haben: man kann diesen Deutschen nicht beikommen, sie beten zu viel. Möchten wir doch nur alle so recht zu dieser sichern Waffe greifen!" Jenes Bürgermädchen, das sie einst, auf ihrer Reise nach Rom im Jahre 1829, als Candidatin von München mit nach Assisi nahm, ist nun schon seit 24 Jahren Oberin des deutschen Frauenklosters; es fügte sich, daß sie zu dieser Würde gerade in demselben Jahre erhoben wurde, in welchem Emilie Linder in die katholische Kirche aufgenommen ward. Seitdem waren mehr als zwanzig bayerische Jungfrauen ebenfalls nach Assisi gefolgt. Wenn der Dank beglückter Menschen ein Segen ist, die täglich Gott dafür preisen daß sie „die wahre Arche des Friedens gefunden", so ist der Künstlerin dieser Segen aus Assisi in reichem Maße zugeflossen. Ihr Name ist auch im Memoriabuch des Frauenklosters eingetragen, und so lange die geistliche Genossenschaft Bestand hat, wird sie dort fortleben als die „beste Gutthäterin", wie sie in den zahlreichen rührenden Briefen der frommen Schwestern genannt wird, als ihre „liebe gütige Mutter in Christo."

Selten hat Jemand von seinen reichen Einkünften einen

großmüthigern Gebrauch gemacht, als die selige Emilie Linder. Ihre Wohlthätigkeit war großartig. Ihr ganzes Wesen war Wohlwollen; was aber anfänglich eine natürliche Menschenfreundlichkeit gewesen, wurde durch den religiösen Geist, der sie durchwehte, ein Theil ihrer Gottverehrung. Sie betrachtete sich gleichsam als den Verwalter des ihr von Gott anvertrauten Vermögens. Dabei besaß sie jene unzerstörliche Güte, die nie unwirsch wird gegen den Bittenden oder Sammelnden; sie gab mit immer gleicher Freundlichkeit. Zu gemeinnützigen Anstalten für die kranke und nothleidende Menschheit steuerte sie mit seltener Freigebigkeit; aber auch was sie einzelnen Armen, die ihr empfohlen waren, und armen Familien gethan, muß beträchtlich gewesen seyn. Auch im einfachen Almosenaustheilen offenbarte sich ihr Zartgefühl. Verschämte Arme ließ sie nicht durch ihre Dienstboten mit dem regelmäßigen Almosen versehen, sondern sie übergab es ihnen selbst; einigen trug sie es am bestimmten Tage sogar in's Haus, und sie war darin geradeso pünktlich und gewissenhaft auf Tag und Stunde wie in allem Andern. Auch Weihnachten war in ihrem Hause ein Festtag der Armen*). Und wie oft sie als verborgen waltender Schutzgeist wirkte, konnten selbst ihr Nahestehende mehr errathen als beschreiben. Denn die Art ihres Wohlthuns war Geräuschlosigkeit, selige Heimlichkeit. Auf verschwiegenen Canälen hat sie oft in weite Fernen gewirkt, aufrichtend und Rettung bringend wo die (geistige und leibliche) Noth am größten war. Manche Gabe floß so von ihr aus und ging dahin wie der Sonnenstrahl in ein krankes Herz. Wie viele Hindernisse hat sie da und dort einem ringenden Menschenkinde aus dem Weg geräumt, wie manche wackere gelähmte Kraft wieder in Be-

---

*) Darauf bezieht sich das Gedicht von Clemens Brentano: „Bescheerung der Armen an die Wohlthäterin", das jetzt der Sammlung seiner geistlichen Lieder (I. 516) eingereiht ist.

wegung gesetzt und neu belebt! Clemens Brentano nannte das ihre „Himmelsstückchen".

Bei dieser stillen Wirksamkeit in Kunst und Charität entzog sie auch dem öffentlichen Leben ihre Aufmerksamkeit nicht, und obwohl sie aus den natürlichen Grenzen ihrer Sphäre nie heraustrat, überhaupt eine zu friedliebende Natur war um sich in den Streit der Parteien zu mischen, so hat sie doch bis in's letzte Jahr allen großen kirchlichen und politischen Fragen eine lebendig rege Theilnahme bewahrt. Die gewaltigen Wandlungen in der Geschichte der Gegenwart, welche in das letzte Viertel ihres Lebens fielen — wen hätten sie nicht erschüttern müssen! So großen Kummer sie aber empfand über den herrschenden Machiavellismus der Zeit, über die Verruchtheit der revolutionären Treiber und das erbärmliche Gewirre der Menschen, über die Untergrabung aller sittlichen Gewähren in Staat und Gesellschaft — Muth und Hoffnung blieben in ihr immer obenauf. Auch die Bedrängnisse der Kirche und des Papstes erfüllten sie wohl mit tiefer Betrübniß, aber ängstigten sie nicht. Sie hatte den rechten Maßstab und Trost für die Beurtheilung der Völkergeschicke. Als die Revolutionsstürme von 1848 — 49 wütheten und ihre Verheerung über Deutschland und Italien ausbreiteten, sagte sie: „Die Erfahrung aller Geschichte und der Trost ist: daß Gott die Menschen bis auf einen gewissen Punkt gerathen läßt, wo die Vollendung recht offenbar wird; dann aber mit mächtiger Hand das: Bis hieher! bezeichnet. Und wenn seine Kirche gerüttelt wird, ist es uns Allen heilsamer als auf weichem Ruhekissen liegen."

Ebenso hielt sie in den letzten drangvollen Jahren ihre Zuversicht aufrecht. Bei dem Passionsspiel in Oberammergau, dem sie im J. 1860 beiwohnte, dachte sie an „das grandiose Passionsspiel unserer Zeit." „Es liegt etwas so furchtbar Großes in den jetzigen Weltereignissen", schrieb sie an ihren Freund in Frankfurt, „daß aber auch zugleich etwas Erhe-

bendes das Gemüth erfüllt, was über das kleine Erdenleben hinüberträgt. Wie hat sich doch schon das Bild des heiligen Vaters so ernst vergeistigt, daß man schon die Weihe des Martyrers herausfühlt. Wie viele werden ihm als Martyrer zu folgen haben! Ob wir den Sieg hier auf Erden erleben werden? — in meinem Alter ist eigentlich nicht daran zu denken; und dennoch erfüllt mich so oft eine innere Freudigkeit auf diese glorreiche Zeit. Aber ich sage mit Ihnen: die Hauptsache ist daß wir in den Himmel kommen; gebe es Gott!" Auch die jüngste deutsche Jammerzeit des vorigen Jahres lebte sie noch mit ihrer ganzen lebendigen Theilnahme durch. Sie nahm die furchtbare Katastrophe als schwere Prüfungen auch für ihre persönlichen Gefühle und Hoffnungen, und erkannte in ihr den Anfang zu noch größern. „Für mich", schrieb sie demselben Freunde, „ist das Hoffen auf irgend eine Zukunft nun vorüber; für dieses Leben darf ich mir keine Täuschungen mehr machen — aber Gottes Barmherzigkeit für den Einzelnen ist jedenfalls noch immer offen und groß, jedem zugänglich und jedem ersprießlich. Sie gehören jedenfalls zu den Jüngern und können noch ein künftiges Morgenroth für unser deutsches Vaterland ahnen. Der Schluß der jetzigen Katastrophe, so sehr er in bodenloses Verderben eilt, wird dennoch nicht zu dem Resultat gelangen, in den es der Fürst des Verderbens stürzen will. Gott steht denn doch über all dem; das ist auch sicher. Die Zukunft wird eine andere, ganz andere werden, wie wir sie weder errathen noch ahnen können; auch die Zukunft der Kirche. Aber sie wird Gottes seyn; das genüge uns."

Ihr Leben war der lichte Gegensatz zu der Zerrissenheit, Unruhe und hoffärtigen Eigensucht unserer Zeit. Sie bot den Augen derer, die um sie lebten, das Bild einer im Glauben gefesteten, selbstlosen, umfriedeten Menschenseele. Demuth, Gottvertrauen und Barmherzigkeit: in diesem Grund-Akkord bewegte sich ihr Tagesleben. Das Alter, das an guten Menschen auch die kleinen Mängel und Härten abstreift,

machte sie noch geduldiger, billiger, sanfter. Ihre Liebe zur Einfachheit ging im Verhältniß zu ihren Mitteln weit: im eigenen Haushalt wohlgeregelte genaue Sparsamkeit, in der äußern Erscheinung schmucklose, fast unansehnliche Schlichtheit. Aber von ihr gilt das Dichterwort:

„Sie sah den Segen ein, gering zu seyn.“

Indem sie sich selber versagte, gab sie mit vollen Händen der Armuth und der Noth, der Kunst und der Kirche. Mitten im Reichthum schien sie selbst ein Leben freiwilliger Armuth und Enthaltsamkeit zu führen. Sie bewegte sich in gemessenen, strengen Formen, aber die innere, sittliche und religiöse Harmonie verbreitete über ihr Seyn und Thun einen Schimmer von Liebenswürdigkeit, welcher immer der Abglanz reiner Güte und einer Frömmigkeit voll Demuth ist.

Abt Haneberg sagte in dem schönen Nachruf am Grabe der Seligen: „Sie schien in den letzten 23 Jahren ihres Lebens mit den frömmsten ihrer klösterlichen Freundinen und Töchter in Assisi wetteifern und sie übertreffen zu wollen — so geregelt, so unabläßig war ihr Gottesdienst; obwohl ihre Freunde wenig davon inne wurden. Wie viel sie in aller Stille hiefür gethan, ist jetzt erst nach ihrem Tode an den Tag gekommen.“ Es genügt hier wohl die Andeutung, daß sie im J. 1851 sich von der Oberin in Assisi die Tagesordnung des Klosters und die Reihenfolge der gewöhnlichen geistlichen Uebungen aufzeichnen ließ. Ihr religiöses Leben vereinigte sich gänzlich mit dem der Kirche; sie fühlte die bedeutungsvolle Schönheit und Symbolik der kirchlichen Fest-Ordnung, und schloß sich aufs innigste mitfeiernd an sie an. Zu diesem Zwecke hielt sie sich auch das Direktorium der Diöcese, und ihr liebstes Gebetbuch war das Missale. Ihre Sprachkenntniß kam ihr hiefür zu statten, indem sie zu den modernen Sprachen auch noch lateinisch gelernt und mit dem nöthigen Fleiß soviel sich angeeignet hatte, daß sie der

Kirchensprache mit Verständniß folgen konnte*). Ein Zimmer ihrer geräumigen Wohnung, mit dem herrlichen Altar von Eberhard (der „Triumph der Kirche"), war zu einer kleinen Kapelle eingerichtet und durch Verwilligung des Ordinariats mit einer Messelicenz begabt; am Jahrestag ihres Eintritts in die Kirche pflegte sie an diesem Hausaltärchen die heilige Communion zu empfangen; auch der selige Bischof Valentin von Regensburg hat einmal in der Kapelle Messe gelesen. Täglich widmete sie hier einige Zeit der Meditation und las aus der heil. Schrift. Die Lieblingsstätte ihrer gottesdienstlichen Andacht war das Herzogspital-Kirchlein, das sie zweimal des Tages, in der ersten Morgenfrühe und wieder gegen Abend besuchte. Auf dem Musikchor hatte sie seit Jahren ein unbemerktes Plätzchen inne, wo sie Tag für Tag, bei jeder Witterung und Jahreszeit erschien und ein paar Stunden dem Gebet oblag.

Mehr und mehr mit den Jahren zog sie sich von der Welt zurück und suchte das „Verborgenseyn in Gott." Der Heimgang so vieler Freunde und andere Erlebnisse traten als leise Mahnungen an sie hin, die in ihrem tiefen Gemüth nicht mehr verklangen. Sie erkannte darin einen neuen Grund, die gütige Führung Gottes in ihrem Leben bis an's Ende in Ergebung zu preisen. „Ich halte es", schrieb sie, „für eine große Gnade Gottes, daß er mich so langsam auf die ernste Stunde vorbereitet." Jahrelang zuvor rüstete sie

---

*) Cardinal Diepenbrock schrieb ihr einmal (1850) von einer Dame, welche sich mit der Erlernung der lateinischen (Kirchen-)-Sprache beschäftige, „ein würdiges Studium", und fügt dann in freundlichem Scherz hinzu: „Haben Sie es nicht auch einmal begonnen? Ich meine, Clemens erzählte mir einmal davon. Sie sind aber wohl nicht weiter gekommen, als bis zur mensa, und die mensa Domini genügt Ihnen mit Recht!" Sie ist indessen doch etwas weiter gekommen; in ihrem Nachlaß fanden sich verschiedene lateinische Uebungshefte von ihrer Hand, in Gesellschaft des biedern alten Bröder.

sich zur christlichen Bereitschaft für die letzte Fahrt und wünschte nur, daß es „ein gutes Sterbstündchen" werden möchte. Alle ihre zeitlichen Angelegenheiten hatte sie mit der gewohnten Pünktlichkeit bis in's Kleinste geordnet und nichts war vergessen; auch über ihr Begräbniß und den zu haltenden Gottesdienst hatte sie Bestimmungen gemacht. Die Anordnung über den letztern Punkt, mit kräftiger, schöner, freier Hand geschrieben, ist schon vom 7. Oktober 1865 datirt.

Am Feste der heiligen drei Könige 1867 war sie zum letztenmale in ihrem lieben Kirchlein am Herzogspitale. Nur wenige Wochen zuvor hatte sie zu kränkeln angefangen, jetzt zeigte sich unerwartet ein Ansatz von Wassersucht. Die Kranke erkannte ihren Zustand mit christlicher Fassung, wenn sie auch noch nicht sogleich alle Lebenshoffnung aufgab. „Nun ist also meine Hauptaufgabe, daß ich mich füge und Geduld lerne; Gott wolle mir dazu behülflich seyn": so schrieb sie zu Ende Januar — es war ihr letzter Brief. Ihre Freundin Apollonia kam von Regensburg herbeigeeilt, und diejenige, die vor 23 Jahren an ihrer Seite gestanden als sie in den Schooß der Kirche aufgenommen ward, sollte nun auch an ihrem Sterbebette stehen. Die Kranke wünschte, daß die Freundin eine Woche bei ihr bliebe, und gerade nach einer Woche starb sie. Während ihrer kurzen Krankheit genoß sie noch einen besondern Trost an ihrem Hausaltare, an dem nun, zu ihrer großen innigen Erbauung, ihr würdiger Beichtvater mehrmals die heil. Messe celebrirte. Vom Eberhard-Altar aus, an dem sie einst das erste Bekenntniß ihres katholischen Glaubens niedergelegt, vor dem sie alljährlich diesen Freudentag in seliger Andacht wiedergefeiert — empfing sie jetzt auch die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Noch einmal wurde dann auf ihren Wunsch am Apollonientage (9. Februar) [illegible] dem K[illegible] die heil. Messe gelesen; es war die letz[illegible] hört[illegible] Vereinigung der beiden Freundin[illegible]amm[illegible] sich jetzt auf das Scheiden z[illegible]uf[illegible]

Als eines Morgens der Geistliche eintrat, breitete sie die Arme aus und rief: „Darf ich, darf ich nach Haus gehn?“ — Ja, der Schutzengel geht mit Ihnen und führt Sie in die Heimath! war die Antwort. Da schwieg sie, blieb in innerer Sammlung und redete überhaupt nur wenig mehr. Sie nahm noch an Allem Theil; wenn man betete, betete sie mit, blickte die ihr nahe kommenden freundlich an, dankbar für jeden Liebesdienst, blieb aber meistens still in sich gekehrt.

Am Tage vor ihrem Verscheiden raffte sie noch einmal ihre Kräfte zusammen, um mit mühsamer Anstrengung noch einige Wünsche kundzugeben, die letzten die sie für dieses irdische Leben hatte. Sie erinnerte sich eines trefflichen, ihr persönlich werthen Künstlers, von dem sie schon länger ein Bild gewünscht hatte, um es ihrer Sammlung einverleiben zu können; sie ließ ihm jetzt eine sehr beträchtliche Summe aushändigen für ein geschichtliches Bild, das für das Basler Museum noch gemalt werden soll. Auch die Zukunft ihrer Armen, die kleine Unterstützungen empfingen, beschäftigte sie; sie wünschte, daß diese Unterstützungen noch eine Weile fortgesetzt werden möchten, bis die Armen andere Wohlthäter gefunden haben können. Ihr letztes Gespräch bewegte sich um Jerusalem. Sie gedachte der Wächter beim heil. Grabe (vom Orden des heil. Franziskus) und des Sions-Vereins, denen sie beiden jährliche Gaben zufließen ließ und die sie auch jetzt nicht vergaß. So hatte dieses Leben den würdigen Schluß. Die letzte geistige Thätigkeit war, wie allezeit, auf Liebeswerke, auf Kunst und Religion gerichtet. Mit dem Blick auf Jerusalem und das Grab des Erlösers ging sie dem neuen Jerusalem entgegen. Ihr Ende war das Einschlummern eines Kindes. In der ersten Morgenfrühe des 12. Februar 1867 schlief sie ohne allen Todeskampf ein, sanft, still, friedevoll.

Ein Mann, der besonders im Vertrauen der Verewigten gestanden, sagte: „Nach ihrem Tode war ich Zeuge von vielen Thränen der Unterstützten und erhielt Kenntniß von wahrhaft fürstlicher Wohlthätigkeit, von der Niemand außer Gott

und die Armen wußten.“ Diese Thränen folgten ihr, mit all' den unzähligen die sie schon im Leben getrocknet. Am Nachmittag des 14. Februar bewegte sich ein langer Trauerzug, die Elite der katholischen Gesellschaft Münchens und eine Menge armer Leute, der Armenpflegschaftsrath vertreten durch den ersten Bürgermeister der Stadt, von dem freundlichen Eckhause der Karlsstraße nach dem Friedhofe, um der edlen Freundin der Kunst und der Armen das letzte Ehrengeleite zu geben; ihr langjähriger Freund, Herr Abt Haneberg, sprach den Segen der Kirche über ihre Ruhestätte, die nicht weit vom Grabe Möhlers liegt. Auf ihr Grab wünschte sich die Verewigte, auch darin sich selber getreu, nur ein ganz einfaches Kreuz von Stein, und auf den Sockel sollte, so lautete ihre schriftliche Anordnung, nichts als das Wort geschrieben werden: „Auf Gottes Barmherzigkeit vertraut die hier Ruhende.“ Gewiß das einfachste, aber durch Schlichtheit redende Zeichen von einem Daseyn, dessen innerster Kern Demuth und Gottvertrauen, dessen äußere Bethätigung die lautere Barmherzigkeit gewesen. Auch auf sie darf mit Zuversicht das Wort angewendet werden, das Brentano einst einer andern dahingeschiedenen Freundin in jenem schönen Requiem nachgesungen, wo er sagt:

„Der dem Alles wir bereiten
Was den Armen wir erweisen,
Hat in den acht Seligkeiten
Ihr Barmherzigkeit verheißen“.

Der edle Sinn, der sie durch ein Leben von siebzig Jahren geleitete, lebt auch in ihren Vermächtnissen fort. Die Hälfte ihres bedeutenden Verm[illegible] die Verewigte [illegible]lthätigen und kirchlichen Zwecken [illegible]amen[illegible] und Krankenanstalten, und [illegible]izeri[illegible] weise ihre Heimath [illegible]ste [illegible] Frcs.) ist dem Bisch[illegible] Ihre Kunstschätze [illegible] Museum einverle[illegible]

getragen und das sie schon bei Lebzeiten im ächten Patrizier-sinne reich bedacht hatte.

In diesen kirchlichen und Kunststiftungen hat sich Emilie Linder ein Denkmal gesetzt, das ihr Andenken im Segen erhalten wird; und dieses Ehrenmal ist nur der Grenzstein einer Lebensbahn, die mit Werken der Charitas dicht bezeichnet ist. Wahrlich ein inhaltreiches, stätiges, vom Anfang bis zum Ausgang harmonisches Leben!

Wer in trüben wirren Tagen das Bild einer ächten, durch das Christenthum veredelten und verklärten Humanität sucht, werth einem jüngern Geschlecht vergegenwärtigt zu werden, wird mit ruhiger Zuversicht auf das Leben der heimgegangenen Emilie Linder hinweisen dürfen und sagen: es war ein edler, uneigennütziger, ganzer Charakter, ein Gemüth von seltener Reinheit und Innigkeit; es war eine schöne, lautre Seele, die ihren Glauben durch die Liebe bewährte.

LVI.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

Frankfurt 7. Mai 1867.

I. Die Krisis der jüngsten Tage.

Kann man nur warten, so mildert sich die heftigste Erregung. Die schwerste Wunde brennt nicht ohne Unterlaß; im gesunden Körper ist die Heilung gewiß und wir kehren zu den gewohnten Bahnen des Lebens zurück, auch wenn wir einen Arm verloren haben oder ein Bein. Die Gewohnheit ist gar mächtig, besonders bei alten Leuten. Nach vielen Hin- und Herzügen hab' ich mein Nestlein wieder aufgesucht und ich habe wohl daran gethan; denn der Winter hat einen schweren Tribut von mir erhoben. Ich fühle mich wieder gesund, aber ich bin älter geworden. — Zurückgezogen, fast einsam, seh' ich nur einige der Freunde, die vorerst noch aus-

harren wollen; kein widerwärtiges Verhältniß tritt an mich heran, keine unangenehme Verpflichtung unterwirft mich einem verhaßten Zwang und so leb' ich ungestört in der preußischen Provinzialstadt. Ob ich hier bleiben oder ob ich meine Heimath an anderm Orte oder gar in anderem Lande suchen werde? ich weiß es nicht; jedenfalls denk' ich an einen ruhigen Sommer=Aufenthalt.

Wie Jeder, so hab' auch ich mir schöne Jugend=Ideen gebildet; im kräftigen Mannesalter habe ich sie gepflegt; ich habe für sie gearbeitet und wohl auch gelitten; sie haben den langen Tag meines Lebens begleitet und nun der Abend herannaht — sind sie untergegangen. Einst in dem herbsten Seelenschmerz hab' ich mir die Ergebung abgerungen die da spricht: „Herr, Dein Wille geschehe"; ich hab' mich jetzt überwunden, ich kann sagen: der Erfolg ist auch Gottes Fügung, ich kann sagen: durch Thatsachen verkündet die Weltregierung ihre Beschlüsse; gegen diese sich auflehnen ist Thorheit. Was ich jemals von Unglück erfahren: es hat in seinen Folgen sich zum Guten gewendet, und so hoffte ich nun auch von der neuen Gestaltung der Dinge. Ein demüthiges Vertrauen ist mir wiedergekehrt; aber die Politik hatt' ich für immer verschworen.

Da kömmst Du nun und meinst: Du müssest mich herausreißen aus meiner Apathie; meinst: Du müssest den alten Kriegsknecht wahren gegen Stumpfheit des Gefühles und gegen Lähmung des Geistes und zu diesem End' bezeichnest Du mir eine ganze Reihe von Dingen zu freundlicher Besprechung. In fester Disciplin alt geworden und an Gehorsam gewöhnt, habe ich eine gute Anzahl von Gegenständen zu gelegentlicher Erörterung mir ausgesucht, aber siehe! da ist die Luxemburger Geschichte dazwischen getreten und die Besorgniß vor einem großen Kriege hat alle anderen Fragen von Deiner Liste gestrichen.

Wird der Krieg ausbrechen? Diese Frage sollte der Soldat dem Diplomaten stellen und nicht der Diplomat dem alten Soldaten. Der Diplomat sollte beurtheilen können, ob der Streit eine friedliche Ausgleichung gestatte oder ob hinter dem herbeigezogenen Vorwand ganz andere Ab

oder ob endlich die ganze Geschichte eine Comödie ist, ähnlich der Belagerung von Antwerpen, welche, Du weißt es besser als ich, auch eine Conferenz zu London im J. 1832 in Scene gesetzt hat. Ein Menschenalter ist seitdem verflossen und wieder soll eine Conferenz zu London die Beschlüsse der Erdengötter niederschreiben; heute soll sie zusammentreten und vielleicht wirst Du die Beschlüsse in den Zeitungen lesen, ehe Du diesen meinen Brief geöffnet hast. Ich schreib' ihn aber doch, diesen Brief, denn kömmt er später als die Telegramme von London oder Paris, so nimm ihn als eine einfache Beurtheilung dessen, was die bevorrechteten Inhaber der europäischen Staatsweisheit haben verhandeln und aussprechen müssen.

Setzen wir voraus, die Luxemburger Sache allein sei die schwebende Frage. Preußens Besatzungsrecht ist mindestens sehr zweifelhaft und Frankreich ist in der Sache noch immer nicht gebunden. Die Festung Luxemburg ist vielleicht ein strategischer Punkt, aber die Bedeutung desselben wird von beiden Seiten übertrieben. Wird das Großherzogthum unter Garantie der Mächte als neutraler Boden erklärt, so hat Frankreich, auf seiner nordöstlichen Gränze durch ein sehr entwickeltes Befestigungs-System gedeckt, mehr gewonnen als es billigerweise fordern konnte. Wird durch die Schleifung der Festung Luxemburg eine Lücke in das preußische Vertheidigungs-System gerissen, so kann der norddeutsche Bund auf seinem eigenen Boden einen neuen Waffenplatz bauen, groß und mächtig für Vertheidigung und Angriff und er würde dafür immer nur einen sehr kleinen Theil dessen ausgeben, was der glücklichste Krieg verzehrte und zerstörte.

Allgemein sagt man, das französische Kaiserreich bedürfe eines Krieges um sich zu halten; ich aber kann diese Nothwendigkeit nicht einsehen. Napoleons Stern ist auf absteigender Bahn, aber er hat noch ein gutes Stück zurückzulegen bis zu dem Punkte, in welchem er aus unserm Gesichtskreis verschwindet. Keine menschliche Anstrengung kann die wahre Bewegung vollkommen einstellen, und ob verzweifelte Mittel einen scheinbaren Rücklauf zu bewirken vermögen: das,

mein Freund! das ist eine schwierige Frage. Würde ein großer Krieg glücklich geführt, so käme der Jubel des Erfolges dem Feldherrn zu gut, welcher den Sieg erfochten; die Nachwehen aber würden immer auf die Rechnung des Kaisers geschrieben. Käme auf französischem Boden der Kampf zur Entscheidung und gewännen die Deutschen den Sieg, so wäre der Imperator die Ursache der Demüthigung, der Greuel und der allgemeinen Zerrüttung. Sieg oder Niederlage — beide brächten das Kaiserthum dem Untergange näher. Das wissen die Republikaner und die Orleanisten recht gut und deßhalb sind sie es, welche die Bevölkerung hetzen. Sollte der Kaiser allein es nicht wissen? Kann man jetzt schon von ihm sagen: Quem Deus perdere vult, prius dementat?

Für einen großen Krieg ist Frankreich noch nicht gerüstet: es hat noch lange nicht die neue Bewaffnung zu Stande gebracht und die neue Organisation des Heeres hat es noch nicht einmal begonnen. Preußen steht darum besser; denn mit seinen Bundesgenossen könnte es jetzt wohl eine überlegene Streitmacht aufstellen. Preußen könnte furchtbare Stöße führen, aber Preußen könnte nicht lange Zeit einen großen Krieg aushalten, selbst wenn dieser in Feindesland sich selbst ernährte. Die Franzosen mögen den Krieg und dessen Urheber verwünschen; hat aber der Kampf einmal begonnen, so haben alle Parteien und alle Klassen nur eine Meinung und nur ein Gefühl, und der französische Nationalsinn ist zu den größten Opfern bereit. Ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich wäre in kurzer Zeit nur dann beendet, wenn jenes schnell niedergeschlagen würde. Noch ist die preußische Macht, noch ist der norddeutsche Bund nicht gefestet; die Fugen des neuen Gebäudes würden brechen, wenn sein Boden erschüttert würde von den französischen Geschützen. Preußen darf nicht auf eine unsichere Karte setzen, was es so glücklich errungen.

Wegen dem Ländlein Luxemburg und wegen dem Besitz der Festung kann von beiden Mächten kei[illegible] den Kri[illegible] wo[illegible] dessen Ausdehnung und Wechselfä[illegible] [illegible]erechn[illegible]

entziehen. Gibt es Wahrscheinlichkeiten, so haben sie gleiche Werthe für beide; für keine der beiden Mächte besteht eine Nothwendigkeit des Krieges; für beide besteht vielmehr die Nothwendigkeit des Friedens.

Stände wirklich die Ehre der Nationen in Frage, so wäre ich der Letzte der da betete für die Erhaltung des Friedens. Ich sage nicht allein „der deutschen Nation“; ich sage „der Nationen“; denn eine Verletzung des französischen Ehrgefühles müßte, wenn jetzt nicht doch später, Europa in Flammen setzen und der einfachste Rechtssinn fordert, daß man für Andere das achte, was man für sich selber als heilig erkennt. So in den Beziehungen der Völker, wie in dem Verkehr der einzelnen Menschen. Noch ist die National-Ehre auf keiner Seite berührt; die vorgeschlagene Ausgleichung ist nur ein Compromiß über ein streitiges Recht, ein Compromiß durch welchen das vernünftige Interesse eines jeden Theiles gewahrt wäre und mit diesem auch dessen Ehre.

Wohl ist mancher Plan des Imperators gescheitert, und wohl hat Napoleons Politik sehr bedeutende Niederlagen erlitten, aber nicht die zahlreichen Mißgriffe und nicht deren natürliche Folgen haben Frankreichs Ehre geschädiget. Die Franzosen, wer wird es nicht begreifen, sind mit vollem Recht von den politischen Fehlern ihres Herrschers geärgert; sie mögen grimmig seyn über die überlegene Schlauheit des pommer'schen Grafen und es mag sie gewaltig stacheln, daß der jüngste und der größte Waffenruhm gerade den Preußen geworden. Aber um der „idées napoléoniennes“ willen werden die Franzosen nicht des Krieges furchtbare Greuel in die europäischen Länder werfen, und eine wenn auch berechtigte Erregung wird sie nicht so weit treiben, daß sie ihre eigenen Geschicke den unberechenbaren Wechselfällen eines Krieges anheim stellen. Ein wirklich reicher Mann verachtet die Prahlereien, welche dem Schwindler nothwendig sind. Die ganze Welt kennt Frankreichs wirkliche Macht, die ganze Welt kennt den thatkräftigen Sinn der Nation und die Eigenschaften ihres Heeres; das gerechte Selbstbewußtseyn dieser Nation kann nicht so sehr sinken,

daß sie die Meinung einer kriegerischen Ueberlegenheit mit dem Blut ihrer Söhne erkaufen wollte und mit dem Verderben blühender Länder.

Geschichtlich, sagt man, gehöre Luxemburg zu Deutschland; darum ist es Bundesland geworden und durch Auflösung des Bundes ist wohl das conventionelle, aber nicht das nationale Besitzrecht erloschen. Besteht ein solches Recht, so mußte es in viel höherem Grade gelten für Mailand. Dieses Mailand ist früher ein Reichslehen gewesen, viel deutsches Blut ist vergossen worden für dessen Erwerbung und Erhaltung und nach obiger Anschauung macht es keinen Unterschied, daß es in das Gebiet des deutschen Bundes nicht aufgenommen worden ist. War es doch in dem Besitz eines Bundesfürsten. Die alte Besitzung der deutschen Nation ist mit Waffengewalt angegriffen und erobert worden und Deutschland und Preußen haben keinen Finger gerührt und die großen Patrioten von heute haben nicht eine einzige ihrer großen Redensarten verwendet. Der Wiener Congreß hat Luxemburg zum Großherzogthum gemacht, hat dieses dem König der vereinigten Niederlande geschenkt und das naturwidrige Verhältniß macht sich nun geltend. Preußen kann dem Haus Oranien das vollgiltige Besitzrecht nicht bestreiten, es will sich nur allein das Recht der Besetzung des Waffenplatzes erhalten, welcher zu seinem Vertheidigungssysteme gehört. Und nun wird geschrieen, als ob Deutschland vollkommen wehrlos wäre, wenn preußische Pickelhauben nicht mehr die Werke der Festung Luxemburg bewachen. Was ist dieses Luxemburg gegen Venetien? Die prachtvolle Besitzung des ersten Bundesfürsten, das ausgedehnte Befestigungssystem, die großartige Schutzanstalt für das südwestliche Deutschland — Alles ist verloren, verloren durch Preußens Uebereinkommen mit dem französischen Imperator, verloren durch Preußens Bündniß mit Italien. Und man hörte nur gemeinen Hohn und kriechendes Jubelgeschrei von den Leuten, die jetzt sagen: „man müsse mit dem Blute nicht geizen", man müsse kein Opfer scheuen, um „das protestantische Kaiserthum" mit seinem Cäsarismus zu gestalten.

Doch seien wir billig; frühere Sünden rechtfertigen nur selten die spätern Fehler, und es ist erfreulich, daß die Deutschen jetzt sich für die Erhaltung nationaler Gerechtsame erhitzen. Ich verehre das Gefühl, wo es ein wahres ist. Aber ich fordere auch, daß es die rechten Dinge ergreife zu rechter Zeit. Wenn die Franzosen ein Stück wirklich deutschen Landes, wenn sie den Besitz von Landau, wenn sie den Abzug der Preußen aus Mainz verlangten, wenn sie Einsprache erhüben gegen die Besetzung von Rastatt oder Ulm durch andere als badische oder württembergische Truppen: dann stünde die Ehre der Deutschen in Frage, dann müßten wir uns schlagen bis zum letzten Mann; wir müßten schlagen auf jegliche Gefahr. Für Luxemburg besteht ein weitaus anderes Verhältniß. Die Frage mag die besonderen Interessen der preußischen Regierung berühren, aber die Interessen der preußischen Regierung sind noch immer nicht die Ehre der deutschen Nation. Die politische National-Ehre ist ein vortreffliches Schlagwort und der Graf Bismark hat es auch sehr gut verwendet in dem Reichstag und außerhalb desselben. Dieser Graf Bismark jedoch ist nicht der Mann, der alle Errungenschaften des vorigen Jahres und vielleicht noch mehr einsetzt für eine gemachte Ehrensache des Vaterlandes, welches er selber zerrissen und keineswegs wieder hergestellt hat durch den norddeutschen Bund.

Viel weniger noch als die Herrscher haben die Völker vernünftige Gründe für einen großen Krieg. In Frankreich hat man einen Theil der Bevölkerung zum Kriegs-Geschrei gehetzt; die Umgebung des Imperators war dieser Hetzerei nicht fremd geblieben. Der besitzende, der intelligente, der bessere Theil der Nation hat sich der Wühlerei entgegengestellt und jetzt schon ist das Geschrei verstummt, allerorten erheben sich Stimmen des Friedens und die künstliche Aufregung hat sich gelegt. Wie weit der Imperator auch gegangen, sein Rückzug wird ihm nicht schaden. Die allbekannte National-Eitelkeit der Franzosen tödtet nicht die edlen Gefühle und diese genehmigen es, wenn man die Mäßigung, die Menschlichkeit und die Gerechtigkeitsliebe der Nation und ihrer Re-

gierung dem zweifelhaften Glanz der Waffenthaten voranstellt. Muß aber der Ehrgeiz der Generale und die Kriegslust der Soldaten dem Imperator mehr gelten als die wohlbegründete Meinung der Nation, so steht er unter der Herrschaft der Prätorianer und er geht dem Untergange entgegen — mit Krieg oder ohne Krieg.

Die Deutschen sind in den Kriegsschwindel gezogen worden von dem Geschrei der Franzosen und mehr noch von den Wühlereien gewisser Parteien. Die ungeheure Mehrheit der Nation würde den Krieg nicht fürchten, sie würde ihn, hätte er einmal begonnen, wohl sehr mannhaft führen, aber sie wünscht die Erhaltung des Friedens. Das deutsche Heer würde sich vortrefflich schlagen und die Franzosen würden blutig erfahren, daß ihre kriegerische Ueberlegenheit keineswegs so sicher und gewiß ist, als sie wohl meinen. Andererseits jedoch würden die preußischen Landwehrmänner nicht ungehalten seyn darüber, daß im J. 1867 der Waffendienst sie nicht wieder entfernte von Herd und Beruf, von Haus und Hof, von Weib und Kind.

England, Oesterreich und Rußland können durch einen Festlandskrieg jetzt noch wenig gewinnen, wohl aber sehr bedeutende Verluste erleiden und darum ist es mit ihrer Vermittelung Ernst. Ist sie aber Ernst, ist die Conferenz gebildet, um eine ehrliche Ausgleichung zu bewirken, so werden keine Zwischenfälle eintreten oder sie werden leicht beseitigt und der bewaffnete Friede wird Europa erhalten werden. Wird aber eine Comödie aufgeführt, um andere Absichten mit der Luxemburger Sache zu decken; soll der bewaffnete Friede dem Imperator nur Zeit zur Vorbereitung des spätern Krieges gewähren: dann, dann mein Freund, hat Bismark vollkommen recht, wenn er der diplomatischen Comödie ein schnelles Ende macht und losschlägt, sobald er losschlagen kann.

So viel für heute, nach wenig Tagen werde ich wissen, ob ich schreiben soll von einem großen Weltbrand oder über den bewaffneten Frieden oder gar über die allgemeine Entwaffnung.

Dein N. N.

LVII.

Peter Cornelius.

Ein Künstlerlebensbild.

Als Cornelius, der Chorführer im großartigen Drama der modernen Malerei, zum letztenmale aus Rom heimkehrend seine alten Freunde in München besuchte, wurde er von einem seiner ehemaligen Genossen und Verehrer um die Erlaubniß gebeten, über sein reiches Leben und Wirken der Welt Mittheilungen machen und seine Correspondenz veröffentlichen zu dürfen. Aber der Meister in seiner anspruchslosen Bescheidenheit lehnte das Verlangen entschieden ab; indem er bemerkte: „Laßt mich jetzt noch in Ruhe! Wenn ich einmal heimgegangen, könnt ihr thun und schreiben was ihr wollt!“ Dieses betrübende Ereigniß ist nun wirklich eingetreten. Cornelius ist wirklich heimgegangen zum himmlischen Jerusalem, das er als Seher mit so ergreifenden Zügen zu schildern gewußt hat.

Da regen sich nun bereits allerorts Hände, um dem großen Meister ein literarisches Denkmal zu setzen, wie es jetzt auch nach seinem eigenen Ausspruche erlaubt ist. Gar Viele im Norden und Süden des deutschen Vaterlandes sind bemüht das Lebensbild des Meisters zu entwerfen, alle seine

Schöpfungen aufzusuchen, zu schildern und neuerdings künstlerisch zu würdigen. Nachdem der befruchtende Nil dieses überreichen Lebens abgelaufen, hat es einen hohen Reiz, nachträglich seinen Lauf zu verfolgen, den Nilmesser aufzustellen und so den Segen zu ermessen, den dieses Leben für das Reich der Kunst und damit für die Cultur der Menschheit überhaupt gebracht hat.

Da ist es nun wohl auch billig, daß wir in München des unsterblichen Mannes gedenken, dessen sterbliche Hülle sie in Berlin in das Grab gesenkt haben. Denn Er war unser, können wir mit vollem Rechte mit dem Dichter sagen. Cornelius ist unser. Denn durch die Berufung nach Bayern wurden die bisher durch Enge der Verhältnisse gebundenen Flügel des Adlers freigemacht. Durch die monumentalen Aufgaben, die König Ludwig ihm gestellt, ward ihm erst der Aufflug zur Sonnenhöhe des künstlerischen Wirkens ermöglicht. In München hat Cornelius seine besten glücklichsten Mannesjahre verlebt, hier hat er seine vollendetsten, geistvollsten Gebilde geschaffen, hier hat er seine epochemachende Kunstschule gegründet, hier leben noch seine ältesten Freunde und Mitkämpfer, Ringseis, Schlotthauer und Zimmermann, hier weilt noch eine reiche Schaar treuer Schüler und Verehrer.

Dagegen hat Berlin weit weniger Anspruch auf den Meister. Er siedelte dahin erst über in einem Alter von siebenundfünfzig Jahren und verlebte dort sein spätes Mannes- und sein Greisenalter. Wenn er auch daselbst Werke geschaffen welche durch Erfindungsfülle, Grandiosität und Formenreichthum zeigen, daß er die Frische der Jugend mit der Geistesreife des Alters vereinigte, so wurde ihm doch keine Gelegenheit gegeben, diese Entwürfe auch in Wirklichkeit auszuführen. Weder der projektirte Dom noch der Campo santo, für deren Schmuck jene Schöpfungen des Meisters bestimmt waren, wurden vollendet. Vom Campo santo stehen die kolossalen Mauern als Ruinen da. Man verwendete hunderte

von Millionen auf zerstörende Kriegsmaschinen und Rüstungs-Objekte, auf Gußstahlkanonen und Zündnadelgewehre, aber für die erbauenden Werke des Friedens, für den Bau eines großen Domes in Mitte der kleinen Kirchen von Berlin fand man bisher nicht die nöthigen Mittel! Selbst die unvergleichlichen Münchener Cartons des Meisters, eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung und des Genusses, liegen in Berlin noch immer in Kisten verpackt und sind unsichtbar, weil man keine Kunsthalle zu ihrer Aufstellung zu bauen im Stande war. Endlich vermochte Cornelius sowenig wie Schelling in Berlin eine Schule zu gründen. Bei der fast ausschließlichen Verstandes-Entwicklung, bei dem vorwiegend kritischen Geiste und dem häufig geradezu abstoßenden Selbstbewußtseyn der Bewohner Berlins erklärt sich leicht, wenn von Bildung einer Schule dort nicht wohl die Rede seyn kann. Denn diese setzt liebende Hingabe an eine fremde Autorität, Demuth und begeistertes Eingehen in die Ideen eines Meisters voraus.

Darum haben wir Bayern also mehr Recht den Cornelius den Unsern zu nennen und sein liebes Bild uns in das Gedächtniß zurückzurufen. Das ist der Zweck dieser Zeilen. Sie sollen nicht eine erschöpfende Biographie geben, auch nicht eine eingehende Würdigung all seiner Schöpfungen. Solche Versuche sind schon öfters gemacht worden, so von Raczynski*), E. Förster**), Görling***), von Nagler und Klunzinger†), von Wolzogen††) und besonders von H. Riegel, der seit drei Jahren in engerem Verkehre (als Sekretär) mit Cornelius stehend, dessen Lebensbild mit großem Fleiße, mit vielem Geschicke, mit feinem Geist und mit auf-

*) Histoire de l'art moderne en Allemagne II. Deutsch von Hagen.

**) Geschichte der deutschen Kunst, IV. 199 ff.

***) Geschichte der Malerei. Leipzig, Seemann 1866. S. 218 ff.

†) Vergl. deren Künstlerlexika beim Artikel: Cornelius.

††) Peter v. Cornelius. Berlin, Dunker 1867. Geistreiche Salonkritik der Werke des Meisters.

richtiger enthusiastischer Verehrung gegen den Meister entworfen hat*), wenn er auch etwas überschwänglich scheint und zur Beurtheilung des religiösen Elementes im Charakter des Cornelius und seiner Schöpfungen nicht befähigt war.

Was ich hier gebe, ist nur ein Croquis, wie es der Architekt liebt, eine bloße colorirte Umrißzeichnung, wobei ich einige Striche, Lichter und Farben andeute, welche in den bisherigen Lebensbildern vergessen oder nicht verstanden wurden. Es ist also auch eine Art Nachlese zu dem, was bisher über den Meister geschrieben ist. Besonders möge mir gestattet seyn, das religiöse Moment im Leben und Schaffen des Meisters zu beleuchten, da gerade über diese Seite die seltsamsten Nachrichten und Urtheile**) laut geworden. Denn es gehört wie es scheint leider bereits zur fortgeschrittenen Bildung unserer Zeit, in religiösen und christlichen Dingen möglichst unwissend zu seyn. Und Erdmann in Halle hat nicht mit Unrecht geäußert: Bald wird es so weit in unserer Zeit gekommen seyn, daß wer etwas recht Originelles, Neues, Unerhörtes mittheilen will, eine Stelle oder Geschichte der heil. Schrift anführen muß.

Cornelius hat sich selbst lange mit dem Gedanken getragen, seine Memoiren zu schreiben. Davon zeugen einige seiner Briefe. So schreibt er in einem Schreiben von München aus an Fräulein E. Linder in Basel (12. Februar

---

*) Cornelius, der Meister der deutschen Malerei. Hannover, C. Rümpler 1866. Mit Porträt und Verzeichniß aller bekannten Werke des Meisters.

**) Man vergleiche nur, wie Förster (IV. 295) über das „ewig gegenwärtige" Gericht der Ludwigskirche, wie Riegel über das Gericht, den Teufel, die Ewigkeit der Höllenstrafe (S. 363), über Altkatholiken zu denen er Sailer, Cornelius und Döllinger rechnet, und über Ultramontane faselt die nicht Christen, sondern Katholiken und dann Hyperkatholiken seyn wollen!! u. dgl. Hermann Grimm hält sich doch gleich für incompetent über solche Fragen zu urtheilen. Essays. Berlin 1865.

1832): „Hätte ich jetzt mehr Muße, so würde ich ein altes Projekt, meine Lebensgeschichte nach Art mancher französischer Memoiren in Briefform und an Sie gerichtet, nun ausführen, und wenn vor der Hand daran nicht zu denken ist, so gebe ich den Gedanken selbst nicht auf." Und auch in Briefen an Schlotthauer erwähnt er, Fräulein E. Linder werde in seinen Memoiren eine bedeutende Rolle spielen, da sie ihm immer Credit gebe bloß auf seine Treue und sein Gewissen hin, auf welche Hypothek ihm ein Jude keinen Kreuzer borgen würde.

Leider kam Cornelius bei der Fülle von Arbeiten, die ihm stets oblagen, und bei seiner Tintenscheue, die er fast in jedem Brief erwähnt, niemals dazu, diesen Gedanken auszuführen. Wir sind also genöthigt, aus dem großen Buche seiner Kunstschöpfungen, aus den Erinnerungen seiner Freunde und aus seinen eigenen Briefen, deren uns eine große Anzahl vorliegt und durch die er nach seiner eigenen Erklärung seine besten Freunde wie durch ein Schlüsselloch in sein Herz gucken läßt, sein Lebensbild zusammenzustellen.

I. Kindheit und Jugend.

Peter Cornelius erblickte das Licht der Welt am 24. Sept. 1783, an einer berühmten Stätte alter und moderner Kunstübung, nämlich in Düsseldorf. Dort war ja durch die Kunstliebe der pfalzbayerischen Fürsten seit Langem jene Sammlung von Gemälden und Abgüssen von antiken Skulpturen entstanden, welche unter dem Namen der Düsseldorfer Gallerie bekannt, dem Fürstenhause später nach München nachgefolgt ist. Auch eine Kunstschule war schon im vorigen Jahrhundert mit dieser Gallerie verbunden worden.

Der Vater Alois Cornelius war als Inspektor an der Gallerie und zugleich als Zeichnungslehrer an der Kunstschule angestellt. So umgab den Knaben von Kindheit auf gleichsam eine künstlerische Atmosphäre. Es geht die Sage,

daß schon der kleine Peter oft nur dadurch bei Anfällen der Mißlaune und der schreienden Unruhe beschwichtigt werden konnte, daß die Mutter das Kind auf ihren Armen in den Antikensaal trug, wo die ernsten, geisterhaften Götterbilder den Kleinen bald seines Schmerzes vergessen machten. Und wenn es auch nicht historisches Faktum seyn sollte, so ist es doch poetisch wahr und charakteristisch, was sein Vetter Peter Cornelius, ein bedeutender Musiker, jetzt in München, vom Knaben Cornelius in folgenden Versen gesungen hat:

Ich hört' einmal in froh bewegter Stund'
Den Lebenszug aus deinem eignen Mund:
Du warst nur noch ein Knabe zart und klein,
Bei deiner Mutter kehrten Freunde ein.
Und wie in Scherz und Ernst die Rede lief
Der Freunde einer zu sich her dich rief,
Hielt dir ein Geldstück nagelneu und licht
Und schwarze Kreide lächelnd vor's Gesicht,
Und sprach: Nun Pitterchen, nun wähle hier,
Was du am liebsten willst, das geb' ich dir.
Du aber nahmst die Kreid' ihm aus der Hand,
Und liefst und maltest eifrig an die Wand.
So oft mir's einfällt, rührt mich tief mit Lust
Der Trieb des Genius in des Knaben Brust!

Wie bezeichnend ist dieses Geschichtchen! Denn der treffliche Mann hat wahrlich sein Leben lang nicht nach dem blinkenden Golde gelangt, er hat den Mammon wenig beachtet; die Kreide, das Instrument seiner Kunst, und die Kunst selbst lockte ihn an mit unwiderstehlichen Reizen. Peter wuchs heran in der frommen, strengkatholischen Familie seiner Eltern und bewahrte von da immer den naiv kindlichen Glauben bis zu seinem Lebensende. Von den Glaubensgegensätzen oder den Zweifeln und Einwürfen der modernen Philosophie gegen den Glauben war damals in den Familienkreisen des Rheinlandes noch wenig bekannt *).

*) Man vergl. hierüber den schönen Bericht des Johannes Laicus in seinem Büchlein: Aus der Kindheit. S. 111.

Cornelius hat auch später nie ein philosophisches Buch gelesen, wie er selber bekannte. Solche Werke waren dem Künstler schon wegen ihrer Abstraktion und Unbildlichkeit zuwider.

Was den Schulunterricht betrifft, so war auch dieser noch ziemlich kurz und einfach. Peter Cornelius besuchte höchstens vier Jahre die Elementarschulen seiner Vaterstadt, wie sein Schulkamerad Clemens Zimmermann noch bezeugen kann. Er machte nie besondere Fortschritte, im Gegentheil lernte er nie orthographisch schreiben. Seltsame Erscheinung! Cornelius, der so tief dachte, so Herrliches geschrieben, der so glänzend aus dem Stegreif zu sprechen vermochte, konnte so wenig wie Napoleon I. je eine Zeile schreiben ohne Fehler gegen die Rechtschreibung zu begehen*)! Aber vielleicht trug gerade jene Freiheit vom langen Schulzwang zur spätern Geistesgröße des Künstlers bei. Gerade dadurch, daß der Knabe nicht einige Lustren hindurch auf die Schulbank gedrängt und mit tausenderlei unnützen Wissensdingen angefüllt wurde, bewahrte er vielleicht jene Naturwüchsigkeit, jene gesunde Frische des Geistes und Körpers, jene Reinheit der Phantasie, jene Geradheit des Sinnes und Charakters, die ihn später zu seinen großartigen Schöpfungen befähigten.

Auch in der Lieblingswissenschaft der Neuzeit, in der Mathematik, brachte er es nie viel über die vier Species hinaus. Er pflegte daher von einem Idioten in der Kunst auch später in seiner drastischen Weise zu sagen: „Der Kerl versteht von der Kunst so viel als ich von der Algebra!" Dagegen trat schon in der Elementarschule sein eigenthümliches Talent auch unzweifelhaft hervor. Wenn der Religionslehrer die Geschichten des alten Testamentes erzählte,

*) König Ludwig I. las immer mit Vergnügen die Briefe, welche Cornelius nach München an Freunde schrieb und äußerte sich einmal: Seltsam! Cornelius kann nicht correkt schreiben, und doch sind seine Briefe so interessant, daß man sie drucken sollte.

so stellten sich diese dem Knaben alsbald plastisch vor Augen, und zu Hause schnitt er diese Scenen und Personen in schwarzem Papier mit einer Geschicklichkeit aus, daß man sie allgemein bewunderte *). Viel war er auch schon als Knabe im Atelier des Vaters, der Altarbilder und Porträts malte, er reinigte ihm die Pinsel, trug Farben zu und verrichtete andere kleine Dienste. Bald durfte er auch die Zeichnungsschule des Vaters besuchen. Und nachdem er dort die Elemente der Kunst rasch sich angeeignet, gab ihm der Vater die Kupferstiche Volpato's nach den Compositionen von Raphael als Vorlagen. So übte sich Auge und Hand des Knaben frühzeitig an den unsterblichen Werken des Malerfürsten von Urbino. Zu gleicher Zeit besuchte er fleißig die Gemäldegallerie, in welcher besonders des Rubens lebenstrotzende, feurige Bilder seine Phantasie anregten. Cornelius copirte später selbst mehrere dieser Gemälde des Rubens, so noch im J. 1805 vor dem Abgang der Sammlung nach München jenes treffliche Bild das die Jagd der Diana mit Nymphen vorstellt, und dem er auch in der leuchtenden Farbe so nahezukommen wußte, daß man Original und Copie fast nicht zu unterscheiden vermochte **).

Bald darauf ging der junge Peter an die Kunstakademie selbst über. Dieser stand damals der noch ganz in den griechischen Klassicismus verrannte, übrigens treffliche Peter Langer als Direktor vor. Mit unsäglichem Fleiße setzte hier Cornelius seine Studien fort, besonders nach den Antiken, welche in der Sammlung vorhanden waren. Doch scheint es, er habe schon damals für die in Deutschland eben erwachte christlich-nat[illegible] romantische Richtung mehr Neigung gehegt, als für da[illegible] kalte Nachahmen der antiken Kunstwerke.

---

*) Direktor Cl. Zimmermann erinnert sich [illegible] schnittbilder.

**) Nach dem Zeugniß von Cl. Zimmerman[illegible] lius damals sah.

Aber gerade dieser Umstand drohte seinem Lebensgange eine unselige Wendung zu geben. Als der Vater Alois Cornelius im J. 1799 gestorben war, nahten der Familie, welche fünf Mädchen und zwei Jünglinge umfaßte, herbe Nahrungssorgen. Die gute Mutter verzagte fast, für diese Schaar das Brod und die Kosten der Erziehung aufzutreiben. Da gab Direktor Langer, mißkennend das Genie des Jünglings, der Mutter den Rath, den Peter dem Goldschmiedgewerbe zuzuwenden. Da fände er rascher sein Brod, Maler gebe es ohnehin schon in Fülle. Cornelius hatte also dasselbe Schicksal von seinen Vorgesetzten verkannt zu werden, wie Carstens in Kopenhagen, Schwanthaler in München. Sie alle wurden als wenig befähigt für die Kunst bezeichnet.

Aber das Mutterauge sah schärfer, als das Auge des gelehrten Fachmannes. Die Mutter erkannte den entschiedenen Beruf des Sohnes und die Mutterliebe siegte; sie konnte sich nicht entschließen aus irdischen Rücksichten den Jüngling seinem höheren Berufe zu entziehen, und so blieb Cornelius der Kunst für immer erhalten. Und wie dankbar bewies sich der achtzehnjährige Jüngling alsbald der Mutter! Cornelius selbst schrieb hierüber in seinem bekannten Berichte an den Grafen Raczynski: „Meine wackere Mutter lehnte damals Alles entschieden ab (d. h. ihn zum Goldschmiede zu machen). Mich selbst ergriff eine ungewöhnliche Begeisterung; durch das Zutrauen der Mutter und durch den Gedanken daß es nur möglich wäre, der Kunst abgewandt zu werden, angespornt, machte ich Schritte in der Kunst die damals viel mehr verhießen, als ich geworden bin. Es war nicht leicht eine Gattung der Malerei, worin ich mich nicht geübt, wenn es verlangt wurde. Es waren oft geringfügige Aufträge (Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnen, Bildnisse u. dgl.), denen ich eine Kunstweihe zu geben trachtete, theils aus angebornem Triebe, theils durch des Vaters Lehre (veranlaßt), der immer sagte, daß wenn man sich bemühe, Alles was man mache auf's beste zu machen, man auch bei Allem etwas lernen könne."

Man sieht aus dieser Bemerkung, welch ein trefflicher Lehrer der Kunst schon der Vater Cornelius gewesen, der wie Raphael dachte: Man wird nur groß in der Kunst, wenn man das Kleinste nicht geringschätzt. Zugleich zeugen diese Zeilen von dem nobeln Verhalten des jungen Cornelius, der in den Jahren, wo andere Künstler vielfach der ersten Freiheit und Ungebundenheit des Lebens sich hingeben, im Vereine mit seinem Bruder Lambert, der als Inspektor der Gallerie eingerückt war, unablässig sich abmühte für die Bedürfnisse der großen Familie durch seine Arbeiten die nöthigen Mittel zu schaffen. Cornelius ging eben durch die herbe Schule der Noth, und auf sein Herz und seinen Charakter hat diese Schule stählend und reinigend eingewirkt.

In jenen Jahren wurde Peter Cornelius auch in neue Kreise geführt, welche mächtigen Einfluß auf seine Entwicklung und seine Geschicke übten. Er kam öfter in die Nachbarstadt Köln, in diese kunst- und kirchenreiche Prachtstadt des Mittelalters am Rheine. Dort lernte er den edlen Kanonikus Wallraf und das Brüderpaar Boisserée kennen, welche alle in jener Zeit der barbarischen Zerstörung und des Umsturzes mit heiliger Begeisterung von den Werken alter Kunst retteten was zu retten war, und jene köstlichen Sammlungen anlegten die jetzt in Köln und München mit hohem Ruhme prangen. Durch diese Medien lernte er jene ihm bisher unbekannte Welt der altdeutschen Kunst kennen und lieben. Es zeigten sich ihm die durch ihre Einfachheit, fromme Sinnigkeit und Naivität ausgezeichneten Gemälde des deutschen Mittelalters, er fühlte sich zu ihnen hingezogen durch innere Verwandtschaft der Seele, er studirte sie mit gleichem Eifer wie bisher die Werke der italienischen Glanzzeit der Kunst. Aber es blieb nicht bloß beim Studium und bei der Bewunderung der nationalen Meister, Cornelius erhielt auch die erste größere Bestellung in Folge dieser Bestrebungen.

Wallraf, der bei der Frage über die Herstellung des interessanten Domes von Neuß vom Maire zu Rath gezogen

wurde, erkannte mit scharfem Auge zuerst, daß Peter Cornelius, den er sehr liebte, der Mann der monumentalen Malerei wäre. Dieser erhielt also wirklich den Auftrag, die Kuppel und den Chor der Kirche zu Neuß mit Fresken zu schmücken. Den Inhalt dieses Bilderkreises bestimmte nach alter Weise Wallraf der Theologe, der übrigens auch als praktischer Maler seltene Gaben besaß.

Cornelius hat diese Bilder zwischen 1806—1808 wirklich ausgeführt, grau auf gelbem Grunde in Leimfarben. Sie stellten vor*) die Chöre der Engel in den Halbkreisen, dann Moses und David (altes Testament), Petrus und Paulus (neues Testament) in der Kuppel; Bilder, breit angelegt, lebendig und charakteristisch, mehr noch an die bisher geliebten italienischen Vorbilder erinnernd, als an deutsche. Leider wurden diese Bilder in den letzten Jahren wegen Beschädigung durch Feuchtigkeit übertüncht und mit moderner Malerei überzogen, so daß sie für immer als verloren zu betrachten sind.

Neben dem Studium der altdeutschen Meister versäumte Cornelius damals aber auch nicht, sich mit den Meisterwerken und Stoffen der antiken Welt bekannt zu machen. Er las mit Heißhunger den Homer und Virgil und suchte das so gewonnene Material künstlerisch zu verwerthen. Er concurrirte mit solchen Arbeiten aus dem antiken Mythenkreise dreimal in Weimar um den ausgesetzten Preis**). Aber ohne günstigen Erfolg! Man sieht, zur glatten, äußerlichen Wiedergabe der antiken Formen war der geniale Mann nicht geeignet. Daher diese Kritik seiner Arbeiten. Er erhielt wohl

---

*) Vergl. Ennen: Zeitbilder der Stadt Köln S. 332. Damals im J. 1857 waren die Bilder noch sichtbar; vergl. Organ für christliche Kunst 1866. Nr. 21: Die Wandgemälde in Neuß.

**) Er zeichnete den Theseus und Peirithoos, den Polyphem und die Bedrängung des Menschen durch das Wasser, mit herrlichen Motiven die er später in der Glyptothek verwenden konnte.

unter Göthe's Einfluß folgende Note: „Schätzenswerthes, gutes Talent und redliches Streben!"

Von den übrigen Arbeiten, die Cornelius während der Düsseldorfer Lehrjahre schuf*), hat sich eine in unserer Nähe erhalten und ist bisher unbekannt geblieben. Es ist ein Oelbild, ein großes Familienporträt, und stellt die sechs Knaben und ein Mädchen der Familie Grainger-Tivisog vor, welche damals in Düsseldorf lebte. Da ein Knabe eben abwesend war, ist er auf dem Bild mit abgewandtem Gesichte angebracht. Das ganze Bild, um 1808 ausgeführt, erinnert gleichfalls noch an die Gestalten der ältern Italiener, ist originell und geistreich aufgefaßt, in der Farbe nachgedunkelt, und befindet sich im Familien-Schlosse zu Heil. Blut bei Erding.

Einige neuentdeckte Briefe des Meisters aus jenen idealen Tagen der Jugend geben uns über die reinmenschlichen Verhältnisse, sein Leben, Lieben und Hoffen in dieser Zeit manchen interessanten Aufschluß. Vorerst läßt uns eine freie Ode, die er später selbst als schlechte Jugendarbeit bezeichnete und dem Fräulein Linder als Fastnachtsarabeske mittheilte, einen Einblick thun in eine Herzensangelegenheit des jungen Mannes in jenen Tagen. Er scheint sein Auge damals auf eine Tochter des Landes geworfen zu haben. Da aber ihr Besitz ihm versagt wurde, gelobte er der Muse, nie ein irdisches Weib mehr zu lieben, das ganze Geschlecht völlig zu

---

*) Riegel zählt die bekannten Oelbilder und Zeichnungen der Epoche auf, S. 381. Welche Anschauung Cornelius damals über die Principien der Malerei hatte, zeigt einer seiner damaligen Briefe an Fritz Flemming, der lautet: „Die göttlichen Antiken und die ewig große Natur müssen gleich schützenden Genien mir immer zur Seite stehen. Denn sie sind die Diktionen (onäre?) der Kunstsprache; übersetzt der Künstler die Sprache des Herzens und der Phantasie in die Sprache der Wirklichkeit, so kann er die ihm fehlenden Worte immer in diesem Buche finden."

meiden, und der Kunst, der himmlischen Freundin, allein in Zukunft zu leben! — Das sehr freie unvollkommene Gedicht lautet:

An die Muse.

Vertraut nur hab' ich allein
Dir Muse, o himmlische Freundin,
Was tief in der Seele mir ruht,
Das Heiligste mir und das Theurste
Sage, du darfst es allein!
Sage ihr alles zurück!
Nimmermehr wird es mein Mund,
So hat es beschlossen dieß Herz.

Dein bin ich von nun an allein,
Denn dich, warum soll ich's verschweigen?
Dich werd' ich besitzen dereinst!
Doch nie soll, so will's das Geschick,
Doch nie soll ein irdisches Weib
Mir ruhen an glühender Brust!
Denn ach! Die mir theu'r war vor allen
Ist ewig für mich ja dahin!
Sonst locket mich nicht dieß Geschlecht,
Das schwatzhaftig launenvoll eitle,
Zwar reizend mir dennoch zuwider!

Wie wir wissen, ist dieses in der ersten jugendlichen Aufwallung des Liebesschmerzes abgelegte Gelübde wie so viele ähnliche nicht gehalten worden. Aber die sichere Ahnung, daß er die Kunst einst besitzen werde, hat ihn nicht getäuscht! Vielleicht zum Ersatz für jenen Verlust gelang ihm bald der große Wurf, eines Freundes Freund zu seyn. Cornelius hatte in Neuß im Hause des kunstliebenden Kaufmanns Flemming Eingang gehabt*) und hatte hier mit dessen ältestem Sohne ein inniges Freundschaftsverhältniß (zwischen 1803—6) geschlossen. Unter einer Linde des Gartens hatten

---

*) Diese Briefe und Gedichte sind mitgetheilt von Blumberger in der Kölnischen Zeitung vom 25. und 26. März 1867.

sie sich ewige Treue gelobt und von da an entwickelte sich ein Briefwechsel zwischen beiden, übersprudelnd, phantastisch, oft bombastisch, aber rein, edel und erhebend wie die Freundschaft zwischen David und Jonathan, Orestes und Pylades, Don Carlos und Posa geschildert wird. Cornelius nahm hiebei den Namen Raphael an, während er den sinnigen stillen Fritz seinen Plato nannte. Sie schickten sich häufig Briefe zu, in denen Cornelius dem Freunde dankt, daß er ihn vor Melancholie und Verzweiflung an der Menschheit bewahrt habe, sowie daß er Fürsprache für ihn eingelegt, damit er nach Wien reisen könne, um dort Correggio's und Raphael's Gemälde zu studiren; dann Gedichte (von Cornelius sind zwei Lieder „die ländliche Feier“, an seine Linde, und drei Charaden erhalten). Cornelius verspricht einmal auch dem Freunde für ein schönes Gedicht ein Bild zu machen, dann beschreibt er ihm wieder die Compositionen, mit denen er eben beschäftigt ist (Petrus erweckt die Tabitha vom Tode), endlich spendet er ihm auch sein Herzensgebet, das er zum Himmel zu beten pflegte. Es lautet: „Vater im Himmel! erhöre mein Gebet, ich flehe nicht um eitel Gold und welkende Lorbeern, nicht vorüberrauschende Freuden der Sinne sind mein Wunsch. Aber im Staube bitte ich Dich, o Herr! laß nicht siegen den Staub über Deinen Geist, hemme die große That nicht im Beginnen. So schufst Du dieses Herz, nach himmlischen Thaten sich sehnend, in Demuth groß und in unendlicher Liebe zu Dir und so führtest Du und erhieltst Du es in den tausendfachen Labyrinthen des Lebens; so führtest Du einst die Söhne Israels durch die starrenden Fluthen des Meeres, denn sie sollten erblicken die heimischen Fluren Judäa's und den Tag der Verheißung.“ Gewiß ein Gebet, das dem Herzen und Geiste des Jünglings alle Ehre macht!

Unterdessen waren die Zustände des theuren deutschen Vaterlandes immer trostloser geworden. Die Schlacht von Jena war geschlagen, des Corsen Fuß lag auf Deutschlands

Nacken, die französischen Satrapen sogen besonders das annektirte Rheinland aus. Diese Lage des Vaterlandes schnitt allen Patrioten tief in's Herz. Für die zarte Blume der Kunst war das auch kein Klima, kein Licht und keine Luft mehr. Die köstliche Gallerie war überdieß von Düsseldorf nach München geflüchtet worden (1806). Im armen Düsseldorf war daher des Bleibens nicht mehr für den Künstler, den noch immer die Sorge für die Familie an die deutsche Heimath band. Er wanderte daher im J. 1809 nach Frankfurt aus. Frankfurt war im Centrum Deutschlands, an der großen Heerstraße gelegen. Der kunstsinnige und liberale Fürstprimas und Herzog Dalberg, der selbst in Rom unter Winckelmanns Anleitung Kunststudien getrieben hatte, hielt dort glänzenden Hof, viele reichbegüterte Patrizier-Familien bewahrten seit alter Zeit daselbst Sinn und Liebe für Kunst und Wissenschaft.

Hier in der alten Reichsstadt verweilte also nun Cornelius zwei Jahre (auch seine Freunde Mosler und Barth lebten hier) in reicher Thätigkeit, in ernsten Studien und vielfacher Anregung. Besonders waren es jetzt wieder die strengen Werke der altdeutschen Meister, die Produkte der großen Zeit deutscher Nation, welche ihn anzogen und zum Wetteifer anspornten, zumal sein Geistesverwandter Albrecht Dürer übte jetzt einen mächtigen Eindruck auf sein Gemüth aus.

Während daher die bisherigen Bilder des Cornelius mehr die Nachwirkung der italienischen Vorbilder in Düsseldorf erkennen lassen, sehen wir in den Gebilden der nächsten Zeit deutschen Geist pulsiren, wir sehen deutlich, daß die deutschen Vorbilder jetzt die Oberhand erhalten haben. Von diesem Einfluß zeigt schon das Oelbild der heiligen Familie, das jetzt die städtische Sammlung in Frankfurt bewahrt. Es stellt die heil. Anna mit dem Christkinde vor, dieses hält ein Traube und scheint zu fragen, ob es dieselbe nicht einem harfenspielenden Engel geben dürfe, dem es freudig zuhört,

ein Werk an Formenschönheit, Originalität und Kraft von keinem späteren Bilde des Meisters übertroffen. Aber der eckige Faltenwurf und der durchscheinende Farbenauftrag lassen die niederdeutschen Vorbilder nicht verkennen.

Noch mehr athmen ächtdeutschen Geist die berühmten Faustbilder, welche gleichfalls in Frankfurt entstanden. Cornelius, der als Jüngling für Schillers Dichtungen geschwärmt hatte*), las jetzt Göthes größtes Drama, den Faust, diese Geschichte des Menschengeschlechtes der Neuzeit; er verschlang das Gedicht mit Heißhunger und lernte es fast ganz auswendig, so daß er es bis in's Greisenalter fast vollständig recitiren konnte. Kein Wunder daher, wenn es ihn bald drängte, das was seine Seele so mächtig ergriffen und erschüttert hatte, auch künstlerisch zu gestalten und in sichtbare Formen zu kleiden. So sind seine berühmten Zeichnungen zum Faust entstanden, welche die Typen für die hier auftretenden Persönlichkeiten für alle Zeiten geben, noch herb in der Form, aber hehr, wahr, ernst, kraftvoll und keusch und darum im Ganzen durch alle folgenden Compositionen eines Seibertz, Retsch, Kaulbach und Kreling noch nicht verdrängt.

Im J. 1811 waren die ersten sieben Blätter vollendet**) und Freund S. Boisserée, der eben nach Weimar reiste, nahm sie mit und legte sie dem Dichterfürsten vor. Nachdem Göthe sie mit Aufmerksamkeit betrachtet und laut belobt hatte, schrieb er an den Maler folgenden Brief, der zu bezeichnend für die damalige Kunststufe des Meisters und für

*) Er schreibt seinem Freunde Flemming ganze Gedichte Schillers, z. B. das Lied an die Freude, in Briefen ab.

**) Cornelius schrieb von Aschaffenburg aus an Boisserée am 29. April 1811, er wolle das Werk in zwei Lieferungen ediren, jede zu 12 Blättern. Briefe von S. Boisserée. I. 111. Bekanntlich brachte er es aber im Ganzen nur auf 12 Blätter, 7 sind in Deutschland, 5 in Rom entstanden.

Göthes Scharfblick ist, als daß wir ihn hier übergehen könnten. Er lautet*):

„Die von Hrn. Boisserée mir überbrachten Zeichnungen haben mir auf sehr angenehme Weise dargethan, welche Fortschritte Sie gemacht, seit ich nichts von Ihren Arbeiten gesehen. Die Momente sind gut gewählt, und die Darstellung derselben glücklich gedacht, und die geistreiche Behandlung sowohl im Ganzen als Einzelnen muß Bewunderung erregen. Da Sie sich in eine Welt versetzt haben, die Sie nie mit Augen gesehen, sondern mit der Sie nur durch Nachbildungen aus früherer Zeit bekannt geworden, so ist es sehr merkwürdig, wie Sie sich darin so rühmlich finden, nicht allein was das Costüm und sonstige Aeußerlichkeiten betrifft, sondern auch der Denkweise nach; und es ist keine Frage, daß Sie, je länger Sie auf diesem Wege fortfahren, sich in diesem Elemente immer freier bewegen werden.

„Nur vor Einem Nachtheil nehmen Sie sich in Acht. Die deutsche Kunstwelt des 16. Jahrhunderts, die Ihren Arbeiten als eine zweite Naturwelt zu Grund liegt, kann an sich nicht für vollkommen gehalten werden. Sie ging ihrer Entwicklung entgegen, die sie aber nie so, wie es der transalpinischen geglückt, völlig erreicht hat. Indem Sie also Ihren Wahrheitssinn immer gewähren lassen, so üben Sie zugleich an den vollkommensten Dingen der alten und neuen Kunst den Sinn für Großheit und Schönheit, für welchen die trefflichsten Anlagen sich in Ihren gegenwärtigen Zeichnungen schon deutlich zeigen. Zunächst würde ich Ihnen rathen, die Ihnen gewiß schon bekannten Steinabdrücke des in München befindlichen Erbauungsbuches so fleißig als möglich zu studiren**), weil nach meiner Ueberzeugung Albrecht Dürer sich nirgends so frei, so geistreich, so groß und

---

*) Er ist datirt vom 11. Mai 1811 und steht bei Sulp. Boisserée II. 113.

**) Göthe meint hier das in der Hofbibliothek zu München sich findende Gebetbuch Max I., das Albrecht Dürer und Kranach mit Randzeichnungen versehen haben. In Steindruck herausgegeben von Strixner.

schön bewiesen als in diesen gleichsam extemporisirten Blättern. Lassen Sie ja die gleichzeitigen Italiener, nach welchen Sie die trefflichen Kupferstiche in jeder einigermaßen bedeutenden Sammlung finden, sich empfohlen seyn, und so werden sich Sinn und Gefühl immer glücklicher entwickeln und Sie werden im Großen und Schönen das Bedeutende und Natürliche mit Bequemlichkeit auflösen und darstellen."

In diesen Zeilen hat Göthe mit richtigem Instinkte die Anlage des jungen Malers für's Großartige und Herrliche ganz gut bezeichnet und ihn auch mit Recht gewarnt, bei der Nachfolge der großen deutschen Maler alter Zeit ihre kleinen Unvollkommenheiten nicht mit in den Kauf zu nehmen. Göthe begnügte sich aber nicht mit bloßem Lobe und Worten der Bewunderung. Es wurde in Weimar eine Ausstellung veranstaltet, wobei des Cornelius Faustbilder den hohen Herrschaften besonders gefielen, und durch Göthes Beifall ermuntert übernahm der Buchhändler Wenner in Frankfurt*) auch den Verlag des Werkes. Dadurch wurde Cornelius erst in den Stand gesetzt, seinen heißesten Wunsch in Ausführung zu bringen und nach Italien, dem großen Lande der Kunst, zu wandern. Schon als Jüngling hatte er an Fritz Flemming geschrieben: „Italien ist jetzt mein einziger Gedanke, ach! Freund, dieses Wort lockt alle jene seligen Träume früherer Jugend in meine Seele zurück! O, ich sehe Raphaels Madonnen, des großen Leonardo's Abendmahl! Der Vorwelt stolze Trümmer thürmen sich vor meinem Blicke gigantisch auf!"

---

*) Ueber Cornelius, dessen weitere Beurtheilung durch Göthe, gibt Boisserée in seinen Briefen Aufschlüsse. I. 117, 123. II. 15. Später erkaltete das Verhältniß, indem Göthe den großen Meister für das Haupt der sog. Nazarener und Reaktionäre in der Kunst hielt. Erst durch die Glyptothek-Fresken konnte dem greisen Dichter wieder ein Wort des Beifalls an Cornelius abgerungen werden. Vergl. Niebuhr's Brief vom 26. Sept. 1817 und Raczynski, Geschichte der modernen Kunst II. 183.

Jetzt sollte dieser Wunsch also in Erfüllung gehen! So hat der große Dichterfürst zur Förderung der Kunstentwicklung des Malerfürsten der Neuzeit wesentlich beigetragen.

Unterdessen hatte Cornelius in Frankfurt aber noch Manches ersonnen und geschaffen. Damals war es, wo der Meister die Dramen Shakespeare's, des unsterblichen Britten, der auch ein ihm verwandter Geist gewesen, in Schlegels Uebertragung zu lesen bekam. Er studirte auch sie von da mit Begeisterung und blieb dem großen Dichter sein Leben lang mit inniger Liebe zugethan*). Aus diesem ersten Verkehre mit den Dichtungen Shakespeare's entsproßten einige wundersamen Compositionen des Meisters, die im Stiche erschienen sind**), so besonders die unterbrochene Hochzeit und Romeo bei der Leiche Juliens, Schöpfungen von erschütternder Wirkung und wunderbarer Gewalt, ebenbürtig der Dichtung des Britten.

Nicht genug! Cornelius hatte für den Fürstprimas, bei welchem er sehr in Gnaden stand, Manches auszuführen, Zeichnungen zu Allegorien, Transparenten, zu Medaillen, mythologische Sujets und Porträts. Außerdem schmückte er sein Tagebuch auf einer Taunusreise mit Bildern von Landschaften und humoristischen Scenen, und entwarf für das Taschenbuch der Amalie Helwig und Fouqués die schönen Bilder zu den Legenden und Sagen***).

Endlich kam die ersehnte Stunde der Wanderung nach

*) Cornelius, ohne die moderne Controverse zu kennen, äußerte öfter, er glaube, Shakespeare sei Katholik gewesen. Nur ein solcher könne den Geist des alten Hamlet so sprechen lassen u. dgl.

**) Gestochen von Schäfer.

***) Sie erschienen in den Taschenbüchern von 1812 und 1817. Ein Theil ist in Deutschland, ein Theil in Rom entworfen. Boisserée beklagt mit Unrecht, daß Cornelius um des lieben Brodes willen diese kleinen Bilder habe zeichnen müssen. Sie waren für seine Entwicklung sehr förderlich und gereichen ihm zur Ehre.

dem gelobten Lande der Kunst. In Begleitung des ihm befreundeten Kupferstechers Xeller, der die Faustbilder in Rom stechen sollte, reiste Cornelius im September des Jahres 1811 von Frankfurt ab und machte den Weg größtentheils zu Fuß durch Tyrol und Oberitalien in langsamen Tagmärschen. Eines Ereignisses während dieser Wanderung erinnerte er sich später noch mit Rührung *). Die beiden Künstler kehrten eines Abends in einem Bauernhause ein, um da zu übernachten. Vor dem Schlafengehen rief der Bauer das Gesinde zusammen und verrichtete mit ihnen das Nachtgebet. Die beiden Künstler kümmerten sich aber nicht viel darum, thaten als ob es sie nicht angehe, und blieben noch beieinander sitzen. Nach einiger Zeit, als Cornelius hinaus und über den freien Gang (die Lauben) ging, welcher in den Gebirgshäusern angebracht ist, hörte er aus einer anstoßenden Thüre laut reden; er blieb stehen, lauschte und was hörte er? Der alte Bauer betete noch für sich sein eigenes Nachtgebet und in demselben bat er auch herzlich für seine Nachtgäste, daß Gott doch auch der beiden jungen Herren Seelen, die von ihm gar wenig zu wissen scheinen, sich annehmen und sie zu sich wenden wolle. Das ging Cornelius an's Herz, es war ihm wunderlich, was denn diesen alten Bauern er junger Mensch in der Welt eigentlich angehe, daß er so dringend für ihn bete, und es ging ihm zum erstenmale innerlich etwas davon auf, was ein Christ und die Gemeinschaft der Christen sei. Und es blieb ihm davon ein Eindruck für's ganze Leben!

Mit der Ankunft des Cornelius in Rom beginnt eine neue wichtige Epoche in seinem Leben.

II. Erster Aufenthalt in Rom.

In Rom hatte sich wie auf einer Friedensoase in Mitte der europäischen Wirren eine Colonie deutscher Künstler an-

*) Erzählt von Nathusius in seinem Volksblatt vom 20. März 1867.

gesiedelt, welche die Befreiung der edlen Kunst von den Ketten der Manier und des nüchternen französischen Zopfes zur Aufgabe sich setzte. Karstens, der Däne, mit schwärmerischer Liebe einseitig der antiken Kunst zugethan, kann als Vorläufer und Pionier dieser Bestrebungen betrachtet werden. Auf seinen Pfaden folgten dann Thorwaldsen, Koch, Schick, Wächter und Reinhard. Zu gleicher Zeit waren aber auch viele Künstlerherzen von den begeisterten Lehren der Romantiker erfaßt worden. Diese, Friedrich Schlegel voran, dem Tieck, Novalis und Wackenroder sekundirten, hatten laut gepredigt, alle christliche Kunst sei Symbol des Himmlischen, alles in ihr sei Geheimniß und tiefsinnig, während die antike Kunst bloß das formschöne Sinnliche dargestellt habe. Zum Ernst, zur Strenge und Keuschheit der alten Italiener vor Raphael müsse man zurückkehren, von ihnen müsse man die wahrhaft christliche Kunst lernen und in ihrem Geiste schaffen. Die Fahne dieser Schaar von Künstlern trug in Rom seit dem J. 1810 voran Friedrich Overbeck aus Lübeck*), dem sich bald die beiden Schadow, Pforr, Ludwig Vogel, dann später Philipp Veit, Wach, Karl Vogel von Vogelstein, J. Schnorr, die beiden Eberhard aus München, Ramboux aus Köln u. a. anschlossen. Man sieht, die Künstlerwelt Roms zerfiel damals in zwei Gruppen, in solche die unbedingt dem antiken Ideale folgten, und in solche welche mehr den christlich-nationalen Ideen, dem Geiste der Romantik, zugethan waren.

Als Cornelius nach Rom gelangt war, konnte es nicht fehlen, daß er bald in lebendigsten Verkehr mit diesen seinen Landsleuten trat. Auch läßt sich ahnen, daß er, der Schöpfer der Faustbilder, der Verehrer Shakespeare's, der Zeichner der Illustrationen zu Fouqué's Sagen- und Legendenbuch, sich

---

*) Eine gute Schilderung dieser Meister gibt Göthe in: Kunst und Alterthum am Rhein und Main (S. 40). Cornelius ist ihm „der Häuptling unter den Bekennern des neualterthümlichen Geschmacks."

mehr zur letztern, deutschnationalen Gruppe hingezogen fühlte. Besonders schloß er bald einen innigen Freundschaftsbund mit Overbeck, der bis zu seinem Tode unverändert fortdauerte, also durch den Zeitraum von fünfzig Jahren! Cornelius erklärte immer, dem Freunde Overbeck unendlich viel zu verdanken und hing mit treuer Liebe an ihm. König Ludwig I. von Bayern verglich dieses edle Künstlerpaar mit gewohntem Scharfblicke zweien der Apostel, den frommen, innigchristlichen Overbeck dem Johannes, den feurigen, die ganze Welt der Kunst erobernden Cornelius aber dem Paulus.

Overbeck hatte mit mehreren Gefährten das alte Kloster S. Isidoro hinter dem Pincio bezogen und lebte da fast in klösterlicher Weise mit ihnen. Cornelius, der eine Miethswohnung in der Nähe inne hatte, kam immer nach S. Isidoro und brachte dort einen großen Theil der Zeit zu. Da ging es nun an ein gemeinsames Studiren und Arbeiten. Man zeichnete nach der Natur und nach Antiken, saß sich gegenseitig zu Gewandstudien *), machte eigene Entwürfe, die bei den fröhlichen Zusammenkünften am Sonntage dann vorgelegt und mit allem Freimuthe besprochen wurden. Auch die altitalienischen Meister Giotto, Masaccio, Ghirlandajo, Lippo Lippi, Pietro Perugino und Fiesole wurden mit Feuereifer studirt und nachgeahmt. Dazu fehlte es nicht an Ausflügen in's nahe Gebirg, an lustigen Abenden und witzigen Streichen. Es war ein hoffnungsvolles Treiben und Leben wie im Frühlinge der Natur.

Cornelius selbst schrieb über jene Zeit an den Grafen Raczynski: „Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwicklung während meines Aufenthalts in Rom in so kurzen und dürftigen Notizen darzustellen. Aber ich darf sagen,

*) Mittheilungen des Prof. Vogel von Vogelstein, der im J. 1813 in diese Kreise eintrat.

es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist; ich spreche hier nicht bloß von mir, sondern von jenem Vereine von Talenten und Charakteren, die getragen von Allem was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität in allen bessern Gemüthern so tief aufregte, damals in so reichem Maße darbot."

Es fehlte aber auch der edlen Schaar nicht an Kämpfen und Leiden. Einerseits waren ihre irdischen Subsistenzmittel sehr beschränkt. Denn, sagt Overbeck in einem Briefe, das Feuer der künstlerischen Begeisterung allein ernährt das Feuer am Herde nicht. Andererseits versäumten die Gräcogermanen nicht die für christlich-germanische Kunst schwärmenden Kunstbrüder mit Spott und Hohn zu übergießen. Man brachte ihnen damals den Spottnamen der Nazarener auf, der seit jener Zeit von Mund zu Mund geht*). Der Name wurde ihnen ertheilt theils wegen ihres eingezogenen Lebens**) theils weil ihre Heiligengestalten nach dem Vorbilde der Alt-Italiener keine sinnliche Fülle zeigten, sondern schlank, abgetödtet und mehr geistiglebend erschienen, wie die Sekte der strengen Nazarener unter den Juden geschildert wird.

Als Früchte dieser ersten Römerjahre und Studien bei Cornelius erschienen seine ferneren Faustbilder, welche beim Scheine der italienischen Sonne, der antiken Vorbilder die alte Eckigkeit und Herbheit verloren haben, und die fehlenden Skizzen zum genannten Taschenbuch.

Als dann das Feuer der Befreiungskriege durch Deutsch-

---

*) Es scheint damals besonders Reinhard ihn gebraucht zu haben. In der Neuzeit hat Hr. Riegel wieder besondere Vorliebe für diese Titulatur der christlichen Maler gezeigt.

**) Selbst Niebuhr gesteht, daß diese Nazarener einen exemplarischen Wandel führten, während ihre Gegner und Spötter ein lüderliches Geschlecht bildeten und um den Blocksberg tanzten. Niebuhr's Briefe.

land hin aufgelodert war, neues Leben der Freiheit und der nationalen Glorie verheißend, wurden auch die Kreise der deutschen Künstler in Rom mächtig ergriffen. Da nicht alle fortziehen konnten, schickten sie Abgeordnete aus ihrer Mitte nach der Heimath, um mitzuschlagen die Schlacht für's Vaterland. Und die in Rom bleiben mußten und so nicht im Stande waren mit dem Schwerte zu fechten, ergriffen Stift und Pinsel, um so für die nationale Erhebung zu wirken.

Erfaßt von dieser edlen Begeisterung, schuf damals Cornelius in Rom seine berühmten Zeichnungen zum Nibelungenliede, das vor Kurzem bekannter geworden war und dessen Lesung gewiß viel zur Aufstachelung des nationalen Selbstbewußtseyns in Deutschland beitrug. Er zeigte hier im Bilde die großen Vorfahrer dieser Deutschen, die seit Jahrzehnten das Joch der Franzosen schmachvoll getragen, er führte vor Augen diese naturwüchsigen Recken ohne Furcht und Tadel, voll Kraft, Treue, Keuschheit, Einfachheit und Ehrgefühl, glühend von Leidenschaft, unwiderstehlich in Liebe und Haß! Cornelius hat auch in diesen Zeichnungen zu den Nibelungen, die von nun an bei den meisten Ausgaben des Liedes benützt wurden*), im Ganzen mustergültige Typen für die dort erscheinenden Persönlichkeiten geschaffen. Seine beiden Königinen, sein Hagen der Grimme, sein Siegfried und König Günther werden immer im deutschen Volke fortleben, solange dieses Heldenlied wird gelesen werden. Sind auch die Gestalten hie und da herb, eckig und ungraziös, wie die deutschen Helden jener Zeit, so erscheinen sie doch durch und durch wahr, gesund und charakteristisch.

Das ganze Werk wurde dem in Rom neuangelangten Gesandten Preußens gewidmet, nämlich dem berühmten Historiker Niebuhr. Denn wir wissen, nach dem Sturze Napoleons war Papst Pius VII. im Triumphe wieder in Rom eingezogen

---

*) E. Förster gibt in seiner deutschen Kunstgeschichte Siegfrieds Tod Bd. IV.

(14. März 1814), die von den Franzosen geraubten Kunstschätze kehrten allmählig wieder zurück und auch die Gesandten der europäischen Mächte fanden sich wieder ein. So war auch Niebuhr im J. 1816 nach Rom gekommen. Kaum hatte er, der für alle Männer der Kunst und Wissenschaft das regste Interesse fühlte, mit philologisch-kritischem Auge seinen rheinischen Landsmann Cornelius kennen gelernt und durchschaut, so schwelgte er in Entzücken über dessen Genialität, geistige Frische und Gestaltungskraft. Er verkehrte häufig mit ihm und seinem Künstlerkreise, nannte ihn stets seinen Freund, und theilte ihm von seinen ungeheuren Wissensschätzen freigebig mit. Ja er versäumte auch nicht diesen deutschen Meister in Berlin für größere Aufträge zu empfehlen. Zuletzt schlug er ihn dem Minister Altenstein zur Anstellung als Direktor einer Kunstakademie vor. Cornelius der Göthe unter den Malern, meinte er, wäre der Mann eine solche Anstalt gänzlich zu reformiren und zu neuer Blüthe zu bringen. Das ist das berühmte Gutachten vom 5. Januar 1819, das einen Lobeshymnus auf Cornelius bildet *). Aber alle diese Empfehlungen blieben lange wirkungslos.

Bisher hatte Peter Cornelius in Rom nur kleine Zeichnungen und einige Oelgemälde auszuführen gehabt. Unter letzteren nenne ich das Bild der drei Marien am Grabe, die Flucht nach Aegypten (v. Schack) und die klugen und thörichten Jungfrauen. Aber trotz aller Empfindung und scharfer Charakteristik, die diesen Werken nicht abzusprechen ist, sieht man doch alsbald, daß hier der Genius des Meisters das eigentliche Feld seiner Thätigkeit noch nicht gefunden. Seine gewaltige Phantasie war hier durch die kleinen Räume beschränkt, sie konnte sich erst vollständig in ihrer Großartigkeit entfalten auf breiten hohen Wänden, in der Freskomalerei.

---

*) Mitgetheilt zuerst von E. Förster, dann von Riegel S. 76—80.

Dazu war nun durch eine seltsame Fügung Gelegenheit gekommen. Der preußische Generalconsul Salomon Bartholdy war in dem alten Hause der Malerfamilie Zucheri bei Trinita di Monti eingezogen und wollte das dritte Stockwerk des stattlichen Hauses mit Dekorationsmalerei ausschmücken lassen. Da erkannte Cornelius, den er hiezu berief, die glückliche Stunde. Er erbot sich, mit seinen Freunden die zwei Zimmer mit historischen Fresken auszumalen. Sie verlangten dafür kein Honorar, nur Gerüste, Maurerarbeit, Farben und Lebensmittel sollte der Bauherr bestreiten. Das noble Anerbieten der armen aber in ihrer Kunstseligkeit reichen Künstler wurde angenommen und so sind jene berühmten Fresken entstanden, welche durch Abbildungen und Beschreibungen weithin bekannt wurden*). In die Ausführung theilten sich Cornelius, Overbeck, Ph. Veit und W. Schadow. Mit Rücksicht auf die mosaische Religion des Bauherrn wurde die rührende Geschichte des ägyptischen Joseph als Sujet des Gemäldecyklus gewählt. Von Cornelius sind die Hauptbilder der Traumdeutung vor Pharao und die Erkennung des Joseph durch seine Brüder**) ausgeführt, während Veit Josephs Versuchung durch Putiphars Weib und die fetten Jahre, Schadow die Klage Jakobs und Joseph im Gefängniß, Overbeck die sieben magern Jahre zu malen hatten. Es sind wunderbar bewegte, empfundene, tiefsinnige Bilder, großartig, formenschön und selbst im Colorit von späteren Schöpfungen des Meisters nicht über-

*) Am besten gestochen von Merz, als Vereinsblatt des Kunstvereins von Hannover. Auch in Kuglers Atlas ist des Cornelius Hauptbild aufgenommen. Beschreibung bei Burkard (Cicerone), in Wittmers Rom (S. 320), bei Förster u. a. a. O.

**) Der mit Deckfarben colorirte Entwurf des Cornelius kam [illegible] Besitz des Bedienten des Herzogs von Koburg, von da a[illegible] von Vogelstein, der ihn endlich um 1000 fl. [illegible] Börner in Leipzig verkaufte.

troffen. Ganz Rom, das seit fünfzig Jahren keine Fresken mehr entstehen sah und noch im Geschmacke des Raphael Mengs befangen war, staunte über die Werke der jungen deutschen Maler und noch jetzt wallt der Kunstfreund mit Ehrfurcht zu dieser Wiege der deutschen Monumentalmalerei in Rom, und jene so geschmückten Zimmer werden noch jetzt um hohe Preise von Fremden gemiethet *).

Jetzt erst hatte Cornelius das Mittel gefunden, den Strom seiner genialen Gedanken entsprechend zu offenbaren, seine großen Epopöen zu entwerfen, es war die Freskomalerei **). Ihr blieb er von nun an auch treu bis an das Ende.

Bald trat dann eine neue Bestellung der Art heran. Der reiche Marchese Massimi, der obige Gemälde gesehen, wünschte auch einige Zimmer seiner Gartenvilla bei St. Johann im Lateran mit Fresken schmücken zu lassen und zwar mit Scenen aus den großen klassischen Dichtern Italiens. Overbeck sollte seine Sujets aus Tasso wählen, J. Schnorr aus Ariost, Cornelius aus Dante's Divina Commedia, welche Dichtung ob ihres Tiefsinns, ihrer Grandiosität und ihrer Mysterien seit lange Lieblingsstudium unseres Meisters gewesen war. Mit Freuden ging auch Cornelius an das Werk: er entwarf neun Zeichnungen zum Paradiese, Compositionen welche von einem tiefen Verständniß des Dichters und der Geschichte zeugen, Heiligengestalten voll Anmuth und von scharfer Charakteristik, zwischen reizenden Arabesken sitzend. Leider kamen diese Entwürfe nicht zur Ausführung ***),

*) Man bezahlt für einen Winter 12—1400 Scudi, d. h. über 3000 fl

**) Unsere deutschen Künstler haben die Freskomalerei damals neu erfunden, sie war vergessen. Vergl. Wolzogen, Cornelius.

***) Sie erschienen aber gravirt in Umrissen von Eberle mit scharfsinnigen theologisch=historischen Erklärungen von J. J. Döllinger, bei Börner in Leipzig im J. 1831. Cornelius hatte diese Zeichnungen dem Herausgeber der Eos zu einem guten Zwecke geschenkt. Nach Fr. v. Baader's Briefen.

Koch trat für ihn ein, um seine eigenen etwas derben Dante-Bilder dort zu malen. An Cornelius aber war bald von zwei Seiten der Ruf in die deutsche Heimath ergangen.

Es war nämlich der Kronprinz Ludwig von Bayern, der schon mit großartigen Kunstplänen für sein Land umging, im Januar 1818 nach Rom gekommen. Aufmerksam gemacht durch seinen Leibarzt Ringseis, der in Berlin des Cornelius Nibelungenbilder gesehen, suchte er alsbald den hochbegabten Meister kennen zu lernen. Er sah dessen Gemälde bei Bartholdy und erkannte bald, das sei der Mann den er zur Ausführung seiner hochstrebenden Pläne für die Kunstblüthe Bayerns bedürfe. Er gab ihm daher nach kurzer Berathung den Auftrag, zwei Säle der neuerstehenden Glyptothek in München mit Fresken aus der griechischen Mythenwelt zu schmücken. Welche großartige Aufgabe, wie wuchs dadurch das edle Selbstbewußtseyn und der freudige Schaffensdrang in dem Herzen des Cornelius und seiner Freunde! Ein Ruf des Jubels ging durch die Kreise der deutschen Künstler, man feierte den Kronprinzen Ludwig *bereits als* den Restaurator der wahren Kunst, als den Begründer der neuen Aera. Als der hohe Mäcen daher Rom wieder verließ, feierten diese Künstler seinen Abschied in einem herrlichen Feste in der Villa Schultheiß am Abende des 29. April 1818. Cornelius hatte den Schmuck der Wände des Fest-Saales ausgeführt mit Anspielung auf den Kunstberuf des Fürsten (man sah den Herkules den Augiasstall reinigend, den Samson die Philister schlagend u. dgl.). Rückert aber hielt die poetische Ansprache*) im Namen der Künste und Künstler an den Kronprinzen. Dieser selbst, ganz liebenswürdig und voll des Entzückens, brachte einen Toast auf die deutschen Künstler aus und schloß unter stürmischem Beifall mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Deutschland."

---

*) Bei Riegel mitgetheilt S. 71 ff.



Cornelius aber ließ alsbald alle andere Arbeit liegen und bereitete sich zum großen Werke vor, las wiederholt den Hesiod und Homer, machte Studien und Skizzen ohne Ende. Um vollkommene Ruhe zu solcher Arbeit zu haben, brachte er den Sommer in Arricia zu, im Herbste aber reiste er mit Passavant, dem berühmten Biographen Raphaels, nach Neapel, wo er einige besonders anziehende Bilder sich copirte, so aus einem Gemälde des Perugino das Brustbild einer Frau welche man stets für das Porträt der Mutter Raphaels gehalten hat*).

Unterdessen kam die Zeit des Abzugs nach München immer näher. Niebuhr, der überhaupt in eine immer bitterer werdende Stimmung gegen die Künstler in Rom und gegen Rom selbst sich hineinwühlte, machte nochmal alle Anstrengungen, ihn für Preußen zu gewinnen, er hoffte täglich dessen Berufung nach Düsseldorf zu erhalten, und empfing auch bereits die Zusicherung von Berlin aus. Als Cornelius ihm nun die Abreise nach München, um die Fresken der Glyptothek auszuführen, ankündigte, weinte Niebuhr aus Aerger über diesen drohenden Verlust und rief aus: Cornelius, warum haben Sie mir das gethan? Er unterhandelte mit ihm noch lange und nahm ihm das Versprechen ab, nach Errichtung der Kunstakademie in Düsseldorf dem Rufe dahin zu folgen. Uebrigens gab Cornelius hiebei nicht bloß diesem äußeren Rufe nach. Das Herz zog ihn seit langem nach Deutschland. Er fühlte oft Heimweh, meinte einmal sogar, ein deutscher Künstler sollte nie das deutsche Vaterland verlassen, er verliere mehr am Charakter, als er in anderer Hinsicht gewinne. Wie lebendig er am Vaterlande hing, zeigen die schönen Verse, die er damals einem von Rom scheidenden Freunde in das Stammbuch schrieb:

Kommt ihr in's Vaterland zurück, so grüßet, Freunde,
Die Guten alle, die noch mein gedenken.

*) Diese schöne Bleistiftzeichnung ist jetzt im Besitze des Malers Sagstätter in München. Bisher unbekannt.

Auf freien Höh'n, im dunkeln heil'gen Wald,
Beim Rauschen deutscher Ströme denkt an mich!
Doch kommt ihr an den schönen stolzen Rhein,
So grüßt den Alten, rufet meinen Namen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth,
Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heimath;
Doch tretet ihr zu Köllen in den Dom,
O so gedenket meiner vor dem Herrn,
Auf daß ich heimgelang in's Land der Väter *)!

In den letzten Zeilen dieses Gedichtes ist eine Saite angeschlagen, die wir hier gleich weiter betrachten müssen. Man sieht, aus diesen Zeilen spricht sich noch kindlicher Glaube und Religiosität aus. Es sind aber gerade über diese religiöse Seite im Charakter des Cornelius die seltsamsten Nachrichten und Ansichten verbreitet. Es ist daher nöthig auch diese Frage aus authentischer Quelle, aus den Briefen des Meisters selbst und aus den Zeugnissen seiner damals mit ihm zusammenlebenden Freunde zu beantworten.

Die Gegensätze unter den Mitgliedern der deutschen Künstlercolonie in Rom traten immer schärfer hervor. Während viele der Romantiker in Deutschland die christliche Wahrheit, das Leben der Kirche und den ganzen Katholicismus nur als anregenden Gegenstand der Phantasie, als poetischen Genuß betrachteten, wurden die meisten der römischen Künstler die man Nazarener zu nennen beliebte, von der ungeahnten Tiefe und Schönheit der katholischen Kirche wirklich erfaßt und zum wahren Glauben und Lieben fortgerissen. Viele, im Protestantismus geboren und erzogen, traten daher in Rom zur katholischen Kirche über, so Overbeck, die beiden Schadow, Veit, Vogel von Vogelstein und Andere. Da konnte es nun nicht fehlen, daß sich ein Halloh und Zähneknirschen im jenseitigen Lager hören ließ. Selbst Niebuhr ließ sich zu förmlichen Wuthausbrüchen fortreißen und fordert in seinen

---

*) Bei Riegel S. 51.

Briefen die Sendung von Luthers Schriften und andere Bücher gegen das Papstthum, um in Rom diesen katholisirenden Tendenzen entgegenwirken zu können.

Es ist nun die Frage, welche Stellung Cornelius zu diesen Gegensätzen, Kämpfen und Erscheinungen eingenommen habe. Man hat die Meinung verbreitet, Cornelius sei auf Seite der „Freisinnigen", Confessionslosen oder gar des Christenthums Ledigen gestanden. Man schließt das aus einigen Aeußerungen die er damals gethan haben soll, oder aus seinem anderweitigen Benehmen. So viel steht fest: Cornelius war damals ein gläubiger Christ und Katholik. Davon zeugt obiges Gedicht, davon sprechen auch die Berichte aller noch lebenden Freunde aus jenen Tagen, welche sagen, daß er Gebet und Sakrament auch damals nie versäumte. Dabei hatte er aber ein weites Herz, war höchst tolerant gegen Andersgläubige, in der Kunst über das Confessionelle erhaben; er plagte sich auch im Leben nicht viel ab die Unterscheidungslehren kennen zu lernen oder gar die Höhen der christlichen Vollkommenheit zu ersteigen. Es gibt eben viele Grade des christlichen Lebens in der Kirche, wie nach Cornelius selbst in der Natur das Leben in tausend Graden ausgegossen ist. Jeder Getaufte, der einfach das von der Kirche Gelehrte im Glauben annimmt und die Gebote Gottes und der Kirche hält, ist ein Kind der katholischen Kirche. Aber er bleibt in den Niederungen sitzen, wenn er nicht Größeres anstrebt, während andere Seelen zur Flucht der kleinsten Sünde, zu den Mitteln der Ascese, zu den evangelischen Räthen, zu heroischen Akten sich erheben. Zu der ersteren Classe von Katholiken zählte damals auch Cornelius. Er erkannte immer selbst, daß er es in der Vollkommenheit nicht weit gebracht, und pflegte sich tröstend zu sagen: „In Gottes Himmel sind viele Wohnungen, er wird wohl auch eine für einen armen Künstler haben!"

Nebenbei war Meister Cornelius aber wie fast alle Künstler auch Idealist, selbst in der Politik und im kirch-

lichen Leben. Da er nun in der Wirklichkeit, in den realen Zuständen Roms und der Kirche damals manches fand und sah, was ihm mit dem Ideale von der Kirche nicht übereinzustimmen schien, so sprach er sich entschieden, offen, wortreich und frei wie er als Mann und Rheinländer das gewöhnt war, gegen manches ihn Verletzende aus*). Er redete von der Nothwendigkeit eines Conciliums, und machte dem Papste selbst bei Audienzen mit voller Aufrichtigkeit seine Ansichten kund. Man nahm es ihm nicht übel, der Papst antwortete ihm in aller Ruhe: „Mein Sohn, die Verhältnisse sind oft mächtiger als wir, wir können im Leben nicht Alles abstellen, was uns drückt." Wenn man wegen rascher Aeußerungen der Art und wegen manchen zufälligen Tadels gegen menschliche Gebrechen in der Kirche den Cornelius zum Protestanten**) oder zum Ketzer, wie er selbst in einem Briefe sagt, stempeln wollte, so ist das geradezu lächerlich. Dann müßte man auch den Petrus Damianus, den heil. Bernhard und so viele Heilige dem Protestantismus einreihen, welche alle mit beredten Worten auf Mißstände in der Kirche aufmerksam gemacht haben. Man hat von Cor-

---

*) Er urtheilte überhaupt auch über die Menschen rasch und ohne Vorbehalt. Sie waren ihm entweder brave Kerle, oder Lumpe, ja Schufte, mit welchen Ehrentiteln er selbst hohen Personen gegenüber nicht zurückhielt.

**) Hr. E. Förster führt (IV. 213) ein späteres Gespräch mit Cornelius an. Cornelius hatte sich über Unfruchtbarkeit und Leerheit des Protestantismus für die Kunst beklagt. Darauf sagte Förster: Und doch ist unser größter Maler Protestant, indem er auf ihn selbst hindeutete. Cornelius darüber frappirt, ergriff ihn bei der Hand, brach das Gespräch ab und sagte: Sie verstehen mich! — Hr. Förster hat aber das ganze Benehmen des Cornelius hiebei nicht verstanden. Dem Meister war offenbar das ganze lange Gerede von den Confessionen zuwider und als er ihm noch die Schmeichelei sagte, er sei Protestant, so hatte er genug und brach das Gespräch ab, wie später beim Dürer-Feste, als der schreckliche Campe an ihn eine unpassende Anrede hielt.

nelius dann auch die Anekdote verbreitet, er habe an der Rückkehr seiner protestantischen Gefährten in Rom zur katholischen Kirche großes Mißfallen gehabt und einmal gedroht: „Wird noch einer katholisch, dann werde ich protestantisch!“ Dieses Geschichtchen halten wir für bloße Erfindung*). Ein solches Wort und Benehmen widerspricht ganz dem Charakter des Cornelius. Er, der immer Wahrheit seinen Schülern einprägte und allen Schein und alle Verstellung in Kunst und Leben verpönte, sollte es seinen Freunden übel genommen haben, wenn sie ihrer bessern religiösen Ueberzeugung folgten und diese öffentlich durch ihren Uebertritt aussprachen? Unmöglich. Dann haben wir auch ein positives Zeugniß dagegen. Als seine Freundin E. Linder in München zur katholischen Kirche vom reformirten Bekenntnisse nach langen Kämpfen im J. 1843 übertrat, schrieb er ihr einen Brief, der uns vorliegt. Hier macht er der edlen Dame nun keine Vorwürfe ob diesen Schrittes, im Gegentheil schreibt er: „In Rom vernahm ich auch, daß Sie sich endlich ein Herz gefaßt haben, es überrascht mich nicht, Gott segne Sie und bewahre Sie ferner vor geistlichem Hochmuth und Lieblosigkeit (in meinen Augen fast die einzigen Sünden)!“ — Nach diesen Aeußerungen kann er auch den Rücktritt seiner Freunde in Rom zur Mutterkirche nicht getadelt haben, wie er ja auch mit Overbeck**) trotz jenes Schrittes stets in ungetrübter Freundschaft verharrte.

---

*) Hr. Förster, der es erzählt, war damals noch nicht in Rom, kann es also nicht selbst gehört haben.

**) In den Convertitenbildern schildert Hr. Rosenthal auch das Leben Overbecks. Dabei nennt er Göthe einen alten Heiden, über welches Wort Hr. Riegel höchst ungehalten ist (S. 66) und den Culturstand dieses Autors verächtlich beurtheilt. Aber vorschnell! Denn bekanntlich gebrauchte Göthe jenen Ausdruck selbst. Als er Memlings Christophorus von Boisserée einige Tage auf seinem Zimmer hatte, sagte er: Der Christophorus würde mich bekehren, wenn ich nicht ein so alter Heide wäre.

Endlich wird dem Meister Cornelius noch ein Vorgang aus jener Zeit sehr übel gedeutet, den Niebuhr berichtet. Eines Abends war eine große Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten bei Bunsen im Palast Caffarelli auf dem Capitol zu einem Taufschmause versammelt. Als alle schon dem feurigen Weine sehr zugesetzt, traten sie hinaus auf die Altane des Hauses und erblickten den Stern Jupiter, in unvergleichlicher Schönheit leuchtend. Da sagte Niebuhr zu Thorwaldsen: Laß uns auf die Gesundheit des alten Jupiter trinken! Von Herzen gern, erwiderte Thorwaldsen, und auch Cornelius stieß mit seinem Glase an. Man hat dieses Verhalten dem Cornelius einerseits sehr übel genommen, andererseits als ächte Freisinnigkeit gedeutet. Man hat gesagt, damit hat auch Er auf den Christenglauben verzichtet und die alte Heidenreligion wieder zurückgewünscht. Aber wir können die Bedeutung dieses Toasts nicht so hoch anrechnen. Es war offenbar nur ein Trinkwitz, eine Improvisation, ein augenblicklicher Einfall der Herren die schon des süßen Weines voll waren und nun den Stern Jupiter am dunklen italienischen Nachthimmel Roms erblickten. Bestimmte Gedanken, eine Protestation gegen den christlichen Glauben, eine Sehnsucht nach den olympischen Göttern, lagen hier gewiß nicht zu Grunde!

So viel vom religiösen Elemente im Charakter des Cornelius in jener Zeit.

Noch muß ich erwähnen, daß er nicht mehr allein stand im Leben. Er hatte sich vermählt mit einer Römerin, der Tochter eines Kunsthändlers, Signora Carolina hieß sie, einem Mädchen edel und gut, nach Niebuhrs Schilderung einfach und naiv wie Gretchen im Faust. Sie hatte ihn schon mit einer Tochter beglückt und so waren ihm selige Tage noch in Rom erblüht! Mit dieser kleinen Familie sollte er nun nach Deutschland ziehen.

LVIII.

Erinnerung an Rom.

Ein gesellschaftlicher Vortrag.

Es ist kein günstiges Zeichen für die Besonnenheit dessen, der da spricht, wenn er sich veranlaßt fühlt, sogleich sein erstes Wort, zwar nicht zurückzunehmen, aber doch gewissermaßen zu entschuldigen. Wer da sagt: „Erinnerung an Rom“ läßt entweder glauben, er wolle vielleicht ein Sonett auf eine ernste oder heitere Stunde, die er in Rom mit Freunden, sei es unter Tasso's nunmehr gebrochener Eiche oder etwa gar in der Chiavica in der Nähe des Tritone verlebt, zum Besten geben, oder — er stellt mit jenem Wort einen Rahmen hin, welcher auch für das größte Bild der Welt noch viel zu weit sich zeigte. — Denn — um hier zunächst nur einige Anfangs- und Endpunkte zu gewinnen — die Erinnerung an Rom reicht von den ersten Nebelgebilden der Sage, in welche historische Umrisse hineinzuzeichnen immer schwierig ist, bis zu der jüngstverflossenen Zeit, wo Unglück über Unglück an den königlichen Hohenpriester herangetreten ist.

Die Erinnerung an Rom, sie reicht zurück in jene Zeit des tief ernsten Cultus des römischen Volkes, wo im eifrigen

Gebet und feierlicher Prozession die wohlgeordneten Schaaren die Via sacra entlang, den capitolinischen Hügel hinaufwallten, um dort den drei großen Göttern Roms, Jupiter, Juno und Minerva zu opfern; in jene Zeit, wo, wenn gleich in falscher, so doch frommer Begeisterung die Salischen Priester und die Arvalischen Brüder, jene zu Ehren des Mars, diese der Dea Dia zum Preis, ihre Gesänge anstimmten, ja sogar durch Tanz den Kriegsgott zu verherrlichen glaubten.

Aber zu späterer Zeit zurückschreitend gewahrt man, in welch schrecklicher Weise jener starre Cultus in das volle Gegentheil, in eine Buhlerei mit den Göttern aller Völker ausartete. Alle fremden Götter, den altpersischen Mithra, die syrisch-phönizischen Baal und Astarte, die ägyptischen Isis und Serapis und welche Namen sie sonst haben mögen, zuletzt noch die eigenen Kaiser, die Rom so oft in ihrer Verworfenheit geschaut, nahm es in seinen Cultus auf. Nur allein den Gott der Christen verschmähte es, wenn gleich Alexander Severus ihm die Ehre erwies, neben Orpheus einen Platz in seinem Lararium zu gönnen. Aber während für alle Götter das Pantheon entstand, wurde das flavianische Amphitheater, jetzt Roms herrlichste Ruine, das mit dem Blut der Märtyrer getränkte Saatfeld, auf welchem die junge Kirche erblühte. — Wenig weit davon zog Titus, Jerusalems siebenarmigen Leuchter als Trophäe mit sich führend, durch den Triumphbogen in das ihm zujauchzende Rom ein. — So nahe waren einander das Leichenbegängniß der Synagoge, der verstoßenen Ehefrau die die Ehe gebrochen, und der Hochzeitreigen der jungfräulichen Braut Christi, der Kirche!

Kein Triumphzug war's, doch ein Triumph des gläubigen Vertrauens, wenn um ein halb Jahrtausend später das römische Volk, den großen Papst Gregor in seiner Mitte, um Abwehr von der verheerenden Pest zu erflehen, über die Tiberbrücke nach St. Peter sich bewegte. Da rief es nicht mit jenen Arvalischen Brüdern:

„Auf Ihr Laren helfet uns!
Lasse, o Mars! keine Pest über das Volk kommen,
Satt vom Rasen, kehre in Deinen Tempel heim, laß ab von der Geißel!“

sondern in demüthigem Flehen erscholl der Ruf um Barmherzigkeit: Kyrie eleison, Christe eleison! und hoch auf den Zinnen der colossalen Moles Hadrianea erschien der Engel Gottes, die Erfüllung der heißen Gebete verkündend.

Und wiederum ein anderes Rom hat Der geschaut, welcher Gregor XVI. oder Pius IX. in Andacht versunken an dem Tage gesehen, an welchem mit Rom die ganze Christenheit das hehre Fest des Frohnleichnams begeht.

Die Erinnerung an Rom läßt in der Zeiten Ferne, damals als Brennus die Stadt zerstört, das Wort des patriotischen Camill vernehmen: „Wir bleiben hier!“ und jetzt, da die Feinde Roms und der Kirche das Erbgut des heiligen Petrus geplündert, hört mit Dankbarkeit die christliche Welt das in pflichtgetreuer Beharrlichkeit gesprochene „Non possumus!“ des heldenmüthigen Greises, den Gott zum Oberhaupt Seiner Kirche Sich ausersehen.

Die Erinnerung an Rom, sie reicht durch Königthum, Republik und Kaiserthum hindurch, über die Krönung Karls des Großen und über den völligen Untergang hinaus, welchen Abfall von der Kirche und Krongelüste deutscher Fürsten dem Römisch-Deutschen Reich bereitet.

Und welch ein Wechsel der Thatsachen liegt zwischen allen diesen Begebenheiten! Wie viele Reiche sind durch Rom und neben Rom zu Grunde gegangen, wie viele durch Rom aufgerichtet und geheiligt worden. Ja Rom selbst ist in Schutt und Trümmer zerfallen; seine Tempel sind zerstört; gleich einzelnen Bäumen eines umgehauenen Waldes erinnern hier drei Säulen an den Tempel des Vespasian, dort deren acht an den des Saturn und ein Inschriftsfragment, das nicht einmal mehr vollständige Wort restituerunt enthaltend, läßt erkennen, daß sie einstmals restituirt wurden, um nie-

mals wieder restituirt zu werden. Nicht weit davon hat man aus der Tiefe des Erdreichs den schön gewölbten Bogen des Septimius Severus ausgegraben; dort wiederum steht der Tempel des Neptun, der zur — Mauthhalle geworden. Dahin sind alle die kostbaren und üppigen Thermen und Theater, dahin die großen Circus, dahin die Paläste mit ihren Hallen und Säulengängen, mit ihren weit in die Ferne glänzenden Golddächern! — Um die Gemächer der Livia zu sehen, steigt man in dumpfige Keller, die Wohnung von Kröten, hinab und mühsam schaut man im Kerzenlicht Arabesken, die auch Raphael gesehen und benützt! Und jene Stätte, wo, in Erz gegraben, die ehrwürdigen Gesetze der zwölf Tafeln, des ganzen römischen Rechtes Fundament, dem Volke ausgestellt worden; die Stätte, wo kurz zuvor das väterliche Schwert die Brust der keuschen Virginia getroffen; die Stätte, wo einst von den Rostren herab die Gracchen, Quintus Hortensius, Cäsar und Cicero gesprochen; was ist sie geworden? — Campo vaccino wird sie genannt und keine Rede mehr, nur das Gebrüll der Rinder wird hier vernommen; was Wunder, daß die unverständige Volksetymologie selbst aus dem stolzen Capitol Campi d'oglio gemacht hat!

Und doch! zerstört und zertrümmert, von Galliern, Gothen und Vandalen verwüstet, steht sie heute noch da die ewige Stadt! Wo hat es je auf dem Erdenrund eine Stadt, wie diese, gegeben? wo ist eine Stadt, die eine Geschichte hätte, wie sie? wo ist die Stadt, die gleich ihr, sozusagen, die Geschichte gemacht —? doch nein! durch welche Gott die Geschichte gemacht, an welche Gott die Geschicke der Menschheit geknüpft hat. Das ist nur Rom! — Roma aeterna!

Diese Geschichte Roms aber — und was ist sie viel minder, als die Geschichte der Welt? — läßt selbst in den weitesten Rahmen sich nicht fassen; gleich schwachen Bleistiftstrichen müßten — stünden sie zu Gebote — sogar die hellsten Farben verschwinden. Darum sei es gestattet, die Erinnerung an Rom auf Einen Punkt zu concentriren, auf

einen solchen jedoch, der als Lichtpunkt die Zeiten vorwärts und rückwärts beleuchtet. Kleiden wir die Aufgabe, diesen Punkt unserm Auge vorzustellen, in das Gewand der Frage, so würde sie lauten:

Welche Stellung nimmt Rom in der göttlichen Weltordnung ein?

oder anders formulirt:

Was ist das Princip Roms? —

Das Princip Roms ist: — die Weltherrschaft!

Zwar erscheint es für das blöde Auge des menschlichen Verstandes sehr kühn, die göttliche Weltordnung bemessen und ergründen zu wollen; allein diese Kühnheit mindert sich, da so mancher unter den Vätern der Kirche, namentlich der heilige Augustin, als Leuchte auf diesem Wege voraufgewandelt ist. Und so möge denn zunächst ein bekanntes griechisches Wort, das der Erklärung nicht bedarf, zur Erklärung und Aufhellung in dieser Frage dienen.

Wenn die Kirche die Bischöfe der ganzen bewohnten Erde durch den Ruf ihres obersten Hirten zum Concilium versammelt, so nennt man bekanntlich dieses eben deßhalb ein ökumenisches Concilium; nicht, als ob darum auch wirklich bereits die ganze bewohnte Erde durch die Sonne des Christenthums erleuchtet wäre, sondern, weil eben darin die Aufgabe der Kirche sich ausspricht, die Christus zum Heile aller Völker, des ganzen Menschengeschlechts, gegründet hat. Darum sollen alle Menschen, dem Rufe des Herrn, des *Κύριος* folgend, in die Kirche, in das Reich Gottes auf Erden eingehen.

Dieß ökumenische oder, wenn man lieber will, dieß katholische Princip, ist aber das Princip Roms in heidnischer, wie in christlicher Zeit und nur ein Blinder könnte die wunderbaren Wege der Vorsehung verkennen, auf welchen sie Rom der Erreichung dieses Zieles immer näher geführt hat.

Wie klein, wie unbedeutend waren Roms Anfänge! vor andern Latinischen Städten gab nur die vortheilhafte Lage

unfern vom Meere, Rom den Vorzug. Nicht mehr als fünf und eine halbe Quadratmeile, meist sumpfigen Landes umfaßte der Staat und hart an der Tiber stand in den Etruskern der Erbfeind. Es hatte der Vereinigung der drei Stämme der Ramnes, der Tities und der Luceres bedurft, um nur ein Heer von 3000 Mann Fußvolk und eine Schaar von 300 Reitern aufzubringen; eine schwache Widerstandskraft gegen jenen Feind, der nicht nur das rechte Tiberufer in Besitz nahm, sondern alle Römischen Waffen sich ausliefern und von den Römern sich geloben ließ, nur zur Pflugschaar noch das Eisen zu gebrauchen.

Nachdem aber einmal der erste König, der der Vejenter, gefangen war, der dann in einem in Purpur gekleideten Krüppel im Römischen Volksspiele fortlebte — da folgte Sieg auf Sieg und selbst besiegt — wie Pyrrhus eingestanden — kamen die Römer den Siegern gleich. Und so gewann im Laufe der Jahrhunderte Rom die Herrschaft von den Säulen des Herkules bis nahe an die Grenzen China's und von Nubien bis Schottland und wohl mehr als hundert Millionen Menschen gehorchten der Einen Stadt!

Da muß man staunend fragen: Was ist das? wie ist möglich das geworden? und die Antwort ist: Derselbe Gott, der sein auserwähltes Volk aus ägyptischer Knechtschaft durch die Wassermauern des rothen Meeres geführt, hat auch das Volk der Römer zu großen Zwecken ausersehen, hat diesem Volk — wie Augustinus sagt: wegen seines Gerechtigkeitssinnes — die Herrschaft über die andern Völker gegeben.

Aber Rom trug auch, ähnlich jenem Hunnenkönige, der sich als die Geißel Gottes erkannte, das stete Bewußtseyn dieser Bestimmung in sich, das Bewußtseyn: Der Erdkreis ist mein! Orbis terrarum und Respublica Romana sind Eines! Jedes Volk gehört zu Rom und wenn es thatsächlich noch nicht dazu gehört, so soll und wird es doch dazu gehören. Auch ohne Cato's Caeterum censeo wäre Carthago zerstört worden und wenn es wahr wäre, daß Augustus geboten, die Grenzen

des Reiches sollten nicht mehr erweitert werden, so könnte dieß nur eine Anwandlung von Schwäche gewesen seyn, die den Kaiser bei der Trauerbotschaft von der Niederlage des Varus überfallen haben mag. Dieß Gebot konnte nicht gehalten werden und bald trug Germanicus die siegreichen Adler bis tief in das Innere Deutschlands und es dauerte nicht lange, so wurden gerade hier die Grenzen des Reiches erweitert.

Dieß, wie wir es nennen, ökumenische Princip ist es, das Roms Prosaiker verkünden und seine Dichter, vor Allen Dante's Führer, Virgilius in ihren Gesängen feiern. Dieß Princip vererbte die Republik an das Kaiserthum und wie dieses nichts Anderes ist, als die Vereinigung und Concentration der republikanischen Würden in der Person des Imperators, so steht diesem in seinem Imperium die Aufgabe zu, jene Idee, die man noch in späterer Zeit durch das „semper Augustus" und in der Uebersetzung durch „allzeit Mehrer des Reiches" wiedergab.

Dennoch aber wurde der Siegeslaufbahn Roms ein Ziel gesteckt; es hatte seine Aufgabe erfüllt. Rom war nur der Moses; ein anderer Führer, ein Josua, sollte das wahre Volk Israel in das Land der Verheißung geleiten. Zu der Zeit, da auch Judäa dem Römischen Scepter gehorchte, da geschah es, daß sich das Wort des Propheten erfüllte: die Jungfrau aus dem königlichen Geschlechte Davids gebar den Erlöser! Durch seine Abstammung ein Sohn Abrahams, durch seine Geburt ein Unterthan des Römischen Kaisers gehörte er beiden Ordnungen an, der jüdischen und der römischen. Beide, das Judenthum und das vorchristliche Rom waren aber nur die von Gott für die Kirche in verschiedener Weise getroffene Vorbereitung; beide nur die Hülle für den durch das Licht der Wahrheit zu befruchtenden Keim. Und wie Christus gekommen war, das Gesetz, aber nicht bloß die Sehnsucht der Juden, sondern auch die in die Irre gegangene Hoffnung der Heiden, denen das Gesetz in's Herz geschrieben war, zu er-

füllen, so nahm die Kirche das zu Rettende aus der Synagoge und aus dem alten Rom, das in sich das Heidenthum zu einer Universalreligion vereinigt hatte, gleich der Arche in sich auf.

War das Kaiserthum der Erbe jenes altrömischen Princips gewesen, so trat nun in ganz anderer, höherer und geistiger Weise die Kirche, das neue Rom, an die Stelle des alten und verkündete laut der ganzen Welt: der Erdkreis ist mein! Orbis terrarum und Rom sind Eines! jedes Volk gehört zu Rom und wenn es thatsächlich noch nicht dazu gehört, so soll und wird es doch dazu gehören! Und in dem Augenblick, als Petrus in brüderlicher Liebe mit Paulus — nicht wie der erste Gründer Roms die Hand mit Brudermord befleckend — den Grundstein zu der Römischen Kirche gelegt, da begann die neue Roma ihren Lauf auf der Siegesbahn zur Weltherrschaft. Aber diese Siege waren von der Art, daß die Sieger scheinbar als die Besiegten galten, denn nur sie allein vergossen in dem Eroberungskampfe ihr Blut. Bevor wir nun die neue Roma in ihren Anfängen und ihrer weiteren Laufbahn betrachten, sei es vergönnt, erst ihre wahre Bedeutung in's Auge zu fassen.

Ueber alle Kirchen ist die Römische gesetzt; sie ist die Mutter und Lehrerin der Andern: mit ihr müssen daher wegen ihres mächtigen Vorranges alle Gläubigen übereinstimmen. Hier drängt sich die Frage auf: Wem verdankt denn die Römische Kirche diesen Vorrang? — aus sich selbst hat sie ihn nicht, sondern sie dankt ihn einzig und allein dem Umstande, daß die göttliche Vorsehung den Apostelfürsten Petrus nach Rom geführt und daß er, wie man sich fast technisch auszudrücken pflegt, seine Cathedra in die Römische Kirche gesetzt hat. Durch Petrus also ist, wie Gott ihn dazu bestellt, die Römische Kirche Mittelpunkt und Fundament der ganzen katholischen Kirche geworden und ist so sehr mit ihr verwachsen, daß die Gesammtkirche ohne sie, weil ohne Petrus, gar nicht denkbar ist, denn ubi Petrus ibi Roma; so sehr, daß

man zu den charakteristischen Eigenschaften der Einen, Heiligen, Apostolischen, Katholischen Kirche auch noch die hinzufügen darf, daß sie Römisch sei. Was daher nicht in der Einheit und Gemeinschaft mit Rom steht, ist nicht katholisch und was nicht katholisch ist, ist nicht Römisch.

Doch wenden wir nunmehr auf die Anfänge dieses neuen Roms, wie zuvor auf die des alten, unsere Aufmerksamkeit; auch sie sind klein; doch groß sind die Erfolge.

Petrus und Paulus haben die Römische Kirche gegründet; sie hielten aber nicht einen feierlichen Einzug in die Weltstadt an der Spitze einer in festliche Gewänder gekleideten Priesterschaar; auch wurden sie nicht von jubelnden Volksmassen empfangen, die ihnen Lorbern und Myrthen auf den Weg streuten, sondern sie kamen als die armen Sendboten des armen am Kreuze getödteten Christus. Auch wölbte sich über die Cathedra des Apostelfürsten keine Kuppel eines großen Domes, sondern zu Anfang konnte er, so wie Paulus, seine Stimme fast nur im Kreise der Familien erheben, die ihn aufgenommen. Und dennoch herrschten Beide, wie dieß Prudentius in seinem Gedichte „von dem Kranze" also sagt:

„Zu Rom herrscht jetzt das Bruderpaar,
Die Fürsten der Apostelschaar.
Der Weltapostel heißt der Ein'
Der Andre hat den höchsten Thron,
Den ihm gegeben Gottes Sohn;
Die Pfort' der Ewigkeit ist sein,
Nur den Erlösten läßt er ein!"

Ja, mit solchem Erfolge hatten die Apostel durch das lebendige Wort gewirkt, daß Paulus ausrufen konnte: „Euer Glaube, Ihr Römer, wird auf dem ganzen Erdkreise verkündet" und so ward Rom, seinem räumlichen Umfange nach zwar kleiner als dieser, doch an Würde weit über ihn erhoben.

Aber wie endeten die Apostel! Ans Kreuz geschlagen wurde Petrus, gleich dem Meister, und wie Johannes der Täufer ward Paulus enthauptet!

„O glückliche Roma“! singt Elpis, die Gemahlin des christlichen Philosophen Boethius, „die Du durch das glorreiche Blut der beiden Fürsten geweiht bist; in dem Purpur ihres Blutes allein übertriffst Du alle Schönheit des ganzen Erdkreises.“

Es haben die beiden Apostel den Bischöfen und der Christengemeinde zu Rom das erhabenste Beispiel hinterlassen und diesem gemäß haben die Hirten und die Heerde fast dreihundert Jahre hindurch unter allen nur ersinnbaren Schlachtwerkzeugen für Christus geblutet! Nero blieb Domitians unerreichbares Vorbild und von ihm bis auf Diokletian, welcher selbst den christlichen Namen vom Erdboden vertilgt wissen wollte und nicht bloß die Kirchen, sondern auch die Inschriften und alle sonstigen Monumente des Christenthums zerstörte, haben viele Imperatoren gegen die Kirche gewüthet. So wie Nero sie für seinen Mordbrand büßen ließ, so mußten auch nachmals die Christen an allem Unheil die Schuld tragen. Wenn die Tiber bis an die Mauern stieg, wenn der Nil seine Ufer nicht überschritt und die Felder unfruchtbar ließ, wenn der Himmel keinen Regen gab, wenn die Erde bebte, wenn Hunger und Pest sich ihre Beute holten, dann hieß es: „die Christen vor die Löwen!“ Selbst die unterirdischen Grotten der Katakomben gewährten nur ungenügende Zuflucht und klagend erhebt sich so manche christliche Stimme über die schrecklichen Zeiten, wo nicht einmal von Verwandten und Freunden zur Erde bestattet zu werden, vergönnt war.

Indessen die Verfolgungen haben nicht immer gewüthet; es gab Zwischenräume der Ruhe, in welchen die Kirche auch in größeren Kreisen ihre Segnungen spenden konnte. Die Christen in Rom bildeten daher nicht etwa nur ein kleines Häuflein; wenn Petrus in Jerusalem dreitausend auf einmal bekehrt und getauft hatte, so war seine heilende Hand der Wunderkraft und sein apostolischer Mund des göttlichen Wortes in Rom nicht beraubt und das Wasser der Tiber galt für die Taufe ebenso viel als das des Jordan. Und

wenn Paulus mit Macht und im Namen des heiligen Geistes mit großer Zuversicht, und wenn durch ihn Christi Stimme zu den Heiden von Jerusalem bis Illyrien geredet hatte, so war zu Rom der heilige Geist nicht verstummt und Christi Stimme nicht lautlos geworden. Weiß man auch nicht die Zahl derer, welche die beiden Gründer der Römischen Kirche getauft haben, so waren ihrer doch viele Tausende! mordete ja doch schon Nero eine gewaltige Menge von Christen! Ihre Zahl wuchs aber in dem Maße an, daß zur Zeit des Kaisers Septimius Severus Tertullian, wie er überhaupt das ganze Reich als von Christen erfüllt bezeichnet, dem Römischen Senate die Allgemeinheit des Abfalles von den heidnischen Göttern mit den Worten schildern konnte: „Wenn wir, eine solche Menschenmenge, uns von Euch losrissen, so würde dieser Verlust an Bürgern Eure Herrschaft mit Scham erfüllen, ja mit völligem Aufhören strafen; Ihr würdet ohne Zweifel erschrecken über Eure Verlassenheit und über das allgemeine Schweigen ringsumher, sowie über das Entsetzen des Erdkreises; suchen würdet Ihr, über Wen noch zu herrschen sei!" Darum konnte ein halbes Jahrhundert später der heilige Papst Cornelius von der Römischen Kirche sagen, daß ihre Gemeinde unermeßlich sei. Es muß daher auch für die damalige Zeit ein großer Maßstab für die Zahl der christlichen Bevölkerung anwendbar gewesen seyn, denn sonst würde der schändliche Maxentius wohl schwerlich geglaubt haben, sich die Volksgunst durch Annahme des Scheines eines Christen zu erwerben. In der That gehörten die Christen allen Ständen an; das Evangelium war nicht bloß in die Hütte der Armen und Niedrigen gedrungen, sondern auch bis in den kaiserlichen Palast; Consuln und Senatoren, Krieger, Beamte und Patrizier, Jungfrauen und Wittwen sowie Frauen aus den höchsten Familien Roms bekannten sich zu Christi Lehre.

Und mit Rom wetteiferten die Provinzen! überall hin waren die Sendboten ausgezogen und überall hin wurde mit

den Römischen Adlern das Banner des Kreuzes getragen. Darum konnte mit Recht der Dichter singen:

„Roma, des Petrus Sitz, ob höchster Würde des Hirten,
Haupt dem Erdkreis! Was durch Waffen nicht Dein ward
Hast durch Religion Du erobert!“

So wuchs die Kirche, aber ohne die Hülfe der weltlichen Gewalt und herrschte doch im ganzen Kaiserreich. Da kam der Tag, wo Gott auch den Kaiser zur Kirche und zu deren Schutzherrn berief. Als darauf die Germanen in das Römerreich vorgedrungen und hier in blutigem Krieg sich Wohnsitze erkämpft und Reiche gegründet, da öffneten sich auch ihre treuen Herzen dem Lichtstrahl der Wahrheit. Darum fand, nach dem Zerfall des Römischen Reiches, die Kirche in ihnen eine neue Stütze und in dem deutschen König, in welchem der Papst das Kaiserthum erneuerte, den Schirmvogt. Insbesondere gelobte mit feierlichem Eid bei seiner Krönung der Kaiser den Schutz der Römischen Kirche und ihres Besitzes, einer Herrschaft rechtmäßig erworben, wie nie eine andere. Und beide, der Nachfolger Petri und der Cäsaren, Roms Bischof und Roms Kaiser, hatten die gemeinsame Aufgabe, innig vereint für das Reich Christi auf Erden zu wirken. Das war die Zeit, wo selbst der Sächsische Ritter, Herr Eicke von Repgow, an der Spitze seines Buches, in welchem wie in einem Spiegel das Recht zu schauen seyn sollte, nichts Besseres und nichts Schöneres zu stellen wußte, als den Satz:

„Zwei Schwerter ließ Gott auf dem Erdreiche; dem Papste ist gesetzt das geistliche Schwert, dem Kaiser das weltliche.“

Dieser Satz bildet das Fundamentalprincip der ganzen socialen Ordnung der damaligen Zeit, — doch es ist unsere Aufgabe nicht, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen.

Aber wenn man auch den Blick davon abwendet, immer fällt er bei der Betrachtung der Geschichte auf Rom, als die weltbeherrschende Stadt zurück, eben darum, weil sich mit Rom das göttliche Princip der Einheit der über den ganzen Erdkreis verbreiteten Menschheit verbunden hat. Da mag man

allerdings bei dem Hinblick auf Rom darüber trauern, daß so mancher der Nachfolger Petri, ein Johannes XII., ein Alexander VI., seiner hohen Würde nicht entsprochen; doch was ist das gegen die siebenundzwanzig Blutzeugen unter den Päpsten, gegen einen Leo, einen Gregor den Großen, einen Innocenz III., einen Pius V. und den im Namen und Werk ihm nachfolgenden jetzigen Papst! Die weltlichen Reiche haben, wenn überhaupt, doch immer nur Einen aufzuweisen, der mit Gewißheit die Palme errungen: Deutschland seinen Heinrich, Ungarn seinen Stephan, England seinen Edward, Frankreich seinen Ludwig! — Bei dem Hinblick auf Rom mag man trauern, daß über viele Gegenden, in denen einst die Kirche geblüht, die Gräuel der Verwüstung gekommen sind; da mag man es beklagen, wie ganze Länder von der Kirche durch Schisma und Häresie losgerissen sind, ja daß selbst von solchen, die zu ihr seit vielen Jahrhunderten als treu anhänglich gezählt wurden, Gottes Segen völlig weichen zu wollen schien. Das Alles ist betrübt genug, ändert aber an der Sache nichts, das Alles ändert an der Wahrheit nichts; für die, welche den Segen zurückstoßen, treten Andere ein und der Verlust wird immer wieder ersetzt. Für die zerstörte Kirche Afrika's bekehrte der heilige Remigius die Franken, der heilige Gregor durch seinen Sendboten Augustin die Angelsachsen und ein anderer Gregor durch den heiligen Bonifacius, den wahren Apostel Deutschlands, die Bayern, Thüringer und Hessen. Für den Verlust eines großen Theils des Orients trat damals der Gewinn des Nordens ein, für den Abfall, den der Protestantismus herbeigeführt, die Verbreitung der Kirche in Asien und Amerika. Wolle Gott das Band, durch welches die Taufe unsere irrenden Brüder unauflöslich an die Kirche und an uns fesselt, durch Seine Gnade immer mehr befestigen; denn sie haben einen reichen Zehrpfennig auf ihren Irrweg mitgenommen und beschämen uns durch ihre Tugend oft! Um aber auch ein Land zu erwähnen, von welchem wirklich aller Segen genommen schien, so ist ja Frankreich, nachdem der

Wahnsinn dort selbst Gott vor die Kammern gefordert, zur Besinnung und Versöhnung mit der Kirche zurückgekehrt.

Und so bleibt Rom, dem zweihundert Millionen unterthan und außerdem nicht viel weniger durch die Taufe und unter diesen etwa achtzig Millionen auch noch durch das Band giltiger Ordination verbunden sind, stets der Mittelpunkt, von dem die Wahrheit ausgeht, und sänke selbst die Stadt zur Unbedeutendheit herab, durch die Römische Kirche bliebe sie doch vor allen Städten der Welt die Weltstadt. Welche Stadt ist es, die mit Rom den Vergleich aushielte? Keine jener Weltstädte, weder der Vorzeit noch der Gegenwart. Was war Ninive, Babylon und was Persepolis gegen Roms allmächtige Herrschaft, die jetzt schon nach Jahrtausenden zählt. Und wenn auch die Millionenstadt an der Themse sogar an Zahl ihrer katholischen Bevölkerung Rom übertrifft, so herrscht London doch nur durch seinen kleinlichen Krämergeist auf dem Weltmarkt. Und wenn man auch Paris, das gleichsam ganz Frankreich in sich concentrirt, in vielem Guten — leider auch in vielem Schlechten — den Preis zuerkennen muß, so übt es eine Weltherrschaft doch nur durch seine Moden. Rom aber herrscht über die ganze Welt durch das Licht der Wahrheit, welches von dort ausströmt; es herrscht durch den Stellvertreter Dessen, der Himmel und Erde gemacht, der das Menschengeschlecht erlöst und geheiligt hat und darum spendet der hochpriesterliche König seinem in Rom lebenden und auf dem ganzen Erdkreise verbreiteten Volke den heilbringenden Segen:

Urbi et Orbi!

Wer jemals das große Glück genossen, selbst unter der Schaar Derer zu seyn, welche unmittelbar den Stellvertreter Gottes schauend, jene Segensspende empfangen und wem es vergönnt war, längere Zeit zu Rom zu weilen und den ganzen christlichen Festcyklus mitzufeiern, dem muß Rom einen bis zu seinem Sterbebette unauslöschlichen Eindruck

hinterlassen. Er wird aus Rom außer dieser noch manche andere, vielleicht nicht immer angenehme Erinnerung mitbringen; er wird in Rom selbst gar oft daran erinnert werden, wie die Menschen Menschen und keine Engel sind und er wird auch in dem Papst einen vielleicht schon gebrechlichen Greis wiederfinden. Aber nicht nach dem Maßstabe der Novelle von Boccaccio wolle er die göttliche Institution der Kirche bemessen, wohl aber den Rathschluß Gottes anstaunen, der, wie Er selbst das Gewand des menschlichen Leibes angezogen, so auch Seine heilige Kirche aus schwachen Menschen Sich erbaut und schwachen Menschen Sein Reich auf Erden hinterließ. Das konnte Er nicht anders, als daß Er mit Seinen göttlichen Kräften zu Hülfe kam und die gebrechlichen Werkzeuge Seiner Gewalt mit Seiner Macht ausrüstete. Das ist's, was das gläubige Herz erfüllt, wenn es den Menschen als den Stellvertreter des Gottmenschen schaut. „Der ist es", wird es sich zurufen, „den Gott in Petrus zum Grundstein der Kirche gemacht hat, der Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht überwinden werden! Der ist es, dem der Herr die Schlüssel zum Binden und Lösen gegeben! Der ist es, dem Er Seine Heerde, als dem obersten Hirten anvertraut! Der ist es, für den Christus gebetet, auf daß sein Glaube nicht abnehme und dem Er aufgetragen, daß er seine Brüder stärke."

Und wie der Fels seit Jahrhunderten mitten in der Brandung steht und alle Wogen, welche die Pforten der Hölle ausspeien, an ihm sich brechen und wie Petrus in seinem Nachfolger stets die Gewalt der Schlüssel geübt, stets die Heerde des Herrn geleitet und nie sein Glaube abgenommen, er aber die Brüder gestärkt hat, so spricht auch heutzutage seine Stimme zur Kirche und zum ganzen Menschengeschlecht durch den Mund des Bischofs von Rom, und das Wort der Wahrheit und der Moral von Petri Cathedra herab gesprochen, ist für den ganzen Erdkreis Gesetz!

LIX.

Die Pariser Weltausstellung.

Es ist gar nicht so zufällig, daß es gerade die Franzosen und Engländer sind, welche als erste eigentliche Urheber des Weltausstellungs-Gedankens dastehen und denselben auch zuerst ausgeführt haben. Der Engländer ist der kosmopolitische Kaufmann; der Franzose der Modeschneider und Putzversorger der ganzen Welt, natürlich soweit dieselbe Angströhren und Gehkörbe trägt. Der Engländer mußte eine Weltausstellung veranstalten um seinen kaufmännischen Blick zu erweitern, um die Schwächen und auch die starken Seiten des Gewerbfleißes und des Handels aller Völker kennen zu lernen zu Nutz und Frommen der englischen Ueberlegenheit. Der Franzose mußte ihm die Sache nachmachen, erstens weil er aus Nationalbewußtseyn nicht zurückbleiben durfte, zweitens weil er verwandte Gedanken hegte. Das Reich der Mode ist was er als sein Eigenthum betrachtet, in dem ihm Niemand den Rang streitig machen sollte. Dabei ist er ein guter Beobachter, weiß das Fremde geschickt sich anzueignen und so zu verarbeiten daß es sein völliges Eigenthum wird. Eine Weltausstellung mußte für ihn fruchtbar seyn an „neuen Ideen" hinsichtlich des Kleiderschnittes, der Haarkräuselung und der Putzmacherei. Nebenbei läuft bei ihm noch etwas viel näheres,

unmittelbareres unter: Paris als „Mittelpunkt der Civilisation" sollte für einige Monate eine erneute verstärkte Anziehungskraft ausüben.

In politischer Hinsicht lassen sich ähnliche Gedanken bei beiden Nationen verfolgen. Der Engländer ist als Vertreter des rechnenden kaufmännischen Princips, auch der Vertreter und Verbreiter des die Welt unter seinem Materialismus und seiner starren Selbstsucht erdrückenden Freihandelsprincips. Stark in seiner politischen und socialen Abgeschlossenheit und durch seine industrielle Ueberlegenheit fördert der Engländer in der ganzen Welt alle politischen Umgestaltungen bei denen etwas materielles für ihn abfällt, bei denen er Geschäfte machen kann. Seine Ideen von Völkerbefreiung, Nationalitätsprincip u. s. w. sind weiter nichts als die jeweilige Flagge unter der er die Waare, den eigentlichen Hebel aller seiner Unternehmungen, zu bergen für gut findet. Der Franzose dagegen ist der Mann der eigentlichen Weltpropaganda, der politischen Utopien. Von Frankreich aus sind die Weltrepublik, das Weltbürgerrecht, die Völkerverbrüderung, der ewige Weltfrieden und ähnlicher Unsinn der erstaunten Welt verkündigt worden. Die letzten französischen Könige, die französische Revolution und das erste Kaiserreich strebten nach einem Weltreich. Obwohl seitdem das Nationalitätsprincip wiederum von Frankreich aus als Brandfackel des Krieges in die Welt geschleudert worden, glaubt heute noch so mancher Franzose fester als je an das goldene Zeitalter der nun bald kommenden Weltrepublik, nothwendigerweise auch Weltmonarchie. Die Pariser Zeitungen feiern in diesem Sinne die neue Weltausstellung und — finden gläubige Leser.

Was ist wohl der Zweck einer Weltausstellung, wird man hier fragen dürfen. Ueber den Zweck dürften die Urheber und Veranstalter selbst nicht so ganz im Klaren seyn. Hauptsache für sie dürfte es wohl gewesen seyn etwas Neues hervorzubringen. Dann sollte eine solche Ausstellung, indem sie die Erzeugnisse aller Länder vorführte, zum Genuß und

Gebrauch derselben anregen und anleiten. Sie sollte, indem sie bis dahin wenig oder gar nicht bekannte Erzeugnisse an's Tageslicht zog, neue Bedürfnisse dadurch beschaffen, daß sie die Mittel zu deren Befriedigung anbot. Es sollten dem Verbrauch vermehrte Wege geöffnet werden. Dieser Zweck ist ein bezeichnendes Merkmal unserer wirthschaftlichen Zustände, deren großes Gebrechen eine allzu reichliche Erzeugung von mehr oder weniger entbehrlichen Gegenständen ist, während das wirklich Nothwendige vielfach vernachlässigt wird.

Von jeher, so lange die Welt steht, ist das Bedürfniß es gewesen welches die Erzeugung hervorgerufen. Unsere ersten Eltern haben sich erst dann ein Kleid aus Baumblättern gefertigt als sie ihre Nacktheit erkannt und deßhalb eine künstliche Bedeckung für geboten erachtet hatten. Seitdem sind alle Fortschritte der Gewerbe, Künste und meistens auch der Wissenschaften fast ausschließlich dem vorhergehenden drängenden Bedürfniß zuzuschreiben. Ein Bedürfniß stellte sich heraus, man suchte es zu befriedigen; dieß war der folgerichtige Weg der, unablässig fortgesetzt, alle entsprechenden Fortschritte hervorgerufen und die ganze materielle Gesittung der Völker bewerkstelligt hat. — Wir können diesen Gedankengang noch weiter verfolgen. Wie benahmen sich unsere Altvodern wenn es galt ein Bedürfniß zu befriedigen? Sehr einfach. Während des Mittelalters arbeitete man für den einzelnen Menschen, für den Besteller, und nicht für das große formlose Publikum. Daher auch die Sorgfalt, die Eigenheit aller mittelalterlichen Erzeugnisse zu deren Fertigung trotzdem nicht die heutigen vollkommenern Hülfsmittel zu Gebote standen. Es war die Specialität, nicht die Universalität, welche im Mittelalter herrschte. Und trotzdem treten wiederum bei allen Kunst- und Gewerbserzeugnissen des Mittelalters so viele allgemeine Merkmale und Kennzeichen hervor, welche eine allgemeine Uebereinstimmung und so einen nicht zu verkennenden gemeinsamen Charakter des ganzen Kunst- und Gewerbslebens bekunden.

Es ist diese Allgemeinheit nur dem völlig einheitlichen Charakter der von einem übereinstimmenden Princip getragenen Weltrichtung zuzuschreiben.

Unser jetziges Kunst- und Gewerbsleben beruht auf ganz andern Grundsätzen. Während bei demjenigen der frühern Zeiten das Bedürfniß für jeden einzelnen Fall maßgebend war, und deßhalb ein aus zwecklosem Schaffen hervorgegangener Ueberfluß an Kunst- und Gewerbserzeugnissen eine reine Unmöglichkeit war, beruht das neuere jetzige Gewerbsleben wesentlich, ja ausschließlich auf der Massenerzeugung und der dadurch bedingten Einförmigkeit und Gleichheit der Erzeugnisse. Der moderne „Geschäftsmann" wartet nicht bis der Kunde kommt und bestellt. Er beginnt sogleich mit der Massenerzeugung, natürlich zu dem billigstmöglichen Kostenpreise der Herstellung. Diese also erzeugte, gegebene Masse muß alsdann verkauft, vertrieben werden. Deßhalb wird hier der Verkauf ein besonderes Geschäft, das seine eigenen Leute und Einrichtungen erfordert. Daher die Handelsreisenden, die großen, von Pracht strotzenden Magazine, die Commissionäre, die Anpreisungen in Zeitungen, an den Straßenecken und wie alle die tausend Mittel und Mittelchen heißen, durch welche der Vertrieb bewerkstelligt wird.

Man ersieht hieraus daß durch diese eigenen Veranstaltungen der Vertrieb seine Unkosten mit sich bringt, welche mit der vermehrten Conkurrenz sich eher vermehren als vermindern. Deßhalb ist es auch nur eine halbe Wahrheit wenn man behauptet, daß durch die Conkurrenz Alles billiger und besser werden müsse, sowohl für Erzeuger als Verbraucher, für den Arbeiter wie für den Geschäftsmann. Die Erzeugungskosten können zwar durch gar manche Mittel, darunter auch Herabsetzung der Arbeitslöhne, herabgedrückt werden, aber von obigen allgemeinen, vornehmlich Verkaufskosten befreit uns kein Mensch. Um die Conkurrenz aufrecht zu erhalten wird man wohl den Luxus, das äußere Ansehen des Geschäfts, die Gebühren für die Vermittler und ähnliches

erhöhen und die Waare selbst besser und billiger zu geben suchen, niemals aber wird man aus solchen Gründen die Arbeitslöhne erhöhen. Die durch das unbedingte Freihandel-System und das alleinige Regieren des Grundsatzes von Angebot und Nachfrage herbeigeführten Zustände sind deßhalb nichts weniger als zur Befriedigung Aller und eines Jeden, zur Glücklichmachung eines Volkes angethan.

Die Massenerzeugung drängt uns den Geschmack und die Formen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl von Geschäftsleuten auf, mit denen wir in gar keiner unmittelbaren Beziehung stehen. Wir verlieren alle unmittelbare Einwirkung auf die Erzeugung desjenigen was unsere Bedürfnisse befriedigen soll. Es bleibt uns nichts anderes übrig als uns dem Joche des fremden Geschmackes zu fügen unter welchem unsere Individualität erdrückt wird und verschwindet. Eine Abstumpfung und Verflachung des individuellen Geschmacks und Gefühls sind die unmittelbaren Folgen davon. Erst wenn diese Abstumpfung allgemein wird, kann die Uniform des 19. Jahrhunderts, die Mode, ihr Reich begründen. Auf dem Lande, wo noch das vorhin erwähnte natürliche Verhältniß zwischen Erzeugung und Bedürfniß herrscht, kann deßhalb auch die Mode nicht in dem Maße eindringen. Man kann dort leicht beobachten, wie diese Abstumpfung des individuellen Gefühls und Bewußtseyns dem Eindringen der Mode stets vorangeht.

Die Massenerzeugung und die allgemeine Einförmigkeit desjenigen was man Mode nennt, stehen auch in einem ganz engen Verhältniß zu den herrschenden Ideen des Tages und den politischen Zuständen. Beide sind gegen die Individualität, sei nun dieselbe eine bloß persönliche oder eine corporative, gerichtet. Sie sind deßhalb die natürlichen Vertreter, die unmittelbaren Ausflüsse und Stützen des demokratischen Cäsarismus und der Centralisation. Die Massenerzeugung drängt einem Jeden dasselbe einförmige Gewand und Geräth auf, die Mode verlangt ein unerbittliches Befolgen ihrer

wechselnden Launen und Sprünge, sie beide sind Tyrannen. Der demokratische Cäsarismus, das politische Seitenstück der Massenerzeugung und der Mode, beugt Alle unter dasselbe gleichmachende Gesetz, legt Allen dasselbe unerbittliche Joch auf. Die Centralisation zwingt Alles in dieselben mechanischen Formen und Schablonen, sie will, gleich der Mode, Alles auf einen Wink in Bewegung setzen oder zur Ruhe verdammen, je nachdem es ihre Launen heischen. Alles soll so willenlos, mechanisch, so von aller persönlichen Neigung entledigt seyn, daß es nur eines Druckes bedarf, um die ganze über einen Leisten geschlagene Masse in Bewegung zu bringen.

Schon der äußere Anblick, ein einziger Besuch des ungeheuerlichen Ausstellungs-Gebäudes auf dem Marsfeld genügt um zu wissen, wessen Geistes Kind der ganze Gedanke der Weltausstellung ist. Wohl niemals dürfte sich dem Beschauer ein Bild dargeboten haben, welches eine so ausnehmend getreue Verkörperung der sogenannten „neuen Ideen" darbietet, und einen trefflichen weitgreifenden Begriff von dem gibt was die Welt seyn würde, wenn jene Ideen allgemein und in Allem verwirklicht werden würden. Das Ausstellungsgebäude ist im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Spiegelbild der Bestrebungen der modernen Weltverbesserer, deren Weisheit in den Schlagworten Gleichheit, Freiheit, Nationalitätsprincip, Völkerverbrüderung, Weltrepublik, moderne Volkswirthschaft und ähnlichem gipfelt.

Nichts Unförmlicheres kann gedacht werden, als dieser „Palast" wie man das Ding zu nennen beliebt. Dasselbe zeigt in seinen äußern Umrissen die Form einer mächtigen, an den beiden schmälern Seiten etwas ausgebauchten und deßhalb fast ein Langeck mit abgestumpften Winkeln vorstellenden Ellipse. Fünf gleichlaufende Doppelgallerien bilden den Körper dieser Ellipse und umschließen in der Mitte einen kleinen offenen Platz, welcher mit Pflanzen, einigen Prachtzelten, Standbildern &c. ausgestattet, den Namen Centralgarten führt. Sämmtliche Gallerien, von denen die äußerste

größte zugleich auch die höchste ist, sind mit Zink überdacht, dessen düstere graue Farbe nur dazu beitragen kann, den erschrecklich langweiligen Eindruck des Ganzen noch zu erhöhen.

Jede dieser fünf Doppelgallerien beherbergt zwei Classen von Erzeugnissen. Die äußerste geräumigste die Maschinen, Acker-, Bergbau- und ähnliche Erzeugnisse. Die nachfolgenden enthalten die gewebten und ähnlichen Stoffe, überhaupt alle Bekleidungsgegenstände: dann kommen Möbel und ähnliche Arbeiten bis zur letzten, kleinsten Gallerie, welche den genannten Garten umschließt und die Kunstausstellung enthält. Nach dem Centralgarten zu geht eine offene Halle zur Promenade, welche ebenfalls noch einige Kunstwerke beherbergt. Diese fünf Gallerien sind nun durch speichenförmig von dem Mittelpunkt auslaufende Linien in eine große Anzahl kleiner Unterabtheilungen zerlegt, von denen, je nach Verhältniß, den verschiedenen Ländern eine kleinere oder größere Anzahl eingeräumt ist. Natürlich entsprechen dieser zweiten Eintheilung auch eine genügende Zahl von Durchgängen in der Richtung des Halbmessers.

Auf diese Weise sind die beiden der Ausstellungscommission gestellten Ziele erreicht. Verfolgt man eine der elliptischen Gallerien, so sieht man stets nur dieselbe Classe von Erzeugnissen, welche aber allen vertretenen Ländern angehören. Durchschneidet man im Gegentheil von außen nach dem Mittelpunkt oder umgekehrt die Gallerien, so bleibt man fortwährend unter den Erzeugnissen desselben Landes, die natürlich zugleich auch all den genannten Classen zugetheilt sind. Die ganze Anordnung ist somit höchst gelungen und verräth ein beachtenswerthes Organisationstalent.

Der Gesammteindruck den ein solches Ausstellungsgebäude und die Ausstellung selbst machen, ist dem entsprechend ein ganz besonderer, überaus bezeichnender. Es ist das vollkommene Abbild des modernsten Zukunftstaates, das wir vor uns sehen. Die allgemeine Gleichmacherei, die den Menschen zu einer Ziffer herabdrückende Centralisation hätte keinen

beredtern Ausdruck finden, die Verbrüderung und Verschmelzung der Völker behufs Beugung unter dasselbe erdrückende, alle Selbstständigkeit verpönende Joch der Gleichheit hätte nicht klarer dargestellt werden können, als es durch das Ausstellungsgebäude auf dem Marsfelde der Fall ist. Alle Herrlichkeiten der Erde sind hier gleichsam angeboten unter der ausdrücklichen unablässigen Bedingung, sich in den Organismus einfügen zu lassen und zu dem Zwecke sich vorher seiner individuellen Freiheit zu entledigen.

Damit diesem communistisch-ikarischen Reiz nichts fehlt, ist auch dem unmittelbaren Bedürfnisse des zu verführenden Menschen in ausgedehntester Weise Rechnung getragen. An die Außenwand der gedachten Maschinengallerie lehnt sich eine niedrigere Gallerie in deren ganzen Umgebung an, deren Dach noch um mehrere Meter hinausragt und so eine schöne offene Halle bildet. In dieser Anhängsel-Gallerie haben sich die Speise-, Bier- und Weinwirthe aller Nationen niedergelassen und gedenken zu hübsch geschraubten Preisen während des Sommers ihren Schnitt an den gutwilligen Besuchern der Ausstellung zu machen. Hier soll also die beabsichtigte Betäubung ihren Abschluß, ihre Krönung finden, indem allda den durch das Beschauen in den endlosen einförmigen Räumen erschlafften Sinnen und Bedürfnissen eine neue Belebung eingeflößt werden soll. Hat man alles dieß durchgemacht, dann wird einem ordentlich wohl, sich wiederum frei zu wissen und das frei-ungehinderte, natürliche Leben genießen zu dürfen. Man glaubt von einem Alp befreit zu seyn, wenn man der Ausstellung den Rücken kehrt.

Zur Erholung trägt noch etwas Anderes bei. Theils um den Reiz zu erhöhen, theils um die Ausstellung zu vervollständigen, hat die Commission den ganzen übrigen Raum des weiten Marsfeldes, der von dem Gebäude frei geblieben, etwa 300,000 Meter, in eine Art internationalen Park umschaffen lassen, der des Eigenen und Eigenthümlichen fast mehr bietet als die Ausstellung selbst. Tritt in dem Aus-

stellungsgebäude selbst jedes Land nur durch seine Erzeugnisse auf, so zeigen sich hier dagegen die Völker mit ihrem eigenen Leben wie sie sind. Eine Menge malerisch gruppirter kleiner und größerer Gebäulichkeiten versinnlichen das gesellschaftliche Leben und die öffentlichen Anstalten und Einrichtungen der vertretenen Völker. Wir finden hier ungarische und tyroler Häuser, ein preußisches Schulhaus, Bauernhäuser verschiedener französischer Provinzen und anderer Länder, schweizer Landhäuser, türkische, ägyptische und andere orientalische Gebäude, eine Moschee, einen protestantischen Tempel und verschiedene chinesische, japanesische rc. Gebäude, eine protestantische Missionsanstalt mit unvermeidlichem Bibelregen, und schließlich auch das Gebäude einer katholischen Kapelle, welche die Ausstellung kirchlicher Gegenstände enthält. Von den einzelnen Gebäulichkeiten für Maschinen, Telegraphen und einer ganzen Reihe ähnlicher Anstalten die alle zur Ausstellung gehören, soll nicht die Rede seyn. Vergessen aber darf man nicht die vielen künstlichen Anlagen, Teiche und Bäche, Hügel, Felsen mit Grotten, Lauben, Standbilder rc., welche dem Ganzen eine wirklich reizende Manchfaltigkeit und Abwechselung verleihen. Alle diese Gebäulichkeiten entsprechen möglichst getreu den Originalen, die sie vertreten. Außerdem finden sich in diesem Parke, meistens an die Umfassung angelehnt, eine ganze Reihe Vergnügungsanstalten, als Concertsäle, ein internationales Theater, verschiedene Speise- und Kaffeewirthe und ähnliches. Kurz es gibt kaum etwas das hier nicht seine Vertretung fände.

Diese unendliche Manchfaltigkeit und Abwechselung des Parkes sticht aber auch gewaltig ab von der langweiligen Einförmigkeit des Gebäudes, welches die unter einen Hut gebrachte nivellirte Menschheit in ihrer ganzen Schwäche und Blöße darstellt. Ein schlagenderer Gegensatz kann kaum gedacht werden. Hier sprießt freudig freies Leben, die Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, der Charakter und die Lebensweise eines jeden Volkes; die Beschaffenheit seines

Landes und seine öffentlichen Einrichtungen und Sitten treten in ihrer Ursprünglichkeit und unabhängigen Natürlichkeit hervor. Dort ist Alles in die steifen Linien einer allmächtigen, Ordnung und Classifikation genannten Centralisation, einer Alles verschlingenden Einheit eingefügt. Es sind vollständig zwei große, auf ganz entgegengesetzten Principien beruhende Richtungen des menschlichen Ringens und Strebens, welche hier ihre Verkörperung gefunden. Verkörpert das Ausstellungs-Gebäude mit seinen unbeugsamen Linien, seiner gleichmachenden einförmigen Langweile und seiner starren Eintheilung die demokratisch-cäsaristische Weltmonarchie, das als Nivellirungsmittel so wirksame allgemeine Stimmrecht, den Alles unter sein eisernes Joch beugenden Absolutismus: so steht der Park dem gegenüber wie eine Protestation, eine Reaktion des alten Geistes der individuellen und corporativen Selbstständigkeit da, der trotz allem und allem im französischen Volke noch viel mächtiger ist als man gewöhnlich zu glauben versucht seyn könnte.

Dieser Gedankengang ließe sich noch weiter ausführen. Um das Ausstellungsgebäude lehnen sich, wie man vorhin gesehen, eine Menge prächtiger, verführerisch ausgestatteter Bier-, Kaffee-, Speise- und andere Häuser ähnlichen Schlages an, die alle mächtig zum Genuß anreizen. Das Innere des Gebäudes macht mit seinen strotzenden manchfaltigen Reichthümern, trotz der Einförmigkeit des Bauwerks, einen überwältigenden Eindruck. Es ist das materielle geisttödtende Wohlleben, der ermattende aufreibende Sinnengenuß den von jeher jedes große centralisirte und uneingeschränkte Reich geboten, was uns hier im getreuen Abbild entgegentritt und das System versinnlicht, das jetzt in Frankreich herrscht. Der Byzantinismus, das herabgekommene Römerthum, vermengt mit den Erinnerungen an die letzten Ludwige und das erste Kaiserreich: dieß ist der Geist, dieß ist die Luft, welche uns entgegenweht sobald wir eintreten.

In dieser Hinsicht kann die Weltausstellung als ein

Zeichen der Zeit gelten, als der bildliche Ausdruck eines politischen und socialen Systems, die Frucht der herrschenden Zeitströmung. Sie bedeutet Lösung der socialen und politischen Probleme durch materielle Mittel, durch mechanische Einrichtungen und mathematische Berechnungen. Die bekannte Verbrüderung und Verschmelzung der Völker soll hier mit der Mischung und Verschmelzung der Erzeugnisse ihres Fleißes begonnen werden. Es soll das Mittel gefunden, gegeben seyn, das weltumfassende belebende Princip des Christenthums, auf dem die bisherige Ordnung der Gesellschaft beruht, durch eine mechanische Zusammenstellung und Vereinigung, eine wirthschaftliche Berechnung und Verschmelzung, mit einem Wort durch den angewandten Materialismus zu ersetzen. Die Ausstellung soll durch die Predigt und thatsächliche Vorführung der kraft-stofflichen Lehre die Menschen überzeugen, daß diesseits ihr ganzes Streben seyn soll nachdem das Jenseitige abgethan ist.

Die Ausstellung ist also für uns auch die Verkörperung des politischen Materialismus. Wer sich darüber etwa noch im Unklaren befinden sollte, der möge die Tagesblätter hierüber einmal genauer ansehen. Alles was die fortschrittliche Presse über die Ausstellung geschrieben, alle officiellen und sonstigen Reden durch welche die Ausstellung gefeiert worden und noch wird, ist immer nur ein Austönen, ein Erguß der sich auf jene Grundideen zurückführen läßt. Ueberall wird man dieselben Lobpreisungen, überall denselben Gedanken wiedererkennen, denen zufolge die Ausstellung eine Art modernen Evangeliums, das Gebäude aber die heilige Stätte ist wo dasselbe gepredigt wird und von wo aus diese (zeitlich-) beseligende Lehre nach allen Himmelsrichtungen ausgehen soll. Die irdische Glückseligkeit des Einzelnen, der Weltfriede aller Völker, die Verschmelzung und Verbrüderung der Menschheit soll hieraus hervorgehen. Es ist das moderne materialistische Heidenthum, welches hier seine Feste feiern soll.

Die direkte Folgerung dieses Charakters der Ausstellung

ist die Anreizung zum materiellen Genuß. Der Anblick so vielfältiger, dabei so verschiedener Erzeugnisse soll nicht bloß dem Auge eine Erholung, dem Verstande eine Belehrung bieten, er soll vornehmlich auch zur Sinnlichkeit, zum materiellen Genuß reizen. So sehr auch die gleich Finken abgerichteten modernen Volkswirthschaftler das Lied von den Vortheilen und Verbesserungen zu pfeifen wissen, welche für das Volk, für den Arbeiter, durch die Ausstellungen erwachsen sollen, sowenig ist bis jetzt von denselben zu verspüren gewesen. Nur die Genußsucht hat dabei gewonnen, weil sie allein dabei gewinnen konnte, und wozu auch der Zusammenfluß der vielen Fremden aller Nationen das Seinige beitragen muß. Wie die moderne Volkswirthschaft nur das materielle Leben, den Genuß im Auge hat, so kann auch bei dieser von ihr veranstalteten außerordentlichen Anhäufung von Erzeugnissen nur das eine Ziel des Sinnengenusses hervortreten. Sonst haben die Ausstellungen bis jetzt nur Vertheuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zur Folge gehabt.

Der Sinnenreiz, die Anregung zum Genuß sind auch eingestandenermaßen das Hauptziel der Weltausstellungen. Die Lösung der socialen und sonstigen Fragen, welche man davon zu erwarten vorgibt, ist lediglich eine Täuschung, da eine solche Lösung immer wieder auf Verbrauch, Verzehrung und Erzeugung hinausläuft. An eine Lösung der socialen Frage durch rein materielle Mittel glaubt auch der blindeste und beschränkteste der fanatisch-modernen Volkswirthschaftler selbst nicht. Durch die Weltausstellung soll hauptsächlich eine materielle Einheit und Einigkeit der Völker vorgespiegelt werden, um so der höhern, geistig-sittlichen Einheit des Christenthums die Spitze bieten zu können. Daher die mächtigen Posaunenstöße für den Weltfrieden, die ächtheidnischen Redensarten vom Friedenstempel und andern schönen Dingen, die sich an die Weltausstellung knüpfen.

H. K.

LX.

Nachtrag zur preußischen Statistik.

Die gemischten Ehen und deren Kinder.

Den besten Einblick in die confessionellen Verhältnisse der Gesellschaft gewährt offenbar der Nachweis über die Erziehung der Kinder aus den gemischten Ehen sowie diese selbst.

Nach den uns vorliegenden amtlichen Ausweisen bestehen (1864) in Preußen zusammen 115,273 Mischehen mit 247,750 Kindern. Von diesen Mischehen sind 52,263 protestantisch, d. h. der Mann ist protestantisch. Bei 63,010, oder 54,57 Procent ist der Mann katholisch.

Kinder sind 115,498 vorhanden bei den protestantischen Mischehen; von denselben sind 65,822, oder 56,98 Proc., protestantisch und 49,676, oder 43,02 Proc. katholisch. Die katholischen Mischehen haben 132,252 Kinder wovon 55,323 oder 41,08 Proc., protestantisch, und 76,929, oder 58,92 Proc. katholisch. Von sämmtlichen Kindern aller Mischehen sind demnach 121,145 oder 48,89 Proc. protestantisch, und 126,605, oder 51,11 Proc. katholisch.

Wäre nun aber überall die gesetzliche Bestimmung durchgeführt, wonach die Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden sollen, so würden sämmtliche Kinder der 63,010 katholischen Mischehen auch katholisch seyn und anstatt 126,605 katholischen Kindern hätten wir deren 132,252

oder 54,14 Proc. Durch die Mischehen verliert also die katholische Kirche 5547 Mitglieder in Preußen.

Höchst belehrend ist aber das Verhältniß in den einzelnen Provinzen. Es zählen protestantische Mischehen: Schlesien 21,114; Rheinland 10,983; Preußen 7,092; Westfalen 4,693; Posen 2,757; Sachsen 2,614; Brandenburg 2,575; Pommern 366; Hohenzollern 65. Katholische Mischehen: Schlesien 22,954; Rheinland 9,636; Preußen 9,482; Brandenburg 6,815; Westfalen 5,933; Sachsen 3,966; Posen 3,046; Pommern 1138; Hohenzollern 36.

Auffallen wird hiebei daß Posen trotz seiner sehr gemischten Bevölkerung zusammen nur 5803 Mischehen zählt, während Brandenburg deren 9390 und darunter 2575 protestantische aufzuweisen hat. Die Nationalität ist also jedenfalls im Posenschen ein Hemmniß der Mischehen. Hinsichtlich der Mischehen ist Schlesien dagegen ein wahres Musterland, indem es derselben im Ganzen 44,068 aufweist. Da es dort zusammen 604,656 Ehepaare gibt, betragen die Mischehen 7,28 Proc.; Schlesien ist übrigens auch diejenige Provinz wo sich die beiden Confessionen am meisten das Gleichgewicht halten.

Von den Kindern der protestantischen Mischehen werden protestantisch erzogen: Schlesien 25,286; Rheinland 13,746; Preußen 9,908; Westfalen 5,650; Posen 3,584; Brandenburg 3,465; Sachsen 3,461; Pommern 686; Hohenzollern 32. Katholisch werden erzogen: Schlesien 16,877; Rheinland 13,782; Westfalen 6,353; Preußen 6,164; Sachsen 2,633; Posen 2,158; Brandenburg 1,489; Pommern 209; Hohenzollern 100. Von je 100 Kindern aus protestantischen Mischehen werden demnach katholisch erzogen: Hohenzollern 75,75; Westfalen 52,92; Rheinland 50,06; Sachsen 43,22; Schlesien 40,02; Posen 39,34; Preußen 38,35; Pommern 32,46; Brandenburg 30,05.

Von den Kindern der katholischen Mischehen werden protestantisch erzogen: Schlesien 12,967; Preußen 10,803; Rheinland 9,912; Brandenburg 7,893; Westfalen 4,775;

Sachsen 4,088; Posen 3005; Pommern 1,770; Hohenzollern 10. Katholisch werden erzogen: Schlesien 30,629; Rheinland 13,375; Westfalen 9,756; Preußen 8,562; Brandenburg 5,670; Sachsen 4,641; Posen 3,554; Pommern 657; Hohenzollern 82. Von 100 Kindern aus katholischen Mischehen werden somit katholisch erzogen: Hohenzollern 89,13; Schlesien 70,25; Westfalen 67,13; Rheinland 57,43; Posen 54,33; Sachsen 53,05; Preußen 44,21; Brandenburg 40,80; Pommern 27,07.

Aus diesen Aufstellungen ersieht man, daß im Allgemeinen in den überwiegend katholischen Provinzen die meisten Kinder aus Mischehen beider Gattungen auch katholisch erzogen werden, wogegen hinsichtlich der überwiegend protestantischen Provinzen dasselbe Verhältniß zu Gunsten des Protestantismus eintritt. Besonders in Brandenburg, Pommern und Preußen sind die Verluste sehr stark, welche der Katholizismus auf diese Weise erleidet. In Brandenburg werden von den 18,517 Kindern der 9,390 Mischehen beider Gattungen nur 7,159 katholisch, also noch nicht einmal die Hälfte, während sogar 13,563 Kinder katholisch erzogen werden müßten wenn alle Kinder katholischer Väter auch katholisch erzogen würden. In Pommern werden von 3322 Kindern aus 1824 Mischehen nur 866 katholisch, während die katholischen Mischehen zusammen 2,427 Kinder zählen. In Preußen werden von 35,437 Kindern aus 16,574 Mischehen zusammen nur 14,726 katholisch, während die katholischen Mischehen 19,365 Kinder aufweisen. In diesen drei Provinzen werden von 57.276 Kindern aus gemischten Ehen nur 22,751 katholisch, also 5,937 weniger als die Hälfte. Die Mischehen mit katholischen Männern zählen aber 35,355 Kinder; baarer Verlust nach Abrechnung der katholischen Kinder von protestantischen Vätern bleibt 12,604. Es ist also noch gar keine Ursache vorhanden eine allzustarke Ausbreitung des Katholizismus in den protestantischen Provinzen Preußens zu befürchten, da ja hienach die katholische

Kirche gerade dort noch fortwährend so starke Verluste erleidet, daß selbst die günstigeren Verhältnisse in den überwiegend katholischen Provinzen diese Verluste nicht auszugleichen vermögen, indem, wie wir oben gesehen, in ganz Preußen zusammen 5547 Kinder mehr dem Protestantismus zugeführt werden als dieß der Fall seyn müßte, wenn alle Kinder katholischer Väter katholisch erzogen würden.

Die Ursache dieser Verluste ist sehr leicht anzugeben. Es ist der Mangel katholischer Schulen und Kirchen. Obgleich in den letzten Jahren hauptsächlich durch den Bonifaziusverein gegen 270 Missionsstellen gegründet worden sind, haben trotzdem noch Tausende von Katholiken keine Möglichkeit allsonntäglich ihre Messe zu hören und noch viel weniger ihre Kinder einer katholischen Schule anzuvertrauen. Wie viele müssen 8, 10 bis 15 und 20 Stunden weit reisen um nur im Jahre einigemal zur Kirche zu kommen. Mit dem besten Willen ist deßhalb die katholische Erziehung der Kinder nicht selten unmöglich. Man gründe etwa 200 weitere Missionsstellen in Brandenburg, Pommern, Sachsen und Preußen und dann werden sich die Verhältnisse sehr bald zum Bessern wenden.

Diejenigen Kinder, welche in den protestantischen Gegenden dieser Provinzen dem Katholizismus erhalten bleiben, werden es fast nur durch die Rettungsanstalten, deren eigentlich eine mit jeder Missionsstation verbunden seyn müßte, während gegenwärtig höchstens 15 derselben bestehen; bis jetzt hat der Bonifaziusverein nur wenig oder gar nichts zur Unterhaltung solcher Rettungsanstalten beitragen können, da er mit den Stationen selbst schon seine Noth hat. Die meisten Eltern aber können den Unterhalt ihrer Kinder in der Rettungsanstalt nicht selbst bestreiten, oft nicht einmal dann wenn der Aufenthalt in der Anstalt auf die nothdürftigste Zeit zur Vorbereitung der hl. Communion beschränkt wird. Was ist übrigens auch der Bonifaziusverein mit 60 bis 70,000 Thalern jährlicher Einnahme neben dem Gustav-

Adolf-Verein mit 190 bis 200,000 Thlr. jährlich! Möge es bald, ja sehr bald besser werden.

Berichtigung.

In Folge mangelhafter Einrichtung und Veränderung der zu unserm statistischen Artikel über Preußen Heft 9 (vom 1. Mai) S. 679 ff. benützten Tabellen haben sich in demselben einige Irrthümer eingeschlichen, welche wir hiermit berichtigen. Dieselben beziehen sich auf Seite 680, welche folgendermaßen zu ändern ist:

Dem Glaubensbekenntnisse nach gibt es (1864) 11,736,734 Protestanten gegen 11,298,294 im Jahre 1861; Vermehrung also 438,440 oder 3,88 Procent; Katholiken 7,201,911 gegen 6,906,982, Vermehrung 294,287 oder 4,45 Proc.

Die protestantische Bevölkerung ist vorherrschend in vier Provinzen: Brandenburg 2,509,107 (1861 : 2,378,479 oder mehr: 130,592); Preußen 2,137,397 (2,047,581, mehr: 89,816) Sachsen 1,903,119 (1,842,352, mehr: 60,767) Pommern 1,401,485 (1,361,479, mehr: 40,006). Dann folgen Schlesien mit 1,704,919 Protestanten (1,670,317, mehr: 34,602); Rheinland 819,057 (782,854 mehr: 36,203); Westfalen 740,932 (713,231 mehr: 27,701); Posen 501,578 (491,263 mehr: 10,315). Die katholische Bevölkerung überwiegt in Rheinland 2,487,246 (2,395,747 mehr: 91,499) Schlesien 1,755,507 (1,674,724 mehr: 80,783) Posen 949,952 (919,614 mehr: 30,338) Westfalen 907,450 (887,420 mehr: 20,030); dann folgt Preußen mit 815,142 (766,613 mehr: 48,529); Sachsen 130,176 (125,089); Brandenburg 66,168 (55,011 mehr: 11,157); Pommern 15,131 (14,401 mehr: 730).

Nach Prozenten beträgt die Vermehrung der Protestanten in Brandenburg 5,44; Rheinland 4,62; Preußen 4,38; Westfalen 3,71; Sachsen 3,29; Pommern 2,93; Posen 2,09. Bei den Katholiken dagegen: Brandenburg 20,26; Preußen 6,31; Pommern 5,06; Schlesien 4,80; Sachsen 4,07; Rheinland 3,80; Posen 3,29; Westfalen 2,25 Proc. Etwaige sonstige Abänderungen ergeben sich von selbst.

LXI.

Die Zukunft der preußisch-italienischen Allianz.

Aus Welschtyrol, Ende Mai.

Die Umkehr der preußischen Politik im Verlaufe der Luxemburger-Angelegenheit, die Bescheidenheit derselben nach den stolzen Worten im Beginne des Conflikts haben die Verwunderung Europa's erregt. Auch Napoleon hat seinen Zweck nur halb erreicht; wenn aber dabei der Welt glauben gemacht werden will, er habe den Handel mit Holland im Vertrauen auf preußische Zusicherungen und Verhandlungen Benedetti's mit Bismark eingeleitet, so stehen dieser Angabe Thatsachen entgegen, welche den Beweis liefern, wie der Herrscher an der Seine die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit wohl vorgesehen, daß das Kaufgeschäft sich eben nicht mit Gewißheit glatt abwickeln müsse und wie er für jeden Fall die Machtmittel vorzubereiten beflissen gewesen. In der Politik unserer Nachbarn auf der Halbinsel gingen schon in den letzten Tagen des März, als von dem Luxemburger-Schacher noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen war, sonderbare Dinge vor — dazumal nicht erklärlich, seither wenig beachtet, jedoch wichtig für die Beurtheilung der nächsten Zukunft.

Gegen Frankreich und dessen Kaiser herrscht in Italien

wegen der auferlegten Bevormundung intensiver Haß in allen Klassen der Bevölkerung. Allein gerade in dem entscheidenden Moment — 3. April — mußte ohne irgend eine äußere Veranlassung der im Geiste italischer Selbstständigkeit wirkende Minister Ricasoli abtreten*). Ihn ersetzte der Franzosenfreund Ratazzi, welchen die Aktionspartei verabscheut, weil sie ihm den Tag von Aspromonte nicht vergessen kann; und doch gibt sie demselben ihre Stimmen und ließ Ricasoli fallen, der nie die Aufgabe verläugnete, die Revolution nach Rom und auf das Capitol zu führen. Die Partei der Altpiemontesen, der sogenannten Permanenten, welche unter allen Italienern die meisten Staatsmänner und redlichen Anhänger der Dynastie zählt — liebt die französische Allianz auch nicht, neigt sich aber doch dem Minister Ratazzi zu. Dieser hat die Ministerstellen an subalterne Marionetten vergeben; das Florentiner-Parlament denkt nicht an ihren Sturz und läßt sich ihre Mittelmäßigkeit gefallen. „Die preußische Allianz sitzt den Italienern viel tiefer im Gemüthe als die französische": schreibt wahrheitgetreu der ministerielle Florentiner-Correspondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", und doch wagt es in Italien kein ernsthaftes Blatt irgend einer Partei, der preußischen Allianz das Wort zu reden. Das leitende Comité des deutschen Nationalvereines in Berlin und die Gesellschaft Unione liberale d'Italia machen sich in Adressen, welche in allen Zeitungen der Halbinsel zu lesen sind, die schönsten Complimente, „wie zwischen Deutschland und Italien seit dem letzten Sommer selbst die Möglichkeit einer Nationalfeindschaft und eines Conflikts verschwunden sei." Und alles dieses in demselben Momente, wo eine Conferenz der Generale zu Florenz den

*) Was deutsche Correspondenten aus Italien von dem Kirchenraub-Gesetze, von der Minderung der Civilliste des Regalantuomo, von der Macht welche der Ministerpräsident über den Ministerrath sich durch ein königliches Dekret zuoktroyirte, als Motiven des Ricasolischen Falles faselten, war nie ernstlich gemeint.

Beschluß faßt, die Einberufung der Beurlaubten vorzubereiten um auf den Anruf des französischen Alliirten demselben 60—70,000 Mann gegen Deutschland zur Verfügung zu stellen. Die italienische Presse bringt diese Notiz mit dem Zusatze aus französischen Zeitungen, daß dem italienischen Corps der Kriegsschauplatz in Süddeutschland angewiesen sei. Wohl hatte die Presse in den Tagen vor dem Bekanntwerden des Beschlusses zur französischen Heerfolge die Wünsche des Landes für Neutralität ausgesprochen; doch seither sind auch diese verstummt.

Woher nun derlei Widersprüche und welches ist ihre Erklärung? In Italien hütet man sich mit lobenswerther Zurückhaltung, die klaffenden Wunden dem Auslande gegenüber bloß zu legen, auswärts aber hindern Politik und Liberalismus, die Wahrheit über das neueste Schooßkind der Revolution an die große Glocke zu hängen. Die Wahrheit aber ist: Napoleon hält die Halbinsel in straffen Banden, und er befolgt in der Art und Weise der Behandlung Italiens die Lehre seines Oheims: „Main de fer, gant de velours“ *)! Die eiserne Hand in Paris gibt zu rechter Zeit und an die richtige Adresse seltenen aber derben Druck, wozu dann die Diplomatie mit den höflichsten und artigsten Mienen accompagnirt.

Die italienische Staatsschuld von mehr denn drei Milliarden Franken ist zum allergrößten Theile in Frankreich untergebracht; die Interessen derselben werden in Italien mit Papiergeld, zu Paris in klingender Münze bezahlt. Da nun die einheimischen Gläubiger die Coupons der Staats-

*) Die Instruktion des ersten Napoleon an seine Statthalter auf der Halbinsel ist für den Norden in den: „Mémoires et correspondance politique et militaire du prince Eugène“, für den Süden in: „Mémoires et correspondance politique et militaire du Roi Joseph“ enthalten. Es sind diese beiden Werke der Inbegriff aller Regierungskunst für Italien — die sibyllinischen Bücher welche Oesterreich, bei der sonst anerkannten Trefflichkeit seiner materiellen Verwaltung, nie zu lesen verstanden hat.

schuld nach Paris schicken und die vom italienischen Finanzminister beabsichtigte Anforderung der jedesmaligen Vorlage der Original-Obligationen dem Zwecke, die Wanderung der Coupons zu hindern, nicht zu entsprechen schien, gelangte man in Italien zu dem Finanzprojekte, entweder die Einlösung der Coupons ganz nach Mailand und Florenz zu ziehen oder dieselbe auch in Paris mit Banknoten zu bewerkstelligen. Alsbald erfolgte die Drohung Napoleons die verschiedenen italienischen Anlehen von der Pariser-Börse auszuschließen und deren Cours nicht zu notiren, welche Maßregel zwar französische Staatsbürger in erster Linie schädigen, für die Regierung Viktor Emanuels aber den Bankrott bedeuten würde. Dies nur ein Beispiel von den neueren Pressionen des Herrschers in Paris!

Der militärische Unabhängigkeitsgeist Italiens, die Velleität der Selbstständigkeit finden ihr Correktiv an der Küstenlage der Halbinsel und das Auslaufen der Touloner-Panzerflotte bringt derlei immer rasch zur Ruhe. Als die italienische Armee im vergangenen Sommer nach der Besetzung Venetiens über dessen Grenzen hinaus, der Weisung Napoleons entgegen*), Welschtyrol angriff, kam von Paris an Viktor Emanuel ein Brief mit der Bezeichnung seiner Handlungsweise als procédé inqualifiable**), und als dieses Quos ego zusammt der verwandtschaftlichen Sendung des Prinzen Napoleon in das Hauptquartier Ferrara wirkungslos blieb, hieß es im Telegramm: „Toulon 28. Juli 1 Uhr Nachmittags. Das Panzergeschwader hat auf eine unerwartete Depesche hin sich segelfertig gemacht; Bestimmung unbekannt." Und später: „Toulon 28. Juli Abends. Das Panzergeschwader ist in Folge einer Depesche um 1 Uhr Mittags plötzlich ausgelaufen. Die Bestimmung ist unbekannt." Die Unterwerfung Italiens erfolgte augenblicklich,

*) Officielle Wiener Zeitung, Abendblatt vom 10. August 1866.

**) Officiöse Wiener „Debatte" vom 7. und 14. August 1866.

denn vom 28. Juli datirt das italienische Grünbuch*) die Vollmacht zum Abschlusse der Waffenstillstandsverlängerung und den Beschluß Südtyrol und die Görzer-Bezirke zu räumen; am 29. wurde der Abzug aus Tyrol durch General Medici, das Verlassen des Görzer-Gebietes durch General Cialdini den österreichischen Befehlshabern angezeigt.

Das von Napoleon angewandte Zwangsmittel war also durchschlagend gewesen; kaum war man in Paris von dessen Erfolge unterrichtet, so wurde dort gehörig abgewiegelt und am 29. Juli meldete ein Telegramm des Moniteur, „das Panzergeschwader sei ausgelaufen um seine Uebungen fortzusetzen.“

Die stattgehabte Anwendung der Gewalt todt zu schweigen, lag im Interesse der französischen wie der italienischen Regierung. Für Preußen war durch Paralysirung eines Theiles der österreichischen Armee der Zweck der Allianz erreicht und Bismark verweigerte, selbst nach italienischen Berichten, der welschen Begehrlichkeit nach dem Trienter-Gebiete jede Unterstützung**). Die italienischen Zeitungen

---

*) Augsburger Allgemeine Ztg. vom 2. Januar 1867.

**) Der ministerielle Florentiner Correspondent der Augsburger Allgemeinen, welcher in seiner Analyse des dem Parlamente vorgelegten Grünbuches über die von Napoleon anbefohlene Räumung von Südtyrol und die Episode der Toulոner Panzerflotte mit „Täuschungen“ und „Mißverständnissen“ kurz hinwegeilt, kann doch nicht umhin einzugestehen: „Wahrscheinlich hätte das italienische Kabinet klüger gethan .... die Frage des Trentino nicht aufzuwerfen. Preußen hatte weder die Pflicht noch den Anlaß sich jetzt für den Erwerb des Trentino durch Italien zu interessiren.“ Allgemeine Zeitung vom 31. Dezember 1866.

Zu der Wahrheit des viel reelleren Motives, daß Bismark durchaus nicht den Beruf fühlen konnte, über das bedungene Venetien hinaus dem allerwärts geschlagenen Italien auch noch einen Brocken deutschen Gebietes nachzuwerfen, hat sich der genannte Correspondent nicht aufzuschwingen vermocht. Auch ihm gilt also das treffende Wort, welches Ludwig Steub eben in Bezug auf Welschtyrol für die vielen deutschen Michels und ihr Bestreben gefunden, dem Frem-

haben sich, wie schon erwähnt, wohl gehütet, die napoleonische Pression irgendwie zur Sprache zu bringen*); allein die Schatten blieben nicht aus und das Auslaufen der Touloner-Flotte wirft dichte in die nächste Zukunft. So wie nach Königgrätz die Vollblut-Italiener dem Minister Ricasoli ob seines Entschlusses zujubelten: „Jetzt oder nie! es gilt die Halbinsel von der französischen Suprematie zu emancipiren! Die preußische Allianz und keine andere!" und der 28. Juli dafür die Ernüchterung brachte — in gleicher Weise verstummten die italienischen Politiker aller Parteien, als am 3. April der Fall des Ricasolischen Ministeriums und als dessen Ursache das napoleonische Begehren der Offensiv- und Defensiv-Allianz zu ihrer Kunde kam.

An der „eisernen Hand" in Paris ist Ricasoli zusammengebrochen. Die Unterwürfigkeit des Königs Viktor Emanuel und des ihm zumeist homogenen Ministers Ratazzi — des Helfers in der Noth unabweislichen Entschlusses — findet in Italien, bei schwer verhehlter Wuth über den verhaßten Zwang, bisher die Resignation der passiven Erwartung. Daß aber Ratazzi mit den Portefeuilles für Minister hausiren zu gehen bemüssigt war, daß die zuletzt Annehmenden, außer etwa Einem, obscure Leute zweiter und dritter Kategorie sind, daß in diesem verhängniß-

---

den gefälliger und gerechter seyn zu wollen als dem eigenen Vaterlande. Er scheint „der großen deutschen Nation anzugehören, welche nicht wie die andern für ihre natürlichen Grenzen sondern für Arrondirung der Nachbarn schwärmt."

*) Nur der Abgeordnete Birio, Gallophobe und enfant terrible des Florentiner Parlaments, rief bei Gelegenheit einer im Januar d. Js. an den Kriegsminister Cugia gerichteten Interpellation des Abgeordneten Corte in die Debatte hinein: „Wir haben die Waffen niedergelegt, weil wir einem unwiderstehlichen fremden Drucke nachgeben mußten, einem absoluten Zwange, dem sich Italien nicht entziehen konnte und der es dahin brachte, daß 400,000 Mann Gewehr im Arme stehen blieben." Allgemeine Zeitung vom 23. Januar 1867.

vollen, vielleicht über die Existenz Italiens entscheidenden Momente die Intelligenz sich scheu zurückzieht, wo es gälte dem Vaterlande zu dienen, illustrirt den schwachen Glauben, welcher dort an dem Bestande des neuen Staates haftet. Es tritt also schon gegenwärtig zu Tage, was Massimo d'Azeglio, sicherlich der ehrlichste unter den Staatsmännern Neu-Italiens, im letzten Aufrufe an seine Landsleute, wenige Wochen vor seinem Tode als die Kehrseite des italienischen Charakters hervorhob:

„Wenn unter solch' günstigen Umständen" (der ruhigen politischen Constellation, unter welcher die Wahlen zum Parlamente im Sommer 1865 vorgenommen wurden) „Italien nicht die Haltung einer großen Nation annähme; wenn der italienische Charakter sich auf die Höhe unverhofften Glückes nicht zu erheben vermöchte; wenn die Fremden noch berechtiget wären uns die gewohnten Hohnreden ins Gesicht zu schleudern, dann wäre es nicht mehr an der Zeit, die alten Klagen anzustimmen: „„Und die Oesterreicher! und der König von Neapel! und der Herzog von Modena! und die Polizei! die Censur! die Spione! die Jesuiten!"" — Nein, nichts mehr von alle dem! Und dann bliebe nichts zu sagen und sich sagen zu lassen als: „„Die Italiener sind unfähig sich selbst zu regieren. Voran bei kecken, aber kurzathmigen und thörichten Unternehmungen! Kömmt dann die Zeit der beharrlichen Arbeit, der mühsamen stillen Pflicht, wo Charakter und zäher Entschluß vonnöthen, dann adieu, Italiener!"" Man würde ferner sagen, daß statt Italia farà da se, sie es nicht einmal verstanden sich von Andern befreien zu lassen, und daß sie nicht fähig gewesen, diesen Boden auszunützen, der ihnen halbwegs geschenkt zugefallen" *).

So Massimo d'Azeglio im Jahre 1865! Was jetzt in Italien vorgeht, drückt seinem politischen Testamente das Siegel des Hellsehers auf. Die Zeit der inneren beharr-

---

*) Correspondance politique de Massimo d'Azeglio, Seite 318.

lichen Arbeit, der mühsamen Pflicht ist herangetreten: „adieu Italiener!“ Der Charakter und zähe Entschluß wird in Anspruch genommen: „adieu Italiener!“

Der Berechtigung italienischer Einheit und Großmachtsucht hat der erste Napoleon das bekannte und gewichtige Urtheil gesprochen: „Italien, in seiner natürlichen Begrenzung durch das Meer und hohe Gebirge vom andern Europa geschieden, schiene berufen eine große und mächtige Nation zu bilden; allein es leidet wegen seiner geographischen Gestalt an einem Hauptgebrechen (vice capital), welches als die Ursache der erlittenen Mißgeschicke und der Zerstückelung dieses schönen Landes in mehrere unabhängige Monarchien und Republiken anzusehen ist: seine Länge steht nicht im Verhältniß zu seiner Breite. Wäre Italien durch den Monte Bellino begrenzt, das ist beiläufig in der Höhe von Rom, und wäre das Land zwischen dem Monte Bellino und dem jonischen Meere mit Einschluß von Sicilien in den Raum zwischen Sardinien, Corsica, Genua und Toskana geworfen, dann würde es einen Mittelpunkt für seinen Umfang gefunden haben; es hätte die Einheit der Ströme, des Klima und der Local-Interessen gehabt. Allein einerseits stehen die drei großen Inseln, welche dem dritten Theile seines Flächenraumes gleichkommen und eigene Interessen und Stellungen haben, ganz abgesondert; andererseits ist jener Theil der Halbinsel, welcher südlich vom Monte Bellino das Königreich Neapel bildet, den Interessen, dem Klima, den Bedürfnissen des ganzen Po-Thales gänzlich fremd. So geschah es, daß während die Gallier 600 Jahre vor Christus über die Cottischen Alpen in das Po-Thal niederstiegen und sich daselbst festsetzten, die Griechen durch das jonische Meer auf den südlichen Küsten Fuß faßten und daselbst die Colonien von Tarent, Salent, Croton, Sybaris gründeten, welche unter dem Gesammtnamen Großgriechenland bekannt waren.“

So wie die oben erwähnte Prophezeiung d'Azeglio's in

ihrem schlimmen Theile bereits im Innern Italiens in Erfüllung geht, wird auch das Urtheil des competenten Gewährsmanes auf St. Helena bei der ersten Gelegenheit widerwärtigen Schicksales seine Bestätigung in Bezug auf den politischen Halt und die Machtstellung nach außen empfangen. Aus geographischen, ethnographischen, strategischen, national-ökonomischen und Cultur-Gründen kann das Gebilde der Einheit Italiens vorerst und bis zur Erprobung der annoch fraglichen Lebensfähigkeit nur als eine heterogene Masse gelten, welcher die Form zu geben und den Athem einzuhauchen, der Prometheus sich bisher nicht gefunden hat.

Die Italiener sind reich an Phantasie und Baron Ricasoli verläugnet diese National-Eigenschaft nicht. In der schwärmerischen Idee der Selbstständigkeit seines Vaterlandes befangen, hat der Minister dasselbe in unstaatsmännischer Weise compromittirt, dessen Abhängigkeit von Frankreich — in acht Monaten zweimal — auffällig bloß gelegt und die napoleonischen Fesseln nur um so fester geschmiedet. Italien als Ganzes ist ob seiner Lage und der langgestreckten Küsten nur in gehorsamer Allianz mit einem Seestaate möglich, demnach bei der jetzigen lahmen Krämerpolitik Englands auf Frankreich für die Fristung seines Daseyns angewiesen *).

---

*) Beim Schluß des Vorstehenden lesen wir in der Augsburger Allgemeinen eine Correspondenz aus Florenz, durch welche das Napoleonische Begehren der Offensiv- und Defensiv-Allianz nachträglich und rundweg als Fabel zu erklären versucht wird. Die officiösen Politiker am Arno muthen damit der Unwissenheit deutscher Leser in italienischen Dingen allzuviel zu. Von den Blättern der Halbinsel hat sich keines mit derlei Dementi vorgewagt und die Genesis des letzten Ministerwechsels ist dort für Niemand geheim geblieben, der sich um die Angelegenheiten seines Vaterlandes kümmert.

LXII.

Zeitläufe.

Betrachtungen über die äußere und innere Lage Bayerns.

II.*)

Wir haben in unserer ersten Betrachtung auseinander gesetzt, daß die peinliche Zerrüttung der auswärtigen Politik Bayerns ein ausschließliches Erbstück aus der Regierung des vorigen Königs sei. Ebenso verhält es sich mit der traurigen Zerfahrenheit, in welche die inneren Angelegenheiten des Landes hineingerathen sind. Ueber das Faktum ist nur Eine Klage unter allen ernsten Beobachtern unserer Zustände. Die gebildete Welt Bayerns bis in die Landesvertretung hinauf ist in Parteien und Fraktionen zerrissen, die sich mit Mißtrauen und Haß, zum Theil auf den äußersten Extremen gegenüberstehen. Aber die Regierung, und zwar nicht erst die jetzt im Amt befindliche, welche überhaupt nur die Folgen der früheren Mißgriffe zu tragen hat — besitzt keine Partei, sie hat nicht einmal grundsätzliche Anhänger im Lande. Das ist das Charakteristische an unserer Lage.

Auch diese inneren Mißstände, habe ich gesagt, sind eine Erbschaft aus der Regierung des vorigen Königs und seinem jugendlichen Nachfolger war es nicht erlaubt das Erbe mit dem Benefiz des Inventars anzutreten. Er mußte zunächst sogar mit denselben dienenden Geistern forthausen, die das

---

*) Den ersten Artikel s. Heft vom 1. Mai.

schöne Land bis an den Rand des politischen Bankerotts gebracht hatten. Denn diese dienenden Geister waren inzwischen zu Herren des Hauses geworden. Die nämlichen Mittelchen und Einflüsterungen, wodurch sie unter dem vorigen König die Herrschaft an sich gerissen und darin sich befestigt hatten, waren jetzt schon Grundsätze der bayerischen Staatspolitik geworden, und es gehörte nichts Geringeres dazu als die Donner der Schlacht von Sadowa, um der vererbten Regierungsweise die täuschende Hülle herunter zu reißen. Mit Einem Wort: während man dem unglücklichen König Max den Schein der Herrschaft sehr geschickt zu lassen verstanden, und Er der Meinung war, daß er erst recht wieder „selbst regiere" — ist das Land in Wahrheit allmählig unter ein förmliches Dienstboten-Regiment gerathen. Was aber aus einem Hause werden muß, wo die Dienstboten das Regiment führen, das weiß Jedermann und an uns erweist es der Augenschein.

Brauche ich noch einmal zu wiederholen, daß der vorige König das Land nicht dahin bringen wollte, weder nach innen noch nach außen, wo es nun angekommen ist, sondern zu ganz entgegengesetzten Resultaten? Aber der Same, den er auszustreuen gedachte, ist ihm unter der Hand verfälscht worden, und die natürliche Frucht der Aussaat haben wir vor Augen. Wir schreiben ihre Geschichte, und mit einer fabelhaften Gründlichkeit ist die Politik, von der wir reden, der Geschichte verfallen.

Nur in Einem Punkte hielt Max II. an der altbayerischen Tradition fest: an dem stolzen Selbstständigkeitsgefühl der Dynastie. Keine Unterordnung Bayerns, Wittelsbach ebenbürtig unter den europäischen Dynastien: das war der Angelpunkt seiner gesammten politischen Anschauung. Darum legte er beispielsweise — im bezeichnenden Gegensatz zu seinen politischen Dienstboten, wenn sie die Wahrheit hätten sagen wollen, und man darf wohl annehmen, zu der Meinung des ganzen Landes — den höchsten Werth auf die Erhaltung des griechischen Thrones für das bayerische Haus. Es war dieß

vielleicht die einzige Schöpfung des Vaters, für die der Sohn Sympathie gefühlt hat. Als der französische Imperator im Jahre 1859 und 1860 in Italien seine Verbrechen und Perfidien gegen Oesterreich beging, da wurde der offiziösen Presse in München durch unmittelbaren Befehl die schonendste Sprache eingeschärft: denn Napoleon III. sei der Alliirte Bayerns in —Griechenland. Jetzt darf Bayern vertragsmäßig keinen andern Alliirten mehr haben als Preußen.

König Max war der erste unter den bayerischen Monarchen, der sich den Zumuthungen der deutschen Frage gegenüber auf die Regierung vorbereitete; unter dem ungestümen Andrang der sogenannten deutschen Bewegung stieg er auf den Thron. Das Souverainetäts-Gefühl des königlichen Vaters war nie zuvor in so flagrante Bedrängniß gekommen, daß er veranlaßt gewesen wäre, besondere Vorkehrungen zu treffen. Aber man darf als gewiß annehmen: hätte Er noch geherrscht, er hätte wie bis dahin die Gefahr durch die Solidarität der conservativen Interessen Hand in Hand mit Oesterreich zu überwinden getrachtet. Alles stünde jetzt anders in Deutschland und folglich in Europa. Als König Ludwig I. vom Throne herabstieg, war die Unterzeichnung eines bayerisch-preußischen Vertrags wie der vom 22. August v. Js. nur mehr eine Frage der Zeit, denn sie war die unbewußte Consequenz der politischen Wendung, welche sich nun in Bayern vorbereitete, und schon in der orientalischen Krisis durch verhängnißvolle Versäumnisse sich geltend gemacht hat.

Der neue Herrscher war unzugänglich geworden für die Idee, im Anschluß an die Erbmacht der alten deutschen Kaiser die bayerische Selbstständigkeit zu vertheidigen. Ebenso war ihm der Sinn für die Solidarität der conservativen Interessen benommen. Beides aus dem Grunde, weil er mit der allgemeinen Richtung verfeindet war, in welcher die Eine wie die andere Idee wurzelte. Dahin hatten die politischen Dienstboten es schon beim Kronprinzen gebracht. Man hatte jene allgemeine Richtung mit dem Gesammtnamen des „Ultramontanismus“ belegt und den neuen Herrscher mit unbegrenztem

Vorurtheil gegen Alles erfüllt, was man als „ultramontan“ zu bezeichnen beliebte. Diesem einfachen Kunstgriff verdankte die sogenannte „Umgebung“, die engere wie die weitere, ihr leichtes Spiel. Sie brauchte nur eine ihr widrige Person oder mißliebige Sache als ultramontan darzustellen, um dem unüberwindlichen Widerwillen des Königs den gewünschten Impuls zu geben. Daß aber der politische Anschluß an Oesterreich und die Solidarität der conservativen Interessen in den Bereich der ultramontanen Ideen mit eingeschlossen waren: das unterlag allerdings von vornherein keinem Zweifel.

Im Anfang der neuen Regierung beeiferten sich die höfischen Federn dem Publikum einzuprägen: der neue Monarch erkenne es als seine Aufgabe „über den Parteien zu stehen“. Sie gaben zu verstehen, daß unter dem königlichen Vater — nebenbeigesagt, die selbstständigste Persönlichkeit die seit zwei Jahrhunderten auf dem bayerischen Throne saß — die Partei der sogenannten Schwarzen regiert habe, und um diesem unglücklichen Zustande ein Ende zu machen, befestige nun der Nachfolger um so mehr seine Stellung über den Parteien. Wäre das wahr gewesen, so hätte Bayern darum doch keineswegs eine neue deutsche Politik einzuschlagen gebraucht. Der Regent hätte sehr wohl die eigentlich ultramontanen Ideen ausscheiden, die Solidarität der conservativen Interessen aber und das herzliche Einverständniß mit Oesterreich als eine Sache für sich betrachten und festhalten können. Aber es war eben in der Stellung über den Parteien praktisch keine Wahrheit. Denn während die Eine Partei mit specifischem Hasse verfolgt wurde, gebrauchte und bedurfte man der Dienste der andern Parteien wie natürlich, und so ließ man sich diese Parteien unvermerkt über den Kopf wachsen. Am Ende seiner Tage ging dem Monarchen noch Licht auf über die unverhoffte Thatsache. Unter Eingeweihten ging sogar die ärgerliche Rede, daß der König wohl gar noch die mißhandelten Ultramontanen zu Hülfe rufen könnte, um die Freiheit seiner politischen Entschließung von den übrigen Parteien zurückzuerobern.

Wer die Regierung des verstorbenen Königs unbefangenen

Sinnes mit erlebt hat, der wird sagen müssen: es war so wie wir gesagt. Man findet davon freilich nichts in der historischen Literatur, die wir über den hingeschiedenen Monarchen bereits besitzen. Dieselbe zählt eben zu dem gewöhnlichen Genre höfischer oder liberaler Lobhudelei. Wir werden uns aber vielleicht einmal die Mühe nehmen, aus den eigenen Worten dieser Biographien nachzuweisen, daß wir den rothen Faden der jüngst vergangenen Regierungs-Aera richtig aufgezeigt haben. Für jetzt berufen wir uns bloß auf die ehemalige „Süddeutsche Zeitung“ von Frankfurt. Es ist der Mühe werth, die bayerischen Correspondenzen dieses Blattes vom Jahre 1862 an nachzulesen. Als erstes Charakteristicum der Politik des Königs erscheint hier immer der Satz: „Er ist ein Feind der Ultramontanen“, und als die nächste Consequenz: „Er betrachtet die großdeutsche Politik mit ebenso mißtrauischen Augen wie die kleindeutsche“ *).

Man mißverstehe uns demnach nicht, wenn wir sagen: nachdem es mit der Gesammtanschauung des neuen Regenten unverträglich geworden war, die bayerische Selbstständigkeit auf dem alten ehrlichen Wege gegen die Zumuthungen der deutschen Bewegung zu vertheidigen, mußte ein neuer Weg aufgesucht und eingeschlagen werden. So entstand die „bayerische Großmachtspolitik“ mit ihren unaufhörlichen Zweideutigkeiten, ihrer falschen Vermittelei, kurzgesagt mit jenem Schaukelsystem welchem die direkte Schuld an dem über uns gekommenen Verderben zur Last fällt. Man hat das System ebenso oft officiös eingestanden als officiell verläugnet; in der deutschen Frage hat man damit ein förmliches Versteckensspiel getrieben. Wer alle die mehrdeutigen und auf Schrauben gestellten Aeußerungen der Regierung über die Bundesreform und was damit zusammenhing, nachträglich unter der Loupe prüfen wollte, der würde überall den verneinenden Hintergedanken herausfinden, bis dahin wo die unselige Hintergedanken-Politik in dem Berliner Vertrag

---

*) Süddeutsche Zeitung vom 8. August 1862.

vom 22. August dem Grafen Bismark feierlich zu Füßen gelegt werden mußte. Bis dahin hatte man unablässig betheuert den Zweck zu wollen, aber die unumgänglichen Mittel wollte man nie.

Dann und wann scheint freilich dem Könige selbst eine Ahnung aufgestiegen zu seyn, daß der verlassene Weg bayerischer Politik der verlässigere und förderlichere gewesen wäre. Bayern hatte unter der Regierung König Ludwigs I. an Gewicht und Ansehen gewonnen weit über seinen Territorial-Umfang hinaus. Ein bekannter Publicist äußerte noch kurz vor der verhängnißvollen Wendung von 1847: obgleich nur ein Staat von vier Millionen, habe Bayern doch die moralische Bedeutung eines Staats von 16 Millionen. Bayern brauchte sich der Concurrenz mit dem aufgeblasenen Berlinerthum 'nicht zu schämen. Die Katholiken in ganz Deutschland sahen in Bayern die Vormacht und Schutzmacht ihrer Confession. So hätte es bleiben können und in billiger Rücksicht auf den ursprünglichen Bestand und die dreihundertjährige Geschichte des Kernlandes bleiben sollen, ohne daß darum die Rechte der bayerischen Protestanten beeinträchtigt werden mußten. Hat sich ja auch Preußen stets als „protestantische Großmacht" präsentirt, und wird es in Zukunft mehr als je thun, ohne jemals zuzugeben, daß der „evangelische Charakter" der Monarchie eine Beeinträchtigung der preußischen Katholiken involviren müsse. Hätte Bayern seine Politik als wesentlich katholischer Staat fortgeführt, so wären die unseligen Irrwege des nachfolgenden Schaukelsystems von selbst vermieden worden. Wir hätten dann unsere angewiesenen Allianzen gehabt und Bayern hätte sich die Sympathien aller conservativen Elemente Deutschlands bewahrt, welche Sympathien (nicht bloß die katholischen) es bewirkt hatten, daß Bayern unter Ludwig I. auf eine so bedeutende Höhe moralischen Ansehens hinaufgehoben ward.

Vor ungefähr zwei Jahren wurde, während des Speyerer Seminarstreits, ein merkwürdiger Brief des verstorbenen Car-

dinals Geissel an Max II. veröffentlicht, welcher beweist, daß der König selbst vorübergehend solchen und ähnlichen Gedanken zugänglich war. Er hatte dem rheinischen Cardinal den Antrag gemacht der Nachfolger des Grafen Reisach auf dem erzbischöflichen Stuhle von München zu werden. Es war eben in jener Zeit, wo der Kirchenstreit in der oberrheinischen Kirchenprovinz, namentlich in Baden und Nassau, in helle Flammen aufschlug. Der Cardinal benützte seine abschlägige Antwort vom 20. April 1854 dazu, um in seiner feinen Weise dem bayerischen Monarchen die Pflicht und das Interesse einzuschärfen den kleineren Staaten Deutschlands in der Behandlung kirchlicher Angelegenheiten mit einem würdigen Beispiel voranzugehen. „Es ist bekannt", sagte er, „welche hohe Verehrung die bayerische Staatsregierung durch ihr wohlwollendes Verhalten gegen die katholische Kirche während einer Reihe von Jahren unter allen Katholiken Deutschlands, namentlich auch in dem Rheinlande seit den Kölner Wirren, sich erworben hat. Bayern stand hoch in der katholischen Meinung und mit allgemeinem Vertrauen sah man auf diese zweite katholische Macht als auf einen sichern und starken Hort der katholischen Sache." Der Cardinal kommt wiederholt auf diese Thatsache zu sprechen; er erinnert den König daran, daß in dem zügellosen Aufruhr von 1848 „die katholische Kirche in ihren Bischöfen und Geistlichen treu und fest zu dem Landesherrn und seiner Regierung gestanden, während eben Viele aus denen, die jetzt von Angriffen auf die Kronrechte sprechen, damals feig und eidbrüchig sie im Stiche ließen." Zuletzt ruft der Cardinal dem König ein bei der letzten Audienz geäußertes Wort in's Gedächtniß, das Wort: „daß Ihre königliche Hand die katholische Fahne hoch tragen wolle."

Im Jahre 1854 wäre es jedenfalls schon sehr spät gewesen zur Erfüllung eines solchen Versprechens. Die Parteien, welche man als Stützen der neuen Großmachts-Politik benützen wollte, kehrten bereits den Spieß allmählig um und benützten die Annäherungen der Regierung, um dieselbe den

eigenen Parteizwecken dienstbar zu machen. Um die Freiheit der Krone zu retten, hätte sie mit ihrer gesammten Politik in die alte Bahn einlenken müssen. Anstatt dessen geschah eben jetzt — es war die Zeit der Bamberger Conferenzen — das entschiedene Gegentheil. Auch im oberrheinischen Kirchenstreit hatte Bayern wirklich, freilich nur um unter der Hand ausgelacht zu werden, eine hegemonische Stellung einzunehmen versucht; aber in ganz anderm Sinne als Cardinal Geissel meinte. Bayern hatte an den Höfen von Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Wiesbaden insinuiren lassen: man möge doch ja den dortigen Bischöfen keine größern Concessionen machen als den bayerischen gemacht worden seien. Was aber diese Concessionen, namentlich im Vergleich zu der gesetzlichen Freiheit der Kirche in Preußen, bedeuten wollen, das hat nachträglich Ein Eklat nach dem andern bewiesen, in neuester Zeit insbesondere der Speyerer Conflikt, der Jesuiten-Skandal in Regensburg, dann und wann ein Feldzug gegen arme Schulschwestern, englische Fräulein u. s. w. Nicht bloß um den Liberalen zu gefallen, sondern wirklich aus Politik waren solche Thaten unter Max II. möglich, ja nöthig geworden.

Die bayerische Großmachts-Politik mit ihrem Schaukelsystem hatte sich nämlich mit innerer Folgerichtigkeit auch auf das confessionelle Gebiet ausgedehnt. Wie man zwischen Oesterreich und Preußen die Waage halten wollte, dem Einen nicht weniger mißtrauend als dem andern, so wollte man auch die Waage halten zwischen Katholicismus und Protestantismus. Und wie diese Politik unwillkürlich das erdrückende Uebergewicht Preußens zur Folge hatte, bis an den Rand unserer Mediatisirung, so hat sie auch in unglaublichem Maße zur Bevorzugung des protestantischen Elements in Bayern ausgeschlagen. Eine confessionelle Statistik des bayerischen Staatshandbuchs würde merkwürdige Aufklärungen geben. In gewissen Ministerien sind die confessionellen Einflüsse stadtkundig; und wer an solchen Nachweisen noch nicht genug hätte, der brauchte sich nur umzu-

schauen, wie viele strebsamen Beamten noch den Muth haben ihre Kinder aus gemischten Ehen katholisch erziehen zu lassen. Die alte Kirche ist auch in dieser Beziehung zum Stiefkind in Bayern geworden.

Auch diese Zustände lagen keineswegs in der Intention des verstorbenen Königs. Er hat vielmehr, wie wir aus der akademischen Gedächtnißrede auf seinen Tod wissen, die Gegensätze der Confessionen abschleifen und die streitigen Bekenntnisse in Eins verschmelzen wollen. Keine von beiden Confessionen des Landes durfte daher übermächtig werden. Wie er es in der deutschen Frage für die Aufgabe Bayerns hielt, das Gewicht des Landes materiell oder moralisch so weit zu verstärken, daß es für alle Zeit das einigende und gleichzeitig auseinander haltende Band, also die eigentlich Norm gebende Macht zwischen Oesterreich und Preußen bilden könnte; so hielt er es auch für die Mission Bayerns die Confessionen des Landes und Deutschlands überhaupt „von ihren Schlacken zu reinigen“ und den entscheidenden Vermittler zwischen denselben zu spielen. Für eine solche Mission Bayerns mußte nun freilich nicht bloß der Ultramontanismus sondern jede ernst katholische Gesinnung überhaupt als anstößigstes Hinderniß erscheinen. Daraus erklären sich manche merkwürdigen Züge, z. B. das Verfahren bei der Berufung Giesebrechts, desselben Mannes welchem vor noch nicht zwei Jahren das Monopol übertragen werden sollte die Geschichtslehrer für die bayerischen Schulanstalten abzustempeln. Unter den Bedingungen welche dem Königsberger Gelehrten gestellt wurden, befand sich nämlich auch die: er müsse sich verpflichten niemals zur katholischen Kirche überzutreten. Seitdem hat der Herr Professor jeden Schatten eines solchen Verdachts glücklich von sich abgewälzt.

Als die neue Großmachtspolitik in Bayern gegründet wurde, da bedurfte sie neuer Stützen, Mittel und Werkzeuge. Als solche erschienen die „Wissenschaft“ und die „liberale Partei“, und es mangelte nicht an Angeboten von beiden Seiten. Es war die königliche Intention, daß die

Wissenschaft und der Liberalismus in Bayern ihren möglichsten Glanz verbreiten sollten, um die moralische Vergrößerung und Verstärkung des Landes zu bewirken; aber nicht weiter. Das Werkzeug sollte beileibe nicht zur herrschenden Macht, das Mittel nicht zum Selbstzweck werden. So rechnete der Regent; aber er verrechnete sich, wie es nicht anders seyn konnte. Denn diese Wissenschaft und der Liberalismus sind ja Potenzen die ihr Gesetz in sich selber tragen; als dienend können sie nur erscheinen, wenn sie zeitweise noch auf dem Wege zur Herrschaft sind.

Die neue Großmachtspolitik glaubte ganz sicher zu gehen, indem sie ebensowohl die materielle als die moralische Vergrößerung Bayerns in Aussicht nahm. Max II. hatte in einem Augenblicke den Thron bestiegen, wo Oesterreich durch den Aufruhr der Nationalitäten und des Wiener Liberalismus der Zerstückelung nahe gebracht war. Damals war es namentlich der verstorbene Baron Hormayr, der am Hoflager zu Nymphenburg alte Erinnerungen zu benützen wußte und der neuen Großmachts-Politik den Mund wässernd machte nach Salzburg, Tyrol und dem Innviertel. Man bezeichnete diese Politik nach den Anfangsbuchstaben der drei kaiserlichen Kronländer mit dem Wörtlein Sit. Noch im Jahre 1856, als der bayerische Monarch seinen Besuch in den Tuilerien abstattete, wo man damals auf dem Höhepunkt der Macht stand, ging hartnäckig das Gerücht, daß auch der französische Imperator sich sehr vertraut erwiesen habe mit der Bedeutung des Wörtleins Sit. König Max war überhaupt des festen Glaubens, daß die nächste Krisis in Europa für Bayern eine bedeutende Territorial-Vergrößerung einbringen müsse. Er hatte wohl eine bestimmte Ahnung, daß die Entwicklung unserer Zeit dem Fortbestand der kleineren Staaten sehr ungünstig sich gestalte. Aber um so fester glaubte er, daß Bayern durch territorialen Zuwachs über die Kategorie der Kleinstaaten hinausgehoben werden müsse. Oder wenn das nicht, so würde mit Bayern jedenfalls in anderer Weise eine Ausnahme stattfinden, indem es

nämlich an der Spitze der übrigen kleinern Staaten Deutschlands als Hegemon stehend, eine Art von moralischer oder Collektiv-Großmacht bilden könnte. Die Trias-Idee war also das Surrogat der entschieden Oesterreich feindlichen Politik Bayerns.

Es macht einen eigenen, ich möchte sagen fröstelnden Eindruck, wenn man jetzt auf die stolze Zuversicht jener Tage zurückblickt und damit den tiefen Fall in der Gegenwart vergleicht. Bayern ist oft einflußreicher als damals, aber es ist nie hochmüthiger gewesen. In dem intimen Gelehrtenkreise des Monarchen, dem sogenannten Tabakscollegium, wurde von ihm einmal die Frage aufgestellt: ob in Bayern noch einmal eine Revolution zu befürchten stehe. Alle verneinten die Frage; nur Ein durch seinen ritterlichen Freimuth bekannter und allverehrter Greis sprach das kühne Wort: „Ja wohl, und eine ärgere als die letzte war." Der königliche Wirth erstaunte: wie denn das möglich wäre; das Volk sei ja glücklich und Jedermann zufrieden. So war es, oder schien es in der That. Aber in jähem Wechsel sollte es anders werden. Der sprüchwörtlich gewordene „blühende Wohlstand des Landes" entbehrte vielfach der soliden Basis. Hatte man sich ja auch, nach dem Beispiel des volksbeglückenden Imperators, so kopfüber auf die „Förderung der materiellen Interessen" als das wesentlichste Machtmittel der Neuzeit geworfen, daß nach der Basis überhaupt Niemand mehr fragte. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Und in dem Moment wo der natürliche Rückschlag die schwindelhafte Uebertreibung bloßlegte, zeigte sich thatsächlich, daß auch alle andern Mittel und Wege der neuen Großmachts-Politik fast unvermerkt in ihr Gegentheil umgeschlagen waren.

Die erste Allianz derselben war die neue Wissenschaft. Durch wissenschaftliche Berühmtheiten sollte Bayern auf eine solche Höhe geistigen Ansehens gehoben werden, daß es unmöglich wäre, das Land ferner zu den kleineren Staaten glattweg zu zählen und ihm die gewünschte Rolle auf politischem Gebiete streitig zu machen. Es war die emancipirte

Wissenschaft, welche das Werk zu Stande bringen sollte. Als der edle Geheimrath von Ringseis im J. 1855 seine Rektoratsrede hielt „Ueber die Nothwendigkeit der Autorität in den höchsten Gebieten der Wissenschaft", da wurde ihm von den „Wissenschaftlichen" ein förmlicher Hochverraths-Proceß gemacht; sie verlangten im Kabinet die Absetzung des kühnen Redners. Fortwährend wurden ungeheure Anstrengungen gemacht, um Bayern mit literarischen Celebritäten zu zieren, und die Vorbereitungen dazu waren, wie wir in den Artikeln über das Leben Thiersch's dargestellt haben, durch eine ausgedehnte Kameraderie von langer Hand her eingeleitet. Aber es ist nicht ein einziger Eiferer für die bayerische Großmachts-Politik unter den Wissenschaftlichen aufgestanden. Mehrere lehrten und lehren noch gut Bismarkische Politik; andere machten es wie der homerische Zeus: sie schauten auf die Niederlage des alten Bayerns bei Sadowa und lachten dazu. Dem Volke blieben sie fremd; auf den bayerischen Patriotismus wirkte das gehätschelte Fremdthum erkältend bis in's Herz hinein, und es ist nur zu erklärlich wenn namentlich in der jüngern Generation der Gebildeten davon so viel wie nichts mehr übrig ist. Den Einen ist der bayerische Sinn weggelehrt, den andern ist er weggeärgert worden. Ohnehin wird der ächte Patriotismus immer religiöse Wurzeln haben; vom religiösen Element war ja aber diese neue Wissenschaftlichkeit systematisch emancipirt oder demselben gar principiell verfeindet.

Der zweite Alliirte war der Liberalismus. Freilich hatte hier der König eine sehr strenge Grenze gezogen, die Grenze seiner Kronrechte. „Er ist ein Feind der Ultramontanen, er ist nicht im mindesten ein Freund der constitutionellen Wortführer, denn die Einen wie die andern „„greifen nach seinen Kronrechten"": so sagt der angeführte Artikel der Süddeutschen Zeitung. In der That stieß jede liberale Maßregel auf mehr oder minder beharrlichen Widerstand im Kabinet. Einerseits sprach freilich der Gedanke, daß Bayern ja gerade um seiner neuen Großmachts-Politik willen nicht zurück-

bleiben dürfe in der Aufnahme der liberalen Ideen der Zeit, für unbegrenzten Fortschritt. Andererseits scheint aber den Monarchen stets die gegründete Furcht geleitet zu haben, daß das Mittel zum Selbstzweck, das Werkzeug zum Herrscher werden, mit andern Worten die liberale Partei ihm über den Kopf wachsen könnte. In der That hatte der unglückliche Monarch kaum die müden Augen geschlossen, so erklärte der leitende Minister vor der Kammer: „Meine Herren! die Regierung wird im Liberalismus niemals zurückbleiben hinter der Volksvertretung.“ Das war nun erst recht die neue Aera in Bayern.

Also nicht mehr das Wohl des Volkes und das wohlverstandene Bedürfniß des Landes war die Richtschnur der Regierung, sondern das theoretische System des Liberalismus. Darin lag eine völlige Umkehr aller Regierungs-Anschauungen des verstorbenen Königs. Die nächste Folge davon war die Auflösung der großen liberalen Mehrheit. Denn die fortgeschritteneren Elemente besorgten nun keine Reaktion mehr, die andern Mitglieder der alten Mehrheit aber waren nicht gesonnen mit einem System von unbegrenzten Consequenzen durch Dick und Dünn zu gehen. Die zweite Folge war die isolirte Stellung der Regierung zwischen den Parteien, die insgesammt sich und ihr mißtrauisch gegenüber zu stehen begannen. Den Einen ging man von oben nicht weit genug in der unbedingten Hingebung an das System des Liberalismus, während die andern in ihrer reservirten Stellung sich stets durch das verpfändete Wort der Regierung bedroht sahen. Die dritte Folge war eine weit verbreitete Mißstimmung im Volke, welches seine wahren Bedürfnisse und Wünsche einem theoretischen System geopfert sieht und schwere Nachtheile davon empfindet. Eine Reihe von Gesetzen sind in Bayern eingeführt, bloß weil sie auch in andern liberalen Ländern bestehen. Das Volk fragt sich: warum müssen wir denn Alles so haben wie in Frankreich oder in Preußen? und diese Mißstimmung ist um so bedenklicher, je empfindlicher die Neuerungen häufig dem Volke die Rechtspflege und

Verwaltung pekuniär vertheuert haben. Hätte die vertriebene Dynastie von Hannover ihr Land in den letzten Jahren nach dem System des Liberalismus umgestaltet wie wir, so würde der Hannover'sche Legitimismus den preußischen Unterdrückern jetzt schwerlich viele Schwierigkeiten bereiten.

Als das unselige Wort gesprochen wurde, daß die Regierung stets mit der Kammer wetteifern werde im Liberalismus, da fiel dieses Wort nicht ohne bedeutsame Rücksicht auf die deutsche Frage, wie denn überhaupt die ganze Verwirrung in Bayern seit 1850 auf die Furcht vor der nationalen Bewegung zurückgeführt werden muß. Zu der großen liberalen Partei rechnet sich nämlich auch eine partikularistische Fraktion, deren Tendenz dahin geht oder ging, das bayerische Volk im eigenen Lande so zufrieden und glücklich zu machen, daß es, völlig sich selbst genug, allen Anwandlungen deutsch-nationaler Reichsträume unzugänglich würde. „Wenn nur Bayern ruhig war, was war ihm Hecuba"*)? Offenbar mußte diese Richtung mit dem Ideengang des verstorbenen Königs sich vielfach berühren; darum hielt sie sich auch verhältnißmäßig lange am Ruder. Ihre Anschauung war auch im Grunde so unpraktisch nicht, nur daß der Zweck eben nicht zu erreichen war auf dem Wege des Liberalismus. Die Partei besteht noch. Um die Selbstständigkeit Bayerns innerlich zu retten, fordert sie immer noch mehr liberale Reformen. Sie sieht nicht, daß sie damit das Volk nur immer noch mehr verdrossen macht, weil sie dem Volke immer noch größere Lasten und Plagen auflädt; und sie sieht nicht, daß sie mit der Aufdringlichkeit ihres Doktrinarismus von Anfang an bis jetzt nur Wasser auf die Mühle der Fortschrittspartei geschüttet und den eigenen Gegnern in die Hände gearbeitet hat.

Alle die denen es Ernst gewesen mit der langjährigen Agitation in der deutschen Sache, müssen sich nothwendig

---

*) S. den in diesem Punkte sehr wohlgetroffenen Artikel der Allg. Zeitung vom 21. Nov. 1865 „Ueber Bayerns politische Lage".

mit der Fortschrittspartei berühren, wenn anders sie überhaupt den liberalen Anschauungen folgen. Darum ist diese Partei in den letzten Jahren stark angewachsen, während die anderen Parteien einer so vollständigen Auflösung verfielen, daß es überhaupt keine parlamentarische Partei und keine regierungsfähige Partei im Lande mehr gibt als eben die Fortschrittspartei. Daß die letztere zur Zeit bereits die auswärtige Politik Bayerns beherrscht, ist freilich bloß dem erschütternden Eindruck der vorjährigen Niederlage zu danken. Man hatte eben vollständig den Kopf verloren über dem unverhofften Ausfall des so leichtfertig heraufbeschworenen Bürgerkriegs. In dem Maße als allmählig wieder Ernüchterung eintritt und der preußische Nimbus erbleicht, wird ohne Zweifel eine übermächtige Reaktion gegen den Anschluß an Preußen sich erheben. Der klägliche Ausgang der Luxemburger Verwicklung hat schon ein grelles Licht angezündet über den angeblichen deutschen „Beruf Preußens". Nordschleswig wird denen welche das Großpreußenthum als deutsche Reichsmacht aufgestellt haben und den Anschluß an den norddeutschen Bund als nationale Pflicht geltend machen wollen, eine weitere Demüthigung bereiten. Die abermalige Wendung der auswärtigen Politik Bayerns versteht sich dann von selbst. Aber wie immer dieselbe ausfallen möge, auch die neue Regierung würde keine Partei im Lande haben. Es wäre ein anderes Beamten-Ministerium ohne grundsätzlichen Anhang im Volke; und das wird nicht anders werden, ehe die Fortschrittspartei doch noch an's Ruder gelangt, oder ohnedieß eine fundamentale Neubildung des Parteiwesens im Lande eintritt.

Aber, wird man fragen: wo ist denn die conservative Partei in Bayern hingekommen? Eine sehr berechtigte Frage, die den Kernpunkt unserer Lage trifft. Die conservativen Parteien sind in allen kleineren deutschen Staaten naturgemäß schwache und hinfällige Gewächse, denn es fehlt in solchen kleinen Körpern für die erhaltenden Grundsätze der würdige Stoff. Vollends hat es in Bayern — abgesehen von den sogenannten Ultramontanen — eine eigentlich conservative Partei

nie gegeben. Was man sonst wohl so nannte, das war eben einfach die Regierungspartei, ohne Selbstständigkeit und grundsätzliche Stellung. Eine conservative Regierungspartei konnte aber in Bayern nicht mehr existiren, seitdem die neue Großmachts-Politik installirt war, und es somit kein conservatives Beharren bei der Regierung mehr gab. Die Elemente dieses ehemaligen Conservatismus verloren sich größtentheils unter die Liberalen und gingen hier in der allgemeinen Auflösung und Vermischung unter. Es ist auch im Grunde nicht so naturwidrig wie es auf den ersten Blick scheint, wenn man selbst starre Regierungsmänner von ehedem jetzt in den Reihen der Fortschrittspartei antrifft.

Die grundsätzlich conservative Partei in Bayern war allein die sogenannte „ultramontane". Es ist dieß eine Thatsache, die sich aus dem Charakter unserer Kernlande und ihrer Geschichte leicht erklärt. Bayern ist fast dreihundert Jahre lang sozusagen der Kirchenstaat in Deutschland gewesen. Niemand konnte dieser kirchlichen Basis entfremdet und doch zugleich grundsätzlich bayerisch-conservativ seyn. Die traditionelle Gewohnheit, das alte Bayern sozusagen unter die kirchlichen Interessen aufzunehmen, hatte sich bis in die neueste Zeit fortgepflanzt; und die Gegner haben darum nicht mit Unrecht die Begriffe „ultramontan" und „conservativ" stets als identisch genommen. Es war so, ich sage es **war** so. Denn jetzt gibt es eine ultramontane Partei in Bayern überhaupt nicht mehr. Sie existirt nur noch in ihren Reminiscenzen und als Popanz der andern Parteien.

Wir haben Gottlob immer noch streng katholische Männer von Talent und Charakter im Lande; aber zu einer politischen Wirksamkeit zusammenzutreten, das hat die Regierung des vorigen Königs Jedermann gründlich entleidet. Schon darum kann von einer künftigen Regierung aus der ultramontanen Partei keine Rede seyn. Auch ist in jener Zeit die Partei mit vereinten officiellen und nichtofficiellen Kräften dergestalt dem Volke angeschwärzt, verschrieen und verleumdet worden, daß mancher Ultramontane sich bereits selber nicht mehr

kennt. Eine abergläubische Ultramontanenfurcht hat mitunter auch die besten Männer ergriffen. Nimmt man dazu, daß von oben nichts verabsäumt worden ist, um dieser Richtung an den höheren Lehranstalten jeden Zugang zu versperren und das Wasser des geistigen Lebens abzugraben, so muß es als ein wahres Wunder erscheinen, wenn aus der künftigen Generation nur noch ein paar öffentliche Männer heraustreten, welche ihre politische Stellung auf der Basis kirchlicher Principien einnehmen. Denn das und nichts Anderes ist doch am Ende der vielberufene „Ultramontanismus".

Ueberdieß ist es den feindlichen Einflüssen der vorigen Regierung gelungen, unter den Elementen der ehemaligen Partei sogar in mittelbar kirchlichen Fragen eine Spaltung hervorzurufen. Es hat sich nämlich eine Fraktion von liberalen Katholiken herausgebildet, deren Anschauung freilich ganz verschieden ist von dem, was man in Frankreich, Belgien und zum Theil in Preußen liberale Katholiken nennt. Der Liberalismus der Letzteren bedeutet in keiner Weise eine Spannung mit der kirchlichen Autorität, sondern sie sind nur in politischen Dingen Anhänger der liberalen oder demokratischen Ideen. In kirchlicher Beziehung halten sie so strenge am Princip der Autorität fest, daß gerade die Emancipation der Kirche vom Machteinfluß des Staates ihr oberstes Streben ist. Ganz anders die liberalen Katholiken in Bayern. Sie sind vor Allem Staatskirchenmänner, und bezeugen einen traurigen Rückschritt von jener begeisternden Münchener Schule, die in der Zeit der Kölner Wirren die Periode ihrer höchsten Blüthe erlebt hat. Die Spaltung erstreckt sich im Grunde nur auf wenige Personen des Gelehrtenstandes; aber sie hat erst neuerlich wieder viel Aergerniß gegeben, um so mehr als auch von der andern Seite nicht selten Personen und Dinge in unbilligster Weise durch einander geworfen werden. So ungern wir es thun, wir werden eingehender auf den Gegenstand zurückkommen müssen.
